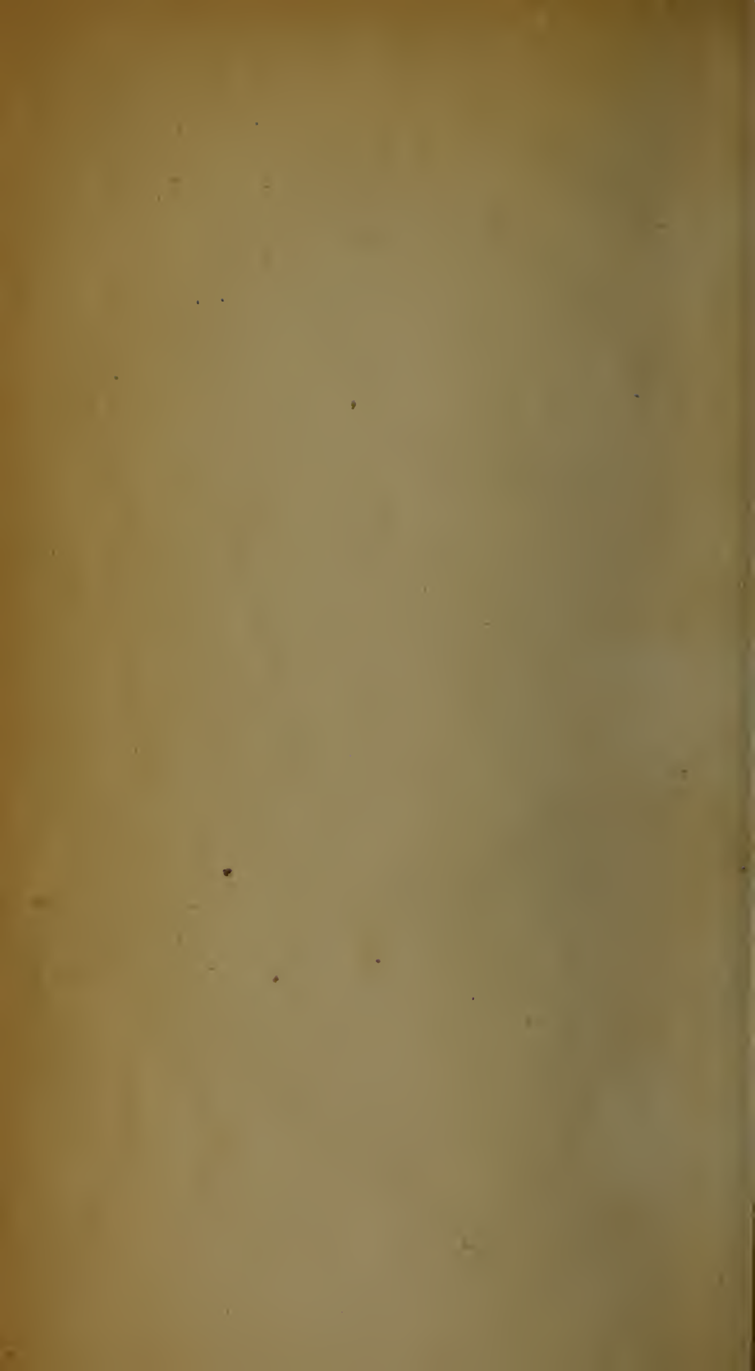








ISIS

Der Mensch und die Welt.

Von

C. Radenhausen.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Hamburg.
Otto Meißner.
1871.



Lohn und Strafe.

§. 138. Unter den zahlreichen Mängeln, mit denen die menschlichen Fähigkeiten von jeher behaftet waren und die sich geltend machten im heranbilden der Erkenntniß, befindet sich auch der (§. 16), daß der Mensch seine **Vorstellungen über die Ursachverhältnisse** nur gewinnen konnte durch beobachten der wiederholten Aufeinanderfolge zweier Vorgänge, von denen er die vorhergehende als Ursache und die nachfolgende als Wirkung auffaßte. In dieser Weise entstanden im Laufe der Jahrtausende die meisten und wichtigsten Vorstellungen welche wir Menschen bezüglich der Ursachverhältnisse besitzen. Erst in neuerer Zeit entdeckte die fortschreitende Erkenntniß viele Zwischenglieder, welche es ermöglichen unvermittelt neben einander gedachte Ursachverhältnisse zu verbinden, ihre Begründung zu prüfen und ihre Menge zur Einheit zusammen zu fassen. Dadurch kamen zahlreiche Irrthümer zum Vorscheine, in welche die einfache Folgerung aus wiederholtem zusammen treffen zweier Vorgänge gerathen war: Sirius (Hundsstern) und Hundstage, Kometen und Landplagen, Sternstellungen und Menschenschicksal u. s. w.; auch andere Irrthümer die durch verbinden zweier Vorgänge entstanden welche beide die Wirkungen einer unbeachteten Ursache waren. Noch größere Irrthümer geschaffen durch Verbindung zweier Vorgänge, zwischen denen eine ganze Reihenfolge anderer geschahen, die der Mensch nicht erkannt hatte weil sie jenseit der Grenzen seiner Sinne vorgingen, also seiner außersinnlichen Welt angehörten; so daß er diese vorhandene Lücke entweder ganz unberücksichtigt gelassen oder mit den Gestaltungen seiner Einbildung ausgefüllt hatte.

Die selben Fähigkeiten und Mängel welche ihn bei beurtheilen äußerer Vorgänge leiteten, waren auch thätig in seinen Schlußfolgerungen aus solchen Vorgängen die er selbst hervorrief. Als Theil des

Weltganzen konnte er inmitten der Vorgänge nicht unthätig verharren; sein ganzes Dasein war eine Kette von Eindrücken und Handlungen, erstere als Wirkungen äußerer Vorgänge auf ihn, letztere als Ursachen in ihm, deren Wirkungen äußere Vorgänge wurden. Er war ein Glied der großen Kette von Bewegungen, als solches leidend und thätig, empfangend und gebend, wie es sein Leben und sein Erkennen bedingten. Bei Beurtheilung dieser Art von Ursachverhältnissen in denen sein Wille herrschend war, stand ihm die Sicherstellung zur Verfügung durch willkürliche Wiederholung der gleichen Handlung zu erproben, ob die selbe Wirkung jedesmal so unausbleiblich erfolge, daß er sicher gehe wenn er ein Ursachverhältniß zwischen seiner Handlung und dem daraus erfolgenden Vorgange annehme. Dagegen stand ihm aber auch hier die Begrenztheit seiner Sinne entgegen, welche ihn verhinderte in sehr vielen Fällen diejenigen Vorgänge zu erkennen, welche entweder die Ursachen oder die Wirkungen seiner Handlungen seien. Über sein Verhältniß als Einzelwesen zur übrigen Welt konnte er demnach innerhalb der Grenzen seiner Sinne eine Reihe von zutreffenden Vorstellungen über Ursachverhältnisse sich bilden; wogegen er außerhalb seiner Sinne blindlings umher tappen mußte, um durch seine Einbildung Vorstellungen zu schaffen zum auffassen der Vorgänge seiner außersinnlichen Welt. Diese beiden Arten von Vorstellungen unterscheidet man gewöhnlich als Erkenntniß und Glauben, bezeichnet sie auch vielfach als weltlich und geistlich, Wissenschaft und Religion.

Je reicher im Laufe der Jahrtausende der Mensch seine Erkenntniß gestaltete, je zahlreicher seine Erfahrungen wurden und daraus gebildete Vorstellungen in seinem Gedächtnisse sich ansammelten, desto deutlicher ward es ihm daß viele Vorgänge unangenehm oder schädlich auf ihn einwirkten, sei es beim jedesmaligen eintreten oder nur zu bestimmten Zeiten und unter besonderen Umständen; daß dagegen andere Vorgänge mit den selben Abstufungen angenehm oder nützlich für ihn waren. In Folge dieser Erkenntniß richtete er seine Handlungen demgemäß ein, suchte die unangenehmen oder schädlichen Vorgänge zu vermeiden, sich ihnen thunlichst zu entziehen und dagegen diejenigen hervor zu rufen, welche erfahrungsmäßig angenehm oder nützlich auf ihn einwirkten. Hätten alle Vorgänge in seiner Macht gelegen und innerhalb der Grenzen seiner Sinne stattgefunden, so wäre es ihm möglich geworden mit voller Erkenntniß alles nach seiner Annehmlichkeit zu seinem Nutzen zu lenken; er hätte das ihm Ungünstige nicht geschehen lassen und das Günstige nach Kräften hervor gerufen. Dieses Machtverhältniß waltete aber nicht ob; der Mensch konnte weder alles Ungünstige verhindern noch alles Günstige hervor bringen, es fehlte ihm an Macht und auch an Einsicht in die Verhältnisse seiner außersinn=

lichen Welt, an Erkenntniß der Ursachen und Wirkungen welche jenseit der Grenzen seiner Sinne lagen. Der Mensch mußte sich diesen Verhältnissen fügen und suchte zu dem Ende seine Erkenntniß durch den Glauben zu bereichern, versetzte die ihm fehlende Macht in das außersinnliche Gebiet als eine dort vorhandene Übermacht. Er gestaltete die Ursachen und Wirkungen die außerhalb der Grenzen seiner Sinne vorgehen als das Wesen eines menschenartigen Willens; dessen Äußerungen diejenigen günstigen und ungünstigen Vorgänge seien, welche im Bereiche seiner Sinne geschahen, aber nicht in seinem Willen lagen; von ihm nur deshalb als einzele menschenartig hervorgerufene Handlungen gedeutet wurden, weil er die jenseit seiner Sinnesgrenzen vorhergegangenen oder nachfolgenden Bewegungen nicht erkannte. Solchergestalt stellte er über sich eine außersinnliche Übermacht, mit menschenartigem Willen begabt auch menschenartig handelnd, und brachte damit alle Vorgänge in Verbindung die er nicht zu bewältigen oder hervorzurufen wußte. Sobald er in seinen Gedanken beim versuchten erklären der Ursachverhältnisse eine Lücke spürte, bediente er sich zur Ergänzung seiner Vorstellungen der unbekannten Übermacht seiner außersinnlichen Welt in Mehrheit oder Einheit des menschenartigen Wesens.

§. 139. Durch Erfahrung lernte der Mensch daß aus bestimmten Handlungen jedesmal angenehme oder nützliche Vorgänge entstanden: trieb er seine Herden auf fette Weiden und hütete sie sorgfältig so gediehen sie an Fleisch und gaben reichlich Milch; wenn er geeigneten Boden im Frühlinge öffnete, Saatkörner hinein legte oder über den gelockerten Boden streuete, erwuchsen Pflanzen die ihm das selbe Brodkorn hundertfältig zurückgaben. Er vermogte es nicht die Reihenfolge der Bewegungen zu erkennen, welche zwischen der Aussaat und der Ernte stattfanden, wußte nicht wie die Bodenbestandtheile und deren Auflösung, Regenmenge Verdunstung und Entwässerung des Grundes, Luftwärme und Luftströmungen dem Saatkorne sein keimen und bilden der Wachsthumzellen verliehen. Ihm mangelte diese Erkenntniß weil die bezüglichen Vorgänge seiner außersinnlichen Welt angehörten; dadurch fand er sich veranlaßt die Lücke mit der unbekannten Macht auszufüllen und in dieser die Ursache der ihm angenehmen und nützlichen Wirkungen suchend, die Ernte sich vorzustellen als **Lohn** für sein bearbeiten und besäen des Landes. Die Erfahrung lehrte aber auch daß die selben Wirkungen nicht stetig eintreffen, nicht jedesmal die selbstverständliche und unausbleibliche Folge der gleichen Handlungen seien: es kamen Zeiten wann die fetten Weiden verdorrten oder überschwemmt waren und seine Herden verkümmerten; der besäete Boden

ausgedörrt oder verschlammt keine Frucht ergab und statt des Gedeihens die Menschen durch Hungersnot ausstarben. Er mußte in Unkenntniß der Ursachverhältnisse auch dieses seiner unbekannten Übermacht beimessen und da er einen menschenänlichen Willen voraussetzte: so konnte ihm das versagen der gewohnten Annehmlichkeit und der zum Leben erforderlichen Nahrung nur als verhängte **Strafe** erscheinen; in änlicher Weise wie er selbst Unangenehmes und Nachtheiliges zur Strafe verhängte über Schwächere. Er sah sich einem außersinnlichen übermächtigen aber menschenänlichen Willen unterstehend, der Lohn oder Strafen spende je nachdem Wohlwollen oder Zorn die Ursache seiner Machtäußerungen sei.

Diese ursprüngliche Eintheilung hat bei den verschiedensten Völkern sich geltend gemacht und durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart sich erhalten. Mochte die außersinnliche Übermacht genannt werden Osir Bal Moloch Jhoh Brama oder Ormuds im Alterthume, oder Theos Deus Gott Bog Adonai oder Allah der Neuzeit; stetig haftete daran die Vorstellung von Strafe und Lohn. Alles Unangenehme und Schädliche ward gedeutet als Strafe, alles Angenehme und Nützliche als Lohn, von der menschenänlich wirkenden Übermacht verhängt. In dieser Hauptbeziehung konnte sich die Gleichartigkeit des Menschenwesens räumlich und zeitlich in änlicher Weise gestalten; denn die Fähigkeiten und Mängel waren in ihrer Anlage stets die gleichen, und da den Menschen jederzeit und allenthalben angenehme und nützliche wie schädliche Vorgänge umgeben, auch demgemäß zweiseitig auf ihn wirken und Vorstellungen schaffen, so war auch jene Zweitheilung gegeben sobald die Erkenntniß so weit fortgeschritten war, daß sie die außersinnliche Welt in die Vorstellung eines menschenänlichen Willens faßte und zu diesem die Handlungen der Menschen in Beziehung setzte. Als jedoch der Mensch zur Eintheilung der verschiedenen Vorgänge und Ursachverhältnisse überging um solche als Strafe oder Lohn zu deuten, gelangten die örtlich und zeitlich verschiedenen Eindrücke der jedesmaligen Außenwelt zur Geltung: so daß was irgendwo oder zu einer Zeit als Lohn oder Strafe aufgefaßt ward anderswo oder zu anderer Zeit gegentheilig galt, je nachdem die Wirkung auf den deutenden Menschen örtlich oder zeitlich verschieden war. Der Eskimo fühlt sich belohnt wenn knarrender Frost ihm die Jagd erleichtert, während der Morgenländer schon gelinde Kälte als die härteste Strafe empfindet weil sie seine Nährpflanzen tödet. Der Seefahrer des Mittelmeeres fleht zur Madonna oder der arabische zum Scheich Ismael um den Westwind der ihm zur Zeit günstig ist, und deutet als Lohn wenn er erfolgt; sein Nachbar der in entgegengesetzter Richtung fahren will und demgemäs um Ostwind betete, deutet den selben

Westwind als Strafe; selbst jener beglückte Schiffer würde bei der späteren Rückfahrt den ehemals als Lohn gedeuteten Westwind als Strafe erkennen. Die Bewohner der Sumpfniederungen flehen um Trockenheit, während der Ackersmann des Hochlandes sich nach Regen sehnt; je nachdem Trockenheit oder Regen eintritt, mißt jeder dem selben Gotte an den beide glauben die Absicht bei ihn dadurch belohnen oder bestrafen zu wollen. Alle sind sie darüber einig, daß die übermächtig wirkenden Vorgänge, je nachdem sie günstig oder ungünstig sind, als Lohn oder Strafe zu deuten seien. Sobald aber die Eintheilung vor sich geht, kommen die Verschiedenheiten der Bezüge zur Geltung in denen jeder Mensch zu seiner besonderen Außenwelt steht; so daß die Deutungen je nachdem geradezu entgegen gesetzt ausfallen können.

§. 140. Indem der Mensch als Einzelwesen gezwungen war, alles dasjenige zu erkennen was merkbar auf ihn einwirkte, erweiterte er das **Gebiet seiner Bezüge** in dem Maße wie seine Erkenntniß zunahm. Je weiter rückständig seine Bildung, desto enger der Bereich dessen was auf ihn einwirkt und so stark ihn berührt daß es zu seiner Erkenntniß gelangt. Der kleinste Theil der Welt genügt ihm, die nächste Umgebung bildet seinen Bereich und aus dieser auch nur dasjenige was ihn packt, stark genug auf ihn einwirkt um einen dauernden Eindruck zu hinterlassen. Schon innerhalb des engsten Bereiches trafen den Menschen angenehme und nützliche, wie unangenehme und schädliche Vorgänge, und zwar im Bereiche seiner Sinne, so daß er seine Eintheilung treffen konnte. Er gerieth in Kämpfe mit den Thieren: Schmerzen und Wunden ohne zu siegen deutete er als Strafe; die Sättigung nach ihrer Überwindung nahm er als gebührenden Lohn hin. Reichlichen Speisegenuß und behagen in der Verdauung deutet der Mensch als Lohn für seinen Fleiß, dagegen Übersättigung und lästige Verdauung als Strafe für seine Unmäßigkeit. Bei fortschreitender Bildung mehrte sich sein Lohn: er lernte Thiere zähmen, verwandte Mühe darauf sie zu schützen und zu pflegen, und reichliche Ausbeute an Fleisch Milch und Fellen war sein Lohn; er lernte den Ackerbau betreiben, die Pflege der Fruchtbäume und fand sich belohnt durch reichlichen Ertrag an Nährfrüchten. Er lernte durch bewässern den Ertrag des Landes steigern und die vordem als Strafe gedeutete Dürre abwehren, vermehrte seine Genüsse und verfeinerte ihre Befriedigung. Daraus schuf er eine Fülle von Vorstellungen über seine Bezüge zur übrigen Welt, die er in seinem Verhältnisse zur erkannten Übermacht als Lohn oder Strafe deutete und eintheilte.

Am schwierigsten ist diese Eintheilung zu treffen in den Verhält=

nissen der Menschen zu einander in den anhaltenden gegenseitigen Einwirkungen. Schon im ursprünglichsten Verhältnisse, dem Eheleben, ist die Entscheidung darüber, ob das stete Zusammenleben mit einem Menschen des anderen Geschlechtes angenehm oder unangenehm, nützlich oder schädlich, als Lohn oder Strafe anzusehen sei, keineswegs gleichmäßig für alle Fälle. Die Wirkung und Deutung der Ehe ist in jedem einzelen Falle verschieden, kann dem einen Menschen der höchste Lohn sein den er zu denken vermag, dem anderen die schärfste Strafe die ihn treffen könnte. Mit dem Kindersegen verhält es sich ebenso: dem Einen erfreulich und lohnend, dem Anderen peinlich und niederdrückend von ihm als Strafe gedeutet.

Über den Kreis der Familie hinaus wächst die Ungewißheit, so daß der Mensch in fortgehender Entwicklung seine einzelen Eintheilungen oftmals hat ändern und selbst umkehren müssen. Als er mit seines gleichen in Verband trat, mußte er nach und nach auf vieles verzichten was er bis dahin als Lohn für seine Handlungen hingenommen hatte, dagegen anderes freiwillig auf sich nehmen was er vordem als Strafe betrachtet und thunlichst vermieden hatte. Als Einzelwesen hatte er Pflanzen Thiere und Menschen getödet um Speise zu erlangen oder Rache zu üben und darin den Lohn für sein bemühen zu empfangen. Im Verbande hatten die selben Handlungen Strafen zur Folge d. h. Einwirkungen seiner Genossen auf ihn unangenehmer und schädlicher Art, die er deshalb als Strafen deutete. Er fand aber auch daß im Verbande lohnende Zwecke erreicht werden konnten, die vordem dem Einzelen unmöglich waren: er durfte der Furcht vor seinesgleichen sich entledigen so weit der Verband reichte; in Gemeinschaft konnte er übermächtige Thiere und feindliche Menschen vertreiben oder ausrotten denen er vordem erlegen wäre; der Verband konnte durch Wachen die Herden und Fruchtäcker unausgesetzt schützen oder durch gemeinschaftliche Arbeit Jagden Raubzüge u. d. lohnende Güter erwerben, die dem Einzelen fern geblieben wären. Neben der strafenden lernte der Mensch auch eine lohnende Seite des Verbandes kennen und deutete Strafe wie Lohn, unabhängig von seinen Beziehungen zur außersinnlichen Welt, lediglich nach den Erfahrungen welche der Verband machte in seinem Kreise und in seinen Bezügen zu anderen.

Für Denjenigen der die Zustände des Einzellebens gekannt, mogte es leicht sein den Gewinn und Verlust beim eintreten in den Verband abzuwägen, das überwiegen des Günstigen zu erkennen und demgemäß freiwillig seine Handlungen so abzumessen wie es der Verband verlangte. Allein das nachfolgende Geschlecht, im Verbande geboren, kannte kein anderes als das Verbandleben, wußte nichts von den

Freuden und Leiden des ehemaligen Einzellebens, nahm das Lohnende des Verbandes hin als etwas Gegebenes und Selbstverständliches, fühlte aber um so stärker die Hemmungen welche der Verband seiner Willkür auferlegte. Aus dieser Unkenntniß der Genossen entstand der endlose Kampf zwischen jedem Verbande und seinen Mitgliedern, der durch alle Zeiten und Völker bis in die Gegenwart hinein geführt ward und als Folge der ungleichmäßigen Fortbildung der einzelen Genossen endlos anhalten wird.

§. 141. Um der Willkür zu wehren mit welcher die Einzelen nach ihrer besonderen Eintheilung handeln wollten, fand der Verband sich gemüßigt durch allgemeinen Beschluß oder das Nachdenken der vorgeschrittenen Ältesten oder Priester festzustellen, welche Beschränkungen der Verband jedem seiner Mitglieder auferlege und wie er den entgegenstrebenden Eigenwillen verhindern wolle sich geltend zu machen: er schuf **Gesetze und deren Überwachung**. Damit war dem Einzelen ein faßliches Gleichgewicht gegeben zum abwägen der Vortheile und Nachtheile seiner beschränkten Stellung im Verbande. Wollte er seine Begierden nicht beschränken, weil er sich nicht bewußt war der Vortheile welche durch die gleiche Beschränkung der übrigen für ihn entstehen: so mußte er jetzt die Nachtheile in Anrechnung bringen welche der Verband ihm bereiten werde und die vom Verbande derartig abgemessen wurden, daß die Unannehmlichkeiten und Beschädigungen ein ausreichendes Gegengewicht abgeben sollten wider die Begierden des Unwissenden.

Indem der Einzele die Vortheile unberücksichtigt ließ welche der Verband ihm gewährte und die er im Einzelleben nicht hätte erlangen können, unterlag er dem allgemeinen Mangel des Menschenwesens (§. 102) welcher den gleichmäßigen Verlauf der Lebensverhältnisse minder auf die Vorstellungen wirken läßt, als die vorübergehenden plötzlichen Unterbrechungen. Der Mensch konnte nicht im Verbande diesem Mangel sich entziehen, auch der Verband im Ganzen vermogte es nicht, da er aus Einzelen bestand von denen Jeder damit behaftet war; deshalb kamen in den Gesetzen nicht die Vortheile des Verbandes zum Ausdrucke, weil eben jeder Einzele sie als gewöhnlich und selbstverständlich betrachtete und nicht weiter daran dachte, daß ein anderer Zustand vorangegangen oder möglich sei. Die Gesetze bezeichneten einseitig die Beschränkungen welche der Verband jedem Genossen auferlege, und stellten nur Strafbestimmungen als Gegengewicht auf, angedrohete Beschädigungen die der Verband jedem zufügen wolle der jene Schranken durchbreche. Diese Einseitigkeit der Gesetzgebungen ist von den rückständigsten Zeiten bis in die Gegenwart verblieben und

prägt sich aus in den Gesetzbüchern aller Völker; denn der Verband ist selbst nicht klar darüber daß er mit dem Einzelen im Vertragsverhältnisse stehe, jedem so lange er lebe große Vortheile zuwende und sichere, welche überreichlichen Ersatz bieten für die auferlegten Beschränkungen. Die Gesetzbücher ermangeln der Belehrung darüber daß der Verband reichliche Vorausbezahlung geleistet habe und dafür als gebürenden Ersatz die Befolgung der Gesetze verlangen dürfe; sie stellen vielmehr die Beschränkung jedes Einzelen auf als eine Leistung, die durch Strafandrohungen erzwungen werden solle. Statt der Erkenntniß der augenscheinlich wirksamen Vortheile des Verbandes, verwenden sie die Furcht vor Nachtheilen als Gegengewicht wider die dem Einzelen anhaftende Willkür. Von Zeit zu Zeit tauchte die schlummernde Vorstellung empor, daß der Verband dem Einzelen Vortheile biete und schulde; das Bewußtsein kam nach einzelen Richtungen zum Ausdrucke in sogenannten Grundrechten (Habeas-Corpus-Akte und Bill of rights der Engländer, der Déclaration des droits de l'homme der Franzosen, den deutschen Grundrechten von 1848 u. a.) so wie in einzelen Bestimmungen der verschiedenen Verfassungen. Aber nirgends ist das Vertragsverhältniß zum vollen Ausdrucke gelangt, nirgends der Gesetzgebung zum Grunde gelegt worden; vielmehr macht sich allenthalben die gesetzgebende Gesammtheit nur geltend als Gewaltinhaber, nicht als Wohlthäter.

Indem die Verbände einseitig durch angedrohete Strafen den Einzelwillen zum Wohle der Gesammtheit zu beschränken suchten, regten sie den Einzelen auf zum bemühen, die Vortheile des Eigenwillens zu gewinnen ohne den Strafen sich auszusetzen. Dazu bedurfte es nur, die Gesetzverletzung der Kenntniß des Verbandes zu entziehen, was erleichtert ward durch die Mängel des Verbandes im fehlen der Allgegenwart und Allwissenheit. Der Einzele trieb und treibt ein Wettspiel mit dem Verbande, bei dem er einerseits hofft die sicheren Vortheile der Gesetzverletzung zu gewinnen, andrerseits der Gefahr zu entgehen entdeckt und bestraft zu werden. Je nach der Wahrscheinlichkeit des Unentdecktbleibens faßt er seinen Entschluß, wagt das Spiel oder unterläßt es. Überragt er den Verband an Fähigkeiten (Schlauheit oder Macht) dann genießt er die Vortheile der Gesetzverletzungen ohne von den Strafen betroffen zu werden; wenn er dagegen an Fähigkeiten zurücksteht verliert er sein Spiel und wird entdeckt: ihm entgehen die Vortheile der Gesetzverletzung und er verfällt den Strafen. Der Kampf des Verbandes mit seinen Mitgliedern ist demnach ein ungleicher und zweifelhafter; denn bald hat der Einzele das Übergewicht bald der Verband. In ersterem Falle hat der Verband die Nachtheile zu tragen, welche der Eigenwille der Einzelen ihm zufügt

um sich ungebürliche Vortheile anzueignen; im anderen Falle werden dem Einzelnen große Nachtheile zugefügt ohne dem Verbande Vortheile zu bringen. Es ist ein Kampf der Fähigkeiten: der Mächtige oder Listige besiegt den Verband und gedeiht; der Schwache oder Dumme wird vom Verbande besiegt und geht zu Grunde.

§. 142. Dieses Mißverhältniß ward zu auffällig um der Aufmerksamkeit der Vorgeschrittenen entgehen zu können, die den Zwecken und Verhältnissen des Verbandes am stärksten ihr nachdenken widmeten. Es ward ihnen klar daß es der **Ergänzung durch höhere Vorstellungen** bedurfte, um ausreichendes Gegengewicht wider den Eigenwillen zu schaffen. Während die große Mehrzahl keine andere Richtschnur kannte als die bisherige Erfahrung, die Gewohnheit, kein anderes streben als jede naheliegende Annehmlichkeit, jeden erreichbaren Nutzen zu ergreifen, müheten die Vorgeschrittenen sich ab das Weitergehende zu erforschen, voraus zu blicken nach dem was das fernere gedeihen des Verbandes sichern könne welcher Einrichtungen und Gesetze es dazu bedürfen mögte. Wie die Vorstellungen der Vorgeschrittenen sich erweiterten nahmen die Gesetze zu an Zahl und Umfang; dadurch wurden die Begierden der Einzelen um so mehr dem Gemeinwohle unterworfen. Damit wuchsen aber auch die Übertretungfälle, und der Kampf der Fähigen wie der Unfähigen wider den Verband ward um so vielseitiger; den Vorgeschrittenen ward es klar, daß nicht allein die Zahl der Übertretungen im steten Zunehmen sei, sondern auch eine stetig wachsende Menge der Entdeckung und Bestrafung entgehe.

Die Erkenntniß dieser mißlichen Verhältnisse fand frühzeitig eine Beruhigung in dem Glauben an Übermächte, denen man zutrauen durfte daß in dem Verhältnisse wie ihre Kraftäußerungen das menschliche Maß überträfen auch ihre Kenntniß des Verborgenen eine höhere sein werde. Ihre plötzliche Erscheinung an Orten weit von einander und ihr Unsichtbarsein zu anderen Zeiten gab ihnen das Ansehen des Ungewöhnlichen Unerklärlichen im Dunkel Lebenden; ließ auch voraussetzen, daß ihre Unsichtbarkeit mit Allgegenwart und Allwissenheit vereint sei, daß sie im Dunkel wohnend und sehend auch das Verborgene erkennen könnten. Je enger diese Vorstellungen mit örtlichen Erscheinungen zusammen hingen, aus selben hervorgegangen und durch sie gehalten, desto beschränkter wurden jene gemuthmaßten Eigenschaften gedacht und enger der Bereich in welchem sie sich geltend machten. Den altsemitischen Wüstenherrn EL oder Elohim dachten seine Bekenner so beschränkt, daß sie annahmen er müsse zur Erde herabfahren und umher wandern, um durch unmittelbaren Augenschein zu erfahren was vorgehe. Es heißt (1. Mose 18. 20): „Und Elohim sprach: Es ist

ein Geschrei zu Sodom und Gomorra, das ist groß und ihre Sünden sind fast schwer. Darum will ich hinabfahren und sehen ob sie alles gethan haben nach dem Geschrei, das vor mir gekommen ist, oder ob es nicht also sei, daß ich es wisse." Bei den Ariern (Indern Persern Hellenen Römern und Teutonen) war die ursprüngliche Vorstellung höher entwickelt, in dem Verhältnisse wie der alles überragende Himmelsherr (Indra Ahuromazdao Zeus Jupiter Woden) dem semitischen örtlich erscheinenden Feuerherrn und Wüstenherrn überlegen war: der Himmelsherr konnte von seinem erhabenen Throne die ganze Erdfläche überschauen und stieg nur zur Erde herab, um Umgang zu pflegen mit Riesen oder Menschen und auszuführen was seine unmittelbare Gegenwart erheischte. Bei den Ägüptern und Babelonern wie späterhin bei den Israeliten standen die nachfolgenden Übermächte Osir Bel und Adonai um so viel höher als die früheren, wie die Sonne zum überschauen fähiger schien als diese an der Erdoberfläche haftenden örtlichen Erscheinungen. Die Sonne in ihrem täglich wiederholten Rundlaufe überblickte die ganze Erde und der Mensch stand unter ihrem Angesicht wohin er auch wanderte. Am Sonnenherrn haftete aber der Mangel daß ihm nur die Hälfte der Zeit angehörte; denn während der Nacht befand er sich in der Unterwelt. Auch die wandelbare Mondherrin, die früheste Genossin des Sonnenherrn, konnte diesen Mangel nicht ergänzen; so daß die Menschen sich gemüßigt fanden eigene Nachtwesen hinzu zu fügen, welche im Dunkel forschend die Verletzungen der Gesetze und Verbrechen erkunden, die Thäter verfolgen und der Strafe überliefern sollten; wie sich diese Vorstellung am deutlichsten in den Lehren der Hellenen entwickelte. Die spätere Erweiterung der Gottesvorstellung im Christenthume hat jede Geschiedenheit beseitigt, indem sie die Allwissenheit unabhängig von Zeit und Ort in Gott legte.

§. 143. Als den höchsten Verehrungwesen die Oberaufsicht über die Thaten der Menschen beigelegt worden war, konnte folgerichtig die Vorstellung entstehen, daß die Verbote der gemeinschädlichen Handlungen und damit auch die Verhängung der Strafen ihr Werk sei; denn da sie den Menschen an Fähigkeiten weitaus überragten, so konnten sie nun so besser die Gesetzgebung ausüben. Auch war es viel einleuchtender zu denken, daß die Menschen halfen über die Aufrechthaltung göttlicher Gesetze zu wachen, als daß umgekehrt die höchsten Wesen helfen sollten menschliche Gesetze aufrecht zu erhalten, an deren Schaffung sie nicht betheiligt gewesen seien. Demgemäß findet sich auch im Bewußtsein (dem Glauben, den Sagen) vieler Völker die Vorstellung einer **übermenschlichen Entstehung der Gesetze;**

obgleich diese augenscheinlich im Zusammenleben entstehen mußten, auch das sichtbare Gepräge der Zeit und Verhältnisse ihrer örtlichen Entstehung trugen und durch Menschen diejenigen Veränderungen erlitten welche die fortschreitende Erkenntniß bedingte.

Es läßt sich nicht verkennen daß die Vorgeschrittenen der verschiedenen Völker, im Kampfe des Verbandes wider die Gewalt und List der gierigen Einzelen eine mächtige Unterstützung empfingen, als die Vorstellung erwuchs daß die Gesetze übermenschlichen Ursprungs seien und ihre Überwachung nicht allein durch Menschen geschehe die man täuschen könne, sondern auch durch höherbegabte Wesen denen nichts verborgen bleibe und denen eine vernichtende Übermacht zu Gebote stehe um Strafen sofort und allenthalben zu vollziehen. Die Vorstellung mußte aber auch dazu führen allen Gesetzerweiterungen, welche im Laufe der Zeit nöthig wurden, das selbe höhere Gepräge zu verleihen und die Verbindung mit der allwissenden gesetzgebenden Gewalt in irgend einer Weise offen zu halten um jederzeit deren Willen erforschen zu können. Bei den Ägüptern und Semiten verblieb die Gesetzgebung und Überwachung im Wesentlichen den Priestern, welche wie Moscheh und seine Nachfolger durch Verzückung oder Losung nicht nur die Entstehung sondern auch die Ergänzung der Gesetze bewirkten. Dem Volke gegenüber hatten sie ihre Befugniß nicht zu erweisen, denn sie setzten nur fort was ihre Vorgänger unter voller Anerkennung des Volkes begonnen hatten; das Volk hatte auch keine Vorstellung davon, wie Gesetze auf anderen Wegen entstehen konnten als durch die Priester, da nur diese es verstanden den höchsten Willen zu erforschen.

Bei den Israeliten umfaßte diese höhere Gesetzgebung alle Bezüge des menschlichen Lebens: es finden sich in ihren Geschichtbüchern nicht allein Gesetze über Abgötterei Mord Ehebruch Raub u. dgl., sondern auch aus der selben Quelle stammende Erlasse bezüglich der Zimmer- und Blechschmidarbeiten zum Orakelzelte, Vorschriften zu Salben Räucherwerken und Zauberwasser, ferner Gesundheitregeln Erbschaftgesetze Verordnungen über Kriegführung u. a. Überhaupt alles und jedes dessen Verordnung nützlich oder nothwendig erscheint, wird vom Moscheh als Wille des JHOH verkündet, wie es bei den Bezügen des Moscheh zur außersinnlichen Welt (§. 66) auch der wahrhafte Ausdruck war. Wie bei den Israeliten das mosaische Gesetz als Offenbarung den höchsten Rang einnimmt, so aus der selben semitischen Grundvorstellung bei den Muhammadanern der Koran; der in änlicher Weise als Offenbarung des Allah Verordnungen über die verschiedensten menschlichen Bezüge enthält und von den Gläubigen weit höher gestellt wird als alle Gesetze welche ihre Herrscher im Laufe

der Zeit geschaffen haben. Auch den späteren Ergänzungen denen der Offenbarungurſprung fehlte, ſuchten die Semiten-Prieſter ſobald ſie deren Nothwendigkeit erkannten das gleiche höhere Gepräge dadurch zu verleihen, daß ſie ſolche nicht als neue Geſetze alſo menſchliche Erfindungen bezeichneten, ſondern mit den alten Geſetzen unmittelbar verbanden, als Auslegungen und folgerichtige Anwendung der alten Offenbarung-Ausſprüche auf ein neues oder verändertes Lebensverhältniß; ſo daß die höhere Einheit der Geſetzgebung und Überwachung in den Vorſtellungen der Gläubigen vollſtändig erhalten blieb.

Das ſelbe ſtreben nach Einheit leitete auch die römiſch-chriſtliche Prieſterſchaft im Mittelalter, als ſie ſich bemühete das ſogenannte canoniſche Recht an die Spitze aller Geſetzgebung zu ſtellen. Sie nahm das moſaiſche Geſetz, den JHOH zum Chriſtengotte erhebend, als Ausdruck des höchſten Willens an, fügte die Verordnungen Jeſu hinzu, wie auch die in der Folgezeit durch das unausgeſetzte wirken des heiligen Geiſtes in den Apoſteln Kirchenvätern Päpſten und Kirchenverſammlungen entſtandenen Ergänzungen. Dieſe auf einander folgenden Gebote des Gott-Vaters Gott-Sohnes und Gott-heiligen Geiſtes waren als Ausflüſſe der Dreieinigkeit nicht allein von gleicher Geltung, ſondern wurden auch durch die fortgehenden Eingebungen des heiligen Geiſtes in der gleichen Vollgiltigkeit erweitert und gemehrt. Die Prieſter machten geltend daß, da Gottes Geſetzgebung von Anfang her alle Bezüge des Menſchenlebens umfaßt habe: ſo müſſe auch die Fortſetzung ſolche einſchließen; deshalb komme der Prieſterſchaft die ganze Geſetzgebung zu, da nur durch ſie die göttliche Quelle der Geſetze offen erhalten werden könne und dürfe; ſie allein werde von der Unfehlbarkeit des heiligen Geiſtes geleitet, wogegen auf jedem anderen Wege der menſchliche Irrthum frecherweiſe in die vorhandenen göttlichen Geſetze ſich einſchleichen würde.

In ſolcher Art ſuchte allenthalben wo ein mächtiger Prieſterverband ſich bilden konnte, dieſer die ganze Geſetzgebung ſich zu ſichern. Ihr ſtreben erſcheint völlig berechtigt, wenn erwogen wird daß einentheils im Kreiſe der Prieſter die jezeitig höchſte Erkenntniß des Verbandes waltete, daß ſie die Vorgeſchrittenſten waren welche hoch über die Genoſſen hervorragend den Beruf zur Geſetzgebung beſaßen, und daß anderntheils nur die Prieſter nach den gleichzeitig herrſchenden Anſichten in Verbindung mit der außerſinnlichen Welt ſtanden und den höchſten Willen zu erkunden wußten. Sie waren alſo im Sinne ihrer Zeit zur Geſetzgebung berufen und allein befähigt; es ruhete auch ſo weit der ägüptiſch-ſemitiſche Einfluß reichte die Geſetzgebung in den Händen der Prieſter, deren ſtreben ſelbſt im Kreiſe der europäiſchen Arier verſuchen konnte ſich geltend zu machen.

§. 144. **Die Gesetzgebung der arischen Völker** war in dieser Beziehung ebenso sehr verschieden von der ägyptisch-semitischen wie die mehrfach erläuterten Lebensverhältnisse unter denen diese beiden Bildungzweige der Menschheit aufwuchsen. In dem gemäßigten Erdgürtel, dessen Längserstreckung die Ost-West-Wanderung, also verbleiben in gewohnten Lebensverhältnissen ermöglichte, waren die Umstände dem Gedeihen eines Priesterverbandes nicht günstig. Es fehlten die großen Verschiedenheiten und schroffen Übergänge der heißen Länder, welche die dunklen Völker nach üppigem Gedeihen mit unsäglichem Elende heimsuchend sie frühzeitig trieben durch kundige Profeten die unerklärlichen Absichten der grimmigen Übermächte zu erforschen. Die Semiten u. a. mußten zu dem Ende der Leitung dieser Profeten gänzlich sich hingeben, da nur ihre Aussprüche als Eingebungen der Segen oder Untergang spendenden Ubermacht galten. Was die Priester durch Offenbarungen empfingen und verkündeten mußte blindlings befolgt werden; denn davon hing es ab ob die grimme Übermacht alle verschonen oder verderben werde. Dagegen hatte im gemäßigten Erdgürtel das Leben seinen geordneten Verlauf, artete nicht aus in erstickende Fülle oder tödenden Mangel; denn die Mutter Erde vom Himmelsvater gesegnet reichte ihnen das zum ruhigen Gedeihen Notwendige und Ausreichende. Es trieb sie keine Verzweiflung zum eindringen in die außersinnliche Welt; denn die Sinnenwelt zeigte ihnen Ordnung und Zuverlässigkeit, Vatergüte und Mäßigkeit, aus pflichtmäßiger Arbeit erwuchs gedeihen als regelmäßige Folge. Es gab Schwankungen und Verlegenheiten, aber keine grimmige fressende Übermacht mit unerforschlichem Willen; es bedurfte deshalb auch nicht einer vermittelnden Priesterschaft, die auf Grund ihrer geheimen Kenntnisse und als Mittler des höheren Willens übermächtig herrschen und blinden Gehorsam finden konnte; die Priester waren nur Darbringer der Opfer, Verrichter der Gebete und Lobgesänge, auch verständige Rathgeber der Gemeinde, aber niemals Stellvertreter des Himmelsherrn. Es entstand daher auch keine göttliche Gesetzgebung, sondern der Verband (die Gemeinde oder das Volk) war Gesetzgeber aus eigenem Willen.

Dieser Grundzug der Urheimat erhielt sich selbst dort, wo sie mit dunklen Völkern in Berührung kamen, deren rascher und höher entwickelte Bildung sie in sich aufnehmen mußten. Selbst dann ließen sie keine Priesterschaft mit alles umfassender gesetzgebenden Gewalt entstehen, sondern behielten die Macht in eigener Hand. Bei den Indern muß diese Berührung weitumfassend gewesen sein, denn die Braminen erlangten hohes Ansehen, bildeten sogar die höchste Kaste, gelangten aber nicht zur alles umfassenden gesetzgebenden Gewalt. Bei

den Persern lag die Gefahr noch näher; denn ihre Berührung mit den Chaldäern führte dahin, daß eine geschlossene chaldäische Priesterschaft in Persien Eingang gewann und vermöge ihrer überragenden Bildung nach allen Seiten mächtigen Einfluß übte, selbst vorübergehend die Thronfolge beherrschte. Sie hatte also günstige Gelegenheiten ihren semitischen Vorstellungen Eingang zu verschaffen, vor allem ihre vermeintliche Befähigung zur Erkundung des Willens der außersinnlichen Welt um dadurch die Gesetzgebung zu beherrschen. Allein den arischen Persern fehlte die Grundlage dieses Glaubens der weder in der Urheimat noch in der neugewählten begründet war; sie schieden noch vor dem Verfalle ihres Reiches die fremde Priesterschaft aus, vertilgten und vertrieben die Magier. Bei den Hellenen war die Gefahr um so größer als der vorherrschende Theil dieses Volkes aus einer Mischung der hellen arischen Stämme (Pelasger und späterhin Dorer) mit den dunklen semitischen Stämmen (Libier Ägüpter Föniker u. a.) entstand. Die dunklen hatten ihre Verehrungwesen also auch ihre Priesterschaften mitgebracht. Es gelang ihnen auch den ägüptischen Orakeln Eingang zu verschaffen, beim Bundesheiligthume zu Delfi sogar ein Bundesorakel des Apollon mit mächtiger Priesterschaft einzuführen; allein niemals vermogte diese die gesetzgebende Gewalt an sich zu bringen. Der semitische Apollon beantwortete die schwierigsten Fragen, gab auch wichtige Entscheidungen die das ganze Volk als Aussprüche der außersinnlichen Welt gläubig hinnahm; aber die Gesetzgebung, wie seine Genossen Osir Bel JHOH u. a. sie besaßen ward dem Apollon nicht gegeben; denn der arische Grundzug wies ihn ab, der im Volke wie in der Gemeinde sich erhielt trotz der starken semitischen Beimischung. Bei den Römern mußten die Priester noch mehr zurücktreten; nicht allein weil die dunkle Beimischung geringer war und der arische Stamm die Herrschaft behielt, sondern auch weil der unaufhaltsame Eroberungkrieg, das stete mühen um Ausdehnung des Reiches das kriegführende Volk mit seinen Kriegsherren an der Spitze des Ganzen erhielt, so daß die Priester nicht zur Herrschaft gelangen konnten und die Gesetzgebung um so mehr der Gemeinde verblieb welche sie von der Urheimath her geübt hatte. Bei den Teutonen waltete das gleiche Verhältniß: die Gesetzgebung gehörte der Gemeinde; die Priester mogten, als weise Mitglieder des Verbandes, mitreden und Rath ertheilen, aber die Gesetze waren anerkannt menschlichen Ursprungs, denn die Gemeinde beschloß und änderte sie ohne Beschränkung.

Diese Grundlage des Bewußtseines der arischen Stämme, welche sie von den dunklen Völkern ebenso sehr scheidet wie das Leben in gemäßigten Ländern von dem in heißen Gegenden verschieden ist, hat auch im Mittelalter die Ansprüche der römischen Priesterschaft scheitern

lassen, obgleich die Verhältnisse sehr günstig für sie lagen. Zur Priesterschaft gehörten die einsichtvollsten Männer ihrer Zeit, und die Gesetzgebung in ihre Hände zu legen konnte aus rein sachlichen Gründen rathsam sein. Der Glaube an ihre höhere Stellung, ihre Geltung als Vermittler zwischen Gott und den Menschen war so allgemein und fest begründet, daß die Beschlüsse ihrer Kirchenversammlungen als Eingebungen des heiligen Geistes also fortgesetzte göttliche Offenbarungen anscheinend unbedingte Anerkennung fanden. Es lag demnach überaus nahe der fortgehenden Gesetzgebung aus göttlicher Quelle den Vorzug einzuräumen vor dem Flickwerke mit welchem die menschlichen Gesetzgeber die göttlichen Gebote alten und neuen Testamentes zu ergänzen suchten. Dennoch konnte die Priesterschaft die arische Grundlage nicht verschieben; ihr canonisches Recht ward immer mehr zurückgedrängt; ihre Berufung auf die fortgesetzten Eingebungen des heiligen Geistes haben bei den arischen Europäern im Laufe der Zeit so sehr an Einfluß verloren, daß nicht allein die katholischen Herrscher sondern auch die Unterthanen des Papstes selbst die Gesetze der Priesterschaft geringe schätzen.

§. 145. Als **Muster priesterlicher Gesetzgebungen** ist uns die biblische erhalten worden; die ihrem Ursprunge getreu alle Seiten des Lebens umfaßt welche den Vorgeschrittenen des Volkes zur Erlassung von Verordnungen Anlaß bieten konnten. Sie enthält Vorschriften über das Verhältniß des Einzelen zu seinem Verehrungwesen, seinen Eltern, zum Leben und der Gesundheit, der Ehe, dem guten Rufe und dem Eigenthume Anderer; ferner Vorschriften zur Gesundheitpflege, über Kriegführung, die Rechtsverhältnisse der Einzelen wie der Gesammtheit, Anfänge des Völkerrechtes, neben Anordnungen zur Herstellung des Orakelzeltes, Anfertigung der Priesterkleider, den Salben und Räucherkräutern, Heil- und Zaubermitteln; überdies Bestimmungen über Gottesurtheile und Opferungen, Landvertheilungen und Landverwüstungen. Alles ward vom JHOH durch Moscheh angeordnet, vom größten bis zum kleinsten, und wenn neue Zweifel auftauchten die aus den bisherigen Gesetzen nicht gelöst werden konnten, dann brachten die Priester die Frage vor JHOH (4. Mose 27. 5) der entschied sie endgültig. Diese Art der Gesetzgebung war allesumfassend, dabei einfach und wenn auch jederzeit abgeschlossen doch der Ergänzung unbeschränkt Raum lassend, ohne ihre Geltung zu untergraben oder ihren Zusammenhang zu gefährden. Die Gesetzgebung konnte aus einem Gusse sein; denn JHOH (als Orakel) verordnete Alles und Jedes und wachte selbst über die Befolgung, dem Übertreter zum verderben. Bei Moses Tode ging jedoch das wichtigste Mittel-

glied der Gesetzgebung durch Offenbarung verloren; denn nur er stand mit JHOH im unmittelbaren Verkehre, der mit ihm redete (2. Mose 33. 11) „von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde". Sein Nachfolger Jehoschuah war bereits darauf beschränkt (4. Mose 27. 21), nur durch den Priester Eleasar JHOH fragen zu dürfen, der auch nicht von Angesicht zu Angesicht mit ihm redete sondern durch werfen der Lose die Antwort gab (§. 69). Weder Jehoschuah noch der Hohepriester noch beide zusammen füllten die Stellung des verstorbenen Moscheh aus; die Gesetzquelle war nicht länger eine reiche Ergießung zusammenhängender Verordnungen, sondern ein spärliches tröpfeln in einfacher Bejahung oder Verneinung vorgelegter Fragen. Das Verhältniß gestaltete sich noch ungünstiger als die Israeliten Könige wählten, welche nach Gutdünken die Gesetze bei Seite schoben so oft ihr Vortheil ihre Bequemlichkeit oder die Noth dazu führten, und dagegen nur dann JHOH befragen ließen wenn es ihnen erforderlich schien. Dadurch gerieth die Stellung des Volkes zu seiner früheren Geschichte so sehr in Verwirrung, daß es schwer hält zu unterscheiden ob jederzeit nur die Priester und Profeten oder nur das Volk Anhänger der ältesten Gesetze gewesen sei, ob das Volk neue Gräuel annahm oder nur nach alten Gräuelgesetzen handelte. Das mosaische Gesetz, möge es in der uns vorliegenden Fassung alt oder neu gewesen sein, hatte jedenfalls zur Königszeit nur geringe Geltung; es war sogar Jahrhunderte lang verloren gegangen, ward wiedergefunden und auf kurze Zeit hoch erhoben, um darauf um so anhaltender vernachlässigt zu werden. Späterhin von den Makkabäern auf kurze Zeit erweckt, gerieth es bei der nachfolgenden Spaltung des Volkes durch Sekten in Gefahr seinen Offenbarunggrund gänzlich zu verlieren, und unbeschränkter menschlicher Veränderung in Kürzungen und Zusätzen unterworfen zu werden. Bei Zerstreuung des Volkes allenthalben mitgeführt und mit den israelitischen Schriften in das Christenthum getragen hat es bei Juden und Christen nur nach bedingte Geltung: die Juden haben den örtlichen Gesetzgebungen sich unterwerfen müssen, so daß die alten Offenbarungen nur noch in einzelen Glaubenssatzungen gelten; die Christen haben die arische Weise der Gesetzgebung durch Beauftragte des Volkes beibehalten, mit der die semitische Annahme der Offenbarung unvereinbar ist.

Die Gesetze der Altägüpter sind in Bruchstücken und als Andeutungen aus den Bildwerken und Schriften zu erkennen welche der Zerstörung entgangen sind; ferner aus den nur zum Theile erhaltenen Schriften der Hellenen, sowol als Kunden aus Ägüpten wie als Spuren ägüptischer Einrichtungen in griechischen Städten. Aus dem Vorhandenen läßt sich mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß die mo=

saischen Gesetze im Wesentlichen aus Ägüpten stammen, daß unter JHOH welcher verordnete die Einsicht des ägüptisch gebildeten Moses zu verstehen sei, der in Augenblicken der Verzückung (§. 66) die eigenen Vorstellungen außer sich versetzend, sie im guten Glauben als Offenbarungen zurück empfing und als solche dem ebenso gläubigen Volke verkündete. Auch sein befragen des Orakels mittelst Losung (§. 69) erscheint ägüptisch und ebenso findet sich in Ägüpten längst vor Moses Zeit der Priesterverband mit untergeordnetem Kriegsherrn; ferner die Eintheilung in 12 Stämme oder Bezirke, jeder Stamm mit seinem Paniere (Anbetungwesen), die Anwendung tragbarer heiliger Zelte mit Orakelladen (Stiftshütte und Bundeslade), wie auch Tempel und Altäre zum Menschen- Vieh- und Fruchtopfer Brand- und Spendeopfer Beschneidung Salben und Räucherwerke, der besondere Tempel- und Priesterschmuck, die selben Reinlichkeit- und anderen Gesundheitgesetze, mehr noch als der Inhalt der 10 Gesetze Moses; ferner die benannten Maße und Gewichte Heertheilung und Waffen selbst die Namen aller mosaischen Verehrungwesen scheinen ägüptischen Ursprungs zu sein; auch die in den Gesetzen verbotenen Laster sind echt-ostafrikanisch, wo sie noch jetzt sehr gebräuchlich sind und wo ebenso die Urformen der israelitischen Orakel Feste und Opfer sich noch vorfinden. Die mosaischen Gebote und Einrichtungen sind überwiegend als ägüptische, beziehentlich ost-afrikanische zu betrachten, nur nicht im weiteren Verlaufe zu der Höhe fortgebildet wie die der rascher und höher entwickelten Ägüpter. Dieser fremdartige Grundzug beschränkte ihre Anwendung auf die arischen Europäer, denen sie nur in soweit anpassend sein konnten wie die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens in der hellen und dunklen (asiatischen und afrikanischen) Menschheit überein stimmend, allgemeine Verhältnisse regeln die den örtlichen Lebensbedingungen nicht unterliegen. Das rein Semitische mußte fremd bleiben, denn nur das allgemein Menschliche war zur Aufnahme und Einlebung geeignet.

§. 146. Bei den europäischen Völkern erwuchs eine **Zwiespältigkeit der Gesetzgebung** als mit dem Christenthume die israelitischen Glaubenschriften eingeführt wurden, welche viele der herrschenden arischen Volksgesetze gleichlautend enthielten als semitische Offenbarunggebote. Die christlichen Priester des Südens durch unrichtige Übersetzungen der Bibel in ihre Sprachen verleitet, nannten die verschiedenen Verehrungwesen der Israeliten als gleichbedeutend mit dem Christengotte, dessen Offenbarungen die mosaischen Gesetze seien; sich selbst dachten sie als Nachfolger der israelitischen Leviten mit den selben Pflichten und Befugnissen. Die fremdländischen Gesetze

erlangten nur theilweis Geltung, das rein Semitische blieb ausgeschlossen wiewol es der anerkannten Offenbarungquelle entstammte; dagegen erlangte die morgenländische Fassung der gemeinmenschlichen Gebote überwiegendes Ansehen, weil ihnen nach Angabe der Priesterschaft der höhere Ursprung zukomme, den die althergebrachten arischen Gesetze von der Gemeinde beschlossen und beliebig verändert nicht besaßen. Der Kampf der semitischen wider die arische Fassung gemeinmenschlicher Gesetze mußte deshalb zum Nachtheile der letzteren ausfallen: das canonische Recht gelangte vom 9. bis zum 14. Jahrhunderte immer mehr zur Geltung; die Priesterschaft beseitigte nach und nach Alles was nach ihrer Ansicht dem göttlichen Gesetze widerstritt, sei es der altsemitischen Offenbarung oder der fortgehenden christlichen durch den heiligen Geist, welcher in Päpsten- und Kirchenversammlungen seine gesetzgebende Macht offenbarte. Aber im 15. Jahrhunderte sank das Ansehen der Priesterschaft wie ihres canonischen Rechtes, und zwar untergraben durch einen Feind den sie selbst hatte pflegen müssen. Das Christenthum der Westeuropäer, aus Italien stammend, hatte im Laufe der Zeit die lateinische Sprache durchgehends als Priestersprache empfangen, die bei fortschreitender Bildung über den Kreis der Priesterschaft hinaus zur allgemeinen Gelehrtensprache sich erhob. In Folge dessen wurden die Schriften der alten Römer allen Denkenden bekannt und dadurch auch das altrömische Rechtwesen, welches festgegliedert und vielseitig entwickelt eine vollständige Gesetzgebung darbot; auf arischer Grundlage erwachsen und ihren menschlichen Ursprung nicht verleugnend, aber augenscheinlich für alle Zwecke des Lebens besser genügend als das canonische (Offenbarung-) Recht, welches die Zwecke des Priesterverbandes voranstellend den Vortheilen aller übrigen vielfach schroff entgegen wirkte. Das römische Recht mogte zunächst nur an die Stelle der Volksgesetze treten, die stammverwandt aber minder entwickelt vielerwärts vor der schärferen und reicheren Gestaltung weichen mußten. Allmälig brach es aber auch in das Gebiet des canonischen Rechtes ein, wenn auch nur zu Gunsten der Fürsten und nicht für das Volk, vielfach sogar gegen das selbe gewendet. Im weiteren Verlaufe ward jedoch das canonische vom römischen Rechte gänzlich zerbröckelt, mit Hilfe fürstlicher und adlicher Gewalt, die gern jede Beweisführung unterstützte welche die reichen Priestergüter in ihre Hände lieferte. So mußte das Semitische, die Priestermacht wie die Offenbarunggesetze, vor dem mächtigeren arischen Rechte dahin schwinden.

Die Ausscheidung der Evangelischen konnte dieses Verhältniß nur wenig ändern; denn sie bestritten nicht die Vorstellung göttlicher Gesetzgebung, sondern beschränkten lediglich den Zeitraum ihrer statt=

gehabten Wirksamkeit; sie ließen die Verordnungen des alten und neuen Testamentes als göttliche Gesetze bestehen und wiesen nur diejenigen zurück, welche seit der Apostel Zeiten, als Eingebungen des heiligen Geistes durch Päpste und Kirchenversammlungen entstanden waren. Die semitische Grundvorstellung der Offenbarung-Gesetzgebung ward demnach bei den Evangelischen anerkannt wie bei den Katholischen; nur daß erstere die göttliche Quelle zur Apostelzeit versiegen ließen, wogegen bei letzteren die Wirksamkeit im Wesentlichen erst eingestellt ward mit der Kirchenversammlung zu Trient (1545—1564), welche die Gesetzgebung des heiligen Geistes einstweilen abschloß ohne jedoch fernere Eingebungen abzuweisen. Das canonische Recht hat auch seitdem an Geltung verloren; nach Zeit und Umständen suchen die Päpste einzelne Bestimmungen durch Verträge mit den Regierungen (Concordate) in Ausübung zu bringen, müssen aber unmächtig zuschauen, wenn diese nach Gutdünken der Fürsten oder Völker beschränkt ausgelegt oder aufgehoben werden. Am deutlichsten erhellt hieraus wie sehr die Vorstellung vom göttlichen Ursprunge der semitischen und christlichen Priestergesetze im Bewußtseine der europäischen Völker geschwunden ist.

Dennoch müssen zur Zeit die herrschenden Gesetze unterschieden werden in Offenbarung-Gesetze deren Ursprung aus unmittelbaren Eingebungen des Höchsten geglaubt wird, und Menschen-Gesetze deren Ursprung aus menschlichen Gedanken und Beschlüssen erkannt wird. Bezüglich ihrer Aufrechthaltung werden sie darin unterschieden, daß erstere der besonderen Obhut des Höchsten unterstehen, letztere dagegen zunächst der Obrigkeit; deren Überwachung nur dann vom Höchsten durch Strafen unterstützt wird, wenn die Menschen-Gesetze mit den Offenbarung-Gesetzen übereinstimmen, mindestens ihnen nicht widerstreiten. Besonders nachtheilig wirkt der Umstand, daß keine scharfe Abgrenzung zwischen beiden Arten vorhanden ist, daß vielmehr die menschlichen Gesetze die selben Verhältnisse berücksichtigen und einschließen, welche die Gesetze göttlichen Ursprungs zum Gegenstande haben ohne solche besonders hervorzuheben und auszuzeichnen. Nächstdem wirkt verwirrend und höchst nachtheilig der Umstand, daß bei den Christen die größte Zahl der Offenbarung-Gesetze des alten und neuen Testamentes ungültig sind; so daß ein menschenartiges schwanken in die göttlichen Entschlüsse gelegt worden ist, welches den Vorstellungen von der Unveränderlichkeit des Höchsten und vom ewigen göttlichen Rechte widerstreitet. Dieser Mangel zeigt sich in den Vorstellungen der Katholiken wie Evangelischen. Die Katholiken begründen die zahlreichen Auslassungen und Zusätze durch die fortgesetzte Wirksamkeit des heiligen Geistes; welche das was JHOH durch Moses oder EL durch

Jesus aus göttlicher Macht verordnet hatte, ändern konnte und mußte sobald die stetig fortgehenden Änderungen der menschlichen Verhältnisse solches bedingten; können aber für sehr wesentliche Änderungen diese Begründung nicht erweisen und müssen im übrigen große Schwankungen des heiligen Geistes einräumen. Den Evangelischen fehlt diese Erklärung gänzlich, denn sie lassen ohne Beweis und Ermächtigung die Quelle der Offenbarung zu einer unbestimmten Zeit versiegen und setzen trotzdem eine große Anzahl vordem offenbarter Anordnungen außer Kraft, ohne erweisen zu können daß der heilige Geist während seiner von ihnen anerkannten Wirksamkeit diese Änderung vorgeschrieben oder zugelassen habe. Wie in so vielen anderen Beziehungen hat auch hierin die Halbheit der Reformation irre geleitet.

§. 147. Wir Europäer, sowol Christen wie Juden und Muhammadaner leiden unter einem **Gemenge von Gesetzen,** semitischen und arischen Ursprunges neben einander und durch einander gemischt, theils (bei Christen und Muhammadanern) aus der Urheimat in Mittelasien stammend und menschlichen Gedanken enſprossen, theils (bei allen dreien) aus Ost = Afrika und West = Asien herrührend und höheren Offenbarungen zugeschrieben. Auch die späteren Offenbarungen des heiligen Geistes in den Aposteln und christlichen Kirchenversammlungen beruhen auf der selben semitischen Grundlage; denn nicht allein ist die Vorstellung vom heiligen Geiste altsemitisch (§. 49), sondern es mußten auch jene Offenbarungen auf die vorhandenen (semitischen) Glaubenslehren sich stützen, empfingen also das selbe semitische Gepräge. Die übrigen Gesetze sind dem Semitenthume fremd, gehören dem gemäßigten Erdgürtel an dem auch die Türken entstammen; die Juden haben in ihrer Zerstreuung unter Christen und Türken in den wichtigsten Beziehungen des Lebens den arischen menschlichen Gesetzen sich unterworfen, so daß auch bei ihnen die Bedeutung der ursprünglichen Orakel=Gesetze allmälig schwindet.

Die Vorstellung von offenbarten Gesetzen unter der besonderen Obhut des Höchsten hat um so mehr an Einfluß verloren seitdem ihre Fortbildung gehemmt ward. Bei den Katholiken stockt diese erst seit 300 Jahren, wogegen die Evangelischen sie schon vor 1700 Jahren abschließen. Die Juden setzten die Grenze noch weiter zurück und lassen alle späteren Gesetze ihrer Rabbinen wol als werthvoll und beobachtungwürdig gelten, aber nicht als Offenbarungen des Adonai. Die Muhammadaner lassen die Offenbarungen Allahs mit dem Koran (632 nach Chr. G.) abschließen, so daß alle späteren Verordnungen ihrer Priester als giltige Vorschriften, aber nicht als Offenbarungen

Allahs angesehen werden. Das eingedrungene und überwuchernde Semitenthum hat allmälig vor dem arischen Grundwesen zurück weichen müssen. Die Bedeutung der Offenbarung=Gesetzgebung verfiel der Rückbildung, als der Versuch der römischen Priesterschaft scheiterte, auf dem Wege der fortgesetzten Offenbarung eine einheitliche alles umfassende göttliche Gesetzgebung zu schaffen. Als die Einheit auf diesem Wege nicht zu erreichen war, mußte das wohlberechtigte streben nach Einheit dazu treiben, auf dem Wege der Vermenschlichung aller Gesetze dieses Ziel zu erreichen. Die Geltung der Offenbarung=Gesetze verlor sich um so mehr, seitdem erkannt ward wie sehr sie in vielen Beziehungen zurück standen im Vergleiche zu den gleichzeitig herrschenden menschlichen Gesetzen: wie weder ihr Inhalt noch ihr Ausdruck oder die falsche Anordnung das Gepräge einer übermenschlichen Einsicht zeigten; wie auch die christlichen Ergänzungen durch Jesus, seine Jünger, die Päpste und Kirchenversammlungen unter dem selben Mangel litten und sowol mit älteren mosaischen wie auch unter sich in Widerspruch standen; wie manche der mosaischen und christlichen Offenbarungen bei Seite gesetzt und abgeändert worden seien, ohne daß neuere Offenbarungen den Grund dazu gaben; wie auch endlich außer Zweifel gestellt ward, daß die Priesterschaft der fortgehenden Eingebungen des heiligen Geistes zu schädlichen Zwecken sich bediene und zu leicht bereit war, sie abzuändern oder zu widerrufen. Je mehr die Vorstellung vom höchsten Wesen also auch vom heiligen Geiste sich steigerte, desto augenfälliger wurde der Abstand zwischen den Anforderungen die der Mensch an göttliche Offenbarungen stellte, und der mangelhaften Art in welcher die vorliegenden Offenbarung=Gesetze gegeben waren. Die grimmigen Gesetze des JHOH auf Mord und Brand wurden als unvereinbar erkannt mit der Vorstellung des gütigen Vaters aller Menschen, waren der Gottes=Vorstellung nicht würdig; ihre unordentliche und undeutliche Gestaltung zeigte sich als weit zurückstehend gegen die alten einfachen Landesgesetze, noch mehr im Vergleiche zu der scharfen und knappen, aber geregelten Anordnung der römischen Gesetzbücher, die wenn auch zu christlicher Zeit gesammelt doch nur die Gesetze des vorangegangenen Heidenthumes enthielten. Allerdings fanden die vom heiligen Geiste eingegebenen Beschlüsse der Kirchenversammlungen zur Zeit ihrer Entstehung allgemeine Anerkennung, weil sie die Ausflüsse des Nachdenkens der zur Zeit Vorgeschrittensten waren; aber den späteren an den Schriften des Alterthumes geschärften Gelehrten des 15. und 16. Jahrhunderts konnte das Unzusammenhängende Widersprechende und Schwache der zahlreichen Beschlüsse nicht entgehen. Diese Beobachtung und die des Mißbrauches den die Priesterschaft getrieben, genügten so vollständig

um die Vorstellungen zu erschüttern, daß die Priesterschaft es selbst rathsam fand die göttlichen Offenbarungen zum Abschlusse zu bringen, es zu vermeiden durch Kirchenversammlungen aufs neue die Quelle zu eröffnen. Damit hat sie jedoch die nothwendige Fortbildung abgeschnitten, die Offenbarung ins Stocken gebracht und ebenso wie die Evangelischen auf dem Wege fortschreitender Rückbildung zum Untergange geführt.

§. 148. Es läßt sich nicht verkennen, daß der **Glaube an Offenbarung im Zusammenhange mit dem Gottesglauben** stehe und daß im fortschreitenden schwinden des ersteren der letztere stark gefährdet werde. Mit dem Glauben an einen allmächtigen allweisen allgerechten und allgegenwärtigen Lenker der Welt läßt sich weit leichter verbinden der Glaube an eine fortgesetzte alles umfassende göttliche Gesetzgebung durch Offenbarungen, als die Vorstellung von der rein menschlichen Entstehung aller Gesetze. Es erscheint folgerichtiger alle Gesetze aus der vollkommensten göttlichen Quelle fließen zu lassen, als aus der mangelhaften menschlichen Erkenntniß. Ebenso erscheint es angemessener daß der Allgerechte und Allgegenwärtige wache über die Befolgung der offenbarten Gesetze, als über den Inhalt menschlicher Gesetzbücher; deren Unvollkommenheit es zweifelhaft macht ob ihre Befolgung oder ihre Verletzung der göttlichen Weisheit entsprechen möge. Auch läßt sich nicht verkennen, daß offenbarte Gesetze, bei unbestrittener Vollkommenheit und vorausgesetzter Überwachung durch den Allgerechten und Allgegenwärtigen, größeren Einfluß auf das Bewußtsein der Menschen ausüben müßten, als die Gesetze von Mitmenschen gemacht und überwacht deren Mängel Jedermann kennt. Der Untergang des Glaubens an Offenbarung wird demnach auf den anfänglichen Standpunkt der Verbände (§. 141) zurückführen, wo der Einzele seine Annehmlichkeit und seinen Vortheil auf Unkosten des Gemeinwohles zu fördern sucht, ohne weiteres befürchten zu müssen als die kurzsichtige Aufsicht anderer Menschen und deren kurzdauernde und leicht ablösliche Strafen. Das Verhältniß des Einzelen zu den Gesetzen ist damit zurückgekehrt zum rein menschlichen Kampfe der Gewalt und List wider die Gesammtheit, wider den Verband dessen Vertretern die Allwissenheit und Allgegenwart mangelt. Der Kampf entscheidet sich in jedem einzelen Falle je nachdem Gewalt oder List auf der einen oder anderen Seite überwiege; der stärkere oder listigere Genosse besiegt den Verband und gedeiht auf Kosten der Gesammtheit; der gering Begabte wird vom Verbande besiegt und wandert in das Gefängniß, auch auf Kosten der Gesammtheit.

Wie die Vorstellung vom göttlichen Ursprunge und der göttlichen

Überwachung günstig einwirken könne auf die Handlungen der Gläubigen zeigt sich bei den Mormonen. Ihr Buch Mormon, als göttliche Offenbarung anerkannt und durch fortgehende Offenbarungen mittelst ihrer Profeten ergänzt, scheint trotz großer Mängel einen so mächtigen und dabei wohlthätigen Einfluß auszuüben, daß die Mormonen ungeachtet ihrer buntscheckigen Zusammensetzung der zahlreichen Verfolgungen und daraus entstandenen Verluste, sowie der ungünstigen Lage ihrer Ansiedlungen, sichtlich gedeihen. Ihr Gemeinwesen steht in Bezug auf Gesetzbefolgung Ordnung und Abwesenheit von Verbrechen auf höherer Stufe als andere Gemeinwesen unter änlichen und selbst besseren Verhältnissen. Es konnte dieses den Stiftern aber nur gelingen durch Fortsetzung des Semitenthumes, durch unmittelbaren Anschluß ihrer Offenbarungen an die alt-israelitischen; denn nur so war eine ununterbrochene alles umfassende Gesetzgebung zu erreichen: sie schlossen das Buch Mormon, als angebliche Hinterlassenschaft der verschollenen 10 Stämme Israels, unmittelbar dem alten Testamente an und stellten sich selbst als die Offenbarung-Nachfolger der alten Profeten auf. Da die Schriften des alten Testamentes wie auch der darin herrschende semitische Offenbarungglaube anerkannte Geltung haben im Christenthume, sogar bei den Strenggläubigen beliebter sind als das milde neue Testament: so erreichten die Stifter den großen Vortheil allen Christen und vor allen den Strenggläubigen den Anschluß zu erleichtern, sie in ihrem Hauptglauben zu belassen und doch das ganze Christenthum, das Besondere der christlichen Völker, bei Seite zu schieben. Der Christ ward Mormone, ohne zu gewahren daß er aufhöre Christ zu sein; denn er fühlte sich nach wie vor als Bibelgläubiger.

Der Offenbarungglaube in der Gesetzgebung ist eine der stärksten Stützen des Gottesglaubens; denn so lange er besteht folgt aus ihm unmittelbar das Dasein des offenbarenden Höchsten; wo er aufhört verändert sich die Vorstellung vom Verhältnisse des Höchsten zum Menschen ganz wesentlich; denn der Mensch reißt nunmehr indem er seine Gesetze schafft einen Hauptheil der Weltregierung an sich. Indem er sich zum Beherrscher der menschlichen Sittlichkeit macht, dieser höchsten Entwicklung des Erdenwesens, überläßt er der Weltregierung nur die niedrigen Bezüge desselben; welche allerdings an Ausdehnung weitaus überwiegen, aber in Höhe und Tiefe zurückstehrn gegen die Verhältnisse welche der Mensch in seiner Gesetzgebung unter eigene Obhut nimmt.

§. 149. Der **Grund der Verletzungen,** denen alle Gesetze göttlichen wie menschlichen Ursprunges fortwährend aus-

gesetzt gewesen sind, läßt sich in den Hauptzügen erkennen darin:

a) daß dem Einzelen die Erkenntniß mangelt und vorenthalten wird, von dem überwiegenden Ersatze den der Verband für die Beschränkung seines Eigenwillens ihm leistet, sowohl indem er ihm sein Leben und Eigenthum sichert, wie noch mehr indem er ihm die höhere menschliche Entwicklung zuführt;

b) daß dieser Gesichtspunkt, der für alle Zeiten ausgereicht haben würde, beseitigt ward als die Vorgeschrittenen dieser Erkenntniß ermangelnd den Offenbarungglauben schufen, um den selbstbewußten Mangel ihrer Fähigkeit zur Gesetzgebung und Überwachung durch Außersinnliches zu ergänzen. Der Verband hatte damit seine Pflichten und Rechte dem Einzelen gegenüber von sich abgewälzt, konnte deshalb seinen Ersatz nicht mehr geltend machen wenn er auch zur Erkenntniß desselben vorgeschritten wäre; denn was den Einzelen beherrschen sollte als Lohn und Strafe war nunmehr die Sache des Höchsten geworden;

c) daß der Einfluß den der Offenbarungglaube auf den Einzelen ausüben kann abhänge von dem Bildungstande desselben, und daß der Einzele eine bestimmte Bildungstufe erreicht haben muß bevor er von diesem Glauben erfüllt und beherrscht werden könne; daß also alle welche tiefer stehen und rückständiger sind, vom Glauben an Offenbarunggesetze und göttliche Überwachung unberührt bleiben;

d) daß der Glaube im Kreise der Gläubigen selbst untergraben ward, indem sie außer den Offenbarunggesetzen auch menschliche Gesetze machten oder bestehen ließen, eine Zwiespältigkeit schufen welche auf die Dauer nicht erhalten werden konnte, sondern ihr Ende finden mußte in einer Vergöttlichung oder Vermenschlichung aller Gesetze;

e) daß der Glaube um so weniger übermächtig wirken konnte als die göttliche Obhut und Strafe nicht sofort nach jeder Vergehung augenscheinlich und auffällig fühlbar ward; so daß die Verbände allenthalben sich gemüßigt sahen die Verletzung der offenbarten Gesetze mit weltlichen Strafen zu belegen, also die Vorstellungen vom ausreichen der göttlichen Obhut in Zweifel zu stellen;

f) daß der Glaube am meisten geschwächt ward, als im Christenthume die Vorstellung erwuchs jede Verletzung der offenbarten Gesetze lasse sich tilgen durch Reue und Buße; so daß der Einzele alle Annehmlichkeiten und Vortheile der Gesetzverletzungen sich zuwenden durfte, ohne den göttlichen Strafen sich auszusetzen, wenn er nur zeitig darauf Bedacht nehme, durch den Glauben nebst Reue und Buße die Sündenlast abzuwälzen;

g) daß endlich der Glaube absterben mußte als die fortschreitende Bildung zur Erkenntniß führte, daß die semitisch gearteten Offenbarunggesetze in keiner Beziehung Merkmale eines übermenschlichen Ursprunges in sich trügen, vielmehr weit zurückstünden gegen die rein menschlichen Gesetze welche die arischen Europäer aus ihrer Heimat mitgebracht und in ihrer Fortbildung aus sich selbst erschaffen hatten.

Wie das Beispiel der Mormonen zeigt kann der Glaube an göttliche Gesetzgebung und Überwachung beitragen das Gemeinwohl zu fördern, Ordnung zu erhalten und Gesetzübertretung zu wehren. Wie wenig aber diese Hilfe wirkt lehrt die Geschichte; denn die zu erwartende allgemeine Herrschaft der Gesetze war nicht zu spüren, weder zu den Zeiten Moses als dieser Glaube ein allgemeiner war, noch im Mittelalter als die römische Priesterschaft ihn über alle Bildungvölker Europas ausgebreitet hatte. Die Geschichtbücher der Israeliten berichten offenkundig, wie zur Zeit Moses die offenbarten Gesetze allgemein und ungescheut verletzt wurden, Laster und Verbrechen in zahlloser Menge herrschten, wie in der nachmosaischen Zeit das Übel so arg ward, daß der Glaube an die offenbarten Gesetze augenscheinlich keine Geltung mehr hatte. Ebenso lehren die Schriften des Mittelalters von Gläubigen verfaßt, wie wenig die offenbarten Gesetze beachtet wurden, wie selbst die Priester welche dem heiligen Geiste als Vermittler dienten, über jene Gesetze sich erhebend in Laster und Verbrechen verfielen.

Es liegt also die Befolgung bestehender Gesetze weniger in dem Glauben an ihren Offenbarungursprung begründet als im allgemeinen Bildungstande der Menschen, nach dessen Höhe das Maß ihrer Sittlichkeit sich richtet. Die Übertreter zur Zeit Moses wie im Mittelalter standen auf einer rückständigeren Stufe als die Mormonen der Jetztzeit und nur daraus erwuchs der Unterschied im sittlichen verhalten. Der Glaube an offenbarte Gesetze erscheint demnach nur als ein Beiläufiges, welches die Israeliten und Christen nicht hinderte sie zu verletzen und die Mormonen nicht zwingt sie zu befolgen; welches vielmehr auf höherer Stufe ganz entbehrt werden kann, wie das Beispiel der Japaner zeigt, die ohne Glauben an irgend welche Offenbarungen zu den höchstgebildeten und bestgesitteten Völkern der Menschheit gehören.

Wenn demnach sich erweist, daß die Offenbarung jederzeit von geringem Einflusse gewesen und seit Jahrhunderten im absterben befindlich sei, so würde dem Menschen zunächst sein Gewissen als Richtschnur verbleiben, das Gefühl der Pflicht welches ihn mahne und warne gegen Gesetzverletzungen. Das Gewissen ist aber (§. 34) keine

unfehlbare in jedem Menschen gleichmäßig wirkende Gabe, sondern lediglich der Verstand des Einzelen, in besonderer Verwendung zur Erkenntniß der Pflichterfüllung. Es ist also zunächst abhängig von den allgemeinen Mängeln des Menschenwesens, so verschieden in den Einzelen wie ihre Bildungstände; hat mit dem Verstande alle Stufen der Fortbildung durchzumachen, so daß es sich nur äußern kann je nach dem Grade der erreichten Entwicklung. Es zeigt sich bei allen Menschen, daß das Gewissen nur dann mahne und warne wenn der Verstand die bezügliche Handlung als Pflichtverletzung erkennt; daß es je nachdem bei den größten Schandthaten Einzeler oder ganzer Völker schwieg oder sie gar mit freudigen Regungen lohnte sobald die Erkenntniß des Ausübenden solche Thaten als verdienstlich bezeichnete. Es liegt also auch im Gebiete des Gewissens das Regelnde der menschlichen Handlungen lediglich in der Erkenntniß, in dem jeweiligen Bildungstande des Menschen der in jedem Einzelen nach Zeit und Ort verschieden ist.

§. 150. Die Erkenntniß würde demungeachtet sich begnügen können mit den offenbarten Gesetzen, wenn sich erweisen ließe daß sie so umfassend klar und unveränderlich dem Menschenwesen angepaßt seien, um auch ohne den Offenbarungglauben den Bedürfnissen der Menschheit allezeit zu genügen. Wenn z. B. die **mosaischen zehn Gesetze** alle menschlichen Verhältnisse umfaßten, mögte jede nachherige Gesetzgebung als eine untergeordnete ihnen einzufügen sein; sie hätten zu allen Zeiten als Grundlage für den Inhalt aller Gesetze verbleiben können.

Sie genügen aber nicht diesen Voraussetzungen, wie im nachfolgenden Wortlaute der selben (2. Mose 20) sich zeigen wird.

1) Ich JHOH bin der Herr, der dich aus Agüpten, aus der Knechtschaft geführt hat; Du sollst keine anderen Götter haben neben mir (vor meinem Angesichte).

In diesen Worten war keineswegs die Vielgötterei verboten (§. 38), denn sie schreiben nur vor, daß keine anderen Götter (Bilder) aufgestellt werden sollen vor sein Angesicht d. h. in dem Orakelzelte vor der Lade, von dessen Gnadenstule er zu Moscheh redete. Das Verbot ist auch von Moscheh und Aharon so gedeutet worden; denn Aharon stellt den Apis (das vergoldete Kalb) auf, Moscheh errichtet dem Dio-Nüsos (Herrn Nissi) einen Altar, stellt den Tinbe oder Amun (die eherne Schlange) zur Verehrung auf und weiht am Versöhnungtage einen Bock dem asas-EL, einen gleichen dem JHOH, stellt beide Verehrungwesen einander gleich indem er das Los zwischen ihnen entscheiden läßt. Der Eingottglaube lag also nicht im ersten der 10 Ge-

setze begründet, sondern entstand erst nach der Gefangenschaft als die Israeliten ein aus fremden Vorstellungen erwachsenes freundliches Gesammtbild als Adonai annahmen, dagegen den JHOH und die übrigen Verehrungwesen ihrer Vorzeit schwinden ließen. Das Gesetz ist um so weniger für das Christenthum giltig, als Jesus weder den mosaischen Gesetzgeber JHOH anrief noch dessen jüdischen Nachfolger Adonai, sondern den galiläischen EL. Im Bewußtseine der arischen Völker Europas kam auch der EL des Jesu nicht zur Geltung, sondern die Dreieinigkeit, welche mit dem Namen des altarischen Himmelsherrn (Theos Deus Gott Bog) belegt, im wesentlichen dessen dem gemäßigten Erdgürtel angemessenen Grundzüge beibehalten hat; gründlich verschieden vom semitischen JHOH, der im ersten der 10 Gesetze seine Oberherrschaft sich ausbedingt.

2) Du sollst den Namen JHOH deines Herrn nicht mißbrauchen, denn er wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.

Es kommt hierbei zunächst in Betracht das unter 1) Gesagte: JHOH kam nicht zur Anerkennung, nicht einmal bei den Kindern Israels viel weniger bei den Christen; das Verbot ist demnach weder umfassend noch unabänderlich. Im allgemeinen stimmt es zum Menschenwesen, dem die Ehrfurcht innewohnt vor jedem was zur Zeit als Übermacht erkannt und verehrt wird; es würde also auch seine Geltung behalten können so lange im Bewußtseine der Menschen die Vorstellungen von Übermächten verbleiben, mögen auch deren Wesen und Namen wechseln. Demungeachtet ist der Mißbrauch des Namens aller Verehrungwesen sehr gebräuchlich, und wenn man nach Jesu Erklärung auch den Eidschwur dazu rechnen muß, wird der Mißbrauch sogar für nöthig gehalten; denn bei den geringsten Veranlassungen finden gesetzlich Eide statt, leichtsinnig verlangt, geleistet und gebrochen. Das zweite Gesetz steht mit dem Leben nicht in Übereinstimmung.

3) Du sollst den Sabbathtag halten, daß du ihn heiligest, wie dir JHOH, dein Herr geboten hat.

Die Heiligung des siebenten Tages der Woche bestand in der Arbeitruhe und Übung der Glaubengebräuche (Opfer Orakel u. a.). Dieses ursemitische Opfer, ihrem ältesten Verehrungwesen SAB geweiht (§. 47), ist nur für die Juden in Geltung verblieben; denn die übrigen Semiten, meistens Muhammadaner geworden, feiern den sechsten Tag (Freitag), und die Christen haben sämmtlich den ersten Tag der Woche (Sonntag) zum Feiertage gewählt; im Widerspruche mit dem Gesetze (2. M. 31. 15) welches bei Todesstrafe verbietet am Sabbath zu arbeiten (4. M. 15. 32). Das Gebot in seinem Grund=

zuge stimmt zum Menschenwesen, in sofern es dem Streben nach Steigerung des Genusses durch Arbeitruhe Befriedigung verschafft. Es entspricht aber nicht den Bedürfnissen der Menschheit, deren Dienst im Kriege auf der See in Wüstenkaravanen wie in der Krankenpflege und zahllosen unaufschiebbaren Arbeiten regelmäßige Ruhetage nicht gestattet. Das dürftige Hirtenvolk der Wüste konnte am Sabbath ruhen weil seine Herden fortweideten, also arbeiteten für die Menschen ohne Arbeit zu erfordern. Aber im Leben gebildeter Völker ist es unausführbar weil die Ruhe des Einen nicht möglich ist ohne die Arbeit Anderer; so daß selbst die Priester nicht allein arbeiten am Ruhetage (predigen trauen taufen Messelesen u. a.), sondern auch ihre Dienerschaft (Köche Kutscher und Mägde) für sich arbeiten lassen, im Widerspruche mit dem Gesetze (5. M. 5. 14). Das Gebot stimmt zum Behagen der Menschen aber nicht zu den menschlichen Einrichtungen, ist also der Veränderlichkeit unterworfen.

4) Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Dieses Gebot liegt tief begründet in unveränderlichen Verhältnissen des Menschenwesens, in den Grundlagen des bestehens der Menschen. Liebe und Ehrerbietung der Kinder für ihre Eltern prägt sich von frühester Jugend ein durch die gewohnte Anerkennung des Übergewichtes der Eltern, durch die in der Erziehung erlernte Anbequemung, durch das Bewußtsein der im hilflosen Alter empfangenen Wohlthaten und späterhin durch Mitleiden beim Anblicke der zunehmenden Schwäche der Eltern. Das Gebot der Elternliebe, in gemeinmenschlichen Verhältnissen begründet, findet sich deshalb auch bei allen Völkern, nachdem sie die ersten Stufen der Bildung zurückgelegt hatten. Es herrscht am stärksten bei den jeder Offenbarung ermangelnden Sinesen und Japanern und findet sich bei den Urbewohnern Amerikas wie bei den vorgeschrittenen Völkern Mittel-Afrikas. Der mosaischen Fassung fehlt jedoch die erforderliche Deutlichkeit; denn es lehrt nicht ob und was im ehren der Eltern mehr begriffen sein solle als die enge Wortfassung bedeutet. Deshalb haben auch Diejenigen welche das Gebot als geoffenbart auffassen, von jeher sich gemüßigt gesehen, in wechselnden menschlichen Gesetzen das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern zu regeln; so umfassend daß es im Leben der Europäer jenes mosaischen Gesetzes nicht bedarf, weil die aus dem arischen Alterthume stammenden Sitten und Gesetze ausreichender sind.

5) Du sollst nicht töden.

Das Verbot der Menschentödung liegt begründet in der erkannten Notwendigkeit des Daseins der Menschen. Die mosaische Fassung ist jedoch undeutlich und unvollständig, eignet sich also nicht zur allgemeinen Anwendung. Die wörtliche Fassung verbietet alles töden also

auch das der Thiere; eine Bedeutung die niemals bei den Israeliten geherrscht hat sondern bei den Hindu sich vorfindet. Auch wenn man sich denkt es könne nur wider Menschentöden gerichtet sein wird jener Mangel nicht aufgehoben; denn es nimmt nicht die Fälle der Nothwehr aus in denen es nicht verboten werden darf. Es hat auch niemals selbst in diesem verbesserten Sinne bei den Israeliten gegolten; denn der selbe JHOH-Moses gebietet den Israeliten die im berechtigten Besitze lebenden Bewohner Palästinas zu vertreiben und auszurotten, Männer Weiber und Kinder, mit alleiniger Ausnahme der Jungfrauen. Das Verbot schloß aber nicht allein alle Nicht-Israeliten von seinen Wohlthaten aus, sondern auch im eigenen Volke hielten die Genossen nicht diese Beschränkung aufrecht; denn sie vertilgten unter JHOH's Leitung fast den ganzen Bruderstamm Benjamin. Das fünfte Gesetz hatte also nur die Bedeutung „Du darfst fremde Völker ausrotten, aber keine Israeliten töden, wenn nicht JHOH sich dabei betheiligt und durch sein Orakel anleitet.“ In dieser Bedeutung kann aber das Gesetz keine allgemeine und unabänderliche Geltung erlangen, sondern hatte lediglich für die Kinder Israels einen Zweck. In allgemeiner Anwendung hätte es ebenso wohl die übrigen Völker zur Ausrottung der Israeliten ermächtigt, was ersichtlich die Absicht des Gesetzes nicht sein konnte.

Die Hinderung der Menschentödung ist und bleibt ein allgemeines streben der Menschen, welches in kleinen Verbänden (Stämmen) begonnen im Laufe der Jahrtausende über weitere Kreise (Völker, Staten und die gesammte Menschheit) sich ausbreitete und so lange fortbestehen wird wie die Menschen auf ihr Dasein einen Werth legen. Sie ist die Grundlage des Zusammenlebens im Verbande und der nur dadurch zu ermöglichenden Fortbildung der einzelen Genossen. Jeder unabhängige Verband hat es aber in seinem Bereiche nur den Einzelen verboten, dagegen der Gesammtheit vorbehalten durch seine Vertreter Tödungen vorzunehmen, sowol als Rache (Strafe) für begangene Verbrechen, wie auch bei gewaltsamen Auflehnungen wider Vertreter der Gesammtheit. Dem Einzelen gestatten es überdies die Verbände im Falle der Nothwehr, so wie bei vermeintlicher Ehrenkränkung.

Das biblische Offenbarungverbot ist demnach längst durch zweckmäßigere menschliche Gesetze beseitigt worden und eignet sich nicht zur allgemeinen Anwendung.

6) Du sollst nicht ehebrechen.

Die natürliche Anordnung der Zahlenverhältnisse beider Geschlechter bestimmt für den Menschen die Einehe; denn für jeden Mann ist durchgehends nur ein Weib vorhanden. Das Verhältniß der Kraft und Dauer giebt allerdings den Männern ein unver-

hältnißmäßiges Übergewicht, um so größer je heißer das Land und kurzlebiger die Blüthezeit des Weibes. Allein das Kopfzahlverhältniß bedingt die Einehe, macht also Vielweiberei wie Vielmännerei zum Ehebruche.

In dieser zweiseitigen Auffassung hat das Verbot von Anfang her nicht gegolten; denn nur den Weibern war die Vielmännerei verboten, nicht den Männern die Vielweiberei. Selbst Moscheh der die Bedeutung der Offenbarung am genauesten kennen konnte, nahm außer seiner Frau Zipora noch eine Morin (4. Mose 12), und als seine Geschwister dawider redeten ließ JHOH die Schwester Mirjam aussätzig werden. Die Richter und Könige trieben Vielweiberei, ohne daß es ihnen als Ehebruch angerechnet wurde; auch die Verführung eines Weibes anderer, wie Davids Aneignung der Bathseba, ward dem Könige nicht angerechnet als Bruch seiner eigenen Ehe sondern der Ehe des Urias. Der Mann hatte keine desfallsige Verpflichtung gegen seine eigene oder andere Frauen, sondern nur gegen Männer; nur diesen gegenüber konnte er Ehebrecher sein durch Verführung ihrer Weiber.

Da die Israeliten den Gebrauch hatten, wie wahrscheinlich auch die übrigen Wüstenvölker der Semiten, in ihrer Kriegführung alle Bewohner der überwundenen Städte zu töden mit alleiniger Ausnahme der Jungfrauen welche sie gefangen hinweg führten: so entstand bei ihnen eine künstliche Störung der Verhältnißzahlen beider Geschlechter. Die Kriegsbeute ermöglichte die Vielweiberei in bedeutendem Maße, welche ohnedies wie Jacobs Beispiel erweist althergebrachte Sitte bei den Semiten war. Es hat also in dem Offenbarunggesetze nicht die Absicht gelegen die Einehe zu schaffen und zu erhalten, sondern nur den Weibern die Vielmännerei zu untersagen und den Männern, unter Gestattung der Vielweiberei, zu wehren in die Ehe eines anderen Mannes einzubrechen. Diese Bedeutung konnte aber nur örtlich gelten; denn sie war abhängig von den besonderen Verhältnissen jener Zeit und dortiger Gegend. Sie ist zur allgemeinen Anwendung nicht geeignet; nicht allein weil sie den Grundverhältnissen der Menschheit widerstreitet welche die Einehe bedingen, sondern auch weil sie alle übrigen Verhältnisse unberücksichtigt läßt in denen Ehegenossen zu einander und zu ihren Kindern stehen.

7) Du sollst nicht stehlen.

Derselbe JHOH welcher dieses Verbot erließ verordnete (2. Mose 3. 24): „Ein jegliches Weib soll von ihrer Nachbarin und den Hausgenossen fordern silberne und goldene Gefäße und Kleider; die sollt Ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Ägüptern entwenden.“ Das

Verbot war also kein gemeingiltiges, sondern auf das Verhältniß der Israeliten unter einander beschränkt; ist demnach nicht geeignet für die Jetztzeit, welche längst durch menschliche Gesetze bestimmt hat daß auch der Diebstahl gegen Fremde verboten sein solle.

Das Verbot des Diebstahles gehörte von jeher zu den Erfordernissen eines jeden Verbandes, der den Einzelbesitz anerkannte; denn nur durch gegenseitige Sicherung konnte das Eigenthum bestehen. Es wird deshalb auch fernerhin mit dem Vorhandensein des gesonderten Eigenthumes vom Einzelen gefordert werden den Diebstahl zu unterlassen. Das Verbot findet jedoch in den vorhandenen menschlichen Gesetzen umfassenderen Ausdruck als im mosaischen, so daß es des letzteren nicht bedarf.

8) Du sollst kein falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Dieses Verbot in allgemeinster Bedeutung gefaßt, liegt in den Erfordernissen der menschlichen Verbände begründet, die es bedingen daß jeder Genosse zur Rechtsicherheit aller beitrage, also nicht durch falsches Zeugniß die Rechtermittelungen beirre. Auch die Deutung als Verbot der Verläumdung entspricht jener Grundbedingung, da der gute Ruf als schätzbares Besitzthum gegenseitig gesichert werden soll.

9) Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib.

Hierin ist eine dem sechsten Gesetze untergeordnete Verpflichtung ausgesprochen, jedoch in so fern verstärkt, als nicht nur die That sondern auch der Wunsch verboten wird. Es ist ein abgeschlossenes Verbot auf allgemein menschliche Verhältnisse begründet, zur allgemeinen und bleibenden Anwendung geeignet.

10) Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Besitzthum (Haus Acker Sklaven).

Ein Verbot wider den Neid und die Habsucht, im richtigen Verständisse der Erfahrung, daß diese Begierden wenn nicht zeitig unterdrückt zu Handlungen führen welche dem Zusammenleben im Verbande schaden. Das Verbot steht auf rein menschlichem Grunde, besitzt also die Vorbedingung allgemeiner und bleibender Geltung.

Es ergiebt sich, daß die 10 Gesetze der mosaischen Offenbarung nur zum geringsten Theile zur allgemeinen und bleibenden Anwendung geeignet sind. Sie tragen das Gepräge der beschränkten Verhältnisse ihrer Zeit und ihres Volkes, lassen auch manche der wichtigsten Bezüge außer Acht, wie z. B. Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder, Verpflichtungen der Einzelen gegen die Gesammtheit in gemeinnützigen Handlungen, Vaterlandsliebe Aufopferungfähigkeit Gehorsam gegen die Obrigkeit u. a. Sie stehen nur zum geringsten Theile auf gemein menschlichen Grundlagen und sind längst überflüssig gemacht worden durch arisch-europäische Gesetze, die bei augenscheinlicher Mangel-

haftigkeit dennoch in jeder Beziehung die zehn mosaischen Gesetze übertreffen.

Es lassen sich allerdings denselben eine große Zahl von Verordnungen anreihen, die zerstreut in den Geschichtbüchern der Israeliten gegeben sind; besonders diejenigen, welche als Offenbarungen bezeichnet wurden und der selben Quelle entstammend, als berechtigte Erläuterungen und Ergänzungen der 10 Stammgesetze gelten dürfen. Sie geben einzele Vorschriften über das Eheleben Scheidungen Gütertheilungen Einrichtungen des Gottesdienstes, Opfer, wider Unsittlichkeiten Zauberei u. a., aber sämmtlich die selben Mängel in sich tragend, welche den 10 Gesetzen anhaften, nicht im entferntesten ausreichend, um jene so zu ergänzen daß sie unsere arischen Gesetze verdrängen könnten.

§. 151. Das mosaische Offenbarungsgesetz hat niemals im Leben der Europäer allgemeine Geltung gehabt; denn nicht allein, daß es schon zu Jesu Zeiten vieles von seiner Bedeutung verloren hatte, sondern es ward auch wesentlich verändert durch die **Lehren des Christenthumes,** welche in den Aussprüchen Jeschuah's und seiner Jünger wie auch in den Beschlüssen der Kirchenversammlungen unzweifelhaft das mosaische Gesetz verbessern durften, weil auch sie als Aufschlüsse der Offenbarung galten. Die Geschichte des Christenthumes zeigt jedoch, daß die wenigen Aussprüche Jesu welche in den Evangelien aufbewahrt sind, nicht ausgereicht haben um die mosaischen Gesetze zu ergänzen; daß ungeachtet Jesu ausdrücklicher Erklärung, er sei nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu befestigen (Matth. 5. 17), die Gläubigen nicht allein die mosaischen Gesetze nach Belieben abschafften (Apostelgesch. 15. 24), sondern auch die hauptsächlichsten Abweichungen und Verschärfungen Jesu nicht zur Geltung brachten. Jeschuah hat (Matth. 5. 34) ausdrücklich jeden Eidschwur verboten und verschiedentlich die Gütergemeinschaft anbefohlen nebst freiwilliger Armuth und Verschenkung aller Habe an die Armen (Matth. 5. 42; 6. 19; 19. 21; Luk. 12. 22 u. a.), ohne daß die Christen sich bewogen fühlten diese Offenbarunggesetze an die Stelle ihrer altheidnischen menschlichen Gesetze zur Geltung zu bringen. Die Beweggründe sind leicht zu erkennen, denn wenn jene Offenbarunggesetze mit den Grundzügen menschlicher Verbände verglichen werden, ergiebt sich sofort daß sie dieselben aufgelöst haben würden, also den Erfordernissen des menschlichen Fortschrittes nicht entsprechen konnten. Die Gläubigen handeln richtig wenn sie darin ihrem Heilande nicht folgen; aber unredlich wenn sie andre dazu auffordern.

Die Offenbarunggesetze welche nach Jesu Tode durch Ein-

gebungen des heiligen Geistes geschaffen wurden, entsprachen ebenso wenig den Vorbedingungen zur allgemeinen und bleibenden Anwendung. Die Anordnungen der Päpste und Kirchenversammlungen waren undeutlich und widersprechend, veränderten sich, hoben sich gegenseitig auf, verfluchten oftmals die Befolgung der früher gegebenen Gesetze. Sie nahmen an allen Schwankungen Theil welche die menschliche Erkenntniß in ihrer Fortbildung, so wie der fortgehende Wechsel der beschließenden Männer nothwendig hervorbringen mußte. Ihre Gesetze entbehrten nicht allein der Kennzeichen des höheren Ursprunges, sondern stellten auch die eigene Natur des eingebenden heiligen Geistes so wenig außer Zweifel, daß darüber eine Kirchenspaltung einriß und der römische Bischof mit den westeuropäischen Christen um deswillen sich schied von denen griechischen Bekenntnisses. Die Beschlüsse hatten zu ihrer Zeit jedesmaligen Werth, aber meistens vorübergehend; sie befriedigten nicht die bleibenden Erfordernisse der Menschheit und eignen sich deshalb auch nicht zur ferneren Anwendung als allgemeine Grundlage aller Gesetze.

§. 152. Außerdem finden sich aber noch **allgemeine Gebote der Bibel,** unter denen zwei als die umfassendsten hervorragen, nämlich

5. Mose 6. 5: „Du sollst JHOH deinen Herrn lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, so wie du vermagst."

3. „ 19. 18: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

die auch von Jeschuah (Matth. 22. 37, 39) für die vornehmsten Gebote erklärt werden, in denen das ganze Gesetz und die Lehren der Profeten enthalten seien. Will man auch gelten lassen, daß erstere nur auf JHOH Bezug habende und von Jesus auf den galiläischen EL gedeutete Vorschrift, auf jedes höchste Verehrungwesen anderer Völker übertragen werden dürfe, also auch das europäische der Christen: so stellt sich doch in jedem Falle das Ungenügende des Gebotes darin heraus, daß es nicht vorschreibt worin die Liebe sich bethätigen solle. Die Bedeutung welche sie bei den Kindern Israels hatte (Darbringung blutiger Opfer, Ausführung der grausamen Befehle des JHOH, Befolgung zahlreicher längst abgeschaffter Gebräuche u. a.) darf sie bei den Christen nicht haben. Auch Jeschuah hat seine Bestätigung des Gebotes nicht mit Erläuterungen versehen, aus denen eine veränderte christliche Bedeutung erkannt werden könnte. Gleiches unzureichen haftet am anderen Gebote der Nächstenliebe; denn es erläutert nicht die erforderliche Bethätigung der Liebe, bezeichnet nicht wie weit die Verpflichtung sich erstrecken solle; was zur bleibenden Anwendung um

so nöthiger gewesen wäre, als die alte Deutung sie so eng begränzte daß damit die Beraubung und Ausrottung anderer Völker und selbst der Bruderstämme vereinbar war.

Allerdings kann die Liebe beider Gebote unbeschränkt gedeutet werden und läßt dadurch so weit sich erstrecken, daß sie alles einschließt was jemals als Pflicht der Menschen erkannt werden mag. Dieses wäre aber nicht Werk der Offenbarung sondern des menschlichen Verstandes; der Inhalt wie der Werth beider Gebote läge allein in den menschlichen Gesetzen und sie selbst wären als inhaltslos überflüssig. Es finden sich zudem die menschlichen Gesetze, welche den Inhalt jener beiden Gebote ausmachen, viel vollständiger bei verschiedenen Völkern des Alterthumes denen die mosaischen Offenbarungen gänzlich unbekannt waren.

Eine andere Gattung bilden die Vorschriften der Wohlthätigkeit Barmherzigkeit Friedfertigkeit Geduld Sanftmut u. a., die den Grundbedingungen des Zusammenlebens entsprechend allgemein anwendbar sind und von unveränderlicher Dauer. Dagegen ihre Anwendung so weit auszudehnen wie Jeschuah verordnet (Matth. 5. 39—44) dürfte schwerlich jemals rathsam sein; ebenso wenig wie bisher seine eifrigsten Bekenner gewilligt waren nach empfangenem Backenstreiche auch die andere Wange anzubieten, oder wenn ihnen der Rock bestritten würde auch den Mantel hinzugeben, auch alles zu gewähren jedem der da bitte und zu leihen jedem der da borgen wolle. Solche Ausdehnung der Gebote Jesu würde den rückständigen faulen und rohen Menschen ungebürlichen Vorschub leisten und ihnen die einfachsten Mittel verwehren, durch deren Drang sie zur höheren Entwicklung geführt werden könnten. Wenn man aber ihre Anwendung auf das gangbare Mas beschränkt, tragen sie keine Kennzeichen höherer Offenbarung, denn in dieser Ausdehnung sind sie aus den Stammlehren der arischen Völker entwickelt; ältere Völker (Sinesen Inder Perser u. a.) haben die selben Gebote lange vor Christi Geburt durch ihre Lehrer auf rein menschlichem Wege empfangen; die Vorschriften hätten also auch ohne Christenthum allgemein und bleibend in Europa eingeführt werden können.

§. 153. Die **Wandlungen in den Gesetzen,** sowohl in denen welche als Offenbarungen galten, als denen welche anerkannt der menschlichen Erkenntniß entstammten, erweisen sich als die Ergebnisse des Nachdenkens der Vorgeschrittensten und Mächtigsten ihrer Zeit. Die Gesetze der Völker auf den rückständigsten Stufen der Bildung mögen uns immerhin als roh widerlich und selbst unsinnig erscheinen; wir haben sie dennoch zu betrachten als die Ergebnisse des Nachdenkens der jezeitig Vorgeschrittensten des bezüglichen Volkes,

möge deren Bildung im Vergleiche zur unsrigen noch so sehr rückständig sein. Zu allen Zeiten geschah die Gesetzgebung durch das Nachdenken der Hervorragenden, mogten es Älteste oder Priester sein, Heerführer oder Stammhäupter, gewählte Volksvertreter oder Versammlungen aller geeigneten Verbandgenossen. Es waren die Hervorragenden an Macht oder Einsicht welche die Gesetze nach ihrer Erkenntniß schufen und änderten; wobei sie ihrer jeweiligen Bildungsstufe entsprechend besondere Zwecke und Vortheile der kommenden Zeit zur Richtschnur nahmen. In Folge dessen sind fast zu allen Zeiten die Gesetze das Erzeugniß einer höheren Bildungsstufe als das Volk der Mehrzahl nach einnimmt, und dieser Abstand bethätigt sich in den zahllosen Verletzungen; deutlich erweisend daß die höher stehenden Gesetze nicht in das Bewußtsein der Verletzer aufgenommen worden waren. Die Gesetzübertretungen sind Folge der Verschiedenheit der Bildungstufen, auf denen die Genossen eines mit gleichen Gesetzen ausgerüsteten Volkes stehen. Sie müssen demnach um so zahlreicher und gröber eintreten, je stärker die Bildungunterschiede und je größer die Zahl der Rückständigen ist; dagegen sich mindern und mäßigen in dem Verhältnisse wie die Fortbildung und der Wohlstand allgemeiner werden.

Der Abstand zwischen der Erkenntniß der rückständigen Mehrzahl und den aus höherer (wenn auch nicht jezeitig höchster) Erkenntniß hervorgegangenen Gesetzen, führte nicht allein zu zahllosen Übertretungen und zum unausgesetzten Kampfe des Verbandes wider seine rückständigen Genossen, sondern auch zur steten Beunruhigung der letzteren. Die Befolgung der Gesetze, mogten diese als Offenbarung- oder menschliche gelten, war mit Strafen bedroht; der Rückständige, indem er sie verletzte oder hinterher erkannte daß er sie unbewußt verletzt habe, mußte Strafe befürchten und darüber Unruhe empfinden. In den meisten Fällen erkannte er daß er ein Wagespiel getrieben habe, dessen Entscheidung ihm Vortheil oder Nachtheil bringen könne; der Nachtheil mußte ihm um so gröser erscheinen, als die Furcht vor Strafe eine lange Zeit andauert während welcher diese in jedem Augenblicke ihn ereilen könne; wogegen der Vortheil gewöhnlich nur in einem kurzdauernden Genusse besteht. Eine fernere Beunruhigung ist allezeit Folge der Fortbildung des Einzelen: je höher und rascher seine Erkenntniß sich steigert, desto deutlicher wird seinem Bewußtseine das Rückständige der zurückgelegten Lebensbahn, desto zahlreicher erinnert er sich begangener Handlungen welche er als Vergehungen entdeckt, sei es gegen herrschende Gesetze oder gegen sein eigenes Rechtsbewußtsein, wenn seine Bildung über die herrschenden Gesetze hinaus sich entwickelt hat. Den Wenigsten wird es einleuchtend, daß die Unruhe, die Furcht vor der gesetzlichen Strafe wie auch die Reue über frühere Handlungen,

ihrer Fortbildung im hohen Grade förderlich seien; daß diese Erkenntniß, welche Gewissen genannt wird, den Menschen als Wächter begleitend seinen Bildungtrieb rege erhält, ihn antreibt zur Abschüttelung des Rückständigen und Aneignung des Vorgeschrittenen. Nur weil den meisten Menschen diese Erkenntniß fehlt suchen sie die Unruhe zu ersticken oder von sich abzuwälzen.

§. 154. Der Mensch bewegte sich in einem **Kreisschlusse von Vorstellungen,** der ihn durch eine Reihe zusammenhängender Folgerungen zum Ausgangspunkte zurück führte und obwohl anscheinend ohne Lücke ihn doch nicht befriedigte. Er schied seine Welt in böse und gut, je nachdem deren Vorgänge auf ihn oder den Verband in welchem er lebte ungünstig oder günstig einwirkten (§. 99). Waren diese Vorgänge die Wirkungen seines eigenen thuns oder hielt er sie dafür, dann nannte er seiue Handlungen je nachdem böse oder gut; mit masgebenden Offenbarunggesetzen verglichen bezeichnete er sie als sündhaft oder tugendhaft; im Vergleiche zu menschlichen Gesetzen waren sie Vergehungen oder Verdienste. Die Wirkungen oder Folgen welche daraus für ihn entstanden nannte er Strafe oder Lohn, und diese Unterscheidung fiel wiederum zusammen mit seiner anfänglichen Welteintheilung in böse oder gut. Anscheinend ist die Kette fest und ununterbrochen; aber der Mensch fühlte dennoch daß eines der Glieder zu schwach sei, einer Verstärkung bedürfe um genügen zu können. Er machte nämlich die Erfahrung, daß auf viele seiner guten Handlungen nicht der vorausgesetzte Lohn erfolge und nach vielen bösen Handlungen, von ihm oder Anderen begangen, die Strafe ausblieb: er erkannte einen Mangel des Zusammenhanges zwischen Handlung und Folge, dessen Ausgleichung er zu erforschen suchte. Es lag ihm noch fern zu erkennen, daß seine Eintheilungen nicht in der Außenwelt liegen sondern lediglich in seinen Gedanken; daß sie nicht gegebene sondern von ihm erschaffene seien, also durch Berichtigung seiner Gedanken von jenem Mangel befreit werden könnten. Es war ihm nicht bekannt wie sehr die Mängel seines Wesens bei Bildung seiner Eintheilungen mitwirkten und wie er, einem Hauptmangel verfallend, irriger Weise Ursachverhältnisse schuf indem er alle unangenehmen oder ungünstigen Vorgänge als Strafen deutete oder die angenehmen oder günstigen als Lohn; wie er auch die Mängel seiner Sinne verkannte, als er annahm die Handlungen der Menschen hätten keine anderen Folgen als die welche in den Bereich seiner Sinne fallen. Wenn er z. B. erwartete durch häufiges beten und beichten der Dürre zu wehren, Regen herbei zu ziehen und den Erntesegen zu mehren, so dachte er sich irriger Weise ein Ursachverhältniß zwischen beten und

Wetter welches nicht obwaltet, deutete unrichtig als mangelnden Lohn für sein Gebet wenn der Erntesegen ausblieb. Hätte er dagegen vom beten seine eigene Beruhigung erwartet, das erwecken des Vertrauens und der Unterordnung unter höhere Einflüsse: so würde er seinen Lohn darin empfangen haben, weil seine Deutung dem vorhandenen Ursachverhältnisse entsprochen hätte. Oder wenn er sein Land sorgfältig bearbeitete und unterhielte, bestes Satkorn zur richtigen Zeit anwendete, für die Entwässerung wie Bewässerung nach Masgabe der Witterung sorgte und das gedeihen möglichst unabhängig machte von störenden Einflüssen, dann hätte er höchst wahrscheinlich den Lohn in einer guten Ernte empfangen; denn seine Erwartung ruhete auf einem der Regel nach wirklich vorhandenen Ursachverhältnisse. Bei derartigem berichtigen seiner Voraussetzungen würde überdies der Mensch häufig finden, daß die selben Vorgänge welche er als Lohn bezeichnet, für zehn Andere empfindliche Strafen seien, daß er überhaupt seine Eintheilung nur nach den besonderen Bedürfnissen seines Eigenwesens abmas, ohne Rücksicht auf die abweichenden Erfordernisse Anderer. Die theuren Kornpreise, welche der fromme Landmann oder Kornhändler als Lohn für fleißigen Kirchenbesuch und beten erwartet, würden Tausende als härteste Strafe empfinden; der Sturm den der strandende Schiffer als harte Strafe beweint, wird von Tausenden als der Lohn für ihre Gebete gepriesen, wenn er durch Luftreinigung eine verheerende Seuche vertrieb. Jeder verlangt daß in seiner Außenwelt d. h. des Theiles der Welt dessen Eindrücke er in sich aufnimmt, seine Eintheilung der Vorgänge in Strafe und Lohn die allein herrschende sein solle, und glaubt sich beeinträchtigt wenn die Voraussetzungen und Forderungen seines Eigenwesens nicht eintreffen.

Auf den weit rückständigen Stufen der Erkenntniß war es dem Menschen nicht möglich zum Urgrunde der Mängel seiner Erkenntniß vorzudringen. Es fehlte ihm zunächst die Übersicht einer ausreichenden Zahl zusammenhängender Vorgänge, die er in zutreffende Ursachverhältnisse hätte bringen können um danach seine Vorstellungen zu gestalten. Sein ganzes Leben erfaßte nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche, und was außerhalb dessen Grenzen vorging war ihm unbekannt. Innerhalb war er auf seine beschränkten Sinne und die geringen Forschungen seiner Genossen angewiesen; was aber jenseit der Grenzen seiner Örtlichkeit der Forschungen seiner Genossen und seiner Sinne lag, bildete seine außersinnliche Welt, in die er mittelst seiner Einbildung einzudringen suchte. Unter der Herrschaft dieses Mißverhältnisses zwischen erkennen und glauben gelangte er dazu, den vorausgesetzten Mangel im erfolgen der vorausgesetzten Strafe oder des erwarteten Lohnes, nicht durch Zurückführung auf die Quelle des

Irrthumes zu berichtigen, sondern durch anwenden der Einbildung zu ergänzen aus dem Gebiete seiner außersinnlichen Welt.

§. 155. Der Mensch suchte und fand diese fehlende Ergänzung, indem er seines Glaubens an ein nachirdisches fortleben der Seele sich bediente, um durch eine **Vergeltung im künftigen Leben** das nach seiner Ansicht Fehlende des irdischen zu ergänzen.

Der Glaube an Strafe und Lohn nach dem Tode ist keine der anfänglichen Vorstellungen der Menschen, auch keine nothwendige Folge des Unsterblichkeitglaubens, sondern erst viel später entstanden und diesem angeschlossen worden. Die Beobachtungen welche zur Vorstellung der menschlichen Seele und ihres fortlebens führten (§. 86) konnte der Mensch bereits auf weit rückständiger Stufe machen; der Vergeltungglaube dagegen ward erst dann möglich, als er seine Handlungen mit äußeren Vorgängen in Verbindung setzend die Vorstellungen von Strafe und Lohn sich gebildet hatte; auf Grund zahlreicher Beobachtungen feste Ursachverhältnisse sich dachte und bei weitergehender Erfahrung fand, daß oftmals Ausnahmen stattfinden, Strafe oder Lohn nicht so eintrafen wie er vorausgesetzt hatte. Außerdem mußte er zuvor die Vorstellung von höheren Wesen sich gebildet haben, welche die ihn berührenden Vorgänge lenkten und den Willen hegen konnten nach seiner Deutung die volle Vergeltung eintreten zu lassen, also jedenfalls dasjenige zu ergänzen was etwa nach seiner Beobachtung im Erdenleben daran mangele. Zu diesen Bereicherungen seiner Erkenntniß bedurfte es eines langen und mühsamen fortbildens, der Erklimmung höherer Bildungsstufen; erst nachdem konnte er dem längst vorher bestandenen Glauben an fortleben der Seele seinen reichen Inhalt verleihen, selbem die Form geben welche ihn allen Gläubigen so werth macht. Wir sehen deshalb auch Bildungvölker alter und neuer Zeit welche nur den Unsterblichkeitglauben besitzen, während andere ihn in Verbindung mit dem Vergeltungglauben hegen. Bei den Europäern der Gegenwart (Christen Juden und Türken) ist der verbundene Glaube herrschend, wogegen bei den grosen Völkern des fernen Ostens (Sinesen und Japanesen) nur der Unsterblichkeitglauben in den Gebildeten herrscht.

Auf weiter rückständigen Stufen fehlt mit dem Glauben an ein Reich der fortlebenden Seelen auch der Glaube an eine nachirdische Vergeltung; denn Strafe und Lohn werden gedacht als vollständig im irdischen Leben eintreffend und auf den Handelnden, seine Nachkommen oder auch das ganze Volk wirkend. Diese Vorstellung zeigt sich in der älteren Geschichte der Kinder Israels als herrschend: denn (1. Mose 6) als die Menschen vor der Sündflut verderbt waren,

bestraften die Elohim sie mit dem Tode, nur dem Noah weil er gut war schenkten sie das Leben. Als sie dem Noah (1. Mose 8 und 9) den lieblichen Geruch des Brandopfers vergelten wollten, verhießen sie ihm nicht den Lohn im künftigen Leben sondern zahlreiche Nachkommenschaft, die Herrschaft über alle Thiere und Pflanzen, sowie reichliches Auskommen. Dem Abraham verhießen die Elohim (1. Mose 15) als Belohnung seiner guten Handlungen lediglich ein langes Leben ruhigen Tod und unzählige Nachkommenschaft, der das ganze umgebende Land gehören solle. Als Abraham (1. Mose 22) durch die beabsichtigte Opferung seines Sohnes Jschak dem grimmigen EL einen hocherfreulichen Beweis seines Gehorsams gegeben hatte, verhieß ihm dieser nicht etwa die ewige Seligkeit, sondern sagte: „Deine Nachkommen will ich segnen und mehren wie die Sterne am Himmel und den Sand am Meere; deine Nachkommen sollen besitzen die Thore ihrer Feinde und sollen durch sie gesegnet werden alle Völker auf Erden, darum daß du meiner Stimme gehorchet hast.“ Wenn also im Bewußtseine des Volkes die Vorstellung einer zukünftigen Vergeltung gelebt hätte, würde sie gewiß an dieser Stelle ihren Ausdruck empfangen haben; da jene Verheißung als Grundlage des Glaubens und der Hoffnungen der Kinder Jsraels ihre Geschichte Jahrhunderte a ng durchwebte. Auf eine Vergeltung im fortleben nach dem Tode bezieht sich keine Äußerung; denn nur der im Volke gangbare Segen wird gegeben, den auch die Geschwister der Rebekka beim Abschiede sprachen (1. Mose 24. 60): „Wachse in viel tausend mal tausend und deine Nachkommenschaft besitze die Thore ihrer Feinde.“ Ebenso als der EL dem Jschak erschienen (1. Mose 26. 24), verhieß er ihm nur: „Jch will dich segnen und deine Nachkommen mehren um meines Knechtes Abraham willen.“ Auch als Jakob im Traume den EL schauete zu beth-EL, verhieß ihm dieser (1. Mose 28. 13): „Das Land worauf du liegest will ich dir und deinen Nachkommen geben; deine Nachkommen sollen werden wie der Staub auf Erden und du sollst ausgebreitet werden gegen Abend Morgen Mitternacht und Mittag und durch dich und deine Nachkommen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden. Und siehe ich bin mit dir und will dich behüten wo du hinziehest und will dich wieder herbringen in dieses Land; denn ich will dich nicht lassen bis ich thue alles was ich geredet habe.“ Desgleichen als EL ihm erschien auf dem Zuge nach Ägüpten (1. Mose 46. 3) verhieß er ihm nur: „Jn Ägüpten will ich dich zum großen Volke machen und Joseph soll seine Hände auf deine Augen legen.“ Als EL (2. Mose 6. 3) dem Moschech erschien verhieß er (2. Mose 19) ihm und seinem Volke: „Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten so sollt ihr mein Eigenthum sein vor allen

Völkern, denn die ganze Erde ist mein. Und ihr sollt mir ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein." Den 10 Stammgesetzen des Volkes folgt keine Hinweisung auf Strafen oder Belohnungen der überlebenden Seele; nur dem vierten ist eine Verheißung beigefügt des Inhaltes (2. Mose 20. 12): „auf daß du lange lebest in dem Lande das dir JHOH dein Herr gibt;" an einer anderen Stelle (5. Mose 5. 16) sagt die erweiterte Fassung: „auf daß du lange lebest und dir wohlgehe in dem Lande, das dir JHOH dein Herr geben wird." Sein Orakel verheißt weiterhin (2. Mose 23. 25): „Aber dem Herrn JHOH sollt ihr dienen, so wird er dein Brod und dein Wasser segnen und ich will alle Krankheit von dir wenden und soll nichts Unträchtiges und Unfruchtbares sein in deinem Lande, und ich will dich lassen alt werden." So auch in allen anderen Fällen verheißt er weder himmlischen Lohn noch höllische Strafen, sondern gedeihen oder leiden im Erdenleben: er will (2. Mose 32. 10) die ungetreuen Verehrer „in seinem ergrimmten Zorne auffressen" und ebenso (4. Mose 14. 12): „So will ich sie mit Pestilenz schlagen und dich (Moses) zum größeren und mächtigeren Volke machen als dieses ist." Im Falle die Kinder Israels JHOH's Gebote halten wollten, verhies er ihnen (3. Mose 26) es solle das Land mit ungewöhnlicher Fruchtbarkeit gesegnet sein, der Friede darin herrschen und alle ihre Feinde überwunden werden; anderenfalles aber wolle er senden Seuchen Mißwachs Kriegsniederlage Unterdrückung Dürre so wie wilde Thiere welche ihre Kinder fressen und ihr Vieh zerreißen sollen; das Land solle wüste werden und eine derartige Hungernot entstehen daß sie ihrer eigenen Kinder Fleisch fressen sollten. In gleichem Sinne ergeht die Drohung (2. Mose 20. 5), daß er „die Missethat der Väter heimsuchen wolle an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied"; worin am augenscheinlichsten das fehlen der Vorstellung einer künftigen Vergeltung hervortritt, indem zur Ergänzung nicht die Heimsuchung des Missethäters in einem jenseitigen Leben, sondern die Bestrafung der unschuldigen Nachkommenschaft im diesseitigen Leben genommen wird. Die späteren Verheißungen von JHOH, BAL und Adonai sind immer gleichen Inhaltes, irdischer Segen als Lohn und irdische Leiden als Strafe. Auch in der Abschiedsrede Moscheh (5. Mose 28. 29. 30) treten diese Vorstellungen in vollster Ausführlichkeit zu Tage ohne die mindeste Bezugnahme auf eine dereinstige Vergeltung. Zur Zeit Davids und Schlomohs zeigt sich gleiches: der Profet Nathan verheißt dem David im Namen des Herrn (2. Sam. 7) nicht himmlischen sondern irdischen Lohn. Als David durch Zählung des Volkes sich versündigt hatte (2. Sam. 24), sandte der Höchste den Profeten Gad, um ihm zur Auswahl dreierlei Strafen anzubieten:

sieben Jahre Theurung im Lande oder drei Monate Flucht vor seinen Feinden oder dreitägige Pest im Volke; der edle König wählte Letzteres und die Pest raffte 70000 Bewohner hin für seine unerklärliche Sünde. Seinem Nachfolger Schlomoh erschien der Höchste im Traume, verhieß ihm aber ebenso wenig himmlischen Lohn, sondern (1. Kön. 3. 13) mit der erbetenen Weisheit „Reichthum und Ehre, daß deinesgleichen keiner unter den Königen sei zu deinen Zeiten.“ Die Drohungen (1. Kön. 9) des Adonai beziehen sich ebenfalls nur auf irdische Strafen, wie z. B. als Schlomoh fremde Götter zugelassen hatte (1. Könige 11. 9). Erst während der Gefangenschaft scheinen die Juden dahinführende Vorstellungen aus Babel aufgefaßt und von dorther zurückgebracht zu haben; die aber von den Priestern nicht anerkannt wurden, denn die Betrachtungen des Profeten Nehemias (Neh. 9) bewegen sich noch ausschließlich im Bereiche der irdischen Vergeltung. Späterhin dringt die Vorstellung einer künftigen Vergeltung durch, ohne jedoch zum Glaubensatze des ganzen Volkes erhoben zu werden; sie tritt auf in der chaldäisch-persischen Form eines dereinstigen Weltgerichtes am Ende des gegenwärtigen Weltalters, zu welchem die Toden auferstehen sollen um nach Maßgabe ihres Erdenlebens Lohn oder Strafe zu empfangen.

§. 156. Zur Zeit Jeschuahs war unter den Juden eine tiefgehende Spaltung vorhanden: die Sadducäer (Matth. 22. 23) glaubten nicht an die Unsterblichkeit oder dereinstige Auferstehung zum jüngsten Gerichte; die Farisäer und Essäer dagegen, wenn auch im übrigen stark abweichend von einander, müssen Vorstellungen über das nachirdische Leben gehegt haben. Die **christliche Vorstellung von der künftigen Vergeltung** beruht auf den Aussprüchen Jeschuahs:

„Selig sind die geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.“ (Matth. 5.)

„Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

„Selig sind die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“

„Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.“

„Und wer verläßt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ (Matth. 19. 29.)

„In der Auferstehung werden sie weder freien noch sich freien

lassen, sondern sie sind gleich den Engeln Gottes im Himmel.“ (Matth. 22. 30.)

„Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: kommet her ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginne der Welt. — Dann wird er auch sagen zu denen zu seiner Linken: gehet hin von mir, ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. — Und sie werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“ (Matth. 25.)

„Freuet euch alsdann und hüpfet, denn siehe euer Lohn ist groß im Himmel.“ (Luk. 6. 23.)

„Da wird sein Heulen und Zähneklappen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaak und Jakob und alle Profeten im Reiche Gottes, euch aber hinaus gestoßen. (Luk. 13. 28.)

„Sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden, so bist du selig; denn sie haben es dir nicht zu vergelten, es wird dir aber vergolten werden in der Auferstehung der Gerechten.“ (Luk. 14, 13. 14.)

„Es begab sich aber, daß der Arme starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schos. Der Reiche aber starb auch und ward begraben, und als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf und sah Abraham von ferne und Lazarus in seinem Schose, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner und sende Lazarus, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme. Abraham aber sprach: gedenke Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt.“ (Luk. 16. 22.)

„Und Jesus sprach zu ihm (dem Schächer am Kreuze): wahrlich ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ (Luk. 23. 43.)

„Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt haßt, der wird es erhalten zum ewigen Leben.“ (Joh. 12. 25.)

Wenngleich die kurzen Aussprüche keine ausführliche Darstellung geben, so hat doch daraus die unter den Christen herrschende Vor=

stellung sich gebildet, welche mit unwesentlichen Abweichungen allgemein dahin geht:

daß die menschliche Seele im künftigen Leben Vergeltung empfange für die im Erdenleben zurechnungfähig begangenen Thaten;

daß sie Lohn zu erwarten habe für die in Übereinstimmung mit den Offenbarunggesetzen begangenen Handlungen;

daß sie Strafe zu erdulden habe für ihre irdischen Thaten, die im Widerspruche mit den Offenbarunggesetzen geschahen; es sei denn daß sie durch den Erlösertod Jesu mit Gott sich versöhnt habe.

Diese Überzeugungen von einer nachirdischen Vergeltung beruhen auf dem Unsterblichkeitglauben und können ohne denselben nicht da sein, wogegen dieser im Stande wäre unabhängig fortzubestehen. Es kann demnach auch, ohne den Unsterblichkeitglauben zu erschüttern, untersucht werden ob die Voraussetzungen zutreffen von denen die Vorstellung einer künftigen Vergeltung für das Erdenleben ausgehen, und wie es überdies sich verhalte mit Strafe und Lohn im Erdenleben.

§. 157. Indem der Mensch sein verhalten auf Erden bestimmen läßt durch Rücksichten auf künftige Vergeltung geht er aus von folgenden **irrigen Voraussetzungen:**

a) daß seine Eintheilung der strafwürdigen und lohnenswerthen Handlungen eine unabänderliche sei und demgemäß Strafe oder Lohn unausbleiblich und unabänderlich erfolgen müsse.

Frühere Erläuterungen haben gezeigt daß diese Voraussetzung unrichtig sei, indem von jeher weder die Offenbarung- noch die menschlichen Gesetze fest und unabänderlich gewesen sind. Nach den durch Moscheh verkündeten Offenbarunggesetzen müßten Mord und Brand im Nachbarlande zu den lohnenswerthen Handlungen gehören, wogegen sie in der Gegenwart zu den Thaten gerechnet werden, deren begehen Höllenstrafen nach sich zieht. Nach Jesu Ausspruche soll durch Entäußerung aller irdischen Güter das Himmelreich verdient werden und Gütergemeinschaft verdienstlich sein; Beides von der Gegenwart als verdammlich angesehen. Wenn demnach die künftige Vergeltung von jeher erfolgt wäre wie die einander widerstreitenden Offenbarung- und menschlichen Gesetze es bestimmten, so hätte endloses austauschen zwischen Himmel und Hölle stattfinden müssen je nachdem die Gesetze der Vertheilung sich änderten: verdammte und Jahrhunderte hindurch gepeinigte Sünder wären späterhin verdienstlich befunden und aus dem Höllenpfuhle zum Himmel erhoben worden, wogegen Selige dem Himmel entrissen zur Hölle hinab geworfen werden müßten. Oder wenn man, wie es der Gottesglaube erfordert, die Vergeltung nach dem Tode nach unabänderlichen Gesetzen geschehend denkt und alle Schwan-

kungen in das menschliche Urtheil verlegt, so würde das Übel entstehen, daß Thaten die nach Moses Aussprüchen zu den verdienstlichen gehören, Raub Mord und Brand, dereinst mit Höllenqualen bestraft würden oder der Gelderwerb dem alle Jahrhunderte hindurch die Menschen oblagen, ihnen sämmtlich nach Jesu Aussprüchen den Himmel verschlösse; der dagegen denen offen stehe, welche arm sind wie Lazarus oder ihr ganzes Besitzthum den Armen schenkten, liehen Jedem der borgen wollte oder dem Räuber der den Rock verlangte auch den Mantel hingaben. Um unabänderlich zu sein, müßte also der künftigen Vergeltung eine andere Eintheilung zu Grunde liegen als die schwankenden Offenbarung- und menschlichen Gesetze. Wenn dieses aber der Fall, wie kann der Mensch der nur die Gesetze auf der Erde kennt dereinst verantwortlich sein, wenn seine Handlungen nach anderen ihm unbekannt gewesenen Gesetzen beurtheilt und vergolten werden sollen? Er konnte nur seine Entschlüsse fassen nach den Gesetzen die mit ihm auf Erden waren, und unmöglich ahnen daß dereinst nach ganz anderen Gesetzen die Entscheidung getroffen werde.

b) Daß das Verhältniß der Handlungen zu den Gesetzen die Eintheilung in gut und böse bedinge, also jede Handlung nur gut oder böse, nur lohnenswerth oder strafwürdig sein könne.

Die Grundlage der menschlichen Eintheilung ist geradezu umgekehrt; denn wir nennen bestimmte Thaten nur deshalb gut oder lohnenswerth, weil sie erfahrungmäßig vortheilhafte lohnende Folgen haben, nennen andere nur deshalb böse weil sie erfahrungmäßig nachtheilige Folgen haben; die Folgen bedingen unsere Eintheilung, nicht umgekehrt. Die Eintheilung muß sich also ändern so oft die Menschen ihre Ansichten über die Folgen umgestalten, und da überdies jede einzele Handlung nicht abgeschieden ist aus der Fülle der Vorgänge, sondern nach allen Seiten im Zusammenhange steht: so sind auch ihre Folgen höchst selten ausschließlich nützlich oder schädlich, sondern der Regel nach beides im verschiedenen Grade; es bedarf meist einer sorgfältigen Abwägung der beiderseitigen Wirkungen, um zu ermessen welcher Seite die Handlung zuzurechnen sei. Ohne Abwägung aller Folgen kann gerechter Weise die jedesmalige Eintheilung nicht vorgenommen werden, und da die Folgen (Wirkungen deren Ursache die Handlung ist) jedesmal von den augenblicks obwaltenden Verhältnissen abhängen: so wird auch die Erwägung wechselnde Ergebnisse herausstellen, nach der die Eintheilung in gut und böse, lohnenswerth und strafwürdig jedesmal verschieden sich gestalten muß. Diese allein richtige Eintheilung ist lediglich abhängig von der jezeitigen Erkenntniß und wird getroffen je nachdem die Folgen der Thaten ein-

gesehen werden oder werden können. Der Rückständige erkennt in der Regel nur die nächstliegenden und auffälligen Wirkungen seiner Handlungen, wogegen die ferner und tiefer liegenden ihm verborgen bleiben; seine Abwägung und Eintheilung ist demnach wesentlich verschieden von den Ergebnissen zu denen die Schätzung der selben Handlungen durch Vorgeschrittene führen muß. Die Beurtheilung der Handlungen nach ihren Folgen muß also jederzeit veränderlich sein, je nachdem die menschliche Erkenntniß fortschreitet, und muß auch unter den jezeitig zusammen Lebenden verschieden ausfallen je nach den Abständen der Erkenntniß der Einzelen. Ob demnach einer Handlung Strafe oder Lohn folgen müsse oder werde, wird niemals für alle Zeiten und Verhältnisse festgestellt werden können.

c) Daß jeder Handlung ihre Strafe oder ihr Lohn *folgen* müsse, d. h. nur hinterher eintreten könne.

Diese Voraussetzung ist noch weniger begründet; denn jede That eines Menschen ist nicht allein die Ursache nachfolgender Wirkungen, sondern auch die Wirkung vorhergegangener Ursachen: Strafe oder Lohn könnten also ebenso wohl voraufgehen. Betrachtet man z. B. die lohnenswerthesten Thaten welche Einzele zum Besten der Menschheit verrichten, so läßt sich deutlich erkennen daß sie dazu in den Stand gesetzt wurden durch die Fähigkeiten welche sie der Menschheit verdanken, daß sie also ihren Lohn bereits im voraus empfangen hatten. Der Menschheit verdanken sie nicht allein das Dasein und dessen Erhaltung, sondern auch ihre hohe Bildung welche sie zu den edlen Thaten befähigte. Das gesammte denken und fühlen des Einzelen ist die Frucht des Jahrtausende langen Leben der Menschheit; was er besitzt und dessen er sich erfreut ist also ein ihm anvertrautes Kleinod aus dem Gesammtschatze des Geschlechtes. Wenn also dieses ihn zu den edelsten und gemeinnützigsten Handlungen befähigt, in ihm eine Prachtblüte der Menschheit entwickelt: so hat er seine Thaten lediglich als einen schwachen Ersatz dessen zu betrachten was er seinem Wohlthäter schuldete, dessen Erstattung also keinen nachträglichen Lohn verdiene.

Auch aus einem anderen Grunde ist die Voraussetzung zurück zu weisen. In den Fällen wann nach menschlicher Schätzung Lohn oder Strafe ausgeblieben sei, hat er solches nur daraus geschlossen daß ihm selbige nicht bemerkbar ward, und er nahm deshalb an daß sie nicht eingetreten seien. Die Schlußfolgerung ist augenscheinlich sehr mangelhaft; denn seine Sinne sind begrenzt, sein Gedächtniß ist schwankend und unsicher und sein Verstand erzeugt viele Irrthümer. Es sind also zahlreiche Ursachen vorhanden um ihn verhindern zu können Lohn oder Strafe zu erkennen; die vielleicht unerkannt weit

stärker erfolgt sind als genügen würde um seine Anforderungen zu befriedigen.

Es ist also nicht nothwendig daß Lohn oder Strafe den Handlungen folgen müsse, und wenn sie erfolgen ist es keineswegs sicher daß der Mensch sie jedesmal erkenne. Vielmehr ist es wahrscheinlich daß sie in den meisten Fällen seiner Erkenntniß entgehen und seine Forderung auf Ergänzung des fehlenden in einem nachirdischen Leben nicht in den wirklichen Verhältnissen begründet sei, sondern in den Mängeln seiner Erkenntniß, der das vermeintliche fehlende entging.

d) Daß die Reue über strafwürdige Handlungen nicht ausbleiben könne und der Mensch durch sein Gewissen vorher wie nachher gemahnt mit vollem Bewußtseine handele, also auch verantwortlich sei und der Vergeltung anheim fallen müsse.

Die Reue ist Frucht der Erkenntniß (§. 135), denn das Gewissen ist der Verstand angewendet auf die Schätzung des Werthes der eigenen Thaten. Die Erfahrung lehrt an zahllosen Beispielen, wie das Gewissen schweigt so lange die Strafwürdigkeit einer Handlung nicht zur Erkenntniß kommt. Die Priester welche Mörder zum Tode vorbereiten, finden sich meistens Männern gegenüber, denen sie erst das Verständniß darüber eröffnen müssen, daß der Mord ein Verbrechen sei, daß der Mensch nicht nach Gutdünken Anderen das Leben rauben dürfe. Erst nachdem der Verwahrloste diese Erkenntniß erfaßte, erwacht in ihm die Reue und die berechtigte Klage darüber, daß vordem Niemand sich bemüht habe ihm diese Erkenntniß so überzeugend beizubringen. Ein besonderer Fall neuerer Zeit stellt dieses Verhältniß noch auffälliger dar: ein Soldat dem ein ruhmvoller Feldzug wiederholte Belobung und einen Orden eingetragen hatte, ließ sich hinreißen, wegen einer öffentlichen Beleidigung, einen verkrüppelten Menschen zu töden, der seines boshaften betragens willen allgemein verhaßt war. Zum Tode verurtheilt war es ihm unmöglich Reue zu fühlen; keine Erläuterung vermogte ihn zu überzeugen, denn er machte geltend, daß wenn es lohnenswerth gewesen sei 14 Menschen im Kriege zu ermorden die ihn niemals beleidigt hätten: so könne es kein Verbrechen sein einen Bösewicht zu ermorden der ihn empfindlich beleidigte. Damals habe man ihn für jeden Mord eines unschuldigen Menschen belobt und jetzt wolle man ihn um eines boshaften Krüppels willen töden. Wenn ihn etwas gereue so sei es der Mord jener 14 Unbekannten, die er auf Anordnung seiner Vorgesetzten hinter Mauern und Gebüschen schleichend hinterlistig niedergeschossen habe wie wilde Thiere. Er starb mit dem Bewußtseine daß ihm Unrecht geschehe.

Das gleiche Verhältniß waltet ob bei allen Vergehungen: die

Reue erwacht nur dann wenn die Überzeugung herrscht oder entsteht, daß eine begangene That nachtheilige Folgen herbeiführen werde oder könne. Sie verfehlt deshalb nicht allein die auf dem rechten Wege Rückständigen, sondern auch die seitwärts Verirrten, nicht nur die Unwissenden sondern auch die Verbildeten. Gefängnisse Zuchthäuser oder Besserung=Anstalten enthalten zum größten Theile Unwissende, in denen die Reue nicht eher erwacht als bis ihnen einleuchtend gemacht wird, daß ihre Verbrechen überwiegend nachtheilig seien für das Gemeinwesen, daß sie ein gleiches Verbrechen, von anderen gegen sie selbst begangen, nicht dulden sondern scharf bestrafen würden wenn sie könnten. In Ermangelung solcher Erkenntniß überstehen sie ihre Strafe ohne Reue, und nach erlangter Freiheit wiederholen sie die selben Verbrechen ohne weiteres bedenken als auf die Verhütung der Entdeckung gerichtet. Nicht minder geben die Verbildeten in den wohlhabenden Klassen die Belege ab: ein großer Theil ihrer Mitglieder würde ohne Reue jede strafwürdige Handlung begehen wenn sie gegen öffentliche Bloßstellung sich gesichert glaubten; andere betrachten es sogar als Berechtigung und Kennzeichen ihrer höheren Stellung, ungescheut dasjenige zu thun was den Armen in das Zuchthaus führen würde. Weit entfernt davon Reue zu empfinden tragen sie ihre Handlungen zu Schau, weil nach ihrer Meinung es nützlich und nothwendig sei, den Niedrigstehenden zu beweisen daß man nicht mit ihnen gleichstehe, nicht den für sie geltenden Gesetzen unterworfen sei.

Die Reue ist demnach keine unausbleibliche Folge eines Vergehens, hängt nicht ab von der Beschaffenheit der That, sondern von dem Maße der Erkenntniß, der Bildungstufe des Handelnden.

e) Daß es im Willen des Christen liege, der dereinstigen Bestrafung zu entgehen, indem er durch den Glauben an Jesus und auf Grund dessen Opfertodes mit Gott sich versöhne und dadurch seine Sündenlast tilge.

Diese Voraussetzung ist ausgesprochenermaßen nicht für die ganze Menschheit bestimmt, sondern betrifft nur die Christen. Aber auch unter diesen herrscht keine Übereinstimmung darüber ob das Gnadenmittel allen Christen ohne Unterschied verfügbar sei. Vielmehr ist jede der Haupt=Abtheilungen, zumal die griechische römische luthersche und anglikanische der festen Überzeugung, daß nur jede allein gegründeten Anspruch darauf besitze; die Übrigen nur dann in die selben Rechte eintreten dürften wenn sie bestimmte Unterscheidungen ihrer Glaubensätze als verdammungswürdige Irrthümer anerkennen und ablegen. Es würde sich also ergeben, je nach der Abtheilung von deren Standpunkt aus geurtheilt wird, daß aus den 1330 Millionen

Menschen welche die Erde bewohnen, höchstens 170 Millionen das Recht oder die Fähigkeit besitzen, den Erlösertod Jesu als Gnadenmittel in Anspruch zu nehmen', zur Abwehr der Bestrafung im nachirdischen Leben.

Aber auch in diesem kleinen Theile der Menschheit wird die Wohlthat des Gnadenmittels abhängig gemacht von der Reue und Buße vor dem Tode. Die Reue kann aber wie erläutert nur aus der Erkenntniß erwachsen, so daß die Christen ebenso wie alle Nichtchristen im Wesentlichen von der Erkenntniß abhängen. Auch bei ihnen ist die rückständige Erkenntniß das Hinderniß der Reue; wozu kommt daß in zahllosen Fällen es an Zeit und Gelegenheit mangelt vor dem Tode die Wiedergeburt durch Reue und gute Werke zu vollziehen, die Sterbenden also unversöhnt der nachirdischen Bestrafung verfallen. Der Erlösungglaube, wie er einerseits einen beruhigenden Einfluß auf diejenigen ausübt welche sich und ihre Angehörigen im Zustande der Versöhnung vor dem Tode wissen, übt ebenso wohl andererseits einen peinlichen Eindruck aus in Fällen, wann die Versöhnung unterblieb oder nicht kurz genug vor dem Tode geschah um die Möglichkeit neuer Sünden vor dem Abscheiden auszuschließen. Um letzteren Mangel zu ergänzen hatte in Spanien im vorigen Jahrhunderte ein Verein von Todeshelfern sich gebildet, aus den angesehensten und redlichsten Bürgern großer Städte bestehend, welche abwechselnd darüber wachten daß jeder Kranke oder Sterbende nachdem er vom Priester die letzte Ölung und Sündenvergebung empfangen, sofort erstickt werde; damit er wie sie aus ihrem Glauben folgerichtig schlossen sündenrein in das Himmelreich eingehe, nicht der Gefahr ausgesetzt bleibe durch neue Sünden vor seinem Tode das Himmelreich zu verfehlen. Das Bekenntniß eines grauenden Mitbruders auf dem Todbette führte die Entdeckung und Auflösung des Bundes herbei; dessen irrende Mitglieder wegen ihrer großen Zahl hohen Stellung und edlen Beweggründe man unbestraft ließ, aber durch Belehrung der Priester bekehrte.

Die römisch = katholische Priesterschaft bietet zur Versöhnung mit Gott ein Aushilfmittel in der aus dem Talmud und Altrömischen stammenden Lehre (§. 89), daß die Seele nach der Scheidung vom Leibe zunächst einer Reinigung im Fegefeuer (Purgatorium) unterworfen werde und dadurch Zeit und Gelegenheit gegeben sei, durch Gottes Barmherzigkeit so wie durch priesterliche Fürbitten (Seelenmessen) die mangelnde Versöhnung zu ergänzen. In dieser Beziehung ist augenscheinlich die römisch = katholische Vorstellung durchdachter als die der übrigen Glaubens = Genossenschaften welche die Ergänzung abweisen; jene legt es nicht allein in den Willen der Menschen ver=

söhnt in das Jenseitige hinüber zu gehen, sondern bietet ihm auch im Falle der Versäumniß ausreichende Ergänzung dieses Versehens im Fegefeuer und den Seelenmessen. Vollständige Gewähr kann auch nicht die umfassendere Vorstellung leisten; denn der gewissenhafte Priester ertheilt keineswegs die Zusage daß die Sünden getilgt seien, sondern eröffnet nur die tröstende Hoffnung daß der himmlische Vater die gezeigte Reue und erlittene Buße als ausreichend zur Versöhnung erkennen und die Höllenstrafen abwenden werde. Während also von der weiteſtreichenden Ausführung der Versöhnung 1160 Millionen Nicht-Katholiken ausgeschlossen sind, können auch die bevorzugten 170 Millionen Katholiken nicht mit voller Gewißheit der Wohlthat sich versichern: die Voraussetzung ist demnach in ihrer Anwendung auf die gesammte Menschheit unzutreffend.

f) Daß die Aussicht auf dereinstige Bestrafung oder Belohnung nothwendig sei, um die Menschen zu veranlassen pflichtmäßig zu handeln.

Bekanntlich ist dieses Mittel seit Jahrtausenden angewendet worden, um je den Einzelen zu bewegen Böses zu unterlassen und Gutes zu thun; mit wie mangelhaftem Erfolge erweisen nicht allein die gefüllten Gefängnisse, sondern noch mehr die endlosen Klagen der Priester und Profeten aller Zeiten und Völker. Die aus der Beobachtung erwachsende Enttäuschung war jederzeit am größten bei den Vorgeschrittenen ihrer Zeit; denn sie müheten sich ab die Rückständigen durch die Erkenntniß zur Besserung zu führen, setzten sich augenscheinlichen Gefahren aus, erlitten Verfolgung und Tod um das vorgesetzte Ziel zu erreichen, und mußten dennoch in Wehmut erkennen wie wenig der Erfolg ihren Hoffnungen genüge. Im Christenthume hat diese niederbeugende Wahrnehmung sogar zu der Annahme geführt, daß der Mensch in seiner Grundlage böse sei; zum Bösen erschaffen, werde er auf seinem Lebenswege von bösen Wesen (Teufeln) begleitet und verführt. Es sei nichts Gutes an ihm, denn in Sünden geboren lebe er in Sünden und sterbe in Sünden dahin.

Das Verhältniß aus welchem die trüben Vorstellungen erwuchsen läßt sich nicht verkennen, denn es war zu allen Zeiten da und herrscht noch in der Gegenwart; zur Klage ist den Vorgeschrittenen ausreichende Veranlassung gegeben. Allein den trostlosen Vorstellungen von der vorwaltenden und übermächtigen Bosheit der Menschen liegt doch ein Irrthum zum Grunde, in welchen die Vorgeschrittenen verfallen weil sie annehmen die Rückständigen seien im Stande, in kürzester Zeit mit einem Sprunge auf die höhere Stufe sich zu erheben. Wenn dieses nicht geschehe, wenn sie die höhere Erkenntniß der Vorgeschrittenen nicht erfaßten und danach ihre Handlungen regelten, sei es unverbesser-

liche Verstocktheit und böser Wille. Die Wirkunglosigkeit lag vielmehr in der Rückständigkeit der Menschen, welche sie verhinderte die Frucht des jahrelangen Nachdenkens der Vorgeschrittenen mit ihrer engeren Erkenntniß zu erfassen. Sie lag aber auch in sehr vielen Fällen darin begründet, daß die Vorgeschrittenen selbst die Ursachverhältnisse nicht kannten: statt den nächstliegenden Zusammenhang zu erläutern, die unmittelbar günstige oder ungünstige Wirkung zur Erkenntniß zu bringen, verwiesen sie auf die fernliegenden Folgen eines zukünftigen Lebens. Von dem Vorhandensein und der Beschaffenheit des selben konnten aber die Rückständigen keine Vorstellung erlangen, weil jede unmittelbare Berührung und Verbindung mit dem selben fehlte und weil jeder Lehrer nach Maßgabe seiner besonderen Einbildung das fortleben der Seelen verschieden darstellte. Fernliegende und unbestimmte Belohnungen und Bestrafungen sind aber erfahrungmäßig sehr schwache Mittel, um Menschen überhaupt, zumal rückständige zu veranlassen, auf naheliegende unmittelbar erreichbare Vortheile zu verzichten oder Nachtheile des nächsten Augenblickes freiwillig zu übernehmen. Während zahllose Beispiele erweisen, wie selbst die in naher Aussicht stehende menschliche Bestrafung nicht verhindert, daß Tausende ihren Vortheil in gesetzwidriger Weise verfolgen auf die Gefahr hin ertappt und bestraft zu werden, erwartet man dennoch daß die Aussicht auf eine nachirdische, unbekannte Vergeltung ausreichend wirken solle? Wenn die Erfahrung in unzähligen Fällen lehrt daß die vorausgesetzte Einwirkung auf die Handlungen der Menschen nicht stattfindet, dann fällt auch die Begründung der Nothwendigkeit dieser Vorstellung; denn ein wirkungloses Mittel d. h. dessen Wirkunglosigkeit eben von denen anerkannt und beklagt wird welche es mit voller Überzeugung empfehlen, solches Mittel kann keine Nothwendigkeit sein; es wirkt sogar schädlich, indem es die Anwendung anderer Mittel verhindert die größeren Erfolg verheißen und leisten könnten.

Wie gering aber selbst die Gläubigen den Einfluß jener Aussicht auf die Handlungen der Menschen schätzen, ergiebt sich überzeugend daraus, daß sie von jeher sich gemüßigt sahen harte irdische Strafen zu verhängen für die selben Vergehungen, von denen sie fest überzeugt waren daß das höchste Wesen sie verboten habe, auch ihre Begehung allwissend überwache und allgerecht schwer bestrafen werde. Sie wollten also weder die Bestrafungen dem höchsten Wesen in einem künftigen Leben überlassen, noch hatten sie die Zuversicht daß die Aussicht auf dereinstige Vergeltung genüge um verbotene Thaten zu verhüten. Wenn man in einem gegebenen Falle wider ein besonderes Übel ein Gegenmittel von angeblich ausreichender Wirkung besitzt und dennoch

ein zweites Mittel zur Hilfe nimmt, so beweist dieses ganz einfach daß man das angebliche Hauptmittel als wirkunglos oder mindestens ungenügend ansehe. Man kann in diesen wie in so vielen anderen Fällen weit sicherer aus den Handlungen als aus den Worten der Menschen auf ihre innerste Überzeugung schließen; denn die Worte sind in den meisten Fällen nur erlernt und werden nachgesprochen ohne ihres Widerspruches mit anderen in den Handlungen liegenden Überzeugungen gewahr zu werden. Wenn also die Erfahrung unausgesetzt lehrt daß die Gläubigen, seien es Richter oder Priester, die irdischen Strafen als unumgänglich notwendig ansehen und anwenden, dann darf aus dieser Handlung mit größerer Zuversicht als aus ihren Worten geschlossen werden, daß sie von der Aussicht auf eine künftige Vergeltung nur eine geringe Meinung hegen. Wenn der Gesetzgeber und Richter irdische Strafen verhängt für Vergehungen, die nach den Lehren der Priester nachirdische Strafen (ewige Verdammniß) zur Folge haben, so beweisen jene lediglich daß sie an die Wirksamkeit der Lehren nicht glauben. Auch die Menschen im allgemeinen stehen auf dem Standpunkte der Richter, sprechen aber doch die erlernten Worte der Priesterlehren nach als ob sie solche in sich aufgenommen hätten. Statt aber ihren Worten gemäß den Verbrecher lediglich der Reue und den nachirdischen Strafen zu überlassen, also den Gesetzgebern und Richtern kräftig zu widerstehen, treten sie auf deren Seite und zeigen durch ihren Eifer in der Beihilfe, wie auch sie das Hauptgewicht auf die irdischen Strafen legen. Wenn man, um den Einklang zwischen Worten und Werken zu prüfen, der Bevölkerung Europas die Frage vorlegte, ob sie die irdischen Strafen schwinden lassen wolle um dem Glauben gemäß der ewigen Vergeltung jede Bestrafung zu überlassen, würden höchst wahrscheinlich 99 aus 100 antworten, daß die irdische Bestrafung unentbehrlich sei, und wenn eine von beiden um des Einklanges willen aufgegeben werden müßte, sie die Aussicht auf eine nachirdische Bestrafung hingeben wollten. Wenn diese Abschätzung als zutreffend anerkannt wird, so muß man auch zugestehen daß die herrschende Ansicht im Widerspruche mit den Priesterlehren dahin gehe, die Aussicht auf nachirdische Bestrafung sei nicht voran, sondern hintenan zu stellen; man dürfe freilich von diesem Nebenmittel keine eingreifende Wirkung sich versprechen, wolle aber doch sein fortbestehen dulden weil es möglicher Weise doch Nützliches zu erwirken vermöge. Aber auch dieses Etwas wird durchgehends als Nichts betrachtet; denn die Gesetze nehmen keine Rücksicht darauf daß der Verbrecher für das zu bestrafende Vergehen dereinst ewige Höllenstrafen zu erdulden habe. Selbst die christlichen Priester so oft sie die Macht besaßen haben irdische Strafen der schärfsten Art, verbrennen und rädern, foltern und vier=

theilen angewendet für Vergehungen die sie ausdrücklich für Beleidigung Gottes erklärten; ohne dem Unglücklichen im mindesten zu gute zu rechnen, daß er nach ihren Lehren im künftigen Leben vom beleidigten Gotte durch ewige Verdammniß bestraft werden solle. Die Priester haben in dieser Art Tausende von Andersgläubigen der doppelten Bestrafung unterworfen und meistens unter Verhältnissen die jede Betheiligung des persönlichen Hasses ausschlossen; in denen also kein Zweifel darüber obwalten konnte, daß sie die nachirdische Strafe als Nichts betrachteten, als ein Etwas welches nicht verdiene in Anrechnung gebracht zu werden.

Wenn in den letzten Jahrhunderten eine Milderung eingetreten ist, namentlich die irdischen Strafen welche Priester verhängen dürfen an Grausamkeit verloren haben, so ist damit doch keine Veränderung in den zum Grunde liegenden Vorstellungen vorgegangen; es ist ihnen nur die Macht genommen Scheiterhaufen zu errichten, aber so weit sie strafen dürfen gehen sie mit Vorliebe bis an die äußersten Grenzen. In Spanien betreiben es die katholischen Priester, daß die Leser und Verbreiter der übersetzten Bibel bestraft werden; auch in England Deutschland u. a. sind die evangelischen Priester nicht minder beflissen, unter ihren Genossen diejenigen ausfindig zu machen welche von den Worten ihres Bekenntnisses abweichen, um alsdann zu veranlassen daß sie durch absetzen und verjagen dem Elende oder dem Hunger preisgegeben werden.

Auf Grund dieser Erörterungen ist die Schlußfolgerung berechtigt, daß nicht allein bei den Völkern im allgemeinen sondern auch bei den Gesetzgebern und Richtern die Vorstellung von einer nachirdischen Vergeltung von keinem Gewichte sei; daß selbst die Priester als eifrigste Verfechter dieser Lehre ihr eben so wenig in ihren bezüglichen Handlungen Gewicht beilegen: also in Wirklichkeit die Vorstellung nur in Worten vorhanden ist nicht in Werken. Damit fällt auch die Voraussetzung, daß die Aussicht auf nachirdische Vergeltung nöthig sei um die Menschen zur Pflichterfüllung zu bewegen; denn wenn ihr Niemand und selbst nicht die eifrigsten Lehrer ein Gewicht beilegen, dann kann sie auch nicht nothwendig sein: von Jedermann bei Seite gesetzt wird sie ungültig und überflüssig.

§. 158. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß der Glaube an die Vergeltung in einem künftigen Leben in anderer aber keineswegs gemeinnütziger Weise wirkungreich sei, nämlich in **Erhaltung des Einflusses der Priester.** Die Hölle ist eine unschätzbare Domäne für sie und eine unersetzliche Waffe um alle furchtsamen Gemüther sich zu unterwerfen. Den evangelischen Priestern fehlen die Hauptmittel

(Ohrenbeichte und Sündenvergebung) um jenen furchtbaren Glauben im vollsten Umfange wirken zu lassen; die katholischen dagegen, günstiger gestellt und besser ausgerüstet, bedienen sich desselben mit großem Geschicke und dürfen seitdem ihre Kirchengüter zum größten Theile verloren gingen, die Furcht vor der Hölle als ihren einträglichsten Ersatz betrachten. In ihren Bußpredigten wissen sie durch erschütternde Beschreibung der Höllenqualen, mit genauer und sorgfältigster Verwendung der wirksamsten Bilder alle Furchtsamen, namentlich das weibliche Geschlecht und die alten Männer, zu durchschauern, durch Hervorhebung der gangbarsten Sünden (Unzucht Geiz Habgier u. a.) das Bewußtsein zu eröffnen der Furcht vor den Höllenstrafen, deren peinigende Feuerflammen die derbe Beschreibung so nahe bringen daß der Sünder ihr sengen bereits zu fühlen wähnt. Daß dergleichen wirkungreich sei läßt sich nicht verkennen, aber nicht in der Beziehung welche hier in Betracht kommt, nicht in der Verbesserung des pflichtgemäßen thuns, sondern nur in Erhaltung des Einflusses und der Einnahmen der Priester. Diese sind unermüdlich darin dem Volke vorzuhalten daß es sich nicht gebessert habe, daß es fort und fort in Sünden lebe, den Höllenqualen ausgesetzt bleibe und einer stetig wiederholten Reinigung gegen Geldzahlung bedürfe. Sie bestätigen also selbst, daß die erreichte Wirkung nur Furcht nicht Besserung war; denn wenn ihre Bußreden Besserung erzielten, müßte die augenscheinliche Folge sein daß die Predigten allmälig sich minderten oder mäßigten und zuletzt ganz aufhören könnten. Dem entgegen bestehen sie unvermindert fort, bezeugen also selbst ihre Wirkunglosigkeit in Bezug auf die von den Priestern verlangte Besserung der Menschen. Daß dagegen die Höllenfurcht günstige Erfolge für den Priesterverband erziele, erweist sich zur Genüge daraus daß seine Besitzthümer die noch jetzt nach Hunderten von Millionen Thalern zu rechnen sind, zum größten Theile den Vermächtnissen entstammen welche die Furcht vor der Hölle aus dem Familienbesitze der schaudernden Sünder in die Hände der Priesterschaft überführte. Die Millionen welche die Priesterschaft verloren hat durch Einziehung ihrer Güter von Seiten katholischer wie evangelischer Regierungen, haben sie mit Erfolg aus der unerschöpflichen Furcht vor den Höllenstrafen zu ersetzen gesucht. Die von den Priestern selbst erkannte Wichtigkeit der Höllenfurcht bezeichnete ganz treffend die Frage, welche 1862 ein Jesuiten-Missionär in seiner Bußpredigt erhob: „Wenn die Hölle nicht wäre mit ihren Strafen, wozu wäre die Kirche da mit ihren Gnadenmitteln?" Das ganze Gewicht der Kirche, der Einfluß wie die Einnahmen des Priesterverbandes liegen in der Verbindung zwischen der Höllenfurcht und den Gnadenmitteln; die Priesterschaft besitzt und spendet gegen Bezahlung die un-

erschöpflichen Gnadenmittel (§. 132) zur Beschwichtigung der Höllenfurcht; welche sie selbst durch harsträubende Beschreibungen in ihren Zuhörern erregte, derartig daß die Furchtsamen oft an den Rand der Verzweiflung gebracht werden. Wenn in gleicher Weise die Ärzte das Gefühl des Krankseins allgemein erregen und bis zur Verzweiflung steigern könnten und wollten, so würde jede Arzenei und wäre es auch nur ein Schluck Quellwasser ihnen willig um jeden Preis abgekauft werden und sie eben so rasch Reichthümer ansammeln können; aber — die Furcht fehlt und mit dem Glauben die Lust zum zahlen. Die Bereicherung der christlichen Priesterschaft hat aber erfahrungmäßig keine Besserung der Menschen zur Folge; die letzten 600 Jahre haben vielmehr erwiesen daß in dem Maße wie der Reichthum des Priesterverbandes sich mehrte auch der Sittenverderb in seinem eigenen Kreise zunahm. Als zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Besitzthum des römischen Priesterverbandes bei den meisten der untergebenen Völker ein Drittheil, in anderen sogar die Hälfte des ganzen nutzbarer Landes betrug, ward die Priesterschaft so zerrüttet daß ihre Häupter (Alexander 6. Julius 2. u. a.) nur noch durch Verbrechen und Glaubenspott sich auszeichneten.

Der wirksamste Einfluß der Höllenfurcht, des Glaubens an die Vergeltung im nachirdischen Leben hat im schaffen und erhalten eines bereichernden Priestereinflusses so verderblich sich erwiesen, daß in dieser Beziehung das Aufgeben der Vorstellung nur wohlthätig wirken könnte.

§. 159. Es zeigt sich im steten **Wechsel der Vorstellungen von Lohn und Strafe** wie sehr solche aus den Fähigkeiten der Menschen erwachsen, deren Mängeln unterworfen gewesen sind und in Folge dessen auf Schlußfolgerungen gestützt wurden, die vornemlich aus unrichtig angenommenen Ursachverhältnissen gezogen waren. Nur aus dem menschlichen Ursprunge läßt sich erklären wie die Vorstellungen über das Lohnenswerthe oder Strafwürdige der Handlungen im Laufe der Jahrhunderte stetig wechselten; wie die Geltung einzeler derselben zu Zeiten eine völlige Umkehrung erfahren konnte; wie auch noch gegenwärtig zu gleicher Zeit bei den verschiedenen Bildungvölkern oder bei den Genossen des selben Volkes, den Mitbürgern einer Stadt, selbst den Mitgliedern kleinerer Verbände binnen weniger Jahrzehnde bezügliche Vorstellungen in geradezu entgegengesetzten Deutungen herrschend waren; wie Lohn oder Strafe in umgekehrter Weise zur Anwendung kamen, und wenn Himmel und Hölle demgemäß vertheilt gewesen wären, oftmaliges austauschen vieler Millionen von Insassen hätte stattfinden müssen. Es herrscht z. B. in Europa die Vorstellung

daß es im irdischen wie im nachirdischen Leben strafwürdig sei Menschen in Sklaverei zu erhalten; die Engländer haben die Stärke und Aufrichtigkeit ihrer Überzeugung dadurch erwiesen daß sie 1833 zur Befreiung der Sklaven ihrer Colonien 20 Millionen Pfund Sterling hergaben. In Amerika herrscht dagegen die entgegen gesetzte Vorstellung; denn man betrachtet die Sklavenhaltung als unsträflich für das nachirdische Leben und lohnenswerth für das irdische Wohlsein. Die den Engländern nahestehenden Nord-Amerikaner hielten bei gleicher Religion fest an der landesüblichen Einrichtung und fürchteten nicht deshalb der Hölle zu verfallen. Beiderseitig stimmte man aber darin überein, daß die Bibel Gottes Wort sei und unbedingte Gelebung verdiene; nur erwiesen beide aus diesem Gottesworte daß ihre geradezu entgegengesetzten Vorstellungen richtig seien. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts galt in ganz Europa der Handel mit Negersklaven als lohnenwerthe Handlung und der dadurch erworbene Reichthum als verdienstlich erworbener Gottessegen, dessen Niemand sich zu schämen brauchte und aus dem die christlichen Priester und Kirchen sehr gern Geschenke empfingen. Im 19. Jahrhunderte ward der selbe Handel ein Verbrechen, brachte nicht allein Schande sondern führte auch scharfe Strafen herbei für den Verachteten, dem auch jeder Priester die dereinstige Höllenstrafe als unausbleiblich vorher sagen wollte. Wie man vordem den Handel aus der Bibel gerechtfertigt hatte, verdammte man ihn nunmehr auf Grund der selben.

In gleicher Weise verkehren sich die Vorstellungen binnen weniger Jahre in dem selben Volke, wenn die Obergewalt wechselt: was die in Paris 1793 herrschende reichlich belohnte, ward von der 1803 herrschenden scharf bestraft; erstere sandte nach Cajenne die Feinde der Republik, letztere dagegen die Anhänger der Republik. Was 1810 vom Kaiser belohnt und von den Priestern als himmelswürdig empfohlen ward, unterlag 1820 harter Strafe des Königs und ward von den Priestern der Hölle überwiesen. Ebenso scharf war der Unterschied zwischen 1848 und 1853: die Republikaner erachteten die Preßfreiheit zu den Wohlthaten und ihre Erhaltung zu den lohnenswerthen Handlungen; wogegen die Kaiserlichen 5 Jahre später sie zum Schädlichen rechneten und ihre Erhaltung als strafwürdige Handlung ahndeten. Die Priesterschaft stimmte jedesmal der herrschenden Gewalt bei, kehrte also auch in wenigen Jahren ihre Vorstellungen um; immer bereit zu beten für die herrschende Gewalt und sie zu segnen.

Auch bestehen gleichzeitig neben einander die entgegen gesetzten Deutungen der selben Handlung: der Einzele eines Volkes welcher einen Mord begeht oder veranlaßt, wird mit dem Tode bestraft; wenn dagegen die herrschende Gewalt des selben Volkes und stecke sie auch

im Unterrocke, aus den leichtfertigsten Gründen einen Mord im Großen veranlaßt, sei es ein auswärtiger oder ein Bürgerkrieg, so verfällt sie keiner Strafe, vielmehr sucht man die Mörder im Großen durch Denkmäler zu verewigen. Dem Einzelen ist der selbst beschlossene Mord im Zweikampfe gestattet, sei es auch nur eines Hundes oder einer feilen Dirne willen; er wird scheinbar bestraft aber in Wirklichkeit als tapferer Mann gepriesen. Wird dagegen der Mord aus Not begangen so zieht er Todesstrafe nach sich, sei er auch Angesichts des Hungertodes geschehen. Der Diebstahl eines Brodes für die hungernden Kinder führt in das Gefängniß, wogegen der Diebstahl von Hunderttausenden zur Befriedigung lächerlicher Eitelkeit oder üppiger Gelüste Ansehen verleiht; sofern er listig genug ausgeführt wird um dem Wortlaute der Gesetze zu entgehen, oder befangenen Richtern einen Grund zu lassen entweder die Anklage zu vermeiden oder sie unwirksam zu machen. Glückspiele sind den Einzelen verboten und werden als strafwürdig behandelt; die verbietenden und strafenden Staatsverwaltungen dagegen spielen in ihren Lotterien und Lotterie-Anleihen ungescheut mit den Einzelen, rechnen also die selbe Handlung in eigener Ausführung zum Lohnenswerthen. Die Vielweiberei wird scharf bestraft sobald der Schuldige mit mehreren Frauen einen festen Bund schließt, der ihm die gebührenden Verpflichtungen auferlegt und das Gemeinwesen gegen die Folgen seiner Handlungen schützt; dagegen ist sie gestattet im lockeren Bunde der keine Verpflichtungen auferlegt und dem Gemeinwesen die Folgen der Ausschweifungen aufbürdet. Letztere Art wird sogar als eine Auszeichnung, als Beweis hoher Stellung betrachtet, findet vielerorts unter den Wächtern des Gesetzes die freundlichste Deutung wenn es Angesehene betrifft, aber die feindlichste sobald Niedriggestellte in Betracht kommen.

Es liegt also weder in den Offenbarunggesetzen welche mit Strafen und Lohn in einem künftigen Leben in Verbindung stehen, noch in den Statsgesetzen ein zuverlässiger Anhalt zur Scheidung der menschlichen Handlungen in strafwürdige und lohnenswerthe. Die Geltung der selben That ist verschieden je nach Ort und Zeit des geschehens, sogar verschieden nach der Stellung welche der Einzele im State einnimmt. Es genügt auch nicht daß zur Eintheilung andere Bezeichnungen gewählt werden, wie Recht und Unrecht, gesetzlich und ungesetzlich u. a., denn andere Namen geben ebenso wenig sichere und unveränderliche Kennzeichen für die einzelen Handlungen. Deshalb finden auch alle vorhin angeführten Wandlungen und Umkehrungen allenthalben und jederzeit in den herrschenden Gesetzen ihren Ausdruck, wie nicht minder in den einander widersprechenden Urtheilen der Richter. Wie schwankend die Beurtheilung sei selbst bei denen welche die Urtheil-

findung zu ihrer Lebensaufgabe machen, ergiebt sich am überzeugendsten aus den geradezu entgegen gesetzten Entscheidungen, welche auf einander folgende Gerichte über den selben Klagefall abgeben, sogar in Fällen wo es sich handelt um Menschenleben.

§. 160. Als alleinige Grundlage der erläuterten Verhältnisse läßt sich erkennen die **wechselvolle Heranbildung des Menschenwesens**, welche sich äußert in den stetig vorgehenden Wandlungen durch Fortbildung und Rückbildung denen das Menschenwesen ausgesetzt wird, gefördert von seinen Fähigkeiten wie gehemmt durch seine Mängel. Das Ergebniß dieser wechselvollen Entwicklung in Bezug auf die Vorstellungen von Strafe und Lohn ist der gegenwärtige Rechtszustand der Völker im Ganzen und Einzelen. In der Manchfachheit liegt die ganze Stufenfolge der vorherigen Bildungen, von den ersten aufdämmernden Anfängen des Rechtbewußtseines der rückständigen Völker bis zu den höchsten Gestaltungen deren die Menschheit bisher fähig war im Bewußtseine der Vorgeschrittensten inmitten der Bildungvölker. Wir vermögen in Gedanken die Entwicklungfolge zu durchwandern: entweder zeitlich, indem wir in der Geschichte eines der jetzigen Bildungvölker rückwärts forschend zu den rückständigsten Vorstellungen hinabgelangen, meistens den gegenwärtigen fremd oder geradezu widerstehend; oder örtlich, indem wir die Rechtsvorstellungen der gleichzeitig auf verschiedenen Bildungstufen lebenden Völker in angemessener Folge unter und über einander stellen um eine änliche Bildungreihe zu schaffen, die von den einfachsten Anfängen des aufdämmernden Rechtsbewußtseines hinaufführt bis zu den höchsten Gestaltungen der Gegenwart.

Auf beiden Wegen läßt sich erkennen:

daß die Vorstellungen von Lohn und Strafe begründet wurden als die Bildung der Menschheit aus den kleinsten Anfängen an den Grenzen der Thierheit begann;

daß die Fortbildung der einzelen Verbände wie deren Genossen eine ungleiche war und die daraus entstehenden Bildungunterschiede zur Folge hatten, daß die Rückständigen wider die Anordnungen der Vorgeschrittenen handelten und deren einschreiten im bestrafen der Widersetzlichkeit, erforderlich machten;

daß die Fortbildung eine schwankende war, so daß die maßgebenden Vorstellungen der vorgeschrittenen oder übermächtigen Genossen der Verbände, in den Gesetzen ausgeprägt zeitlich und örtlich von einander abwichen, oft sogar einander entgegen lauteten und die Bildung eines durchgehenden Rechtsbewußtseines noch mehr erschwerten;

daß die Erkenntniß der Ursachverhältnisse, nach denen der Mensch seine Vorstellungen über Strafe und Lohn abgetheilt hatte, eine unge=

nügende war, indem der Mensch nur den Theil erkannte der innerhalb seiner Sinnesgrenzen fällt und seinen beschränkten Fähigkeiten faßbar wird, wodurch er verleitet ward anzunehmen daß Strafe und Lohn nicht im gebürenden Maße erfolgen;

daß die Erforschung der außersinnlichen Welt die Vorgeschrittensten dazu führte Offenbarunggesetze zu schaffen, mit der früher erlangten Vorstellung vom Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes die Vorstellung der nachirdischen Bestrafung und Belohnung zu verbinden, zur Ergänzung des Mangels an Vergeltung den der Mensch im Erdenleben erkannt zu haben glaubte;

daß also alle Gestaltungen, von den ersten Anfängen bis zu den höchsten der Gegenwart, alle Verschiedenheiten der Entwicklung die ausreichende Erklärung finden in den Fähigkeiten und Mängeln des Menschenwesens, unverkennbar deren Formen und Einflüsse offenbaren, also auch lediglich menschlichen Ursprunges sein müssen.

Erlösung.

§. 161. Als der Begriff Sünde entstanden war (§. 122), die Menschen erkannt hatten, daß viele Handlungen der Einzelen nicht allein das Gedeihen der Gesammtheit gefährdeten, sondern auch **Beleidigung des höchsten Wesens** seien, welche dessen Rache und Strafe herbei ziehen, da mußte den Vorgeschrittenen als Erleuchtete über der Menge stehend, die betrübende Wahrnehmung sich aufdrängen, daß die Sünden zunähmen. Mit der wachsenden Zahl der Genossen mehrten sich die gemeinschädlichen Thaten im Verhältnisse, und mit zunehmender Erkenntniß mußten die Vorgeschrittenen um so mehr Thaten dem Reiche der Sünde überweisen. Der Abstand zwischen den Wünschen und Forderungen der Vorgeschrittenen und den Thaten der Rückständigen nahm also zu im gedoppelten Maße, in anwachsender Zahl der Sünder und Erweiterung des Bereiches der Sünde. Das Bewußtsein des Sündhaften war zu allen Zeiten sehr schwach in der großen Mehrzahl der Volksgenossen, lebte dagegen um so stärker in den gleichzeitig Erleuchteten, und zwar je weiter diese der Bildung der Menge voran waren. Je höher der Standpunkt, von dem aus sie das treiben des Volkes überblickten desto größer mußte ihnen das Maß der Sünde erscheinen, um so tiefer ihr Schmerz über die wachsende Zahl der Beleidigungen welche die rückständige Menge dem Höchsten biete, desto peinigender ihre Furcht vor der anwachsenden Rache des Höchsten und den harten Strafen welche das Volk auf sich herabziehe.

Die Kunde von diesen Verhältnissen und daraus entstehenden Vorstellungen ist uns bewahrt worden in den Sagen und Denkmälern alter Zeit; von denen die biblischen Schriften für uns die wichtigsten sind, weil sie nicht allein deutlich und jedem zugänglich, sondern auch noch gegenwärtig auf die Vorstellungen der Europäer den stärksten Einfluß ausüben. Die Kunden der Israeliten und anderer Völker sind aber nicht aufzufassen als Denkmäler der bezüglichen Völker im Ganzen sondern nur der Vorgeschrittenen unter ihnen, als Überlieferung dessen was die hervorragendsten Männer des Volkes über

den Zustand und die Thaten der Menge dachten, welche Vorstellungen sie mit den überwiegend schädlichen Vorgängen verbanden, welche Ursachverhältnisse sie erkannten und welchen Schmerz sie empfanden über die sündhaften Thaten des Volkes.

Eine der ältesten und die am schärfsten ausgeprägte Kunde dieser Art ist die biblische Erzählung von der Sündflut (1. Mose 6), einer Überschwemmung zu deren Beschreibung ein stattgehabter Vorgang die Veranlassung gegeben hat. Ob sie vom Urvolke der Ostafrikaner im Einbruche des Rothen Meeres erlebt und aus den ägüptischen Sagen entstanden sei die von einer allgemeinen Üeberschwemmung (HR dem Schiffer) berichten, oder ob sie auf babelonischer Grundlage vom Hochlande Armeniens handle wohin die Erwähnung des Ararat deutet, ist hier von geringem Gewichte, wo es lediglich darum sich handelt die bei der Abfassung herrschenden Vorstellungen und Deutungen der Sünden und Strafen zu erkennen. Der Bericht sagt: „Da aber der Herr sah, daß der Menschen Bosheit gros war auf Erden und alles Tichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar; da reuete es ihn daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden und es bekümmerte ihn in seinem Herzen und sprach: Ich will die Menschen, die ich erschaffen habe, vertilgen von der Erde, von dem Menschen an bis auf das Vieh und bis auf das Gewürm und bis auf die Vögel unter dem Himmel, denn es reut mich, daß ich sie gemacht habe. Noah fand Gnade bei dem Herrn.“ (1. Mose 6. 5.)

In diesen Worten liegen also zweierlei Vorstellungen ausgeprägt:
1) daß die Sünden der Menschen im Laufe der Zeit gewachsen seien;
2) daß das Rachegefühl des Höchsten in solchem Maße sich steigern könne, daß zur Befriedigung desselben nur das höchste Strafmaß genüge, welches in diesem Falle bestand in Vertilgung aller Menschen und Thiere, mit Ausnahme von Stammparen für die künftige Bevölkerung.

Beide Vorstellungen lebten also unter den Kindern Israels, fanden auch in der ferneren Geschichte ihre Bestätigung in den minder ergreifenden Erzählungen vom Untergange Sodoms (1. Mose 19) dem Untergange des Heeres der Ägüpter (2. Mose 14) wie auch in den Beschuldigungen Racheäußerungen und Strafen, welche dem JHOH bei verschiedenen Gelegenheiten zugeschrieben werden.

Die feste Überzeugung vom anwachsen der Sünden der Menge und die daraus entstehende Furcht vor dem gänzlichen Untergange des Volkes erfüllten zu allen Zeiten das Gemüt der hervorragenden Männer mit tiefer Trauer, wie die Bücher des Alten und Neuen Testamentes sie in den Mahnungen und Klagen der Profeten überzeugend darlegen. An vielen Stellen wird dem ganzen Volke oder der Stadt

Jerusalem der völlige Untergang angedroht, und die zahllosen schrecklichen Leiden, von denen das Volk in seiner mißlichen Lage heimgesucht ward (§. 41) deuteten die Vorgeschrittenen als Ausflüsse der Rache des Herrn, als Strafen welche er verhänge für die unausgesetzten Beleidigungen durch die Sünden des Volkes; deren anwachsen so sehr das Strafmaß steigere, daß nur die Fürbitten der Priester und Profeten den Herrn bewogen vom vertilgen des ganzen Volkes abzustehen. Es verblieb aber jederzeit die trostlose Überzeugung, daß die Sünden zunähmen also das Rachegefühl des Höchsten sich steigern müsse, in Folge dessen seine Strafen zu einem fürchterlichen Umfange anschwellen würden wenn es nicht gelinge ihn zu versöhnen.

Da die Vorgeschrittenen mit Schmerz erkennen mußten daß ihre Hoffnung auf Minderung der Sünden vergeblich sei: so bestrebten sie sich das Rachegefühl des Höchsten zu besänftigen durch Mehrung der wohlgefälligen Handlungen. Es ward die Zahl der Opfergaben gemehrt, man demüthigte sich, flehte um Barmherzigkeit und Schonung und unterwarf sich blindlings den schrecklichen Aufgaben welche das höchste Verehrungwesen durch Orakel und Priestermund stellte. Alles vergebens, denn die trotzdem einbrechenden Plagen (Pest Hungersnot Niederlage u. a.) galten als Beweis daß die Rache des ergrimmten Herrn dadurch nicht versöhnt worden sei. Die Bücher des Alten Testamentes sind vor allem anderen erfüllt von diesen Vorstellungen, geben zahllose Klagen über die unausgesetzten Beleidigungen des Herrn, warnen vor der Wiederholung derselben unter Androhung der schrecklichsten Strafen, deuten die Landplagen und Kriegsunfälle welche das Volk trafen und dem Untergange nahe brachten, als Ausbrüche des Zornes und der Rache des ergrimmten Höchsten; sie erschöpfen sich in ausführlicher Beschreibung der Qualen welche das Volk noch zu gewärtigen habe, um fast jedesmal mit dem schmerzlichen Bekenntnisse zu schließen daß bisher alles vergeblich gewesen sei. Opfer und Gebete waren nicht im Stande die Landplagen und verderblichen Kriegsunfälle abzuwehren; die Sünden mehrten sich und eine Zukunft voll zunehmender Leiden stand in Aussicht, wenn nicht die Sühne in einer Weise stattfände, deren Bedeutsamkeit ausreiche das angeschwollene Rachemaß des ergrimmten Herrn auszugleichen. Es bedurfte eines Opfers der höchsten Art.

§. 162. Die **Vorstellung vom stellvertretenden Opfer** ist so alt und dauerhaft, daß nicht allein ihr Ursprung in weit rückständigen Zeiten gesucht werden muß, sondern auch ihre Geltung noch in der Gegenwart nachgewiesen werden kann.

Der semitische EL (oder die Elohim) verlangt vom Abraham

den einzigen Sohn Jschak zum Opfer (1. Mose 22), begnügt sich aber mit einem Widder als Stellvertreter; als Cham sündigt (1. Mose 9), legt Noah den Fluch auf Kanaan an die Stelle seines Vaters. Zur Zeit Moscheh begnügten sich JHOH und asas-EL jeder mit dem Opfer eines Bockes anstatt des ganzen sündigen Volkes; JHOH (Moloch Hes. 20. 26) verlangt alle erstgeborenen von Menschen und Vieh zum Brandopfer (2. Mose 13. 2), gestattet aber späterhin lösen durch Geld; JHOH will (2. Mose 32. 10) das ganze Volk auffressen, begnügt sich aber vor der Hand damit (27, 28) daß 3000 Menschen niedergemetzelt werden als stellvertretende Opfer; er will wiederholt (4. Mose 16. 21) die ganze Gemeinde vertilgen, nimmt aber auf Moses Bitten als stellvertretendes Opfer die Rotte Korah und 250 Mann so wie fernere 14,700. Als David sich versündigt hatte, begnügte sich der Herr (BAL) mit dem stellvertretenden Opfer von 70,000 aus dem Volke (2. Sam. 24. 15). Als Schlomoh gesündigt hatte (1. Kön. 11. 12), begnügte sich ADONAI damit Schlomos Sohn dafür zu bestrafen; ebenso als Ahab sich versündigt hatte, legt der Herr das Unglück auf den Sohn (1. Kön. 21. 29). — Gleiches findet sich bei anderen Völkern in Sagen und Handlungen die auf semitischen Ursprung der Vorstellungen deuten. In den griechischen Sagen geht der verwundete Kentaur Cheiron freiwillig in den Tod für den gefesselten Prometheus und wird als genügend angenommen. Nach römischen Sagen stürzt sich Curtius in eine klaffende Erdspalte als stellvertretendes Opfer für das ganze Volk. Diese Stellvertretung war es auch, welche dazu beitrug, im Laufe der Zeit die Opfer zu ermäßigen: statt der Menschenopfer gab man Thieropfer oder Geld; statt der erstgeborenen Kinder weihete man Lämmer; späterhin als die Thiere minder wurden weil das Volk zum Landbau überging, opferte man Früchte Öl und Wein anstatt des Fleisches. Man gelangte dazu auch in der Erfüllung von Gelübden Wallfahrten und Gebetleistungen die Stellvertretung zuzulassen, sei es in der Weise daß andere Menschen die Leistung gegen Entschädigung übernahmen oder die gelobte Leistung durch Geld ersetzt ward: alles stellvertretende Opfer die noch in der Gegenwart bei den Christen Muhammadanern und Indern (Brama- wie Buddha-Gläubigen) im Gebrauche sind.

Die Weltstellung des Menschen und seine Entwicklung mögen immerhin nach Zeit und Ort verschiedene Formen zeigen, die Grundzüge bleiben allenthalben gleich. Die Vorstellung von der Sünde mußte allenthalben entstehen sobald die Bildung soweit fortschritt, daß die Erleuchteten des Volkes zum Bewußtseine gelangten die Thaten der Rückständigen seien gemeinschädlich und beleidigten die Verehrungwesen. Die Vorstellung von strafenden höchsten Wesen mußte ent-

stehen, als der Mensch in seiner Umgebung Übermächte erkannte, die er zu fürchten hatte, örtlich und zeitlich verschieden je nach den Lebensverhältnissen und der Fassungsgabe der einzelen Völker, aber allerorts vorhanden und Ehrfurcht heischend. Die Vorstellung von der Rache des höchsten Wesens mußte auch entstehen, weil allenthalben den Menschen Leiden treffen zu denen er kein anderes Ursachverhältniß zu finden wußte als in seiner außersinnlichen Welt, in den Entschlüssen seines Verehrungwesens, zu deren Beurtheilung er sich selbst als Maßstab anwendete weil ihm kein anderer zu Gebote stand (§. 18).

§. 163. Die Vorstellung vom stellvertretenden Opfer hat wie erwähnt die Sühnopfer der Einzelen gemildert, mußte aber andrerseits die Anforderungen an die Sühnopfer der Gesammtheit steigern je mehr im Bewußtseine der Vorgeschrittenen das Sündenmaß des Volkes anwuchs. Hatte man sich gemüßigt gesehen, bei großem und anhaltendem Unglücke die Opfer zu steigern bis Königssöhne Profeten und die Führer des Volkes dem Grimme des Höchsten geopfert waren; hatte der Mensch alle seine Mittel erschöpft und doch den Leiden kein Ziel setzen, den Grimm des Herrn nicht wenden können: so mußte die Vorstellung sich bilden daß nur ein **Opfer übermenschlichen Ursprunges** zur Sühne der stetig zunehmenden Sündenlast ausreichen werde.

Bei den Lehrern der Juden, den Fönikern, herrschte die Vorstellung göttlicher Opfer: Melkart (Sonnenherr) opferte sich selbst zu Gades (Cadix) wo seine Gebeine in einer Lade bewahrt wurden; EL bei Kriegsgefahr opferte seinen Sohn JEUD (eingeborenen) festlich geschmückt. In der altindischen Lehre findet sich die Vorstellung frühzeitig entwickelt und dahin gesteigert, daß alle menschlichen Opfer und Gebete nicht ausreichen könnten um die anwachsenden Sünden der Menschen zu tilgen. Die freiwillige Opferung der Besten wie ganzer Scharen des Volkes endeten nicht die Leiden, welche durch Überschwemmungen wie durch Dürre Hungersnot Pest und andere Landplagen das flehende Volk trafen; von den Priestern gedeutet als Strafen für die Sünden des Volkes. Die Inder steigerten deshalb ihre Vorstellung zu der Annahme, nur ein Opfer himmlischen Ursprunges könne durch seinen höheren Wert die Aussöhnung ermöglichen, indem es durch freiwilligen Tod das rachedürstende Verehrungwesen befriedigend, die angewachsene Sündenschuld tilge und das Volk von der Furcht vor der verdienten Strafe erlöse. Diese Vorstellung gesteigert zur Inbrunst, nahm bei dem lebhaften Indervolke lange vor Christi Geburt irdische Gestalt an, bildete sich um zu der Annahme das notwendige Opfer himmlischen Ursprunges müsse geschehen, könne nicht

ausbleiben. So genügte das Geringfügigste um die Überzeugung zu schaffen, daß das Opfer irgendwo geschehe oder geschehen sei. Die indischen Geschichtbücher aus dem 10. bis 7. Jahrh. vor Chr. Geb. erzählen demgemäß, daß die zweite Person ihrer dreieinigen Gottheit (Brama — Wischnu — Siwa) zur Erde herabgekommen und Menschengestalt angenommen habe, um in einem der Menschheit gewidmeten Leben durch Selbstopferung für die Sünden der Menschen zu büßen und in die himmlische Heimat zurückkehrend an der Weltregierung wiederum Theil zu nehmen. Da die Opferung aber nur die angewachsene Sündenlast tilgte nicht die künftige, und die Sündhaftigkeit der Menschen nicht ruhete neue Schuld anzuhäufen, so habe wie man annahm Wischnu bereits neunmal auf Erden erscheinen müssen, um unter verschiedenen Gestalten der Erlösung zum Opfer zu fallen; werde auch künftig als Erlöser der Menschen wieder erscheinen, sobald die anschwellende Sündenschuld aufs neue der göttlichen Sühne bedürfen werde.

Die Israeliten harreten noch ihres Erlösers als die Inder ihn schon längst gefunden hatten. Jene konnten nicht zur Annahme eines göttlichen Erlösers gelangen weil ihre Vorstellung von den höchsten Wesen keine Einheit in der Mehrheit herausgebildet hatte (§. 41) vielmehr ihre verschiedenen Verehrungwesen Moloch EL JHOH Bal Adonai u. a. unvereint und unversöhnlich neben einander standen, auch sämmtlich bis auf den heiteren Adonai grimmige Herren waren, also Sühne verlangten und deshalb nicht Versöhner und Erlöser sein konnten. Adonai dagegen als freundlicher Sonnenherr opferte sich alljährlich, erstarb im Winter und erstand aufs neue in jedem Frühlinge, konnte aber da er täglich sichtbar war am Himmel nicht auf Erden erscheinen um in Menschengestalt als Sühnopfer zu leiden. Dagegen hatten ihre Verehrungwesen von jeher Profeten mit dem heiligen Geiste begabt und sie ermächtigt Helden (Saul und David) durch Salbung mit höheren Gaben auszurüsten. Nach diesen hergebrachten Vorstellungen dachten sie sich, ihr künftiger Erlöser werde ein mit dem heiligen Geiste begabter Profet sein, ein gesalbter Held (ebr. Maschiach, griech. Christos) der die Erlösung des jüdischen Volkes von der Sündenlast und aus der Knechtschaft fremder Völker vollbringen werde.

Bei den früheststgebildeten Ägüptern fand sich die gleiche Vorstellung von der Sünde, der Beleidigung höherer Wesen und deren Strafverhängung. Sie erhoben sich jedoch zu der Ansicht, daß jeder Mensch selbständig zu büßen habe im nachirdischen Leben, je nachdem er sein irdisches gestaltete, entweder zur Seligkeit geführt werde oder in Seelenwanderung eine Geschöpfreihe durchleben müsse um darin

die Seligkeit sich zu verdienen. Von einer anhäufenden Sündenlast des ganzen Volkes findet sich keine Vorstellung; sie kann aber früher geherrscht haben und überwunden worden sein, so daß sie der Rückbildung verfiel und abstarb. Dagegen findet sich eine aus den Witterungverhältnissen entstandene Sage vom Götteropfer, der Opferung des Sonnenherrn Osir, welche alljährlich im Winter sich vollzieht, indem er (seine Wärme) dahinschwindet, um im Frühlinge schwach (als Kind) zu erstehen und demnächst wachsend die männlichkräftige befruchtende Herbstsonne zu werden, die den Jahreslauf vollendend dem Winter (dem Tode) aufs neue verfällt. Dieser Opfertod und die nachfolgende Auferstehung ward örtlich verschieden gedeutet, je nachdem sie im Oberlande oder Niederlande die übermächtigen Vorgänge erklären sollte. Dort war es die befruchtende Sonne (Osir), welche vom glühenden Wüstenwinde (Tiube, griechisch Tüfon) im Nachsommer getödet ward; hier war es die befruchtende Nilflut, welche der Winter oder das Meer als Tüfon tödete, d. h. in sich aufnahm. Das Durchgehende ist in beiden Fällen der jährliche Wechsel einer Zeit der Fruchtbarkeit (des Lebens) mit einer Zeit der Ruhe (des Todes); der als Lebenslauf der befruchtenden Übermacht (Sonne oder Nil) erklärt und demgemäß in örtlich verschieden gestalteten Sagen gedeutet ward.

Die selbe Grundvorstellung lag auch in dem Adonaidienste der Israeliten; vielleicht in der Ausprägung der Chaldäer, von denen die Juden den Adonai mit der Berieselung empfingen und der in den üppigen Verhältnissen des Euphratthales die heiterste Gestalt des sich opfernden Sonnenherrn empfangen konnte. Adon (Adonis) als spendenden leidenden sterbenden, aber vom Tode auferstehenden Sonnenherrn verehrten die Föniker und durch sie ward ihm der Tempel vom Schlomo erbaut. Er kam aber nur örtlich zur Geltung; denn während die Stammjuden den Namen beibehielten, gebrauchten die Galiläer und darunter auch Jesus (§. 49) den altsemitischen Namen EL (Matth. 27. 48: EL-I, d. h. „mein EL") zur Bezeichnung ihres Höchsten.

Bei den ostasiatischen Völkern fand sich die Grundvorstellung von den Sünden und dem daraus entstehenden Elende des Volkes nicht minder entwickelt. Die größten Männer mußten erkennen daß ihre eigenen Bemühungen wenig darin zu ändern vermogten, daß es vielmehr höherer Kräfte bedürfe um das Elend zu beseitigen, die Kluft auszufüllen welche zwischen ihnen und der rückständigen Menge sich befinde.

Kong-fu-dsü, der erhabenste Lehrer des großen Volkes der Sinesen (6. Jahrh. vor Chr. G.) in der schmerzlichen Erkenntniß, daß

seine Lehre und sein Beispiel so wenig augenscheinlichen Erfolg erlangten, daß das Volk trotzdem auf verderblichen Wegen verharre und dadurch Unterdrückung sowie zahlloses Elend auf sich herabziehe, vertröstete seine Jünger auf einen künftigen großen Heiligen, den Friedenfürsten, welcher dereinst auf Erden erscheinen werde, ohne menschlichen Vater durch die Macht des Himmels von einer Jungfrau geboren, alle Stralen der Weisheit in sich vereinigend und die Vollkommenheit aller Tugenden besitzend; dieser werde alle Unterdrücker vernichten und alle Völker zur freiwilligen Unterwerfung unter seine Gesetze bewegen. Diesen heiligen Erlöser beschrieb er als „einen Menschen, einen Lehrer der Menschen, einen Lehrer der Weisen, einen erhabenen Menschen, einen wunderbaren und himmlischen, schönsten und vollkommensten aller Menschen, Sohn des Höchsten.

Sakjamuni oder Godama (Buddha) im 4. Jahrh. vor Chr. G. hinterließ seinen Gläubigen in Indien Sina Tibet u. a. die Weissagung, daß nach 5000 Jahren am Ende des gegenwärtigen Weltlaufes ein anderer Buddha (Maitreja) erscheinen werde, welcher in voller Heiligkeit die Welt schützen und milde beherrschen werde, auch alles vollenden solle was er nicht habe ermöglichen können. Die spätere Lehre stellte den himmlischen Avalokitesvara als künftigen Erlöser auf.

Zarathustra (Zoroaster), eine Reihenfolge von Hohenpriestern der Altperser vom 12. bis zum 6. Jahrh. vor Chr. G., setzten an die Stelle des alten Feuerdienstes die Verehrung des Himmelsherrn, die Lichtreligion. Späterhin fügte sich die Mithrasch-Geheimlehre ein, wie es scheint chaldäischen Ursprunges aber auf Ägüpten hinweisend, da in der Weissagung der Versöhner Mithrasch der Erdengestalt des richtenden Nachtosir (dem Stiere) den Dolch in die Brust stößt und dieser, mit brechendem Auge zum Himmel blickend, in seiner ägüptischen Eigenschaft als Orakel den Untergang des Nachtreiches und den Sieg des Lichtes verkündet. Mithrasch als Sonnenherr oder Sonnenheld (mit seiner dreifachen Krone) ist vom Herrn des Lichtes, des Guten der Welt, dem Ahuromasdao (Ormuds) geschaffen und wird dereinst als Siegesheld und Mittler auf Erden erscheinen, das Reich des Bösen überwinden, die Sünde vernichten und die geläuterte Welt dem Reiche des Lichtes zuführen. — Nahezu die selbe Vorstellung ward auch mit dem Erlöser Sosiosch verbunden, dem Sroscha (heiligen, siegreichen Geiste, Gestalt gewordenem, heiligen Schöpferworte), der am Ende des Weltalters die ganze Menschheit glücklich machen, allen Schmerz, die Wurzel des Übels und alle Leiden zerstören solle und demnächst alle Toden auferwecken werde; von denen die Guten zum Himmel eingehen und die Bösen im Abgrunde durch

Feuer geläutert werden sollen; so daß selbst der Fürst der Finsterniß, der Angromainjus (Ariman) geläutert werden und die ganze Welt im Lichtreiche sich vereinen solle.

Auch bei den Hellenen hatten Vorstellungen dieser Art Eingang gewonnen; denn vom Sokrates (5. Jahrh. vor Chr. G.) wird die Äußerung berichtet, wenn bei dem damaligen Weltzustande etwas solle gebessert werden, könne es nur durch Vermittlung eines himmlischen göttlichen Wesens geschehen, welches er als Ausfluß (Logos) des Höchsten bezeichnet, auf dem als einem festen Schiffe man sicher und gefahrlos durch die Fluten des Lebens sich wagen dürfe. Als Ideal eines solchen wahrhaft gerechten Mittlers stellte er auf den, „der ohne selbst unrecht zu thun den größten Schein der Ungerechtigkeit habe, damit er ganz in der Ungerechtigkeit sich bewähre; der dann gefesselt gegeiselt gefoltert mit glühendem Eisen geblendet und nachdem er alle Leiden erduldet noch gekreuzigt werde.“

§. 164. Die **Erlöser=Sehnsucht der Israeliten** mußte in Folge der örtlichen Eigentümlichkeit des Volkes und seiner Leiden (§. 41) in einer unterschiedlichen Form sich ausprägen. Den Vorgeschrittenen aller Parteien erschien das unabläßige Kriegsunglück, die oftmalige Verheerung des Landes, Unterjochung und Tödung des Volkes, Fortführung in Gefangenschaft, wie auch die Kriegsfolgen in Hungersnot Pest und inneren Fehden, lediglich als Strafen der herrschenden Übermächte für die Sünden des Volkes. Alle Opfer und Gebete schützten nicht gegen die wiederkehrenden Ausbrüche des Zornes und der grimmigen Rache des Höchsten; denn der Unterjochung und Beraubung durch eine der Weltmächte, folgte bald die einer anderen. Sürer Ägüpter Babeloner Meder und Perser löften einander ab in der Besetzung der Völkerbrücke Paläſtina; denn sie war zu wichtig für jede Großmacht welche zur Zeit die herrschende Gewalt besaß oder erringen wollte. Auch der Haupttempel zu Jerusalem ward dabei verheert, der Höchste selbst litt unter der Gewalt der Feinde. Das konnte nach ihrer Ansicht von keiner Dauer sein, denn das Volk mogte verhöhnt werden, aber nicht der grimmige und allgewaltige Höchste. Dieser durfte nicht ermangeln über kurz oder lang einzuschreiten und zwar der Lage der Dinge nach indem er die Feinde selbst schlage (durch Pest Schrecken o. a.) oder auch einen siegreichen Helden erstehen lasse, einen Gesalbten des Herrn gleich David, der dem jüdischen Volke zur Abschüttelung des Joches verhelfe und zur Unterdrückung anderer Völker. Sobald dieses unausbleibliche geschehe würde daraus ein neues Reich entstehen im vollen Glanze, von großer Macht und Herrlichkeit, alles schöner und reicher als je vorher.

In wie weit der Gesalbte als Erlöser von der Sündenlast gedacht wurde, ergiebt sich nicht in klaren Worten, liegt aber schon darin, daß alles Elend als Folge der Sünden angesehen ward, als Ausdruck der Sündenlast, welche selbstverständlich abgenommen sei wenn das Volk aus dem statlichen Elende erlöst werde zu dem die Sündenlast geführt habe. Die Profeten welche die Erlöserhoffnungen des Volkes schufen und rege erhielten, faßten ihre Beschreibungen so dichterisch, daß daraus mehrdeutige Folgerungen gezogen werden konnten, aber keine gleichmäßig geschlossene Vorstellung. Ein allgemein gegebenes Verhältniß lag aber in der kriegerischen Unmacht des kleinen Volkes den gewaltigen Großmächten gegenüber, auf Grund derer keine andere Hoffnung auf Befreiung entstehen konnte als die auf Beihülfe eines übermenschlichen Helden gerichtete, der das Mißverhältniß der rohen Kraft ausgleiche durch göttliche Mittel, durch diese die Heere der Feinde zerstreue und dem Volke zur Freiheit verhelfen könne. Da der Herr selbst beleidigt sei durch die übermütigen Fremdlinge welche seinen Tempel zerstörten: so schien es gegeben daß er jenen Helden senden werde, der ihm und seinem Volke zur Befriedigung der Rache an den frevelnden Feinden verhelfe. Die Vorgeschrittensten der Israeliten, namentlich die verzückten Profeten, nährten diese Überzeugung im Volke und steigerten die Vorstellung von der Dringlichkeit der Erlösung in dem Grade wie das statliche Elend zunahm und keine Aussicht auf irdische Hilfe verblieb. Die Vieldeutigkeit der Weissagungen gab Jedem im Volke genügenden Anhalt um seine besonderen Vorstellungen daran zu heften. So entstanden eine Anzahl von Einzelbildern, welche das erscheinen die Thaten den Tod und das Verhältniß des gesalbten Erlösers zum höchsten Wesen verschiedenlich gestalteten. Der dunkle Drang nach Erlösung durch einen Helden mit übermenschlichen Kräften war allen gemeinschaftlich; aber die Vorstellungen über Einzelheiten konnten in Ermangelung zusammenhänger klarer Weissagungen weit auseinander gehen.

§. 165. Aus den Weissagungen der verschiedenen Profeten ergeben sich folgende **Grundzüge des erhofften Erlösers:**

a) er solle erscheinen als mächtiger weiser heldenmütiger vom Höchsten gesandter und gesalbter Held um Israel vom Joche fremder Völker zu erlösen: Jes. 9. 1—8; 42. 1—6; Hes. 34. 11—22; Dan. 9. 25—27; Micha 5. 1—7; Zach. 8. 3—8; 9. 9 u. 10;

b) er solle alsdann ihren Tempel und Tempeldienst glänzender als zuvor einrichten und den Frieden herrschend machen, Friedenfürst sein: Jes. 33. 20; 35. 1—10; 52; 60. 15—22; 62. 2—12; 65. 18—25;

c) er solle fremde Völker unterwerfen: Jes. 45. 14—25; Jer. 46. 1—10; Micha 4. 2—7; 5. 8—14; Haggai 2. 23, 24;

d) er solle fremde Völker, namentlich Assur und Ägüpter dem Judenthume zuwenden: Jes. 2. 2—5; 18. 7; 19. 18—25; 49. 6; 56. 7; Zach. 2. 11; 8. 20—23.

Vorübergehend knüpften sich die Hoffnungen der Profeten Zacharja und Haggai an den jüdischen König Serubabel, dessen Herrschaft unter persischem Schutze kurze Zeit hindurch Frieden und Wohlergehen brachte, auch den Wiederaufbau des Tempels ermöglichte. Diese Hoffnung ward bald zerstört, denn das Volk fiel in sürische Knechtschaft. Es blüheten neue Erwartungen als die Makkabäer unter sürischer Oberherrschaft Könige der Juden wurden; aber auch dieser Glanz sank rasch dahin. Aufs neue und um so stärker erwachte die Sehnsucht nach dem übermenschlichen Erlöser, dessen Wesen in den Vorstellungen um so höher ward je mehr man erkannte wie unmächtig das jüdische Volk sei im Vergleiche zu seinen Unterdrückern, je größere Macht also erforderlich sei um den Mangel zum Übergewichte zu erheben. In den Weissagungen des sogenannten Daniels versteigen sich die Vorstellungen in das Himmlische: er schaut den Erlöser und die nachkommende Zeit im Vorausblicke (Dan. 7. 13, 14): „Siehe es kam Einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor ihn gebracht. Der gab ihm Gewalt Ehre und Reich, daß ihm alle Völker Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig vergehet niemals und sein Königreich hat kein Ende.“

Wenn gleich die Bezeichnung „Menschensohn“ oder „Knecht Gottes“ in den Schriften der Profeten auf das ganze Volk Israel angewendet ward, so verstand doch das Volk sie nur als Bezeichnung des künftigen Erlösers, und deshalb wurden sie auch von den späteren Evangelisten in diesem Sinne gedeutet. Die babelonische Gefangenschaft, in der auch Daniel chaldäisch gebildet worden war (Dan. 1), hatte fremde Vorstellungen zugebracht; die späteren Weissagungen (4. Buch Esra) nannten schon den künftigen Erlöser den „Sohn Gottes, welcher vor seiner Erscheinung auf Erden im Himmel lebte“ und nach dem Buche Henoch (welches nebst jenem Buche Esra und anderen nicht in unsere Bibel aufgenommen ward) wird „der Menschensohn die Mächtigen von ihren Thronen aufjagen und herabstoßen, weil sie nicht dem Höchsten huldigten, dem Auserwählten, dessen Name bereits angerufen ward vor der Schöpfung der Welt und der beim Alten der Tage verborgen war.“ Der Profet Maleachi (4. 1) verbindet schon das erscheinen des Erlösers mit der persischen Vorstellung des Weltgerichtes: „Siehe es kommt ein Tag der brennen soll wie ein Ofen;

dann werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein, und der künftige Tag wird sie anzünden spricht der Herr Zebaoth, und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen." Die Rabbinen fügten die Vorstellungen zusammen und im Zusammenhange mit den Weltaltern, der Welterneuerung führten sie aus: „im Reiche des Maschiach (griech. Christos; röm. Christus) werde kein Krüppel oder Kranker sich befinden; es beginne nach den ersten Tagen das glückselige Reich des künftigen Weltalters, wobei Himmel und Erde untergehen um einen neuen ewigen Himmel und eine neue Erde zu gründen; dabei erfolge die Auferstehung der Toden zum Weltgerichte eingeleitet durch Posaunenrufe, wobei die Toden mit einem neuen Leibe aus den Gräbern auferstehn."

In diesen Vorstellungen vom Erlöser im jüdischen Volke zeigt sich allmäliges verlassen der semitischen Grundlagen; die Vorstellungen vom stellvertretenden Opfer waren durch die Not der Verhältnisse zurückgedrängt worden, denn es lag näher vom Erlöser zu erwarten daß er Befreier aus fremder Knechtschaft sei und das Volk zu neuer Herrlichkeit erhebe; zu deren Herbeiführung aber die persische Vorstellung vom Weltgerichte dienen sollte, bei welchem die Juden als die Auserwählten des Herrn erwarten durften gewißlich in das himmlische Reich eingeführt zu werden.

§. 166. Neben den einzelen Höchstgebildeten, welche sich erhoben zur dichterisch schönen Auffassung des himmlischen Reiches und ihre Maschiach-Hoffnung dem irdischen Kampfplatze entrückten, blieben im Volke alle rückständigeren Formen der selben Hoffnung lebendig; denn der Menge war die höchste Vorstellung, welche alle Völker umfaßte, zu weitschichtig um aufgenommen werden zu können. Das eigene Schicksal und dessen nächsten Bezüge nahmen alles sinnen in Anspruch; ein künftiges Weltgericht lag zu fern um den Hoffnungen des kurzlebigen Menschen zu genügen, der vor seinem Tode das Glück der Befreiung zu genießen wünschte. Im rückständigen Volke war die **semitische Grundvorstellung** unauslöschlich, konnte nicht ersetzt werden durch höhere chaldäische oder persische. Das Volk beharrte in der Überzeugung daß die Kinder Israel alles Elend treffe um ihrer Sünden willen, daß es also eines ungewöhnlichen übermenschlichen Opfers, eines qualvoll sterbenden Erlösers bedürfe um den Zorn und die Rache des Herrn zu versöhnen. Das vielfach gemischte und veränderte Volk empfing fremde Vorstellungen, aber nur die höheren Schichten nahmen sie auf; die Menge des Volkes dagegen hielt mit der ihm eigenthümlichen Zähigkeit sein semitisches Grundwesen fest.

Am meisten entsprach der volkstümlichen Vorstellung der Profet

Jesaja (Jeschjahu) der das Volk Israel als „Knecht des JHOH“ bezeichnet und dessen Weissagungen, in denen der Kern der nachherigen Christos-Vorstellungen liegt, folgenden Inhaltes sind:

„Der Knecht des Herrn ist der allerverachtetste und unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit, seine Gestalt und Ansehen häßlicher als andere Menschen, so verachtet daß man sein Angesicht vor ihm barg und für nichts geachtet. Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den der geplagt und von dem Herrn geschlagen und gemartert wäre. Und er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir gingen alle in der Irre wie Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg, aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Da er gestraft und gemartert ward that er nicht seinen Mund auf wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt ward und wie ein Schaf das verstummt vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut. Er ist aus der Mitte der Lebenden weggerissen, weil er um die Missethat meines Volkes geplagt war, ist begraben wie die Verbrecher und gestorben wie ein Reicher, wiewol er Niemandem Unrecht gethan hat noch Betrug in seinem Munde gewesen ist. Aber der Herr wollte ihn so zerschlagen mit Krankheit. Indem er sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat, wird er Samen haben und in die Länge leben und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand geschehen, durch seine Erkenntniß wird er mein Knecht, der Gerechte Viele gerecht machen, denn er trägt ihre Sünden; er hat sein Leben in den Tod gegeben, ist den Übelthätern gleich gerechnet, hat Vieler Sünde getragen und für die Übelthäter gebeten. Siehe mein Knecht wird weislich thun und wird erhöhet und sehr hoch erhaben sein; er wird viele Heiden besprengen, daß auch Könige werden ihren Mund gegen ihn zuhalten, welchen nichts davon verkündigt ist; die selben werden es mit Lust sehen und die nichts davon gehört haben, die werden es merken.“ (Jes. 53 u. a.)

In derartigen Aussprüchen erkannte das Volk seine Grundvorstellungen und die Befriedigung seiner Hoffnungen, sobald es den Knecht Gottes nicht als das ganze Volk deutete sondern als den künftigen Erlöser, den Gesalbten (Maschiach) des Herrn. Das jüdische Volk wie alle Semiten hegte die feste Überzeugung, daß mehr als alle Gebete und Opfer gewöhnlicher Art wirke das freiwillige Opfer eines Unschuldigen zur Versöhnung des ergrimmten Höchsten, zur Erlösung der Menschen von der Sündenlast und dem Elende welches die Rache des Herrn sonst über das Volk verhängen werde. Die Kinder Israels theilten darin (§. 103) die Ansichten der stamm-

verwandten Moabiter Amalekiter Keniter (Föniker und Karthager); denn ebenso wie der Stammvater Abraham bereit war seinen unschuldigen Sohn zu opfern, Jiftach seine einzige jungfräuliche Tochter hingab, so opferten auch die anderen Völker nach Umständen ihre besten Genossen um den grimmigen Höchsten zu gewinnen; glaubten indem sie die Sünden des ganzen Volkes auf einen Unschuldigen legten und diesen schmerzvoll sterben ließ, werde die Sündenlast des Volkes getilgt und die verdiente Rache des Höchsten abgewendet. Aber nicht allein die Israeliten und übrigen Semiten hegten diese Vorstellungen welche der Gegenwart so grauenhaft erscheinen, sondern es zeigt auch die Geschichte daß alle Völker des Alterthumes in älteren oder neueren Zeiten ihren Verehrungwesen und Übermächten Menschenopfer darbrachten (§. 103) und auf Bildungsstufen welche der israelitischen nicht nachstanden. Die selbe Ansicht ist herrschend gewesen bei Ägüptern und sämmtlichen Semiten (Arabern Babelonern Assur Keniten u. a.), Persern und Indern Hellenen Römern und allen Vorfahren der gegenwärtigen Bildungvölker. So daß wenn die Israeliten irgendwo hätten um Rath fragen wollen, fast jedes Volk der gleichen Bildungstufe sie bestärkt haben würde in ihren Opfervorstellungen.

Die verschiedensten Völker hatten durch beobachten gleicher oder änlicher Weltvorgänge, mit anwenden der selben menschlichen Sinne und gleichartiger Gedächtniß- und Verstandes-Fähigkeit, nahezu gleiche Vorstellungen gebildet bezüglich der Sünde und Strafen, wie der Sühnung des Zornes der beleidigten Übermacht, auch bezüglich der Steigerung der Opfer je nach dem Rachemase welches man zu sühnen hoffte. Erschienen Thiere nicht ausreichend so nahm man Menschen: von diesen waren Unschuldige (Kinder oder Jungfrauen) besonders wirksam, noch mehr die aus edlen Geschlechtern ausgewählten Kinder der Priester Fürstenkinder zuhöchst Thronfolger und Hohepriester. Erschienen Einzele nicht ausreichend dann steigerte man die Zahl zu hunderten; man erhöhete die Wirksamkeit des Opfers durch die Qual des Verbrennens oder Kreuzigens, je nachdem es der Feuer- oder Wüstenherr war den man gewinnen wollte; wendete überdies besondere Sorgfalt auf untadelhafte Beschaffenheit des Opfers, um durch Vorzüglichkeit desselben und ausgesuchte Todesart um so stärkere Wirkung zu erzielen, den Zorn und die Rache des Höchsten um so ausreichender zu besänftigen. Die auserwählten des Höchsten, Oberpriester und Profeten waren Opfer der höchsten Geltung und beschlossen häufig ihr Leben durch Selbstverbrennung oder Hinabsturz vom Felsen um ihrem Volke durch gröstmögliche Sündentilgung zu dienen: sie fuhren auf im feurigen Wagen wie Elias, versammelten sich auf einer Bergesspitze und starben daselbst vom Herrn gerufen wie Aharon oder bestiegen

eine Felsspitze um zu sterben wie Moses, den der Herr begrub in der Tiefe.

Dem jüdischen Volke zur Zeit Christi erschienen aber auch die höchsten menschlichen Opfer nicht mehr genügend um das endlose Elend in den unablässig wiederkehrenden Leiden zu sühnen, den unersättlichen Zorn des Höchsten zu besänftigen. Was menschlich war konnte nicht vollkommen rein sein, es mußte also ein übermenschliches freiwillig und qualvoll zum Opfer fallen um eine gebürende und ausreichende Ausgleichung zu erzielen. Diesem Erfordernisse entsprach das Bild des Knechtes Gottes, welches Jesaja gegeben hatte und welches man nicht wie er auf das ganze Volk deutete, sondern verleitet durch seine Gegenüberstellungen desselben als Sündenträgers des ganzes Volkes, den Knecht des Herrn sich dachte als einen vom Herrn zum Sühnopfer Gesandten und Gesalbten höchster und reinster Art, welcher verachtet, in Schmerzen und Krankheit, geschlagen gemartert verwundet und getödet werden solle, unschuldig und stumm wie ein Lamm alles erleidend um die Sünden des Volkes zu tilgen; der Gesalbte werde die Sünden aller auf sich nehmen und freiwillig sein Leben in den Tod geben, den Verbrechern gleich geachtet aber nachher hoch erhaben sein und alle Völker bekehren.

§. 167. Das im Vorbenannten beschriebene Bild des erhofften Erlösers wurde in den Vorstellungen der Einzelen noch ergänzt nach anderen Weissagungen der Profeten, die man auf seine Geburt und seine Lebensschicksale deutete. Es konnte nicht fehlen, daß die gespannte Erwartung und wohlbegründete Sehnsucht des leidenden Volkes jedem Manne sich zuwendete, der entweder aufstand als Gesalbter und opferwilliger Lehrer oder von seinen Anhängern als der gekommene Erlöser bezeichnet ward und durch Wunder und Weissagungen seine Sendung als Profeten in ausreichender Weise bethätigte. Die **Erscheinung gesalbter Erlöser** ward am dringlichsten zur Zeit Jesu; die Empörungen des Volkes wiederholten sich immer öfterer und der jedesmaligen Unterwerfung durch die Römer folgte um so stärkere Knechtschaft. Die Erlöser fielen alle ihrem streben zum Opfer, lebten unter Leiden und starben verachtet eines gewaltsamen Todes, aber die Sühne ward nicht vollzogen, denn das Elend mehrte sich. Die Jünger eines jeden Maschiach beanspruchten für ihren Meister die Geltung als Erlöser und Versöhner, weil er durch Wunder und Weissagungen seine Sendung beglaubigt und im Leben voller Leiden und unschuldigen Hingabe in den Tod das Sühnopfer vollbracht habe. Das Volk folgte aber jedem nur so lange wie sein vorgehen erfolgreich war, und verließ ihn sobald sein Tod die Hoffnung

abschnitt durch ihn von der Unterdrückung befreit zu werden. Es standen schon vor Jesu Zeit solche Erlöser des Volkes auf oder wurden vom Volke als solche angesehen: zuerst der in den Evangelien erwähnte Johannis der Täufer dem eine Anzahl von Schülern folgte; die nicht allein zur Zeit der Apostel deren Mitbewerber und Gegner waren, sondern noch in der Gegenwart im Morgenlande, namentlich im Eufratthale von Gemeinden anerkannt werden bei denen die Taufe fast dieselbe Bedeutung hat wie bei den Christen das Abendmahl. Außerdem standen auf (Apostelg. 5. 36, 37) Theudas der mit seinen Jüngern erschlagen ward; Judas aus Galiläa der ebenfalls umkam und dessen Jünger zerstreut wurden; alle übertroffen von Simon dem Magier, der großen Anhang gewann und mit dem gleichzeitig ein Samariter Menander seine Sendung als Erlöser und Gesalbten geltend machte.

Die Anhänger eines jeden waren gezwungen und beflissen, die Sendung ihres Herrn zu beglaubigen in der den Semiten eigenthümlichen allein überzeugenden Weise, nämlich durch Wunder und Weissagungen. Sie mußten zudem den Lebenslauf darstellen und deuten als getreue Erfüllung aller Verheißungen der Profeten, welche das Volk und seine Schriftgelehrten auf den Maschiach deuteten; denn nur derjenige konnte der Gesalbte sein, in dem sich alles erfüllte was die Profeten vorausgesagt hatten, weil das Volk andere Merkzeichen nicht kannte um den einzig echten von den falschen zu unterscheiden. Die Jünger und Berichterstatter werden, wie in so manchen änlichen Fällen geschieht, durch ihre eigenen Voraussetzungen gezwungen worden sein Begebenheiten als geschehen anzunehmen, lediglich weil sie erforderlich waren um zu erweisen daß im Leben *ihres* Maschiach alle Weissagungen erfüllt worden seien. Weil der Meister ihrer festen Überzeugung nach der wirkliche Erlöser sei, so müßten auch die Weissagungen eingetroffen sein; die zur Erfüllung nöthigen Vorgänge und Begebenheiten müßten geschehen sein, auch wenn sie dem Erzähler verborgen geblieben oder nicht mitgetheilt worden waren. Sie schlossen etwa so: weil Judas oder Simon unzweifelhaft der wirkliche und echte Gesalbte des Herrn war, auch durch seinen Opfertod die Sühne vollzogen hat, so muß in seinem Leben auch Folgendes geschehen sein, um den Erfordernissen zu genügen welche die Weissagungen der Profeten an ihn stellen; es muß unausbleiblich alles so sich begeben haben wie es „geschrieben steht in den Profeten“. Es kam noch hinzu, daß die Jünger verschiedener Meister wider einander auftraten, gegenseitig sich zu übertrffen suchten, dieses aber den Semiten gegenüber am eindringlichsten geschehen konnte durch Wundererzählungen, in denen die erregte Einbildung und der Eifer der Mitbewerbung unbemerkt zum

streben verleitete die Wunder zu steigern und zu ergänzen, um nicht nachzustehen im erweisen, daß Jedes sich begeben habe was nur irgendwie aus den alten Profeten auf den erwarteten Gesalbten gedeutet werden könne.

Vor allem scheinen die Apostel des Simon, wie auch dieser selbst jedes erdenkliche gethan zu haben um ihn als Magier hervorzuheben und dadurch in der für die Semiten überzeugendsten Weise an die Spitze aller Bewerber zu stellen. Die Wunderthätigkeit höchster Art war aber hergebrachter Weise auf besondere Handlungen beschränkt, deren vollbringen als vollgiltige Beweise angesehen wurden. Noch jetzt gilt bei den Arabern und rückständigen Semiten die „göttliche Wissenschaft" als Fähigkeit Kranke zu heilen, böse Geister auszutreiben, Tode zu erwecken, Stürme zu beschwören und gleichzeitig an entlegenen Orten zu erscheinen. Die Apostel des Magiers Simon sollen zumal ihre Hauptstärke in dieser Art von Beweisen gesucht haben; sei es daß sie in der Berufung auf die Weissagungen der Profeten sich schwach fühlten oder einsahen, daß diese Art von Beweisen am wirksamsten sein müsse. Es konnte aber nicht fehlen, daß die Apostel der anderen sich gedrungen fühlten zu erweisen, daß ihr Meister nicht minder mit der „göttlichen Wissenschaft" der höheren Magie ausgerüstet gewesen sei; die Anhänger Jesu ließen dadurch sich verleiten ganze „Zauberbücher Jesu" zusammen zu tragen (§. 23) welche damals Glauben fanden, späterhin aber verworfen wurden.

§. 168. Im beurtheilen der Wirksamkeit Jesu mögte scharf zu unterscheiden sein zwischen dem Leben wie es war und der Beschreibung, welche die Evangelien davon geben; die von unbekannten Verfassern herrührend zu ungenannten Zeiten geschrieben und in unverbürgter Weise Jahrhunderte lang durch Abschriften verbreitet wurden, bevor die einzelen Handschriften entstanden welche wir kennen. Nicht allein weichen die erhaltenen Stammschriften des Christenthumes wesentlich von einander ab, sondern es drängt sich auch die Überzeugung auf sobald man den Inhalt der vier Evangelien überblickt daß diese wenigen und dürftigen Nachrichten nicht den zehnten Theil dessen enthalten was er lehren und thun konnte; daß die Berichte nur weniges und keineswegs das Hauptsächlichste aus Jesu Leben enthalten. Andererseits tritt das jedem Nicht-Semiten auffällige bemühen hervor, in allen Richtungen die von den Zeitgenossen verlangten **Beweise der Erlösersendung Jesu** zu liefern, sowohl die Wunder zu berichten welche ihn als Inhaber der „göttlichen Weisheit" beglaubigen konnten, wie auch zu erweisen daß sämmtlichen Erfordernissen genügt

sei, welche das Volk auf Grund ausdrücklicher oder mißverstandener Weissagungen der Profeten an seinen Erlöser stellte.

Jesus wird nicht allein beschrieben als Kranke heilend und Besessene von bösen Geistern befreiend, wie es ihm als Wanderarzte oblag, sondern auch Tode erweckend (Luk. 7. 14; 8. 54; Joh. 11. 43) Stürme beschwörend (Matth. 8. 26) auf dem Meere wandelnd (Matth. 14. 27) und nach seinem Tode an entfernten Orten erscheinend (Matth. 28. 17; Luk. 24; Joh. 20. 19; 21. 1). Die gangbaren Weissagungen machten es erforderlich daß der Maschiah aus dem Geschlechte Davids stamme (Jes. 11. 1), aber auch daß er von einer Jungfrau geboren werde (Jes. 7. 14); von denen das zweite dem ersten widerstreitet da bei den Semiten der Stammbaum nur in männlicher Folge sich fortsetzte. Der Evangelist (Matth. 1) sah sich genöthigt, zuerst zu erweisen daß Josef ein echter Nachkomme Davids sei, also Jesus aus dem Stamme des gesalbten Königs geboren wurde; mußte aber dann (V. 18) sofort zum widersprechenden Erweise übergehen daß Jesus nicht der Sohn Josefs sei sondern vom heiligen Geiste gezeugt ward. Es bedurfte des Erweises daß Jesus von einer Jungfrau geboren ward, weil Jesaias 7. 14 dem Könige Ahas geweissagt hatte: „Siehe eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie heißen Immanuel. Butter und Honig wird er essen, daß er wisse Böses zu verwerfen und Gutes zu erwählen; denn ehe der Knabe lernt Böses verwerfen und Gutes erwählen, wird das Land davor dir grauet verlassen sein von seinen zweien Königen.“ Die Weissagung galt augenscheinlich nur für die Zeit des Königs Ahas (8. Jahrh. vor C. G.) und hatte Bezug auf nahe bevorstehendes Unglück, dessen baldiges eintreten verdeutlicht ward durch die Bezeichnung daß das Kind einer schwangeren Jungfrau bis dahin nicht Zeit haben solle mündig zu werden. Das jüdische Volk hatte sie aber trotzdem auf den dereinstigen Erlöser gedeutet und der Evangelist mußte diesem Erfordernisse genügen, die Geburt konnte also nur geschehen sein wie es dort geschrieben stand. Die Geburt mußte zu Bethlehem (Matth. 2. 5) geschehen zu Erfüllung einer gedeuteten Weissagung des Micha (5. 1), welche augenscheinlich Bezug hat auf einen weltlichen Herrscher, der mit Feuer und Schwert das Volk erlösen sollte. Die Weisen des Morgenlandes besuchen den Neugeborenen und schenken Gold Weihrauch und Mürrhen (Matth. 2. 11) in Erfüllung einer Weissagung (Jes. 60. 1—6), welche den Juden die Bekehrung der Heiden verheißt, in Folge dessen Wohlstand und reiche Tempelgeschenke eintreffen sollen. Josef soll mit Maria und dem Kinde nach Ägüpten geflüchtet sein (Matth. 2. 14) zur Erfüllung einer Weissagung (Hosea 11. 1), welche besagt: „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb und rief ihn meinen Sohn aus Ägüpten“,

also lediglich Bezug nimmt auf den ehemaligen Auszug aus Ägüpten unter Moses Leitung. Josef zieht mit dem Kinde nach Nazareth (Matth. 2. 23) zur Erfüllung einer unauffindbaren Weissagung: „Er soll Nazarenus heißen." Es folgt dann eine Erzählung über Johannis den Täufer, gedeutet als Erfüllung einer Weissagung (Jes. 40. 3) welche die Unterordnung des Johannis als Vorläufers Jesu begründen soll, die Matth. 11 noch weiter beglaubigt wird. Sie kann aber in Wirklichkeit auf Seiten des Johannis nicht stattgefunden haben, da seine Jünger fortfuhren unabhängig zu wirken, auf Johannis Namen zu taufen und zur Apostelzeit (Apostelg. 19. 1—6) nur zum Theile übertraten; während die übrigen fortfuhren eigene Gemeinden zu gründen, deren Nachfolger noch in der Gegenwart unabhängig vom Christenthume leben. Die folgende Erzählung von der Versuchung in der Wüste steht im Widerspruche mit der an anderen Stellen beanspruchten Göttlichkeit Jesu; denn der Gottessohn bedarf nicht der Prüfung durch den Satan, kann auch gar nicht versucht werden. Die Erzählung erklärt sich aber dadurch, daß die Jünger anderer Gesalbten berichteten ihr Meister habe den Teufel überwunden und so durften die Verfasser der Lebensbeschreibung Jesu nicht zweifeln, daß auch ihr Messias den selben Sieg errungen habe; es müsse geschehen sein um den dreien Jesu in den Mund gelegten Schriftstellen (5. Mose 6. 13, 16; 8. 3) zu genügen. Die Anführung (Matth. 4. 13) daß Jesus nach Kapernaum seinen Wohnsitz verlegt habe, soll eine Weissagung des Jesaias (9. 1) erfüllen, ohne den mindesten Zusammenhang auf den Maschiach gedeutet. So werden die geringsten Vorfälle mit den Weissagungen der Profeten und selbst zufälligen Schriftstellen in Verbindung gebracht, weil diese Art der Begründung nächst auffälligen Wundern die dem jüdischen Volke angemessenste Beglaubigung war. In der nachfolgenden Beschreibung macht sich die Bezugnahme auf eine Weissagung oder Verzückung Daniels geltend, welche (Dan. 7. 13, 14, 26, 27) den Menschensohn als Weltbeherrscher und Weltenrichter darstellt: „Ich sah in diesem Gesichte der Nacht und siehe es kam Einer in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn bis zu dem Alten und ward vor den selben gebracht. Der gab ihm Gewalt Ehre und Reich, daß ihm alle Völker Leute und Zungen dienen sollten. Seine Gewalt ist ewig die nicht vergeht und sein Königreich hat kein Ende. — Danach wird das Gericht gehalten — aber das Reich Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volke des Höchsten gegeben werden, dessen Reich ewig ist und alle Gewalt wird ihm dienen und gehorchen." Das jüdische Volk oder die höher gespannten Profeten hatten jenen „Menschensohn" auf den künftigen gesalbten Erlöser bezogen und so fand sich der Evangelist (Luk. 1. 32, 33) gemüßigt

auch diese Weissagung als erfüllt zu betrachten, indem er den verkündenden Engel Gabriel das Kind also bezeichnen läßt, „der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden und Gott der Herr wird ihm den Stul seines Vaters David geben; und wird ein König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreiches wird kein Ende sein.“ Noch deutlicher tritt diese Beziehung hervor (Matth. 25. 31): „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden und er wird sie von einander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken“ u. s. w. Ferner (Matth. 24. 29): „Bald aber nach der Trübsal derselben Zeit werden Sonne und Mond den Schein verlieren und die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte der Himmel werden sich bewegen. Und alsdann wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes im Himmel, es werden heulen alle Geschlechter auf Erden und werden sehen kommen des Menschen Sohn in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit.“ Im Zusammenhange mit einer Weissagung des Jeremias (31. 31—34) worin er einen neuen Bund des Höchsten mit Juda und Israel in Aussicht stellt, wird das Passamahl Jesu mit seinen Jüngern (Matth. 26. 26—28) als neuer Bund gedeutet, der Wein als das „Blut des neuen Bundes, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.“ Diese Deutung weist auf eine der ältesten Grundvorstellungen des Semitenthumes zurück, welche das Blutvergießen der Beschneidung deutet als ein Sühnopfer zur Besänftigung des andringenden grimmigen Wüstenherrn EL (2. Mose 4. 25). Zur Erfüllung einer Weissagung des Zacharja (13. 7): „Schwert mache dich auf über meinen Hirten und über den Mann der mir der nächste ist, spricht der Herr Zebaoth. Schlage den Hirten so wird die Herde sich zerstreuen, so will ich meine Hand kehren zu den Kleinen“ wird eine wörtlich übereinstimmende Äußerung Jesu erzählt (Matth. 26. 31), um sie mit seinen nachfolgenden Leiden in Verbindung zu setzen. Die selbe Verbindung wird angezogen (Matth. 26. 53—56) um zu begründen warum Jesus seine Gefangennehmung willig ertrug, statt seinen himmlischen Vater zu bitten zwölf Legionen Engel zur Hilfe zu senden. Die Erzählung vom Verräther Judas aus Karioth (Matth. 27. 9) wird in Verbindung gesetzt mit Jesaja's Ankauf des Ackers vom Hanameel (Jer. 32. 8) unter unrichtiger Anführung der bezüglichen Stelle; in der überdies der Kaufpreis mit 7 Seckel und 10 Silberlingen bezeichnet wird, nicht mit 30 Silberlingen dem Kaufpreise des Judas. In der Erzählung seiner Kreuzigung (Matth. 27. 35) wird die Vertheilung seiner Kleider durch das Los in Verbindung gesetzt mit einer Weissagung

welche aus den Klagen eines Psalmisten (Psalm 22. 19) hervorgedeutet wird; obwol dieser nur sein eigenes Elend beschreibt indem er sagt: „Sie theilen meine Kleider unter sich und werfen das Los über mein Gewand."

§. 169. Der Glaubenseifer der Evangelisten wollte am Bilde des Erlösers keinen Zug fehlen lassen, welchen der Glaube ihrer Zeitgenossen, den sie selbst auch theilten, erforderlich hielt um daraus zu erkennen daß nur Jeschuah der echte Maschiach gewesen sei. Das von den Evangelisten als unerläßlich und unausbleiblich vorausgesetzte eintreffen der Weissagungen und Wunder ward **Grundlage der Erzählungen des Evangeliums;** demgemäß zeigt sich auch in den Berichten ein ungebürliches streben zu erweisen, daß alles geschehen sei wie es geschrieben stehe oder vorhergesagt worden war. Andere Kennzeichen, wie namentlich das verachtete Leben, die Verfolgungen und Schmähungen sowie der qualvolle Tod des wohlmeinenden unschuldigen Mannes trafen auch zu bei Anderen welche als Erlöser aufstanden oder nach ihrem Tode von den Jüngern dazu erhoben wurden. Hierin ließ sich also kein Vorzug oder Übergewicht Jesu begründen; ebenso wenig in der Herstellung eines neuen glänzenden Reiches voll Frieden und Glück, denn dessen Aufrichtung unterblieb bei ihm wie bei allen übrigen. Die Entscheidung wer der echte Erlöser sei beruhete also nach der Sinnesart der Juden vor allem darauf, ob derjenige dessen Jünger den Anspruch erhoben ausreichend Wunder verrichtet habe, um seine göttliche Sendung als Profet zu erweisen; da sehr wohl mehrere wunderthätige Profeten zu gleicher Zeit leben konnten, bei welchem Weissagungen zuträfen deren Erfüllung das Volk und dessen Leiter als Kennzeichen des einzigen echten Erlösers betrachteten.

Jesu Wirksamkeit als Wanderarzt gab Anläße genug zur Deutung seiner Heilungen als Wunder, und da seine Jünger und Nachfolger fest überzeugt waren jede Weissagung sei in seinem Leben in Erfüllung gegangen, so durften sie unbesorgt die dazu erforderlichen Erzählungen und Deutungen vornehmen, in der festen Überzeugung darin nicht irren zu können. Es kam hinzu daß die durch mündliche Überlieferung fortgepflanzten Erzählungen von Jesu Leben und Wirken zerstreut und mangelhaft waren, nur den kleinsten Theil dessen berichteten was ein Mann von solcher Begabung leisten konnte und unzweifelhaft auch geleistet hat. Die Überlieferungen gingen überdies weit auseinander und die Verfasser wurden schon dadurch genöthigt das Zerstreuete zu bearbeiten um ein Ganzes daraus zu machen, dabei ihre Deutungen hinein zu legen um die Berichte so zu gestalten, wie

nach ihrer besten Überzeugung die Handlung habe geschehen müssen, auch wenn die Überlieferung sie in anderer Weise berichte.

Ein anschauliches Beispiel giebt z. B. die Erzählung vom Feigenbaume:

Lukas (13. 6—9) erzählt als Gleichniß, wie der Eigner eines Feigenbaumes ihn umhauen lassen wollte, weil er in drei Jahren keine Früchte getragen, aber auf bitten seines Gärtners Nachsicht geübt habe;

Matthäus (21. 19—21) beschreibt das Verhältniß als wundersame Begebenheit, indem er berichtet wie Jesus einen Feigenbaum verflucht habe, weil er keine Früchte trug und wie der Baum darauf verdorrt sei;

Markus (11. 13, 14, 20, 21) steigert dieses Wunder, indem er berichtet „es war noch nicht Zeit daß Feigen sein sollten“; der Baum sei also in voller Kraft verdorrt.

Indem die beiden Evangelisten das Gleichniß zu einer Wunderthat Jesu umdeuteten, fiel ihnen im frommen Eifer nicht ein daß sie dem Messias eine Unwürdigkeit zuschrieben, indem sie ihn einen Baum verfluchen und verdorren ließen, weil er zufällig keine Feigen trug in dem Augenblicke als Jesus hungerte oder gar weil er keine Feigen bot zur Unzeit. Ihre Sehnsucht durch Wunderthaten Jesus als Maschiach zu beglaubigen, ließ sie jede andere Rücksicht vergessen, selbst die auf seine Würde. Die Änderung war wohlgemeint aber nicht genugsam überlegt, zeigt jedoch wie manche der anderen Wundererzählungen dem frommen Eifer der Evangelien-Verfasser entstammt sein können und werden.

Es muß dabei in Betreff jener auffälligen Nichtachtung des sittlichen Werthes eines Wunders bedacht werden, daß die vorwaltende Neigung der Semiten so sehr auf Wunder gerichtet war, daß dagegen die Rücksicht auf den sittlichen Werth zurücktrat. Wer bei ihnen Geltung erlangen und seine höhere Sendung beglaubigen wollte, mußte Wunder verrichten seien es welche es wollen. Wunder galten auch weit mehr als Weissagungen, denn sie überzeugten auf der Stelle; wogegen jene erst nach längerer Zeit erprobt werden konnten und, wie die Bibel sattsam erweist, der Mehrzahl nach auch unerfüllt geblieben sind. Wunder waren das Einzige worauf das Urtheil des Volkes sich verließ, und wer Wunder verrichten konnte war ihnen ein Profet und Gesandter des Höchsten, ward geehrt und gefürchtet; ihm folgten die Könige wie das Volk, selbst wenn der sittliche Werth der Wunder zweifelhaft war. Das Wunder des Elias (1. Kön. 18) im anzünden des Wettstreit-Opfers und im nachherigen Regenmachen, entschied über das Schicksal des Balsdienstes: als Elias Opfer von selbst sich ent=

zündete und dagegen das Balsopfer unverbrannt blieb, durfte er den vom Könige und der Königin eingesetzten und beschützten Balsdienst ausrotten und die 450 Balspriester mit Hülfe des Volkes abschlachten. Elisa (2. Kön. 2. 24) durfte durch zwei Bären 42 Kinder zerreißen lassen die ihn verspottet hatten; in den Augen des Volkes ein vollgültiges Wunder, welches seiner Würde keinen Abbruch that; vielmehr steigerte der Volksglaube seine Wunderkraft so sehr, daß seine Gebeine Tode lebend machten (2. Kön. 13. 21). Von beiden hochangesehenen Profeten Elias und Elisa werden sehr wenige nützliche Lehren und Ermahnungen berichtet, desto mehr Wunder; es bedurfte nicht der Weisheit um sie zu erheben über andere Menschen, sondern etliche Wunder waren dem Volke ausreichend. Elias ward so hoch gestellt daß er neben ihren ältesten Profeten Enoch und Moses zur Geltung gelangte, indem er dereinst als Vorläufer des Weltgerichtes erscheinen sollte (Maleachi 4. 5), auch von Jesus (Matth. 11. 14) als der Zukünftige bezeichnet wird und bei der Verklärung (Matth. 17. 3) neben Moses im Gesichte Jesu und seiner Jünger erscheint, wobei Johannis der Täufer als der leiblich wieder erschienene Elias gedeutet wird. Der Wunderzug ist der afrikanischen Menschheit und ihren Nachkommen tief eingepflanzt: Moses konnte nur durch Wunder sein Ansehen sich erhalten, denn so oft es daran mangelte und das Volk in Not gerieth war sein Ansehen dahin und der geängstete Moses schrie zum JHOH (2. Mose 17. 4): „Es fehlt nicht viel sie werden mich noch steinigen“; wie noch heutigen Tages solche Völker ihre Profeten töden, wenn ihr beschwören des Regens wirkungslos bleibt und die Menschen verschmachten.

Alle Weisheit die bei den Semiten gelten sollte mußte höhere Eingebung sein, und die dazu erforderliche Gabe des Eindringens in die außersinnliche Welt mußte der Inhaber durch Wunder bethätigen; nur dadurch unterschied das Volk ob er wahrer oder falscher Profet sei. Dieser Wunderzug zieht sich durch die ganze israelitische Geschichte, findet sich ebenso bei den stammverwandten Arabern, die den Profeten Muhammad (7. Jahrh. nach Chr. G.) wiederholt aufforderten durch Wunder seine Beglaubigung zu erweisen, und obwohl er fortwährend das begehren zurückwies und auf die Welt als eine unübersehbare Fülle von Wundern hindeutete, so ward er doch in den Sagen der Araber mit einer Anzahl Wunderthaten ausgerüstet. Aus gleichem Grunde klagt auch Paulus (1. Kor. 1. 22): „Sintemal die Juden Zeichen fordern und die Griechen nach Weisheit fragen“, ein Grundzug der noch in der Gegenwart die Völker der heißen Länder von denen des gemäßigten Erdgürtels scheidet. Die christlichen Glaubensboten in Ost-Afrika finden bei semitischen Völkern das unabläßige

begehren nach Wunderthaten; vor allem wird verlangt daß sie zur Zeit der Dürre Regen machen sollen; denn das Herbeiziehen des Regens ist bei ihnen wie bei den Israeliten zur Zeit des Elias (1. Kön. 18) das Probestück, wonach die Menge entscheiden will welcher Glaube der echte sei, welches der angerufenen Verehrungwesen das mächtigste. Die Völker Afrikas würden sofort dem Christengotte sich zuwenden wenn dieser auf Anrufung jedesmal Regen sendete. Bei den hellen Völkern Ostasiens (Indern Sinesen Tibetanern Japanesen u. a.) wird dagegen den christlichen Glaubensboten die Frage entgegen gehalten: „Womit willst du deine Behauptungen erweisen? Überzeuge uns durch Gründe!“ Diese Grundverschiedenheit der Dunklen und Hellen prägt sich auch aus in den Stammschriften der Völker: die semitische Bibel ist voll der Wunder und Weissagungen, am stärksten die vier Evangelienbücher, deren Berichte über Jesu Leben und Wirken unverhältnißmäßig wenig von seinen Lehren überliefern, um desto mehr Wunderthaten von ihm zu berichten. Dagegen sind die Schriften und Berichte der sinesischen indischen und persischen höchstbegabten Männer erfüllt von weisen durchdachten Lehren und Ermahnungen, ihre Anrufungen des Himmelsherrn sind erhaben und erhebend, kein flehen um Wunder oder verzweiflungvolles schreien sondern gläubiges Gebet, kindliches bitten um Weisheit und Reinheit des Herzens, mäßiges Gedeihen und Segen der Arbeit. Die hochbegabten Lehrer jener Völker haben ihr Ansehen und ihre Geltung im Jahrtausende langen Angedenken nicht erworben durch Wunder und Weissagungen, sondern durch Weisheit und erhabene Lehren, deren Gemeingiltigkeit ihre dauernde Werthschätzung sichert.

Dem Grundwesen des Semitenthumes entsprechend konnte Jesu Geltung als Maschiach nur durch Wunder beglaubigt werden. Deshalb prägten seine Anhänger ihrem Gedächtnisse vorwaltend alles wunderbare ein und überlieferten dieses den Nachkommen, welche vom gleichen streben geleitet, wunderbares aus jeglichem erfaßten und unmerklich erhöheten oder ergänzten. Auch die Jünger konnten als Juden nur durch Wunder zum Vertrauen geleitet werden und den eigenen Glauben an Jesus bei dem Volke nur durch die Berichte von seinen Wunderthaten rechtfertigen, Selbst dieses genügte nicht dem Volke, vielmehr mußten auch die Jünger ihre eigene Sendung durch neue Wunder erweisen um Anhang zu gewinnen:

Apostelg. 2. bekehrt das Wunder der Ausgießung des heiligen Geistes 3000 Zuschauer und Zuhörer;
„ 3. Petrus Wunder in Heilung eines Lahmgeborenen bekehrt 5000;

Apostelg. 5. Die Apostel verrichten viele Wunder und vermehren den Anhang im Volke;
„ 6. Stefanus verrichtet viele Wunder und die Zahl der Gläubigen und Jünger wird sehr groß;
„ 9. ein Wunder genügt um den Verfolger Saulus in den gläubigen Paulus umzuwandeln, dem das Christenthum seine große Ausbreitung vornämlich verdankt;
„ 10. ein Wunder (Engelerscheinung) veranlaßt Cornelius und eine Menge Heiden sich taufen zu lassen;
„ 13. Paulus verrichtet Wunder, indem er den Profeten Bar Jehu mit Blindheit schlägt und bekehrt dadurch den Landvogt;
„ 16. ein Wunder bekehrt den Kerkermeister und die Seinen;
„ 19. Paulus Wunderkraft bewegt sehr viele zum neuen Glauben.

In allem zeigt sich der gleiche Grundzug.

§. 170. Die Streitfrage, ob die Evangelisten in jedem Theile wirkliche Begebenheiten Thaten und Worte Jesu berichten oder nicht möge Jeder entscheiden nach eigenem ermessen; denn ihre Entscheidung ist von keinem Einflusse auf die Beobachtung der Vorstellungen welche damals gehegt wurden und wirksam waren. Die Jünger stützten ihre **Beweise echt semitischer Art** auf Jesu'

Wunderthaten welche in Übereinstimmung mit den Weissagungen der Profeten und den gangbaren Voraussetzungen geschehen seien;

auf seine Weissagungen vom Untergange Jerusalems welche eingetroffen seien;

seine Erlebnisse und Lebensverhältnisse welche den Erfordernissen genügt hätten, deren Erfüllung das Volksbewußtsein von dem wahren Maschiach verlangte;

seinen Opfertod, unschuldig und stumm erlitten wie ein Lamm, wie ihn nach den Weissagungen der Profeten der Gesalbte erdulden sollte, um als Sühnopfer die auf sich genommenen Sünden des Volkes zu tilgen;

seine Auferstehung und Himmelfahrt so wie geweissagte baldige Rückkehr zum Weltgerichte und zur Herstellung des himmlischen Reiches, wie es die Höchstgespannten forderten.

Diese Berufungen mußten sämmtlich von großer Wirkung sein bei den Juden, weil sie den Erfordernissen entsprachen die das Volk an seinen Erlöser stellte und da die Jünger wie auch die ersten Ver=

künder des Jesuglaubens zu dem selben Volke gehörten: so mußte auch in ihrem Bewußtseine alles sich gestalten nach jenen Voraussetzungen, weil auch sie ohne solches nicht hätten glauben können. Seine Heilungen waren Wunderthaten für die Zuschauer, und es fehlte nur sie in Übereinstimmung zu setzen mit der Schrift und den Überlieferungen älterer Zeit; seine Weissagungen vom Untergange Jerusalems waren änlich denen der alten Profeten, welche wiederholt eingetroffen waren, und auch die seinige traf bald ein; seine Erlebnisse und Verhältnisse boten zahlreiche Anknüpfungspunkte mit den Äußerungen der alten Schriften, namentlich für den der vom Glaubenseifer geleitet sie jedenfalls finden will, also selbst die gewagtesten Deutungen für ausreichend hält; sein Kreuzestod unschuldig und unvertheidigt erlitten war unbezweifelte Thatsache und stand in unmittelbarer Beziehung zu den Weissagungen des Jesaias, die das Volk mißverständlich auf den erwarteten Gesalbten bezog. Seine Wiederkehr zum Weltgerichte und zur Aufrichtung des neuen Reiches stand noch bevor, denn sein Tod hatte nur einstweilig das Bemühen unterbrochen; die Herbeiführung des neuen Friedensreiches gehörte aber im Bewußtseine der Jünger wie des Volkes zu seinen Hauptaufgaben, durfte also nicht ausbleiben; da sie jedoch vor seinem Tode nicht geschehen war sollte sie bald nach seinem Tode eintreten. Seine einstweilige Abwesenheit war nicht anders zu deuten als daß Jesus mittlerweile beim Höchsten sich befinde (beim „Alten“ laut Dan. 7. 9. 13), daß er also zum Himmel sich erhoben habe, um „Gewalt, Ehre und Reich“ zu empfangen (Dan. 7. 14), damit „ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten“. Auferstehung und Himmelfahrt mußten geschehen sein.

In Bezug auf Jesu Wiederkunft werden folgende Aussprüche von ihm berichtet:

„Denn es wird je geschehen daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich ich sage euch, es stehen Etliche hier die nicht schmecken werden den Tod bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.“ (Matth. 16. 27, 28.)

„Also auch wann ihr dies alles (die Vorzeichen) sehet, so wisset daß es nahe vor der Thür ist. Wahrlich ich sage euch: Dies Geschlecht wird nicht vergehen bis daß dies alles geschehe. — Darum wachet, denn ihr wisset nicht welche Stunde euer Herr kommen wird. Darum seid ihr auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde da ihr es nicht meinet.“ (Matth. 24. 33, 34, 42, 44.)

„Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, dessen wird sich

des Menschen Sohn schämen wann er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und der heiligen Engel. Ich sage euch aber, daß Etliche sind von denen die hier stehen die den Tod nicht schmecken werden, bis daß sie das Reich Gottes sehen." (Luk. 9. 26, 27.)

Demgemäs gestalteten sich auch die Hoffnungen der Jünger und Nachfolger. Es wird berichtet bei seiner Himmelfahrt (Apostelg. 1. 6) „die Jünger so zusammen gekommen waren fragten ihn und sprachen: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er aber sprach zu ihnen: Es gebürt euch nicht zu wissen Zeit oder oder Stunde welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat." In diesem Sinne verbreiteten auch die Jünger die neue Lehre, denn

Petrus sagte (Apostelg. 3. 19—21): „So thut nun Buße und bekehret euch daß eure Sünden getilgt werden, auf daß da komme die Zeit der Erquickung von dem Angesichte des Herrn, wann er senden wird den der euch jetzt zuvor gepredigt wird, Jesum Christ, welcher muß den Himmel einnehmen bis auf die Zeit, da herwiedergebracht werde alles was Gott geredet hat durch den Mund aller seiner heiligen Profeten von der Welt an." Paulus predigt zu Athen (Apostelg. 17. 30, 31): „Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun. Darum daß er einen Tag gesetzt hat an welchem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem er es beschlossen hat und Jedermann vorhält den Glauben nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt."

Ferner (Römer 2. 16): „Auf den Tag da Gott das Verborgene der Menschen durch Jesum Christum richten wird, laut meines Evangelii."

(1. Kor. 11. 26): „Denn so oft ihr von diesem Brode esset und von diesem Kelche trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkünden bis daß er kommt."

§. 171. Die Jünger und ersten Christen baueten ihre grösten Hoffnungen auf die **Wiederkehr des Maschiach Jesu;** denn hierin sollte sich seine Sendung erst vollenden und dabei jeder Gläubige den himmlischen Lohn empfangen für seine Treue (Luk. 9. 26) jeder Abtrünnige aber verläugnet werden. Er hatte (Matth. 19. 27) auf Petrus Frage: „Siehe wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür?" den Jüngern geantwortet: „Wahrlich ich sage euch, daß ihr die ihr mir seid nachgefolgt in der Wiedergeburt, da des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stülen und richten die zwölf Stämme Israels."

In der Aufrichtung des jüdischen Reiches zum neuen Glanze, der Einführung des ewigen Friedens vereinigten sich die neuen Christen mit den Wünschen des Volkes; es war auch ihnen die Hauptforderung welche sie an den Gesalbten stellten, und die darauf gerichteten Weissagungen hatten nicht allein beim Volke das gröste Gewicht, sondern bildeten auch die Hauptstütze des Glaubens der Jünger, denen die zwölf Richterstüle im himmlischen Reiche zufallen sollten. Diese hauptsächlichste Weissagung ging aber nicht in Erfüllung; denn die Erlösung vom Fremdjoche blieb aus, Jesus erschien nicht in seiner Herrlichkeit mit Engelscharen um das Weltgericht zu leiten und ein neues Judenreich zu stiften, glänzender und mächtiger als je zuvor: so entstand eine schwere Lücke im Glauben. Wenn auch nach den herrschenden Vorstellungen alle Leiden das Volk nur trafen als Strafen für seine Sünden, als Ausflüsse des Zornes und der Rache des beleidigten Höchsten, also die Versöhnung durch Jesu Opfertod sie vom Gefühle der Sünde erlösen konnte, so durfte doch diese Erlösung nicht als vollendet gelten, wenn nicht die Fremdherrschaft gebrochen wurde, denn diese war es in welcher dem Volke das Maß seiner Sünden und das Erforderniß eines Erlösers vornehmlich fühlbar ward. Die Jünger welche die Wiederkunft Jesu hatten erleben sollen starben hinweg; Jesus kam nicht um seine Weissagung zu erfüllen, die Neuchristen sahen in Folge dessen sich genöthigt ihre Hoffnungen umzugestalten.

Hätte der Jesusglaube nur in jüdischer Sekte fortbestanden wie es die Absicht der Stammapostel war, so wäre er an der Nichterfüllung dieses Haupterfordernisses zu Grunde gegangen wie die Anhänger der übrigen Maschiach oder hätte sich in engen Kreisen forterhalten wie andere Judensekten im Morgenlande. Das jüdische Volk konnte, seiner Denkweise nach und gebeugt unter der Herrschaft von Heiden, nur den als den Maschiach und wahren Erlöser anerkennen, der sie von der Fremdherrschaft erlösend das jüdische Reich glanzvoll und herrschend machte. Alles übrige an Wundern und Weissagungen ward auch von den anderen berichtet die als Gesalbte auftraten, auch ebenso fast alle den Opfertod erlitten hatten. Der Glaube des Judenvolkes konnte nur dann bleibend dem Jeschuah sich zuwenden, wenn er zurückkehrte um sein Werk zu krönen, auch nur so lange fortbestehen wie die Hoffnung fortlebte daß er zurückkommen müsse und werde. Mit schwinden der Hoffnung auf seine Wiederkunft wäre auch der Jesusglaube zerfallen, wenn nicht frühzeitig durch den eifrigen unermüdlichen und gewandten Paulus der neue Glaube unter den Heiden ausgebreitet worden wäre; denen jene Weissagung und darauf gegründete Hoffnung fern lag, die also auch auf ihre Nichterfüllung keine Rücksicht zu nehmen hatten. Den Griechen konnte die Wiederaufrichtung des jüdischen

Reiches gleichgiltig sein, den Römern war sie sogar zuwider; beide traten also dem neuen Glauben nicht um deswillen bei, und als die Weissagung Jesu unerfüllt blieb wurden ihnen keine Hoffnungen zerstört, sie hatten also auch keinen Grund dieserhalb den neuen Glauben fallen zu lassen. Unter den Juden mogte die Ausbreitung stocken oder ganz aufhören gleich den anderen Maschiachglauben jener Zeit, dadurch ward der Jesusglaube nicht zerstört unter den Heiden, sondern breitete sich nur um so mehr aus. Die Folge war daß die Heiden welche den Glauben festhielten ihn fortan beherrschten; sie übersetzten den jüdischen Namen Jeschua in Jesus, die Bezeichnung Maschiach (Gesalbter) in das gleichbedeutende griechische Christos oder römische Christus. Wie der jüdische Name durch die Übersetzung in das Griechische ein verändertes Aussehen gewann so auch der Glaube selbst: das Griechische und Römische drängte das eigenthümlich Jüdische zurück, ließ nur bestehen was auch im Heidenthume seine Wurzel fand und nahm Fehlendes aus dem Heidenthume hinüber. Den nächstliegenden Beweis liefert schon die uns vorliegende Abfassung der Evangelien und Apostelbriefe, sämmtlich nur in griechischer Sprache erhalten, obwohl die angeblichen Verfasser Juden waren; alle Namen sind dabei ohne weiteres übersetzt: Kefas in Petrus, Mirjam ward Maria u. s. w. Wir kennen die Evangelien und das Christenthum nicht in der ursprünglich jüdischen Form, sondern nur in der veränderten griechischen Gestalt.

Da Jesus Leben das Haupterforderniß, die Aufrichtung des Reiches Israel, unerfüllt gelassen hatte: so erkannten ihn die Juden auch nicht als den Erlöser an, sondern erwarteten nach wie vor den wahren Maschiach und folgten zu ihrem Unglücke den von Zeit zu Zeit aufstehenden Schwärmern. Je stärker der Druck der Römer und ihrer Statthalter ward, je roher die Eingriffe der fremden Unterdrücker in Glauben Tempeldienst und Tempelschätze, desto höher spannte sich die Sehnsucht des Volkes nach dem Erlöser, je mehr es seiner bedurfte desto eher erwartete man seine Ankunft. Man konnte der erdrückenden Übermacht der Römer gegenüber nur durch die übermenschliche Hilfe des Gesalbten den Sieg erlangen und da das Elend keine Steigerung mehr zuließ: so galt es als unzweifelhaft daß er mit seinen himmlischen Heerscharen baldigst herabkommen müsse. Fast zum Wahnsinne erhitzt empörte sich das Volk bald hier bald dort wider die Römer; jeder neue Maschiach fand Zulauf und Anhänger, die entweder im Lande wandernd die Hoffnungen nährten oder das Volk aufwiegelten und zum Kampfe stachelten. Die wiederholten Empörungen in Jerusalem wurden von den Römern blutig unterdrückt; die im Lande (nach Makkabäer-Art) kämpfend umher ziehenden Erlöser mit ihrem Anhange

wurden von den Römern niedergehauen und zersprengt; friedfertige Lehrer dagegen, wie Johannis der Täufer und Jeschuah fielen den besorgten Fürsten oder Priestern des eigenen Volkes zum Opfer. Die gröbsten Unterdrückungen und härtesten Unfälle waren nicht im Stande das aufgeregte Volk zu beugen; unabläßig stellten sie sich dem Römerwillen entgegen, bis diese endlich (70 nach Ch. G.) die Hauptstadt Jerusalem zerstörten, das Volk niederwarfen und zum grösten Theile zerstreueten.

Die Aussicht auf Errichtung des neuen Israels war damit in weite Ferne gerückt, aber das Werk nicht unmöglich gemacht worden. Was konnte dem Gesalbten des Herrn mit seinen himmlischen Heerscharen unmöglich sein? Je schwieriger die Aufgabe desto erhabener die Vollbringung. Das Volk hielt fest an seiner Erwartung, die Zerstreueten verschlossen ihre Hoffnungen inmitten der Fremdlinge, aber erhoben sich in dieser Zuversicht, wenn sie verachtet und verfolgt in die Schmutzwinkel der grosen Städte verwiesen im Elende gebeugt waren. Mogte der verfolgende Römer, der hassende Christ, der verachtende Muhammadaner sie aussaugen verfolgen und viele lebend verbrennen, der Jude getröstete sich daß sein Volk in seinen Nachkommen auserwählt sei, dereinst zum höchsten Glanze erhoben ein neues Reich Israel mit einem schönen Jerusalem und den prachtvollsten Tempel zu besitzen, daß auch diesem Reiche in Frieden und Wonne alle angehören werden die dem Glauben treu bleiben und dem kommenden Maschiach folgen. Vor allem die in Jerusalem verbliebenen Juden nährten die Überzeugung beim Anblicke der Trümmer und Stätten des ehemaligen Glanzes. Noch jetzt versammelt sich an Festtagen eine betende Menge auf der Stelle des ehemaligen Tempels, um die untergegangene Herrlichkeit zu beweinen und ihre Zuversicht auf den kommenden Maschiach lebend zu erhalten, der das Verlorene zurückbringen soll glanzvoller als es je gewesen. Der Rabbiner oder Vorbeter führt den Wechselgesang mit der versammelten Gemeinde:

Vorbeter:

„Wegen des Palastes der wüste liegt!
Wegen des Tempels der zerstört ist!
Wegen der Mauern die nieder gerissen!
Wegen unserer Majestät die dahin ist!
Wegen unserer grosen Mauer die niederliegt!
Wegen der kostbaren Edelsteine die verbrannten!
Wegen unserer Priester die gesündigt haben!
Wegen unserer Könige die Adonai verachteten!“

Die Gemeinde antwortet nach jeder Zeile:

„Da sitzen wir einsam und weinen!“

Der Vorbeter beginnt den zweiten Wechselgesang:
„Wir bitten Dich erbarme dich Zions!
Eile eile Zions Erlöser!
Ach möge Schönheit und Majestät Zion umgeben!
Möge bald das königliche Scepter über Zion wieder erscheinen!
Möge Friede und Freude wieder einkehren in Zion!"
Das Volk antwortet Zeile um Zeile:
„Sammle die Kinder Jerusalems!
Sprich zum Herzen Jerusalems!
Ach wende Dich gnädig zu Jerusalem!
Tröste die trauern über Jerusalem!
Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem!"

In Europa geben die gläubigen Juden ihren Klagen und Hoffnungen keinen öffentlichen Ausdruck um Spott und Hohn zu meiden. Die Macht einer solchen Zuversicht muß man aber anerkennen und hochschätzen, wenn die zahllosen Unbilden und Gewaltthaten erwogen werden denen das kleine Volk Jahrtausende hindurch ausgesetzt gewesen ist, die unglaubliche Zähigkeit mit welcher es solche überstand. Die Widerstandsfähigkeit konnte nur durch die Hoffnung auf dereinstige Erlösung so sehr gestärkt werden, daß sie der so schmäligen und anhaltenden Unterdrückung ein ausreichendes Gegengewicht gab um Volksthum und Glauben durch alle Jahrhunderte zu erhalten.

§. 172. In der Geschichte der Menschheit offenbart sich zu verschiedenen Zeiten und in entfernten Ländern dieselbe **Hoffnung der Völker auf einen Erlöser;** auf Grund der Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens entstanden und gleichartig entwickelt, wiewol je nach den örtlichen äußeren Einflüssen verschieden gestaltet.

Die Chinesen, welche den Lehren des Kong (Confucius) anhängen, erwarten die Wiederstellung des Friedens und die Herrschaft der Tugend auf Erden „am Ende der Tage" beim Erscheinen des „grosen Heiligen". Es heißt von ihm in den alten Schriften: „die Völker erwarten ihn, wie welkende Pflanzen die Wolken und den Regen; seine Tugend wird die ganze Welt umfassen, er wird allen ein neues Leben und eine neue Kraft mittheilen und wird sich bis zum Himmel erheben. Dem großen Heiligen, dem Heiligen aller Zeiten und aller Völker ist es vorbehalten alle Stralen der Weisheit zu vereinigen und die Vollkommenheit aller Tugenden zu erreichen. Die Völker werden vor ihm sich niederwerfen sobald sie ihn nur sehen, und sobald sie ihn hören werden sie überzeugt sein und alle insgesammt werden einstimmig seine Thaten loben. Die ganze Welt wird vom Schalle seines Namens ertönen und mit seiner Herrlichkeit erfüllt werden. Sein Name

ist „Friedefürst“; er ist nicht übereilt in seinem Gange (nicht von Leidenschaften getrieben); sein Zorn atmet nur Frieden; er ruft den Himmel zum Zeugen der Güte seines Herzens; er wünscht, daß man ohne Kampf sich ergebe und ist bereit auch dem Schuldigsten zu verzeihen.“

Die Inder waren (500 vor Ch. G.) wiederholt von ihrer Sündenlast, den Strafen erlöset worden durch die Menschwerdung und den Opfertod des Wischnu, der zweiten Person ihrer Dreieinigkeit. Sie fühlten sich aber beunruhigt durch die Wahrnehmung, daß unausgesetzt eine neue Sündenlast anschwelle, und hegten die Hoffnung daß Wischnu dereinst aufs neue erscheinen müsse sobald die Sünden das äußerste Mas erreichen würden. Er solle am Ende der Tage wiederkehren „in den Wolken des Himmels, auf weißem Rosse mit weißen Flügeln in seiner Hand ein gezogenes Schwert leuchtend wie ein Komet.“ So kehrt er wieder um eine bessere Zeit herauf zu führen. Sobald sein Roß den erhobenen Fus auf die Erde setzet, sinkt sie in Trümmer mit dem verdorbenen Geschlechte, und die neue Zeit der Reinheit und Vollkommenheit bricht heran.

Die Buddha-Gläubigen, auf Sakjamunis Aussprüche fusend, hoffen daß 5000 Jahre nach Gautama ein neuer Buddha erscheinen werde, um als wiederholte Verkörperung des höchsten Wesens Reinheit und Heiligkeit Frieden und Glück zur Herrschaft zu bringen und das abgelaufene fehlerhafte Weltalter durch ein neues vollkommenes zu ersetzen.

Die Altperser hatten ihre Hoffnung auf den Versöhner Mithrasch gesetzt, der am Ende des Weltalters erscheinen werde um im Weltuntergange das Böse zu versöhnen. „Die ins Gute verklärte Welt nimmt der Ewige wieder in sich auf und der Mittler der Versöhner ist Mithrasch“ der „die Sünde vernichtet.“ In anderen Schriften ist es Sosiosch (Sroscha), der am Ende der Tage kommen wird um eine neue Erde zu schaffen und das ersehnte Lichtreich herzustellen. Es heißt: „Lobpreis allen die bis zum Siegesheld Sosiosch in der Welt noch sterben werden. Wann Sosiosch kommen wird soll die ganze Welt gros und glücklich werden; die Leiber der Welt werden rein sein. Er wird aus der Welt schaffen allen Schmerz des Bösen Keim und den Plager der Reinen zerschmettern.“

Die Juden setzten ihre Erwartung auf einen Erlöser, der erscheinen solle um das Volk aus dem Elende der Knechtschaft zu befreien, welches als Strafe für die zahllosen Sünden gedeutet, nur durch ein übermenschliches Opfer gesühnt werden könne. Der „Menschensohn“ aus der Herrlichkeit des Höchsten stammend werde zur Erde herab kommen, um unschuldig und stumm wie ein Lamm die Sünden

des Volkes auf sich zu nehmen, sie sühnen durch Qualen und Tod. Er solle alsdann hinauffahren zum Höchsten, der ihm Macht Ehre und Herrschaft verleihen werde über alle Völker, worauf er mit Engelscharen herabsteigend den ganzen Erdkreis unterwerfen und ein neues Israel aufrichten solle, um als Friedefürst allen Völkern und selbst den Thieren Frieden zu schenken. — Die Hoffnung auf ihren Maschiach haben die Juden sich erhalten durch alle Wandlungen der Zeiten und ihrer Schicksale; die rückständigsten am stärksten.

Die Christen mit geringen Ausnahmen folgen im Glaubensbekenntnisse der Überzeugung, daß Jesus (Jeschua, Sohn der Mirjam) der von den Juden ersehnte Erlöser und von den Profeten verheißene Gesalbte gewesen sei, den die Juden in Verblendung zurückgewiesen und getödet hätten. In seinem Leben und Leiden seien alle Weissagungen der Profeten erfüllt worden, auch das erwartete Sühnopfer in seinem Kreuzestode vollzogen, durch welchen er unschuldig und stumm leidend wie ein Lamm die Sünden der Menschen auf sich genommen und gesühnt habe. Dagegen ist die von Jesus selbst verheißene baldige Rückkunft zur Erneuerung des jüdischen Reiches und zum Weltgerichte, nicht im Glauben der Christen lebend geblieben; sie hat von Zeit zu Zeit Veranlassung zur Aufregung und zur Bildung eigener Sekten (Chiliasten u. a.) gegeben, ist jedoch als Überzeugung bei den Christen Europas theils ausgestorben, theils in die fernste Zukunft verwiesen worden.

Die Muhammadaner Persiens haben aus ihrem vorherigen Glauben Anklänge der Mithrasch- oder Sosiosch-Vorstellungen hinüber genommen. Sie hoffen Muhammad werde im Laufe der Zeit wiederkehren um alle Völker dem Koran zu unterwerfen, ein groses Friedensreich zu stiften und alle einem Gesetze gehorsam zu machen. Dereinst solle Muhammad Muntahir (der Erwartete) gefolgt von Elias und Jesus auf Erden erscheinen und das neue Reich errichten; darauf breche das Weltgericht herein, die alte Welt gehe unter und eine neue Welt in Jugendschönheit und Fülle trete an ihre Stelle. Bei der Moschee zu Kufa wird allezeit ein gesatteltes und gerüstetes Pferd bereit gehalten für den erwarteten Profeten, damit bei seinem erscheinen kein Augenblik dem grosen Werke verloren gehe.

§. 173. In den erläuterten Vorstellungen der verschiedenen Völker und Zeiten zeigt sich die **Änlichkeit der Gestaltung der Erlöserhoffnungen,** das durchgehende des menschlichen Gedankens darin:

daß ein Mensch (Moses Kongfudsü Zarathustra Sakjamuni-Buddha Muhammad) oder ein Mensch gewordener Gott (Wischnu

Jesus) in einem Erdenleben voll Mühe und Leiden sich bestrebte, die Sünden der Menschen und das aus denselben erwachsene Elend zu tilgen, daß sie aber den vorgesetzten Zweck nicht zur Genüge erreichen konnten;

daß zur Ergänzung des Ungenügenden, des unvollendet Gelassenen, zukünftig ein neuer Erlöser erscheinen werde (Maschiach Friedefürst Wischnu Buddha Mithrasch oder Sosiosch, Christus der Weltenrichter, Muhammad der Erwartete) um das Volk oder die ganze Menschheit zur Vollendung zu führen.

In dieser Auffassung eines hochgestalteten Erdenlebens und dessen zukünftiger Ergänzung zur Vollendung liegt ein Gemeinsames, welches im Menschenwesen seine Begründung finden muß. Selbst wenn man annehmen wollte, die Anlaß gebenden Grundzüge könnten von einem Volke den anderen zugetragen sein, da vom ägüptischen Sonnensohne Horus (HR) der den bösen Typhon überwindet, alle Erlöser (Wischnu der Inder Mithrasch der Perser Herakles der Griechen Jesus der Christen) Kennzeichen des Sonnenhelden an sich tragen und Söhne des Höchsten sind (des Brama Ahuromasdao Zeus EL u. a.), so würde man auch dann die Gleichartigkeit der Auffassung seitens der örtlich verschiedenen hochbegabten Männer und die änliche Sehnsucht der Völker nach einer zukünftigen Ergänzung, nur erklären können durch einen allgemein menschlichen Grundzug, der es ermöglichte die fremde Vorstellung aufzufassen und selbständig weiter zu entwickeln. Diese Gleichartigkeit, welche allenthalben die änlichen Vorstellungen schaffen konnte sobald die Bildung der Völker bis zu dieser Stufe sich entwickelt hatte, läßt sich erkennen

a) in der allenthalben ungleich fortschreitenden Entwicklung der einzelen Menschen (§. 28), in Folge derer jederzeit und in jedem Volke eine Minderheit von Vorgeschrittenen auf eine Mehrheit der Rückständigen herabblicken mußte, die noch auf den verschiedenen Bildungstufen lebten welche die Heranbildung ihres Volkes in den Vorgeschrittenen bereits überschritten hatte;

b) in dem Fortbildungtriebe der Menschen, der die Vorgeschrittensten zur höchsten Entwicklung im unterrichten der Mitlebenden anfeuert, dessen Befriedigung sie ihre Bequemlichkeit Gesundheit und selbst das Dasein opfern, in der Hoffnung das vorgesetzte Ziel zu erreichen, die tiefe Kluft auszufüllen welche die Menge der Rückständigen von ihrer eigenen Bildungstufe trennt; und sich zumal offenbart in den nachtheiligen (sündhaften) Handlungen der Rückständigen, auch in augenscheinlichen schädlichen Folgen (Strafen), welche die Thäter wie auch das Gemeinwesen treffend das Leben qualvoll stören;

c) in der den voranschreitenden Lehrern sich aufdrängenden Wahr=

nehmung, daß ihr vorgesetztes Ziel, die Erlösung der Menschen von ihren selbstgeschaffenen Übeln nicht erreicht werde, daß ihre Lebensdauer wie auch ihre Kräfte nicht ausreichen, um sämmtliche Rückständige auf die eigene Bildungsstufe zu erheben, sie frei zu machen von ihren Sünden und Leiden;

d) in der unerschütterlichen Überzeugung der Vorgeschrittenen, daß diese Befreiung von Sünden und Leiden (die Fortbildung der Menschheit) nicht unterbleiben könne und dürfe; daß also, da sie selbst die Vollendung nicht ermöglichen konnten, ein Anderer früher oder später folgen müsse zur Ergänzung ihres Wirkens, zur Ausführung der unvollendeten Aufgabe;

e) in der Beschränktheit des Urtheiles jener hochbegabten voranschreitenden Männer, welche aus den Erfahrungen des kurzgemessenen eigenen Lebens den irrigen Schluß zogen, daß ihre Wirksamkeit von geringer Wirkung und nahezu erfolglos gewesen sei. Sie konnten nicht voraussehen, daß ihre Lehren Jahrtausende hindurch auf Hunderte von Millionen Menschen segensreich wirken würden, und glaubten in Ermangelung dieser Voraussicht ihr streben sei vergeblich oder zu gering gewesen; es bedürfe also eines anderen Erlösers von übermenschlicher Machtfülle, da ihre eigene menschliche Kraft anscheinend so überaus ungenügend sich erweise. Kong der Wanderlehrer Chinas, wie Sakjamuni der büsende Königssohn Indiens, auch Jeschua der Zimmermannssohn aus Nazareth dachten nicht, daß ihr Lebenslauf mächtiger und wohlthätiger in die Geschicke der Menschheit eingreifen würde als die glänzenden Gewaltthaten der grösten Kriegshelden, die durch Raub und Mord ein vorübergehendes Ansehen in der staunenden Menge des vornehmen und geringen Pöbels sich eroberten; sie würden sonst ihr Leben und Wirken höher geschätzt und als ihren Wünschen genügend anerkannt haben.

§. 174. Nächst dem Gleichartigen rein Menschlichen läßt sich in den **Besonderheiten der Erlöser-Vorstellungen** das Örtliche erkennen welches sie von einander scheidet, wenn auch verhältnißmäßig gering im Vergleiche zum Gemeinsamen aller.

Daß Kong den Chinesen einen „Friedensfürsten" in Aussicht stellte, der durch Lehre und Beispiel die Menschen zur Vollendung führen solle, lag darin daß den Chinesen wie den Ariern die Vorstellung stellvertretender Opfer fehlte; daß Kong deshalb wie alle Chinesen das Heil nur durch Lehre und Beispiel erwarten konnte, welche die Menschen anleite die Sünde zu meiden und so von den Übeln sie erlöse welche der Himmel als Strafe über die Sünder verhänge. Er verhelte sich nicht wie unzureichend sein streben, so wie

Lehre und Beispiel überhaupt. Er rüstete deshalb den künftigen Friedensfürsten mit der Macht aus, den Unterdrücker nieder zu werfen und seine grausame Herrschaft zu zerstören; also die Übermacht zu äußern, welche Kong wahrscheinlich beim Anblicke des geknechteten und ausgesogenen Volkes oft genug sich gewünscht aber schmerzlich entbehrt hatte.

Daß die Hindu ihren Erlöser Wischnu göttlich gestalteten, ihn als zweite (Mittels-) Person ihrer Dreieinigkeit dachten, lag in ihren gesteigerten Opfervorstellungen, welche die eingewanderten hellen Arier von den dunklen Urbewohnern mit derem Siwaglauben aufnehmen mußten, in der Erkenntniß daß der Anlaß gebende böse Wille (Siwa), örtlich begründet sei (§. 45). Der Siwadienst, die Verehrung des dem Menschen Schädlichen der örtlichen Weltvorgänge (dörrende Hitze u. a.) hatte bei den dortigen Völkern wie bei den Semiten die Opferungen zum Höchsten gesteigert. Während die Chinesen, unter den gemäsigten Verhältnissen ihrer Urheimat, den Himmel (Tien) durch Gebete und leichte Dankopfer (Früchte u. a.) verehrten, in seinem walten Ordnung und Gesetzmäsigkeit erkannten, hatten die dunklen Völker der heißen Länder in Mittel- und Ost-Afrika Arabien Südpersien und Südindien mit den verderblichen tödlichen Einflüssen ihrer grimmigen Übermächte zu kämpfen, vor allem mit dem Sonnenbrande (Tiube Bes Bal Ariman Siwa) denen sie Thiere und Menschen opferten, um sie so weit zu besänftigen daß sie nicht selbst tausendfältig ihre Opfer sich raubten. Die von Zeit zu Zeit in Indien wiederkehrenden verzweiflungvollen Zustände in Dürre Hungersnot Pest Heuschrecken u. a., welche die Menschen zu Hunderttausenden hinrafften, hatten in Indien wie bei den Semiten dazu getrieben ihr Bestes, ihr Liebstes zu opfern um den grimmen Verderber zu versöhnen. Allein vergebens, seine Rache sein Zorn war augenscheinlich nicht zu besänftigen durch menschliche Mittel, es bedurfte eines übermenschlichen Opfers um die Sühne zu vollbringen. Wischnu ohnedies Mittler zwischen dem erhabenen gütigen Brama und dem grimmigen verderblichen Siwa, ward als der geeignete göttliche Erlöser erkannt, um auf Erden erscheinend durch seinen Opfertod wiederholt die Sündenlast zu tilgen, welche dem feindlichen Siwa das Recht gab das Volk mit vernichtenden Strafen heimzusuchen.

Bei den Buddhagläubigen knüpfte sich die Vorstellung der dereinstigen Wiederkehr des Buddha an die aus Sternbeobachtungen gefolgerte Erneuerung der Welt, in jedesmaligen Zeitabständen von 5000 Jahren. Daraus empfing die Erlöser-Vorstellung die besondere Gestalt, daß in der Vergangenheit bei jeder Welterneuerung ein Buddha erschienen sei und auch in der Zukunft nach je 5000 Jahren wiederkehren werde, um das neue Weltalter einzuleiten.

Bei den Altpersern war die Sehnsucht allein auf die Zukunft gerichtet. Sie hatten ebenfalls die Vorstellung von Weltaltern, brachten aber den Erlöser nur mit der nächsten Welterneuerung in Verbindung, bei der er erscheinen solle um die alte Welt zum Abschlusse zu bringen und die neue Welt geläutert und in Jugendfülle prangend herauf zu führen.

In dem Glauben der Juden war zu der semitischen Vorstellung des übermenschlichen Sühnopfers, welches durch Qualen die Sünden des Volkes stellvertretend tilgen solle, die persische Vorstellung vom Weltenrichter gebracht und angeschlossen worden. Die Verbindung offenbart sich als geschehen in den Evangelien des Neuen Testamentes, welche Jesus darstellen sowol als Sühnopfer für die Sünden der Menschen wie auch als bald wiederkehrenden Weltenrichter. Daß sie die Rückkunft nicht um Tausende von Jahren aufschoben, obwol ihnen die persische oder chaldäische Vorstellung von Weltaltern bekannt war, erklärt sich aus der Dringlichkeit der ersehnten Erlösung, aus der Höhe des Elends unter dem sie in Folge der ungewöhnlich gefährdeten Lage seines Landes leiden mußten, dessen Beseitigung keinen Aufschub um Jahrtausende gestattete sondern sofortige Abhilfe erheischte. Von Jesaias Zeiten an kürzte sich immer mehr die Frist innerhalb derer der erlösende Maschiach erscheinen sollte, denn seine Hilfe ward zunehmend dringlicher. Zu Jesu Zeiten erwartete man sein kommen von Tag zu Tage; man dachte er müsse jetzt erscheinen, denn sonst würde vordem das ganze Volk zu Grunde gehen und sein späteres kommen unnütz sein.

In das Christenthum ward die aus einer jüdischen und einer fremden Vorstellung erwachsene zweiseitige Deutung des Maschiach als Erlöser und Weltenrichter hinüber genommen; erlitt jedoch eine Veränderung als es gegen Westen vorschreitend aus dem Judenthum hinaus trat zu Griechen und Römern, welche an Zahl und Ansehn den dürftigen Mitgliedern des kleinen Judenvolkes weitaus überlegen, dem neuen Glauben ihr Gepräge verliehen, das Semitische oder besonders Jüdische verdrängten um Heidnisches an die Stelle zu setzen. Die Vorstellung von stellvertretenden Sühnopfern hatten Hellenen wie Römer schon in frühester Zeit aus semitischen Quellen empfangen (Ifigeneia Cheiron Curtius u. a.), sie konnten also den Glauben an den sühnenden Opfertod Jesu aufnehmen; dagegen war ihnen fremd die Vorauswirkung des Sühnopfers zur Tilgung künftiger Sünden. Sie änderten deshalb das Brudermahl der Gläubigen (das Abendmahl) in einen Sühnungsgebrauch um, in eine Wiederholung der Opferung Jesu, welche nach vorhergegangener Läuterung durch Beichte die Wiedergeburt des Sünders erwirken solle; wodurch die jüdische Opfervorstellung eine erweiterte Gestalt erhielt. Dagegen ward die Vorstellung vom Welten=

richter beschränkt durch die Annahme, daß er nicht in nächster Zeit erscheine, wie das jüdische Bedürfniß es erheischte, sondern am Ende des gegenwärtigen Weltalters, am jüngsten Tage; von dem die Griechen schon als Heiden eine Vorstellung hatten, die auch späterhin bei den heidnischen Nordländern sich vorfand und in den Eddaliedern auf uns vererbt worden ist.

Die Araber, das Stammvolk der Muhammadaner, geschützter wohnend als die stammverwandten Kinder Jraels, hatten ihre semitische Opfervorstellung niemals zu solcher Höhe steigern müssen, denn ihre Noth wuchs nicht in solchem Grade daß es eines übermenschlichen Opfers zur Abhülfe bedurfte. Da aber ihr Land für die wachsende Menschenzahl nicht Raum genug bot, auch ihre Gewohnheiten kriegerisch und räuberisch waren: so mußte ihr Erlöser nicht allein Lehrer, sondern auch Anführer und glücklicher Eroberer sein damit sie Ausbreitung und Beute erlangten. Muhammad entsprach diesen Voraussetzungen, seine Nachfolger noch mehr, und die Araber fühlten sich befriedigt, bedurften also nicht zur Ergänzung ihrer Wünsche eines wiederkehrenden Erlösers. Bei den muhammadanisch gewordenen Persern dagegen ist das örtliche Verhältniß ein anderes; ihre in den Zuständen des Landes und der Bildung des Volkes wurzelnde Erlöser-Vorstellung bricht auch im Muhammadglauben hervor; der Profet soll dereinst wiederkommen um seine Thaten fortzusetzen, auszuführen was er nach ihrer Ansicht unvollendet gelassen hat.

§. 175. Sämmtliche Vorstellungen haben als **gemeinsame Grundlage** das unbefriedigt sein des Menschen in der Gegenwart und gestalten seiner Hoffnungen in der nahen oder fernen Zukunft. Die Zukunft faßt er auf in zweierlei Weise: als leben seiner Nachkommen in dieser Welt oder eigenes fortleben nach dem Tode in einer anderen Welt. Für Ersteres ergänzt er die Mängel seines Lebens durch die Hoffnung auf einen Erlöser, der seinen Nachkommen ein besseres Leben bereiten solle als ihm zu Theil geworden; für das Zweite baut er seine Hoffnung auf Ergänzung seines Erdenlebens durch eigene Unsterblichkeit, erwartet im fortleben nach dem Tode zu erreichen was er im Erdenleben vermißte. Jn beiden Fällen der Wunsch nach Genügendem, nach Befriedigung des Äußersten welches er möglich hält. Zur Erfüllung erdenkt sich der Mensch ein fortleben entweder in seinen Nachkommen auf dieser Welt oder im höheren leben der eigenen Seele in einer künftigen Welt.

Der rückständige Mensch unbefriedigt in seinen Genüssen und gepeinigt durch die Folgen seines Thuns oder Lassens, erkennt nicht das Ursachverhältniß zwischen seinen Handlungen und Folgen um selbst

seine Leiden auf ein erträgliches Mas zu bringen, sondern ersehnt äußere Hilfe und sendet seine Hoffnung in die nahe Zukunft die einen Erlöser bringen soll. Der vorgeschrittene Mensch, unbefriedigt in seinem bemühen zur Fortbildung der Rückständigen, zur Vernichtung ihrer Sündhaftigkeit, Abwehr ihrer Leiden, sendet seine Hoffnung in die ferne Zukunft, weissagt einen Nachfolger der mit höheren Fähigkeiten und gröserer Macht ausgerüstet das vollenden werde was nicht ausbleiben dürfe, ihm aber bei minderer Lebensdauer und geringeren Kräften nicht möglich gewesen war zu erzielen. In allen Fällen das gleiche Gefühl im unbefriedigt sein und die gleichartige Hoffnung auf die Zukunft, verschieden gestaltet je nach den Lebensverhältnissen und der erreichten Bildungstufe.

Die Erlöser-Vorstellungen so vielgestaltig sie auch erscheinen entspringen den beiden Quellen

der ungleichen Fortbildung der Menschheit in den einzelen Völkern und den Einzelen eines jeden Volkes, so daß alle Stufen der Entwicklung gleichzeitig neben einander vorhanden sind;

des Mißverhältnisses zwischen dem Leben des Einzelen und den Zielen welche er sich setzt, den Gestaltungen seiner Wünsche und deren Erfüllung.

Von diesen beiden Quellen aus läßt jede der Erlöser-Vorstellungen sich entwickeln, sobald die Einflüsse der örtlich verschiedenen Lebensbedingungen hinzugefügt werden. Von den einfachsten Gestaltungen bis zu den entwickelten entstand

aus der ungleichen Fortbildung: die Erlösersehnsucht der Rückständigen wie der Vorgeschrittenen ungleich dringlich;

aus dem Mißverhältnisse zwischen dem Leben und den Lebenszielen: die Gestaltung des Erlösers und seiner geschehenen oder zukünftigen Thaten, je nach den Hindernissen verschieden die das einzele Volk oder der einzele Mensch als der Erreichung seiner Ziele entgegenstehend sich dachte.

Die Hauptentwicklungen aller Völker und Menschen nebst der Besonderheiten der Einzelen, sind demnach auch in diesem Zweige der Erkenntniß sämmtlich aus dem Menschenwesen hervorgegangen, finden in seinen Fähigkeiten und Mängeln ihre ausreichende Erklärung. Sie haben auf gleichartigen Grundlagen verschiedentlich sich gestaltet, je nach Masgabe der zur Zeit erreichten Bildungstufe und der örtlich vorhandenen Lebensverhältnisse; beherrscht durch die Einflüsse der ganzen Welt, unter denen die Fortbildung der Menschheit wie alles Übrigen sich entwickelt aus den kleinsten Anfängen zu den höchsten Gestaltungen.

Christenthum.

§. 176. Für die europäischen Völker und die als Ableger anzusehenden Neu-Amerikaner ist die Einführung des Jesuglaubens von den eingreifendsten Folgen gewesen, indem sie begleitet von südländischer Bildung die Europäer in ihrer Fortbildung rascher förderte als ohnedies geschehen sein würde.

Über die **Entstehung des Jesuglaubens** sind uns nur dürftige und lückenhafte Berichte vererbt worden, aus denen die Fülle des geschehenen nur geahnt aber nicht ermessen werden kann. Die Fortbildung des Glaubens hat jedoch wie aus den Evangelien zu ersehen mit den kleinsten Anfängen beginnen müssen, und wie in vielen Entwicklungen der Welt, ist auch hier aus einem winzigen Samenkorne ein Riesenbaum erwachsen.

Der Stifter des Glaubens Jeschua ward zur Zeit des römischen Kaisers Augustus zu Nazareth in Galiläa von armen Eltern geboren, als Sohn eines Zimmermannes Josef und dessen Frau Mirjam. Über sein Leben bis zum dreißigsten Jahre fehlen die Nachrichten. Als er in diesem Alter nach Landessitte als öffentlicher Lehrer und Wanderarzt auftrat, wirkte er in Galiläa Samaria und Judäa, ward in letzterem Bezirke von einer großen Menge als der erwartete Maschiach begrüßt und nach Jerusalem begleitet, wo er von der jüdischen Priesterschaft der Gotteslästerung angeklagt und nach öffentlicher Verurtheilung gekreuzigt ward.

Über seinen Lebenslauf sind vier verschiedene Erzählungen, die sogenannten Evangelien Matthäus Markus Lukas und Johannis aufbewahrt, welche (§. 23) aus einer großen Zahl von Berichten erwählt worden sind. Sie rühren von unbekannten Verfassern her, weichen in wichtigen Beziehungen von einander ab und tragen die Merkmale an sich, daß sie erst lange nach dem Tode Jesu nach den Erzählungen Anderer aufgeschrieben worden sind. Von einem übermenschlichen Ursprunge aus göttlicher Eingebung durch den heiligen Geist, wie er ihnen gewöhnlich beigemessen wird, erzählen die Verfasser nichts; wozu

sie doch am ehesten im Stande gewesen wären und auch sich hätten verpflichtet fühlen müssen wenn sie höhere Eingebungen empfanden. Die Abfassung trägt lediglich menschliches Gepräge, die Erzählungen der gleichen Begebenheit weichen erheblich von einander ab und widersprechen sich häufig, berichten augenscheinlich nur den kleinsten Theil des reichen Lebens, theils sogar Wundergeschichten die als unwürdig abgelehnt werden müssen. In der Abfassung liegt ungebürliches streben alle Weissagungen des Alten Testamentes, die richtig oder irrthümlich damals auf den künftigen Maschiach gedeutet wurden, im Leben Jesu als erfüllt zu berichten; zu erweisen daß unter einer Anzahl damals erschienener Gesalbter des Höchsten und Erlöser des Volkes, er der einzig wahre Maschiach (Christos) gewesen sei weil er die übrigen an Wunderthaten übertroffen habe; daß also in beiden Beziehungen (Erfüllung der alten Weissagungen und Verrichtung der größten Wunderthaten) nach jüdischer Auffassung die Kennzeichen seiner Echtheit ausreichend dargelegt worden seien.

Diese Fehler der Evangelisten und ihrer Zeitgenossen treffen ersichtlich nicht das Andenken Jesu, lassen aber um so mehr bedauern daß er selbst keine Schriften hinterlassen hat; da in dem geringen Kerne der Evangelien ein edles und begabtes Menschenleben sich andeutet, welches in eigenen hinterlassenen Schriften seine ganze Fülle uns erschlossen hätte. In den vorhandenen dürftigen Berichten wird er dargestellt als milder Lehrer und Hilfespender, der das Land heilend und predigend durchwanderte, eindringlich zur Sittenreinheit und Uneigennützigkeit ermahnend. Er fand im Kreise des Volkes Jünger und Anhänger; eine große Menge glaubte in ihm den schon längst ersehnten Befreier vom römischen Joche zu erkennen, den Errichter eines neuen glänzenden Judenreiches und führte ihn nach der Hauptstadt Jerusalem damit er das Werk der Befreiung beginne. Der römische Statthalter, auf Anstiften des Hohenpriesters der Juden, ließ ihn als Aufwiegler in der Stille verhaften, erkannte aber daß diese Anschuldigung unbegründet sei, und übergab ihn der verlangenden jüdischen Priesterschaft, die ihn zum Kreuzestod verurtheilte und seine Hinrichtung herbeiführte.

§. 177. Die **Grundlehren Jesu** liegen in den vier Evangelien zerstreut, untermischt mit Gleichnissen, Erzählungen der Wunderthaten und Weissagungen, wie auch mancher anderen Begebenheiten seines Lebens, so daß sie nur einen geringen Theil des ohnedies dürftigen Inhaltes ausmachen. Sie lassen sich folgenden vier Abtheilungen einordnen:

a) Liebe zum höchsten Wesen und Erfüllung seiner Gebote.

Matth. 22. 37: „Du sollst lieben Gott (EL), deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Das ist das vornehmste und gröste Gebot.“

Markus 12. 30: „Du sollst Gott (EL), deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und allen deinen Kräften. Das ist das vornehmste Gebot. (Luk. 10. 27 desgl.)

b) Liebe des Nächsten bis zur Gleichstellung, Versöhnlichkeit bis zur Selbstverleugnung, Sanftmuth Geduld Friedfertigkeit u. a.

Matth. 22. 39: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mark. 12. 31; Luk. 10. 27 desgl.)

Matth. 5. 5 bis 11: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Selig seid ihr wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen; seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden.“

Matth. 5. 21: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töden; wer aber tödet der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt der ist des Gerichtes schuldig. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha der ist des Rathes schuldig. Wer aber sagt: Du Narr der ist des höllischen Feuers schuldig. Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe; so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, alsdann komme und opfere deine Gabe. Sei willfertig deinem Widersacher bald dieweil du noch bei ihm auf dem Wege bist, auf daß dich der Widersacher nicht dermaleinst überantworte dem Richter und der Richter überantworte dich dem Diener und werdest in den Kerker geworfen.“

„Ihr habt gehört daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verderbe als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“

„Es ist euch gesagt: Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief. Ich aber sage euch: Wer sich von seinem

Weibe scheidet, es sei denn um Ehebruch, der macht daß sie die Ehe bricht, und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe."

„Ihr habt gehört daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern so dir jemand einen Streich giebt auf deine rechte Wange dem biete auch die andere dar; so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen dem laß auch den Mantel, und so dich jemand nötigt eine Meile so gehe mit ihm zwei. Gieb dem der dich bittet und wende dich nicht von dem der dir abborgen will."

„Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die so euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, läßt regnen über Gerechte und Ungerechte."

Matth. 7. 1: „Richtet nicht auf daß ihr nicht gerichtet werdet, denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maß ihr messet wird euch gemessen werden. Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen! Und siehe ein Balken ist in deinem Auge. Du Heuchler, ziehe zuvor den Balken aus deinem Auge, danach besiehe wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest." — 12: „Alles nun was ihr wollt das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen."

Matth. 18. 2: „Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter die Jünger und sprach: Wahrlich ich sage euch, es sei denn daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedrigt wie dies Kind der ist der gröste im Himmelreich, und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen der nimmt mich auf. Wer aber ärgert dieser Geringsten einen die an mich glauben, dem wäre besser daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere wo es am tiefsten ist." — 21: „Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt vergeben? Ist es genug siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir nicht siebenmal sondern siebenzigmal siebenmal."

Matth. 20. 26: „So Jemand will unter euch gewaltig sein der sei euer Diener. Und wer da will der Vornehmste sein der sei euer Knecht."

Joh. 13. 13: „Ihr heißet mich Meister und Herr und sagt recht daran, denn ich bin es auch. So nun ich euer Herr und Meister euch

die Füße gewaschen habe, so sollt ihr euch auch unter einander die Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut wie ich euch gethan habe.“

c) Uneigennützigkeit bis zur Gütergemeinschaft, Entsagung des Erwerbes und Wohlthätigkeit bis zur Entäußerung des Besitzes.

Matth. 5. 42: „Gieb dem der dich bittet, und wende dich nicht von dem der dir abborgen will.“

Luk. 6. 30: „Wer dich bittet dem gieb, und wer dir das Deine nimmt von dem fordere es nicht wieder.“

Matth. 6. 19: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Niemand kann zweien Herren dienen, entweder er wird einen hassen und den anderen lieben, oder wird einem anhangen und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater näret sie doch. Seid ihr denn nicht mehr als sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge ob er gleich darum sorge? Und warum sorget ihr um die Kleidung? Schauet die Lilien auf dem Felde wie sie wachsen; sie arbeiten nicht auch spinnen sie nicht. Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden; denn euer himmlischer Vater weiß daß ihr das Alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den anderen Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.“

Matth. 19. 21. „Jesus sprach zum Jünglinge: Willst du vollkommen sein, so gehe hin verkaufe was du hast und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, dann komme und folge mir nach. Jesus aber sprach zu seinen Jüngern: Wahrlich ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in das Himmelreich kommen. Und weiter sage ich euch, es ist leichter daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes komme.“

d) Beobachtung der mosaischen Gesetze.

Matth. 5. 17: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei,

das Gesetz oder die Profeten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn ich sage euch, wahrlich bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es alles geschehe. Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehrt die Leute also, der wird der kleinste heißen im Himmelreiche; wer sie aber thut und lehrt der wird groß heißen im Himmelreiche."

Matth. 8. 3: „Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn (den Aussätzigen) an und sprach: Ich will es thun, sei gereinigt; und alsbald ward er von seinem Aussatze rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es niemand, sondern gehe hin zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat zum Zeugnisse."

Die zuvörderst anbefohlene Liebe zum höchsten Wesen (EL) und die Liebe des Nächsten waren Wiederholungen älterer israelitischer Gebote (5. Mose 6. 5 auf JHOH bezogen und 3. Mose 19. 18), jedoch die Liebe des Nächsten gesteigert bis zur gänzlichen Selbstverleugnung. Die dritte Abtheilung beruhete nicht auf den Stammschriften des Judenthumes, war aber dem Volke nicht neu, da die jüdische Sekte der Essäer, dem Lehren und Heilen gewidmet, längst den von Jesus geäußerten Ansichten gefolgt war, in Gütergemeinschaft lebte und ansammeln von Gütern vermied, auch allen anderen gleiches empfahl. Bei dem durch Kriege verarmten Volke waren sie hochangesehen, fanden durch ihr uneigennütziges wirken großen Anhang; zum Nachtheile und Ärger der vom Tempeldienste und den Opfern lebenden Priester und deren wohlhabenden Anhänger, denen das Beispiel der Gütergemeinschaft zuwider sein mußte. In der vierten Abtheilung erklärte freilich Jesus, daß er die mosaischen Gesetze nicht aufheben wolle, steigerte aber gleich den Essäern die Anforderungen in dem Maße, daß sie weit hinaus gingen über die im Gesetze und bis dahin auch im Volke herrschenden Vorstellungen.

Wie vordem Püthagoras zu den Hellenen, führten die Essäer zu den Juden die aus Ägüpten stammende Lehre der Entsagung des Genusses und Besitzes, die Gütergemeinschaft der Auserwählten und die vorwaltend empfohlene Richtung der Gedanken auf ein höheres Leben. Die Essäer fanden aber ebenso wenig bei den Juden, wie die Püthagoräer bei den Hellenen, das Volk bereit die Selbstheit abzustreifen im steigern der Versöhnlichkeit bis zur Selbstverleugnung und der Wohlthätigkeit bis zur Güterlosigkeit; denn die Gütergemeinschaft konnte nur Anhang finden bei der Menge der Güterlosen aber nicht bei den Wohlhabenden, deren Besitzthümer die gemeinschaftliche Armut wenig gehoben haben würden.

Was dagegen die Einwirkung Jesu mächtiger und nachhaltiger gestaltete als die der anderen Essener, ihn zum Träger und Verbreiter des neuen Glaubens machte, war die Hoffnung im Volke daß der Nazarener Jeschua der echte Maschiach sei, welcher das neue Reich Israel stiften werde, in welchem seinen Anhängern besonderes Heil zufließen solle. Diese Hoffnungen auf ein herrliches Reich, theils irdisch theils himmlischer Art, mit bevorzugter Stellung seiner Anhänger hatte er selbst genärt, und in der Voraussicht seines Todes seine baldige Zurückkunft verhießen, so daß auch nach seiner Hinrichtung die gläubige Zuversicht fortbestand.

Matth. 16. 27: „Denn es wird je geschehen daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln, und alsdann wird er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken. Wahrlich ich sage euch, es stehen Etliche hier die nicht schmecken werden den Tod bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reiche.“

Matth. 19. 27: „Da sprach Petrus zu ihm: Siehe wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich ich sage euch, daß ihr, die ihr mir seid nachgefolgt in der Wiedergeburt; wann des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit, werdet ihr auch sitzen auf zwölf Stülen und richten die zwölf Geschlechter Israels. Und wer verläßt Häuser oder Äcker um meinetwillen, der wird es hundertfältig empfangen und das ewige Leben ererben.

Matth. 24. 42, 44: „Darum wachet, denn ihr wisset nicht welche Stunde euer Herr kommen wird. Darum seid ihr auch bereit, denn des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde da ihr es nicht meinet.“

Matth. 25. 31: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm. Dann wird er sitzen auf dem Stule seiner Herrlichkeit und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie von einander scheiden gleich wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet“ u. s. w.

Luk. 9. 26: „Wer sich aber mein und meiner Worte schämt, des wird sich des Menschen Sohn auch schämen wann er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und seiner heiligen Engel.“

Apost. 1. 6: „Die Jünger aber welche zusammen gekommen waren, fragten ihn: Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel? Er aber sprach zu ihnen: Es gebüret euch nicht zu wissen Zeit und Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat. — 9: Und da er solches gesagt ward er aufgehoben zusehends,

eine Wolke nahm ihn auf vor ihren Augen weg. Und als sie ihm nachsahen gen Himmel fahren, siehe da standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern welche sagten: Ihr Männer von Galiläa was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren."

In dieser Überzeugung lag das Tröstende und Lockende für die zuströmenden bedrängten Juden, das feste Band welches die neue Gemeinde zusammenhielt.

§. 178. In der Apostelgeschichte und den Briefen des Paulus zerstreut, finden sich Nachrichten und Andeutungen über **die Ausbreitung des Jesu-Glaubens** nach dem Tode des Stifters.

Die ersten Anhänger waren und blieben Juden, befolgten das mosaische Gesetz, besuchten die Tempel und hielten sich als eine der Sekten, wie sie von jeher im Judenthume sich bildeten ohne aus der Gemeinschaft zu treten. Sie führten nach essenischer Art die Gütergemeinschaft unter sich ein (Apost. 4. 32; 5. 2) unterstützten sich in jeder Weise, versammelten sich zu Berathungen und richteten eine geordnete Armenpflege ein (Apost. 6). Da ihr Auftreten nicht auffällig oder feindlich, man auch im Judenthume an Sektenbildungen gewöhnt war (Apost. 6. 9) so konnte anfänglich die Jeschua-Sekte unbehindert sich entwickeln und ihre Anhänger zu Tausenden gewinnen (Apost. 2. 41). Die nach Jesu Vorbild eingeführte Gütergemeinschaft mogte Wohlhabende abschrecken, zog aber um so mehr die Unbegüterten an. Da überdies die baldige Zurückkunft des Maschiach sicher erwartet werden durfte, da Jesus versprochen hatte noch während des Lebens seiner Jünger wieder zu kommen: so fand ein um so stärkerer Zudrang derer statt welche an der Herrlichkeit des neuen Reiches Israel theilnehmen wollten. Bei zunehmender Zahl wuchs das Ansehen und der Einfluß der neuen Lehre; es traten Schriftgelehrte bei und begannen durch ihre Reden den Priestern gefährlich zu werden, so daß diese sich veranlaßt fühlten die neue Sekte zu verfolgen. Die Gemeinde zu Jerusalem ward zersprengt (Apost. 8) die Stammapostel verblieben in der Hauptstadt, aber die Lehrer verbreiteten sich durch Judäa und Samaria neue Gemeinden bildend. Die Einfachheit ihrer Lehre und Gemeinschaft, ihre werkthätige Nächstenliebe, die Unterstützung jeder Art welche der Eintretende vorfand, die ihn nicht allein aus der bisherigen Verlassenheit erlöste sondern auch gegen die Gefahren der Hilflosigkeit sicherte, machte das Eintreten in die Gemeinschaft nicht allein zu einer Sache des Glaubens, sondern auch zu einer Pflicht für

jeden der seine Angehörigen und Nachkommen schützen wollte gegen überwältigende Zufälle des Lebens.

Zu den gefährlichsten Verfolgern hatte Saulus gehört (Apost. 8) ein Teppichmacher (Apost. 18. 3) aus Tarsus, schriftgelehrt und glaubenseifrig für die Reinheit des mosaischen Gesetzes. Auf seiner Verfolgungreise nach Damascus (Apost. 9) ward er durch eine Verzückung bekehrt und seinen Namen in Paulus umändernd widmete er sich mit seinem Feuereifer der neuen Lehre, die er den Juden wie den Griechen gegenüber überzeugend zu rechtfertigen wußte. So weit die Spuren seines wirkens sich verfolgen lassen und in seinen aufbewahrten Briefen sich andeuten, darf geschlossen werden, daß ohne ihn der neue Glaube eine kleine Sekte im Kreise des Judenthumes verblieben wäre, wie so viele andere (Apost. 6. 9) die im Laufe der Zeit verschwunden sind. Es waren damals überhaupt viele Profeten und Wunderthäter von ihren Anhängern als Gesalbte (Maschiach) und verheißene Aufrichter des neuen Israels aufgestellt worden; verschollen und im Bereiche des Judenthumes aufgelöst oder in dürftigen Überresten im Morgenlande abgesondert. Paulus war es der den neuen Glauben aus dem engen Kreise des Judenthumes hinaus führte, ihn unabhängig davon machte, der aber auch die essenischen Grundlagen durch farisäische ersetzte und das ganze bisherige Glaubensgebäude gründlich veränderte. Die Stammapostel hielten am Judenthume fest und verlangten, daß jeder Heide der eintreten wolle zuvor Jude werden müsse, daß auch jeder den Sabbath zu feiern und die übrigen mosaischen Vorschriften zu befolgen habe. Paulus dagegen setzte es durch (Apost. 15), daß den Heiden solches alles erlassen werde und sie nur der Götzenopfer, des Bluteſſens und der Speisen von Erstickten sich enthalten sollten so wie der Unzucht. Die Apostel lehrten bis dahin, daß der Mensch sich rechtfertigen und des neuen Reiches sich würdig machen solle durch seine Werke; Paulus dagegen verwarf das Gesetz, lehrte die Rechtfertigung durch den Glauben an Jesus und brachte auch diesen Glaubenssatz zur Geltung. Die Apostel hatten die Entäußerung der Güter, persönliche Armut verlangt und Gütergemeinschaft gehalten; Paulus ließ diese Forderungen fallen und lehrte (Römer 13) allenthalben der heimischen Weise sich zu fügen. Der neue Glaube ward aller Fesseln entledigt die ihn an das Judenthum gekettet hatten; er riß sich los von seiner Mutter, verleugnete sie und streuete seine Sat über die weiten Gebiete der Griechen und Römer.

§. 179. Judäa wie ganz Westasien war damals von zahlreichen Griechen bewohnt, welche gleich den übrigen Bildungvölkern über ein weites Gebiet sich ausgebreitet hatten, durch zerrüttende Kriege wie

durch Handelszüge in die Fremde getrieben. Die Juden waren nach Babel geschleppt, nach Persien geführt, nach Ägüpten gewandert, hatten in Griechenland wie in Rom ihre Gemeinden, wurden in Ägüpten verfolgt, aus Rom vertrieben (Apostelg. 18. 2) und immer weiter zersprengt über das römische Gebiet. Die Griechen hatten frühzeitig ihre Handelswege über die damals bekannte Welt verfolgt: ganz Asien und Europa bis zum hohen Norden und Afrika bis zum heißesten Süden ward von Griechen und ihren Handelszügen besucht; an allen Hauptorten hatten sie Niederlassungen und Gemeinden, waren auch in Jerusalem zahlreich ansässig, wo ihnen von Alters her (1. Makk. 12. 6—12) das Ansehen der Brüderschaft günstig war. Frühzeitig hatten sich Griechen in groser Zahl der Jesulehre zugewendet, darunter viele Arme und Wittwen (Apostelg. 6. 1), und als durch Paulus Eifer die Lehre durch Kleinasien und Griechenland nach Rom gelangte, wuchs die Zahl der Gemeinden, welche aus Griechen und anderen Heiden entstanden oder in denen die Heiden überwogen.

Es gab zweierlei Gemeinden: der **Judenchristen** im Stammgebiete der Juden, wo die Nichtjuden in der Minderheit waren und das mosaische Gesetz mehr oder weniger in Anerkennung verblieb; der **Heidenchristen** an den Orten dagegen, wo die Heiden (Perser Ägüpter Griechen Römer u. a.) die Mehrzahl bildeten in den neuen Gemeinden. Der Jesuglaube ward meistens zu den Persern und Ägüptern gebracht an Orten wo ansässige Judengemeinden die Aufnahme vermittelten und die neue Sekte neben so manchen anderen der Judengemeinde einstweilen sich einfügte. Allmälig zog sie aber auch Heiden in ihren Kreis, schied sich nunmehr von den Juden und bildete sich zu eigenen Gemeinden, die einerseits gegen Westen über die Küstenländer des Mittelmeeres, andererseits über ganz Mittelasien bis nach Sina hinein sich ausbreiteten. In Asien wurden die meisten im siebenten Jahrhunderte durch die Ausbreitung des Muhammadglaubens unterdrückt, zersprengt und größtentheils ausgerottet; haben jedoch ihre heidnischen Spuren reichlich im Christenthume hinterlassen.

§. 180. Die Volksverschiedenheit der neuen Gemeinden brachte eine Zwiespältigkeit ihrer Gestaltung zu Wege, welche wesentlich gefördert ward durch die **Mängel des Jesuglaubens,** entstanden durch den frühzeitigen Tod ihres Stifters und die Eigenthümlichkeit der jüdischen Verhältnisse. Diese Mängel waren und äußerten sich wie folgt:

a) Jesus hatte keine eigenhändigen Schriften hinterlassen. In Folge dessen entstand eine stets wachsende Zahl von Schriften Anderer, die nach den von seinen Jüngern herstammenden Nachrichten Jesu Leben

und Wirken abweichend erzählten, im gutgemeinten Eifer geschaffene Deutungen und Wunderberichte ihrer Verfasser enthielten ohne Merkmale zur Unterscheidung zwischen Richtigem und Unrichtigem.

b) Jesu überlieferte Lehren bildeten kein zusammenhängendes Glaubensgebäude. In Folge dessen mußten die begabteren vorgeschrittenen Männer der Gemeinden die sichtbaren Lücken nach bestem ermessen ausfüllen, welches ermessen in jedem Menschen verschieden das ganze Gebäude in zahlreich abweichender Weise gestaltete und zu endlosen Zwistigkeiten führte.

c) Jesu Vorschriften, so erhaben und umfassend sie auch waren, hatte er nur selten begleitet mit Andeutungen über ihre Anwendung auf die einzelen Handlungen des Menschen, auf das tägliche Leben. Jedem einzelen war es also überlassen, die Anwendung jener allgemeinen Vorschriften auf sein Leben und Thun nach seiner besonderen Erkenntniß abzumessen, so daß die für alle Menschen gleiche Vorschrift in ihrer Anwendung so verschieden ausgelegt ward wie die Verschiedenheit der Erkenntniß der Einzelen es bedingte.

d) Jesu Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz, soweit darin die Eigenthümlichkeit des Volkes sich ausprägte, fand bei den Heidenchristen keine Nachahmung. In Folge dessen hörten seine Aussprüche auf gemeingiltig zu sein und unbedingten Gehorsam zu finden; die menschliche Deutung seiner Anhänger stellte sich über seine Aussprüche.

e) Die von Jesus eingeführte Gütergemeinschaft war nicht von ihm geregelt worden. Sie war den Umständen nicht gewachsen und mußte dem widerstreben der Gemeindeleiter unterliegen.

f) Jesu Weissagung seiner baldigen Rückkunft zur Herstellung des jüdischen Reiches und Abhaltung des Weltgerichtes zu Gunsten seiner Anhänger blieb unerfüllt. Die Hoffnungen wurden getäuscht und die Christen sahen sich wiederholt gezwungen, diejenigen als Sektirer zu verfolgen und zu unterdrücken welche Jesu Weissagung anhingen und sein nahe bevorstehendes kommen als Glaubenssache verbreiteten (Chiliasten).

Die bezeichneten Wirkungen der Mängel in den Grundlehren Jesu äußerten sich sehr bald, wurden tiefeingreifend für die Gestaltungen und den Ausbau des Glaubensgebäudes und störten durch alle Jahrhunderte den Frieden der Christen. Kurz nach dem Tode Jesu (Apostelg. 15) entstand Streit über die Befolgung der mosaischen Gesetze, der erledigt ward durch völlige Beseitigung der ausdrücklichen Vorschriften Jesu (Matth. 5. 19). Späterhin waren es die Unterscheidungen der zusammen getragenen Lehren welche Zwist erregten; denn jede Gemeinde machte die Echtheit ihrer besonderen Schriften (Evangelien Apostelbriefe u. a.) und mündlichen Überlieferungen gel=

tend, je nachdem sie glaubte solche auf einem besonders zuverlässigen Wege empfangen zu haben. Trafen die Sendboten verschiedener Gemeinden an einem dritten Orte zusammen, so entstand ein Wettstreit, der neue Spaltungen hervorrief, dem Ansehen und der Ausbreitung der neuen Lehre schädlich. Es bildeten sich die beiden scharf ausgeprägten und einander widerstreitenden Parteien der Judenchristen und Heidenchristen; von denen erstere den Petrus als ihr Haupt betrachteten letztere den Paulus. Beide Häupter fanden es gerathen das Gebiet ihrer Wirksamkeit zu theilen, so daß Petrus sich und seine Sendlinge auf die Bekehrung der Juden beschränkte, Paulus aber die Griechen übernahm. Allein der Streit war damit nur vermindert nicht beseitigt, denn Paulus ward als er nach Jerusalem kam (Apostelg. 21) von den Judenchristen hart angefeindet, weil er die in den Heidenstädten ansässigen Judenchristen von der Befolgung der mosaischen Gesetze entband. Der Streit erfaßte auch die beiden Häupter, wie Paulus erzählt (Galater 2. 11): „Da aber Petrus gen Antiochien kam widerstand ich ihm unter Augen, denn es war Klage über ihn gekommen" u. s. w.; auch beschuldigte er ihn öffentlich der Heuchelei und Falschheit. Wie weit der Zank sich verirrte erweist Galater 1. 19: „So Jemand euch Evangelium predigt anders denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht" sagt Paulus. Dieses andere verfluchte Evangelium war (Gal. 5. 6) die Lehre vom Erfordernisse der Beschneidung. Ebenso geben Paulus Briefe an die Korinther vielfache Belege der fortgesetzten gegenseitigen Anfeindungen: er vertheidigt sich gegen Verläumdungen, warnt vor falschen Aposteln, ermahnt aber zur Einigkeit. Er sagt (1. Kor. 1. 11): „Denn mir ist vorgekommen liebe Brüder durch die aus Chloes Gesinde von euch, daß Zank unter euch sei. Ich sage aber davon daß unter euch einer spricht: Ich bin Paulisch; der andere: Ich bin Apollisch; der dritte: Ich bin Kefisch; der vierte: Ich bin Christisch." Es waren also in einer Gemeinde vier Parteien, darunter die Anhänger des Paulus geschieden von denen des Petrus (Kefas) und die des Alexandriners Apollonius neben denen des Maschiach Jesus. Der Apollonius lehrte in alexandrinisch-griechischer Weise vom Logos, dem Schöpferworte auf Jesus gedeutet, wie es auch im Evangelium Johannis (1. 14) gelehrt wird; er bestand auf Heiligung des Menschen von innen heraus, Wiedergeburt und gute Werke und wollte nicht gelten lassen daß der Höchste Versucher sein könne. Die Christischen (Maschiachgläubigen) werden alle Aussprüche Jesu als bindend erachtet haben, vielleicht in besonderer Deutung auf eines der zahlreichen Evangelien gestützt, welches ihnen als das allein echte erschien. Die Kefischen (Judenchristen) des Petrus hielten das mosaische Gesetz in essenischer Weise, feierten den Sabbath, hatten Liebesmahle, bestanden auf

die Rechtfertigung durch gute Werke u. a. Die Paulischen verwarfen das mosaische Gesetz, ließen die Heiligung und Wiedergeburt des Menschen nur durch den Glauben geschehen und lehrten in Übereinstimmung mit der siebenten Bitte des „Vater unser", daß der Höchste Versucher sein könne. Es waren also als Folgen der Mängel in den Grundlehren scharfe Spaltungen und viele Verwirrung mit heftigem Streite in den jungen Gemeinden herrschend. Von der anderen Seite ertönen änliche Klagen in den Briefen des Petrus: er warnt (2. Petr. 2) vor falschen Aposteln, und die Vergleichung dieses Abschnittes mit Paulus Vertheidigung gegen versteckte Angriffe (2. Kor. 10) läßt stark vermuthen, daß darin die beiden Häupter erbitterten Kampf wider einander führten, auch Beide ihre besonderen Gemeinden gegen einander warnten. Paulus ward augenscheinlich von den Aposteln nicht als ihres gleichen angesehen, weil weder Jesus ihn berufen noch die Apostel ihn gewählt hatten; er dagegen betrachtete sich als gleichstehend (2. Kor. 11. 5) weil seine Berufung unmittelbar durch eine Offenbarung Jesu geschehen sei (Gal. 1. 12).

§. 181. Eine wachsende Verwirrung ward herbeigeführt durch die stetig **zunehmende Zahl der Stammschriften;** welche anfänglich in den zerstreueten Gemeinden vorhanden und sich mehrend, im Laufe der Zeit bei den eingerichteten Zusammenkünften der Gemeindehäupter und Lehrer beigebracht wurden, um als Beweismittel zu dienen für die Besonderheiten welche jeder Einzele vertheidigte. Die streitenden Häupter Petrus Paulus und Apollonius starben, aber die Evangelien und Schriften blieben; die Parteien konnten sich verschmelzen, aber nicht die sich widersprechenden Schriftrollen; der Zwist über die Echtheit der Schriften konnte nur durch vernichten der falschen erledigt werden; allein der Streit drehete sich eben darum welches die falschen seien, und ebenso wie die Parteien einander als falsche Apostel bezeichneten benannte jeder die Evangelien der Anderen als unecht.

Es gab damals außer den 27 Schriften unseres Neuen Testamentes unter anderen noch folgende: der Hirte des Hermas, die Thaten Pauli, Offenbarung Petri, Brief des Barnabas, Lehren der Apostel Evangelium der Hebräer des Petrus des Thomas des Matthias und anderer Apostel, sämmtlich als echt anerkannt; dann: Brief Petri an Jakobus, Brief Clemens, Thaten Petri, Geschichte des Paulus und der Thekla, Kindheit-Evangelium des Jacobi, Akten des Pilatus, Briefwechsel zwischen Jesus und Abgarus, Testamente der zwölf Patriarchen; es fanden sich außerdem noch: Offenbarungen Adams Abrahams Moses Elias Stephanus Thomas Paulus, Evangelium der Eva des Philippus

Judas von Karioth der Vollkommenheit, Kindheit-Evangelium des Thomas, das arabische Kindheit-Evangelium, Geschichte des Zimmermannes Josef der Maria der Hebamme des Zacharias der Geburt Mariä Bericht des Johannis über den Tod der Maria, Brief der Maria an Ignatius Brief Jesu über die Sonntagsfeier, Thaten des Johannis Thomas Philippus Andreas, auch Zauberbücher Jesu und eine große Zahl von unbekannten Evangelien die vernichtet wurden oder sonstig verloren gegangen sind. Viele der Schriften trugen die Namen bekannter Apostel, durften also ebensowol als echt gelten wie die Apostelbriefe des Neuen Testamentes; andere mogten mit Verzückungen Gesichten und Weissagungen angefüllt sein, aber schwerlich mehr als die Offenbarungen Johannis; die Kindheit-Evangelien mußten willkommen sein, denn über die Jugend- und Jünglingsjahre Jesu fehlen alle Berichte; der Brief Jesu über die Sonntagsfeier füllte eine fühlbare Lücke aus, denn wir wissen noch heutigen Tages nicht den Grund warum die ersten Christen es wagen mogten, den klaren Bestimmungen Jesu zuwider, das Gesetz Moses in einem so wesentlichen Theile zu verletzen. Berichte über die Thaten der Apostel mußten vorhanden sein; denn Petrus und Paulus sind nicht die einzigen gewesen welche den neuen Glauben verbreiteten, und wenn die Apostel sie nicht selbst geschrieben hatten, so konnte dieses ihre Echtheit nicht zerstören, denn der Fischer Petrus wird ebenso wenig die Briefe selbst geschrieben haben welche seinen Namen tragen. Selbst die Zauberbücher Jesu konnten Geltung haben, denn für Wunderberichte giebt es keinen Maßstab zur Beurtheilung der Echtheit; je unbegreiflicher die Möglichkeit einer That desto größer das Wunder und geeigneter der Bericht, um in den wundersüchtigen Zuhörern den festen Glauben zu erregen daß Jeschua der echte Maschiach gewesen sei. Die Verwirrung in Folge der zahllosen Widersprüche muß sehr groß gewesen sein, um die Häupter der Gemeinden zu veranlassen eine durchgreifende Vertilgung der meisten heiligen Schriften zu beschließen und auszuführen.

Neben den Stammschriften verschiedener Art galten noch in den einzelen Gemeinden besondere Einrichtungen Deutungen und Glaubensmeinungen mit denen man die Lücken der Lehren Jesu ausgefüllt hatte, sei es nach mündlichen Anordnungen der Apostel oder ihrer Sendboten, oder nach eigenem Ermessen durch einfügen heidnischer Lehren und Gewohnheiten. Diese Abweichungen von einander hatten ihre örtliche Begründung und keine konnte einen Vorzug beanspruchen; sie blieben neben einander bestehen bis späterhin allgemeine Kirchenversammlungen größere Gleichheit erzielten.

§. 182. Die von Jesus eingeführte **Gütergemeinschaft,** der Communismus seiner Bekenner, scheint nur kurze Zeit geherrscht zu haben. Wie er mit seinen Jüngern in Dürftigkeit und Gütergemeinschaft gelebt hatte, so führten auch nach seinem Tode die Jünger es einstweilen fort bis diese Einrichtung zertrümmert ward.

Von der ersten Gemeinde, welche (Apost. 2) über 3000 Bekenner enthielt heißt es (Apost. 4. 32): „die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch keiner sagte von seinen Gütern daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinschaftlich." Sogar wird Ananias (Apost. 5. 5) mit dem Tode bestraft, weil er nicht alle seine Güter den Aposteln zum Gemeinbesitze überliefert sondern einen Theil verheimlicht hatte. Die Gütergemeinschaft scheint aber nicht weit über Jerusalem hinaus geführt worden zu sein, wenngleich übereinstimmende Nachrichten bezeugen daß die ersten Christen im seltenen Grade die Wohlthätigkeit und gegenseitige Hilfe geübt haben. Die Gütergemeinschaft konnte auch nicht von langem Bestande sein, weil sie mit einem Glauben in Verbindung stand der alle Menschen ohne Auswahl zum Eintritte in seine Gemeinde zuließ und um so überwiegender von Armen und Hilflosen angenommen wurde, je größere Hilfe ihnen in Aussicht stand. Es ist eine allgemeine Erfahrung daß jedem neuen Glauben unverhältnißmäßig viele Unvermögende zuströmen, und fast jede Neuerung hat den Vorwurf aushalten müssen eine Religion für Bettler und Pöbel zu sein. Ebenso wie die ägüptischen Sagen den Moses als einen abtrünnigen Priester und seine Israeliten als aussätzige Sklaven bezeichneten welche aus dem Lande getrieben worden seien, so warfen die Zeitgenossen der ersten Christen ihnen vor daß der neue Glaube ein Bettelglaube sei, für niederes Volk geeignet aber von anständigen Leuten gemieden. Auch Muhammad mußte den selben Vorwurf erfahren daß nur der Pöbel ihm folge und selten ein anständiger Mann. Vermögende sind Neuerungen mit wenigen Ausnahmen entgegen, weil große Veränderungen und Erschütterungen den Besitz gefährden, und nur wenn sich voraussehen und vermuthen läßt daß die Neuerung ihren Besitz mehren werde drängen sie sich hinzu. Aber aus dem selben Grunde halten sie sich auch um so mehr zurück wenn die Neuerung den Verlust ihres Besitzes bedingt; wie es bei den ersten Christen in Jerusalem der Fall war, welche der Lehre Jesu gemäß verlangten daß beim Eintritte alle Besitzthümer in die Gemeindelade abgeliefert würden. Eine Gemeinde von Armen und Hilflosen kann sich aber nicht selbst erhalten, und deshalb mußte die Stammgemeinde zu Jerusalem (2. Kor. 8 und 9) die Mildthätigkeit der anderen Gemeinden, die ohne Gütergemeinschaft lebten, in Anspruch nehmen um ihre Armen ernähren zu können. In den pau=

linischen und petrischen Briefen finden sich keinerlei Spuren, aus denen auf Gütergemeinschaft in den übrigen Gemeinden geschlossen werden könnte; dagegen erweisen manche Stellen, daß die Wohlthätigkeit und thätige Nächstenliebe sehr bald im Abnehmen waren und die anfängliche Sanftmut durch Streit und Hoffahrt verdrängt ward. Es heißt (Römer 12. 13, 16): „Nehmet euch der Heiligen Notdurft an. Herberget gern. Habet einerlei Sinn unter einander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.“ Ebenso (1. Kor. 6. 7, 8): „Es ist schon ein Fehler unter euch daß ihr mit einander rechtet. Warum laßt ihr euch nicht viel lieber Unrecht thun? Warum laßt ihr euch nicht lieber vervortheilen? Sondern ihr thut Unrecht und vervortheilt und solches an den Brüdern.“

Aufgeben oder Nichteinführen der Gütergemeinschaft wirkte günstig ein auf das Ansehn und die äußere Geltung der neuen Gemeinden, indem es die Schranke aufhob welche die Vermögenden zurückgehalten hatte. Diese traten ein entzogen dem Heidenthume ihre Stütze und wandten sie dem Christenthume zu. Dagegen wirkte sie sehr nachtheilig im Inneren; denn sie brachte Ungleichheit in die Gemeinde, zerriß den notwendigen Zusammenhalt und zerstörte die Einfachheit des Lehrgebäudes durch zahllose Ergänzungen und Ausfüllungen der Lücken, welche den einfachen Mitgliedern viel weniger auffällig gewesen waren. Die anfänglichen Gemeinden aus Unbemittelten konnten sich begnügen mit den wenigen und einfachen Vorschriften welche von Jesus überliefert waren, und wenn Zweifel entstanden genügte eine erbetene Mittheilung der Apostel oder ihrer Schüler.

Die Verhältnisse gestalteten sich noch verwickelter als die Zahl der Gemeinden über einen größeren Bereich sich ausdehnte und durch zunehmenden Beitritt der Wohlhabenden die Ansichten und Anforderungen streitender wurden. Die Apostel und ihre Schüler alterten, starben aus und hinterließen keine Vorschriften für alle kommenden Fälle. So entstanden Unordnungen jeder Art, die zu Klagen der Christen wider einander und zu Beschuldigungen der Nichtchristen begründeten Anlaß gaben. Die neuen Gemeinden hatten die Erfahrung jeder eingreifenden Neuerung zu durchleben: der uneigennützigen und aufopferungfähigen Mitglieder gab es wenige, desto mehr aber derer welche nichts verlieren konnten und um so mehr trachteten zu gewinnen, oder der Begüterten welche beigetreten waren um aus der Menge ihren Vortheil zu ziehen. Die Gemeinden wählten frühzeitig Armenpfleger (Apost. 6) setzten auch späterhin Vorsteher über ihre Gemeindesachen und nahmen Bischöfe an (1. Tim. 3); wobei aber schon die von Paulus vorgeschriebenen Eigenschaften eine bedauerliche Andeu-

tung geben über die bereits eingerissenen Übelstände. Am ungünstigsten wirkte in dieser Beziehung, daß die Neubekehrten viele ihrer bisherigen Gewohnheiten in das christliche Leben hineintragen und beibehalten konnten, weil die Evangelien keine entgegenstehenden Vorschriften enthielten. Die Judenchristen waren mehr dagegen geschützt, denn dem Ausspruche Jesu folgend, daß er das mosaische Gesetz nicht auflösen sondern im kleinsten Theile beibehalten wolle (Matth. 5. 19), ergänzten sie seine Vorschriften aus dem mosaischen Gesetze, welches in größerer Ausführlichkeit Vorschriften für alle Lebensfälle enthielt und den Erfordernissen des Landes wie der umgebenden Menschen anpassend war. Den Heidenchristen dagegen widerstand das fremdländische verachtete Judenthum; sie entnahmen die Ergänzungen aus dem heimischen Heidenthume und fanden sich dadurch auch in größerer Übereinstimmung mit den sie umgebenden und beherrschenden bürgerlichen Einrichtungen der Heiden. Über die Abschaffung der Gütergemeinschaft mogten Juden und Heiden einverstanden sein, dagegen waren sie bezüglich der mosaischen Vorschriften sehr gespalten; die Judenchristen hielten an ihrer vollen Geltung fest, die Heidenchristen verwarfen alles was darin eigenthümlich jüdisch war.

§. 183. Wie die eindringlichst empfohlene Gütergemeinschaft unterdrückt ward, so verlor auch die **Weissagung der Rückkunft Jesu** ihre Geltung. Jeschuah hatte verheißen noch zu Lebzeiten seiner Jünger (Matth. 16. 27) zurückkehren zu wollen in der Herrlichkeit seines Vaters, begleitet von Engelscharen um ein neues glanzvolles Reich Israel zu errichten; in welchem seine Jünger an die Spitze der 12 Stämme gesetzt werden sollten, unter seinem Vorsitze über sie zu richten. Seine Anhänger sollten eingehen zur himmlischen Seligkeit und alle Anderen hinabgeworfen werden in die ewige Pein.

Seine Jünger, welche ihn als den echten vom jüdischen Volke längst ersehnten Erlöser anerkannten, hatten stündlich eine große erlösende That erwartet; gleich dem Volke das ihn beim Einzuge in Jerusalem als Gesandten des Herrn und „König von Israel" begrüßte (Joh. 12. 13). Sie sahen ihre Hoffnungen vereitelt durch seine rasche Hinrichtung, steigerten nun aber um so höher ihre Erwartung seiner baldigen Wiederkehr in voller Herrlichkeit, damit erfüllt werde was er verheißen hatte und nicht ausbleiben dürfe. Er hatte die verheißene Erlösung des Volkes nicht vollendet, aber nur er konnte sie ausführen; sie war überaus dringlich und folglich mußte er baldigst wiederkehren um sie auszuführen. Diese Sehnsucht war jedoch nur

bei den Judenchristen begründet, denn den Heidenchristen lag sie fern so weit es sich um ein neues Reich Israel handelte. Nur seine Rückkunft zum Weltgerichte fand bei ihnen Gläubige, weil sie nicht eine jüdische sondern fremde Vorstellung des Heidenthumes war, die in der allenthalben verbreiteten Sternkunde ihren Grund hatte, der die Deutung und Berechnung von Weltaltern Weltende und Welterneuerung entstammte. Für die Heidenchristen war es kein Bedürfniß, daß Jesus wiederkehre um das ihnen fremde und größtentheils widerwärtige jüdische Volk aus römischer Knechtschaft zu erlösen; sie nahmen meistens an die Wiederkehr von Jesus verheißen sei bereits in seiner Auferstehung nach drei Tagen erfüllt und durch seine Himmelfahrt abgeschlossen worden. Nur der jüdische Paulus, pharisäisch ausgebildet (Apost. 22. 3; 5. 34) hielt fest an der Erwartung der baldigen Wiederkehr und eiferte fluchend wider Anderslehrende:

2. Tim. 2. 17: „Und ihr Wort frißt um sich wie ein Krebs, unter welchen ist Hymenäus und Philetus, welche der Wahrheit gefehlt haben und sagen die Auferstehung sei schon geschehen und haben etlicher Glauben verkehret.“ (Vergl. 2. Tim. 4. 1.)

1. Tim. 1. 19: „Und habest den Glauben und gutes Gewissen, welches etliche von sich gestoßen und am Glauben Schiffbruch gelitten haben. Unter welchen ist Hymenäus und Alexander, welche ich habe dem Satan übergeben daß sie gezüchtigt werden nicht mehr zu lästern.“

Die Folgen der verschiedenen Ansichten über die Wiederkehr Jesu zeigten sich aber nicht allein darin daß man Andersgläubige dem Satan überantwortete, sondern noch stärker in der Neigung der Gläubigen alles in der Schwebe zu erhalten, nichts einzurichten oder zu ergänzen, um nicht Jesu vorzugreifen, der bei seiner nahe bevorstehenden Rückkunft alles neu einrichten solle. Die Anderen dagegen wollten nichts verschieben, sondern ergänzten jedes Fehlende unbedenklich aus Folgerungen, die sie den Stammschriften entnahmen oder ihren örtlichen heidnischen Einrichtungen. Da nun die aus dem kleinen Judenvolke stammenden Christen sehr bald von den allenthalben zahlreicher vertretenen Heidenchristen überstimmt wurden: so gestaltete sich alles mehr und mehr heidnisch. Den Judenchristen, welche zuletzt ihre Hoffnungen auf Jesu Wiederkunft aufgeben mußten, blieb nichts übrig als den mittlerweile von den Heidenchristen geschaffenen Einrichtungen sich zu unterwerfen; was bei ihren Nachkommen in denen das Semitenthum noch schwächer ward um so leichter geschah.

§. 184. Um die Einflüsse des Heidenthumes auf das Christenthum abschätzen zu können, ist es erforderlich die **Vermengung der**

heidnischen Glaubenslehren zu betrachten, welche in den 600 Jahren vor Christi Geburt bei den verschiedenen herrschenden Bildungvölkern vorgegangen war (§. 48).

So lange oder so weit die einzelen großen Völker geschieden sich entwickelten, hatte jedes auf seiner örtlichen Grundlage weiter bauend ein zusammenhängendes Lehrgebäude errichtet. In dieser Art war das ägüptische am frühesten und vollständigsten entwickelt, so daß es bei Berührung dieses Volkes mit den übrigen allenthalben einen großen Einfluß auf deren Vorstellungen ausübte. Nächst ihnen folgten die Babeloner (Chaldäer) Inder Perser Keniter Kleinasiaten Hellenen und am spätesten die Römer; jedes Volk von anderen empfangend und auf andere zurückwirkend. Der ägüptische Glaube war am ursprünglichsten geblieben, hatte sich mannigfaltig und reich aber auf eigener Grundlage entwickelt; der chaldäische hatte schon ägüptisches aufgenommen; die Perser nahmen chaldäisches auf zu ihren arischen Grundlehren und ihr scharf entwickelter Glaube wirkte zurück auf die Völker Süriens und Kleinasiens. In Indien war der Bramaglaube auf arischer Grundlage erwachsen, hatte aber den örtlich berechtigten Siwaglauben als Gegensatz anschließen müssen. Späterhin im vierten Jahrhunderte vor Chr. G. war der Buddhaglaube erstanden, hatte seine Sendboten nach allen Ländern gesandt und seine Anhänger waren nach einem heftigen Vertilgungkampfe durch die altgläubigen Siwadiener verdrängt nach Osten Norden und Westen über ganz Asien; wo sie so viele Anhänger gewonnen haben daß noch jetzt fast ein Drittheil der gesammten Menschheit zu ihnen zählt und ihre Lehre der Beschaulichkeit und des Versenkens in den Seelenfrieden (Nirwana) fast jeder der anderen Religionen sich mittheilte. Die Hellenen fügten ihrem einfachen arischen Glauben verschiedenartige Bruchstücke des ägüptischen libischen semitischen und persischen Glaubens ein (§. 45), so sehr daß die arische Grundlage fast ganz überwuchert ward. Die Römer, indem sie tuskisches und hellenisches aufnahmen, späterhin auch unmittelbar ägüptisches zugeführt empfingen, brachten ein änliches jedoch minder buntes Gemisch zu Stande. In den letzten Jahrhunderten vor Chr. G. ward durch fortwährende Kriege und im zunehmenden Handelverkehre die Mischung der Völker immer stärker; so daß im Kreise eines jeden zahlreiche Vertreter der anderen Völker angesiedelt waren die ihren Heimatglauben und ihre gewohnten Vorstellungen pflegten.

Die gegenseitigen Einwirkungen hatten zur Zeit Jesu es dahin gebracht, daß bei den verschiedenen Völkern die an den Rändern des Mittelmeeres wohnten die Glaubensvorstellungen so vielfältig durch einander gemischt waren, daß jedes der ursprünglich zusammen-

hängenden Lehrgebäude zerrüttet ward. Es war eine allgemeine Zersetzung eingetreten, ein durch einander fließen der verschiedenartigsten Theile fremder Lehrgebäude, sehr geeignet die Unhaltbarkeit des Alten zu offenbaren, aber nicht um ein zusammenhängendes Neue an die Stelle zu setzen, was zur allgemeinen Geltung hätte gelangen können. Jeder Denkende fand sich gemüßigt seinen eigenen Glauben sich zu bilden; denn er konnte weder auf den heimatlichen alten Glauben zurückgehen dessen Mängel offenbar geworden waren, noch einen der fremden annehmen, da jeder zu begründeten Zweifeln Anlaß gab und ebenso zerrüttet war wie der heimatliche. Die chriechischen Weltweisen schufen sich vom 5. Jahrhundert vor Chr. G. an jeder seinen eigenen Glauben, gefolgt von zahlreichen Schülern die den selben Bildunggang fortsetzten. Die römischen Weltweisen folgten auf gleichem Wege wenn auch minder selbständig. Unter den Juden waren große Spaltungen eingetreten: der alte JHOH-Molochglauben der mosaischen Zeit war durch chaldäische und persische Vorstellungen gründlich umgestaltet worden, so daß eine Zerrüttung eintrat die zu einem ausgebreiteten Sektenwesen führte; unter deren hauptsächlichsten, den Farisäern Saducäern und Essäern, letztere als die größten Neuerer erscheinen, weil sie die Lehren der Güterlosigkeit Gütergemeinschaft Ehelosigkeit u. a. aufgenommen hatten, deren allgemeine Anwendung alles bestehende untergraben hätte. Die Lehren der griechischen Weltweisen hatten wiederum zurück gewirkt auf die seit Jahrhunderten in Nieder-Ägüpten angesiedelten Griechen und Juden, so daß auf der Hochschule zu Alexandrien eine üppige Fülle von Glaubensgebäuden und einzelen Vorstellungen gangbar war, aus denen eine Menge von Denkern ihre Lehrgebäude aufbaueten. Bei denen welche nicht kräftig genug waren einen eigenen zusammenhängenden Glauben sich zu schaffen trat Ermattung ein, völlige Gleichgiltigkeit gegen jedes Glauben, eine schlaffe Entsagung die auch über sonstige Lebensverhältnisse sich erstreckend in träumerisches hinbrüten oder spielende Deutungen sich verlor.

Je mehr die Zerrüttung um sich griff, desto stärker ward der Drang nach etwas Neuem, nach dem Einfachen. Die Denkenden gelangten zur Überzeugung, daß der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ein Durchgehendes zum Grunde liegen müsse, und je nach den Erscheinungen welche man als Kennzeichen auffaßte nannte man es Schicksal Urdenken Urwesen Dasein Urkraft u. s. w. Diese abgezogenen Begriffe mogten den Vorgeschrittenen genügen, aber den Priestern waren sie zuwider und dem Volke unfaßlich, so daß in den meisten Völkern dreierlei Glauben bestand: ein geheimnißvoller Glaube (Müsterien) der Priester dessen Inhalt dem Volke verborgen ward, aber den äußeren

Gebräuchen so wie einer Anzahl von Sagen die Grundlage war; ein Volksglaube in alten Gewohnheiten und gangbaren Sittenregeln; ein Glaube der Denkenden von jedem nach bester Erkenntniß aufgestellt und öffentlich gelehrt, den Priestern als Unglaube verhaßt, dem Volke zu hoch und unverständlich.

§. 185. Als zur Zeit dieser allgemeinen Zerrüttung die Sendboten erschienen, welche Jesu Lehre verkündeten, allenthalben predigten von einem höchsten Wesen welches Himmel und Erde erschaffen habe und erhalte, dem weder Opfer noch Kirchengebräuche genügen sondern nur ein reines Herz guter Wandel und thätige Menschenliebe, kamen die **Vorzüge des Jesuglaubens** zur Geltung, indem selbiger dem allgemeinen Verlangen nach Einheit in leichtfaßlicher Weise Befriedigung bot.

Er beseitigte mit einem Zuge die allenthalben herrschende Götter- und Dämonen-Verwirrung, gab der Menge einen alles umfassenden Ersatz für das buntbevölkerte Götterreich, zugleich den Denkern welche seit Jahrhunderten nach dem Urwesen suchten (§. 48), die vollendete Vorstellung eines höchsten Wesens, welches allen Raum und alle Zeiten in sich fasse, dem jeder Denker alle Eigenschaften beilegen konnte welche nach seiner Auffassung die hervorragenden des Weltganzen seien. Außerdem gaben die Gebote der allgemeinen Menschenliebe und thätiger Unterstützung jedes Bedürftigen die einfachste und umfassendste Grundlage der Sittenlehre, und die frühzeitig dem neuen Glauben eingepflanzte Bestimmung für alle Völker und Menschen (Kol. 3. 11) machte sie zu einem Bruderbunde für alle, in welchem „Juden und Griechen, Ungriechen und Skúthen, Knechte und Freie“ sich vereinen durften. Die Vorstellungen wurden zudem sämmtlich als Lehrsätze aufgestellt, als einfache Behauptungen in Jesu Namen empfohlen, nicht auf Denkbeweise gestützt. Dem schwachen Denker ward dadurch der Zweifel erspart, dem stärkeren dagegen es überlassen seine eigenen Denkbeweise anzuwenden und anderweitig gewonnene Vorstellungen damit zu verbinden: der neue Glaube paßte für alle Stufen der Bildung.

Wie in der Welt das Niedrigste mit dem Höchsten im Zusammenhange steht, so kamen dem Jesuglauben auch Geldvortheile zu statten. Die ersten Christen bedurften keines Tempels, besuchten als Juden die Judentempel; wo die Heidenchristen das Übergewicht hatten fanden die Versammlungen an beliebigen Orten statt ohne Kosten. Sie brachten den heidnischen Tempeln keine Opfer, den Priestern keine Geschenke, hielten sich von heidnischen Umzügen fern und ersparten also vielfach Zeit und Geld. Je mehr dieses bei zuneh-

mender Zahl der Bekenner dem neuen Glauben zum Vortheile gereichte, desto mehr geschah dem Heidenthume Abbruch, indem die Einnahmen der heidnischen Priester sich minderten; es fanden sich um so weniger die dem absterbenden Priestergeschäfte sich widmeten, und während die Alten ausstarben wendeten die Jüngeren sich zum neuen Glauben.

§. 186. Es traten der neuen Gemeinde schon in der ersten Entwicklung zu Jerusalem jüdische Priester und Schriftgelehrte bei, deren hergebrachte Ansichten und Gewohnheiten nach wie vor im Judenthume wurzelten. Sehr verschieden davon wirkte der Eintritt heidnischer Priester und Gelehrten, deren hergebrachte Vorstellungen dem Judenthume fern standen und die vorwaltend sich bemüheten alles Jüdische abzuweisen, um durch heidnische Lehren und Begründungen die auffälligen Lücken der neuen Glaubenslehre auszufüllen.

Diese **Ergänzung aus dem Heidenthume** mußte den ursprünglich jüdischen Jesusglauben um so stärker verändern, als zwischen den arischen Grundzügen der einflußreichsten Heidenvölker und den semitischen Grundzügen des Judenvolkes eine tiefgreifende Verschiedenheit der Vorstellungen obwaltete; welche durch alle Zeiten und bei verschiedenen Völkern ihre Spuren hinterlassen hat und auf die Verschiedenheit der heißen Wüstenländer Afrikas von den gemäßigten Ländern Mittelasiens sich zurückführen läßt. Paulus prägt den Unterschied einfach aus in den Worten (1. Kor. 1. 22): „Sintemal die Juden Zeichen (Wunder) fordern und die Griechen nach Weisheit (Beweisgründen) fragen.“ Die selbe Grundverschiedenheit ist noch in der Gegenwart herrschend. Es geschieht den christlichen Sendboten in den oberen Nilländern, daß sie aufgefordert werden zur Beglaubigung ihrer Lehre Wunder zu verrichten, Regen zu schaffen und gleich Elias (1. Kön. 18) den Vorzug ihres Glaubens dadurch zu erweisen, daß sie die einheimischen Priester durch Wettopfer im Regenmachen überwinden. Wenn ihnen solches gelänge und ihre Wundergabe beständig sich erwiese, so würden ganze Völkerschaften sich bekehren ohne weiter nach dem Inhalte des neuen Glaubens zu fragen. Da sie aber keinen Regen machen können wann es verlangt wird: so laufen sie Gefahr zur Zeit der Dürre gesteinigt zu werden wenn sie nicht zeitig entfliehen. Bei sinesischen und tibetanischen Priestern dagegen finden christliche Glaubensverkünder willig Gehör; allein ihrer Aufforderung zum Übertritte begegnet die Frage: „Mit welchen Gründen willst du beweisen daß deine Lehre die richtige sei?“ Der selbe Unterschied deutet sich auch in schwachen Spuren in den Völkern Europas an: je mehr sie im Bereiche des Mittelmeer-Beckens Afrikanisches (ägüptisch-semi-

tisches) in sich aufgenommen und in ihrer Entwicklung verwendet haben desto stärker der Wunderglaube und geringer die Forschung; je weniger Wunder Eingang gewonnen desto stärker die Forschung der Zweifel und die Frage nach einer Begründung durch Beweise statt durch Wunder. Der Unterschied tritt nicht allein hervor zwischen den Bewohnern des Mittelmeer-Beckens und denen nördlich der Wasserscheide sondern auch im Becken selbst; denn der wundergläubige Neapolitaner ist darin sehr verschieden vom Toskaner oder Lombarden, der Andalusier Spaniens von dem Catalanen: je nach dem Maße, in welchem das Blut der dunklen Völker in den Adern rollt hat der Wunderglaube Gewicht. Der Wüstenbewohner Afrikas vermag und vermogte die unablässigen starken Schwankungen der Lebensverhältnisse seiner Heimat nur als eine Folge von Willkürlichkeiten der höchsten Übermacht zu erkennen und forderte von jedem Höherbegabten daß er den höchsten verderblichen Willen zu lenken wisse, Wunder verrichte. Der Mittelasiate dagegen, Bewohner gemäßigter Länder, erblickte im regelmäßigen Verlaufe der Lebensverhältnisse seiner Heimat das Gesetzliche und die begründete Ordnung, lernte denken und verlangte für jede neue Lehre überzeugende Beweisgründe. Diese verschiedenartigen Eindrücke des Kindesalters haben sich beiden Menschenstämmen so tief eingeprägt daß sie auch längst nach dem Verlassen der Urheimat Grundneigungen der abstammenden Völker verblieben, ihre Vorstellungen in dem Verhältnisse scheiden wie die beiderseitigen Völker ihr Ursprüngliches beibehalten konnten.

Diese Grundverschiedenheit im Wesen der Judenchristen und Heidenchristen veränderte vollständig den neuen Glauben; denn bei zunehmendem Übergewichte der Heiden ward der Jesusglaube stufenweise umgewandelt von einer im Judenthume stehenden Sekte zu einer unabhängigen Religion wesentlich verschiedener Gestaltung. Die Judenchristen fanden Jesus Beglaubigung in den zahlreich verrichteten Wundern und im eintreffen der Weissagungen des Alten Testamentes; sie setzten alle ihre Hoffnungen auf die verheißene baldige Wiederkunft Jesu zur Aufrichtung des neuen Reiches Israel und bekümmerten sich wenig um die Lücken in der Lehre. Die Heidenchristen dagegen forschten nach Gründen, wollten eine zusammenhängende Lehre als Glaubensgebäude aufstellen; sie betrachteten Jesu verheißene Wiederkunft als geschehen in der Auferstehung und wiesen die Aufrichtung eines neuen Judenreiches von sich ab.

Allerorts waren die übergetretenen heidnischen Priester am geeignetsten die Verhältnisse der neuen Gemeinden zu ordnen; sie bemüheten sich die unzusammenhängenden Lehren zu begründen und zu verbinden, die Gemeinde-Angelegenheiten zu gestalten und die Zusam-

menkünfte feierlich auszustatten. Es lag ihren Anschauungen und Gewohnheiten am nächsten alles zur Ergänzung Erforderliche aus dem umgebenden Heidenthume zu entnehmen, dessen Gebräuche und Einrichtungen nicht weiter abgeändert zu werden brauchten als die nunmehr geltende Bezugnahme auf ein höchstes Wesen es bedingte. Ebenso konnten die fehlenden Begründungen der neuen Lehre unbedenklich aus dem hochgebildeten Griechenthume entnommen werden, wenn sie nur der Einheit angepaßt werden konnten und das Vielgestaltete dem Einen untergeordnet ward.

Die Heidenchristen konnten den neuen Glauben an den Erlösertod Jesu aufnehmen, weil die Lehre von der Versöhnung rächender Übermächte durch stellvertretende Opfer auch bei den heidnischen Griechen und Römern eine herrschende Vorstellung gewesen war. Auch hegten sie die Überzeugung gleich den ihnen bekannten Semiten (Juden Fönikern und Karthagern) daß ein Versöhnungopfer um so wirksamer sei je höher und vollkommener das Sühnopfer gewählt werde oder sich darbiete und je qualvolleren Tod es erleide. Ebenso hatten sie die Vorstellung von der drückenden anwachsenden Sündenlast der Menschen; auch konnte es ihren gewohnten Vorstellungen nicht befremdlich erscheinen, daß gelehrt wurde der Höchste habe selbst ein Sühnopfer (Jesus) auserlesen um durch dessen Tod sich versöhnen zu lassen. Überdies mußte ihnen nachdem sie Christen geworden ihr vorheriger Götzendienst als eine schwere Sündenlast erscheinen, um deren Sühnung sie besorgt sein durften. Auch diese Last ward gesühnt durch Jesu stellvertretenden Opfertod und da diese Opferung des Einen für Alle ihren gewohnten Ansichten genehm war: so konnten sie mit den Judenchristen darin übereinstimmen daß Jesu sühnender Opfertod die Grundlage des neuen Glaubens bilden solle.

Das jüdische Passamahl war nach Jesu Vorgang beibehalten worden, nur ward aus dem häuslichen Mahle welches jede Familie geschieden feierte, nach Art der Püthagoräer und Essener ein gemeinschaftliches Mahl Gleichgesinnter und hatten die ersten Gemeinden beim anfänglichen Leben in Gütergemeinschaft es zum allgemeinen Gemeindemahle erweitert. Als jedoch die Gemeinden wuchsen, die Gütergemeinschaft nicht galt, auch die Wohlhabenden und übergetretenen Priester die Leitung in die Hand nahmen, also Selbstüberhebung hinzutrat, hatten die gemeinschaftlichen Ostermahle ein Ende. Ihrer Bestimmung das Andenken an den Opfertod Jesu wach zu halten (1. Kor. 11. 26) mußten sie aber erhalten werden; nur konnte oder wollte man nicht auf die jüdischen Familienmahle zurückgehen und wandelte sie deshalb in eine Kirchenfeier um bei der die Bedeutung des Festmahles ganz zurücktrat.

Auch die Taufe ward mit dem neuen Glauben angenommen; denn die Vorstellung von der reinigenden Bedeutung der Wassertaufe war dem Heidenthume noch geläufiger als den Juden; denen sie wahrscheinlich erst mit dem Adonaidienste zugeführt ward, dessen Taufe des Sonnenherrn im ehernen Meere (§. 39) als wichtiges Vorbild für alle dienen konnte. Die Taufe als reinigendes Bad war überdies bei den meisten Bildungvölkern (Ägüptern Chaldäern Indern u. a.) die Vorbereitung zu jeder höheren Weihe; selbst die heidnischen Nordländer späterer Zeit bedienten sich derselben.

Dagegen verwarfen die christlichen Priester die jüdischen Speisegesetze welche ihren Gewohnheiten widerstanden, am stärksten im Verbote des Schweinefleisches welches bei der hellen Menschheit von jeher besonders beliebt war. Von den Japanern und Sinesen an durch die ganze Ausdehnung der gemäßigten Zone bis zum atlantischen Meere, auch quer durch ganz Nordamerika und über die Südseeinseln, bilden die Völker einen breiten Gürtel von Schweinefleischessern; wogegen die dunkle Menschheit von Alters her dasselbe meidet und das Schaf (den Hammel) zur Lieblingspeise erhoben hat. Schon der jüdische Paulus (Apost. 15) fand sich genöthigt den Widerspruch der Farisäer-Christen in der Versammlung zu Jerusalem zu überwinden und durchzusetzen daß die übertretenden Heiden der jüdischen Speisegesetze überhoben sein sollten.

Da die Judenchristen, einem kleinem Volke entstammend, den aus großen Völkern übertretenden Heidenchristen weitaus an Zahl nachstanden: so konnte auch ihr Widerstand nicht verhindern daß mehr und mehr das Heidnische bedingend ward, das Jüdische nur dann und soweit zur Geltung kam wie die heidnischen Vorstellungen es stützten. Das Jüdische mußte von der Gnade des Heidenthumes fortleben oder in Ermangelung dahinschwinden. Es zeigt sich dieses am stärksten im Untergange der mosaischen Gesetze, obgleich Jesus selbst (Matth. 5. 19) ihre Nachlebung bis in das Kleinste drohend empfohlen hatte; ferner im aufgeben der Hoffnung auf Jesu Wiederkunft die er selbst erregt und wachgehalten hatte, auch der eifrige Paulus wiederholt den Gemeinden einprägte und andersgläubige Christen darum verfluchte. Sie mußte dennoch schwinden weil das Heidenthum keine Anknüpfungpunkte dafür bot, vielmehr der jüdische Maschiachglaube in Betreff der Aufrichtung des neuen Reiches Israel ihm fremd oder zuwider war und blieb.

§. 187. Dem Einflusse des überwiegenden Heidenthumes ist es lediglich zuzuschreiben, daß das **siegende Christenthum heidnisch**

ward, indem es dorther seine Lehre seine Einrichtungen und seinen Tempeldienst empfing.

Die übergetretenen heidnischen Priester konnten nur sehr ungeneigt sein einfache Mitglieder zu werden und den neuen Glauben von umher reisenden Handwerkern sich lehren zu lassen, denen sie an Kenntnissen weitaus überlegen waren. Zudem hatten sie nichts erlernt was sie in anderer Weise ernären konnte, und da die Angesehenen der neuen Gemeinden einsehen mußten daß es bleibender Anordnungen bedurfte: so boten sich von beiden Seiten Gründe um eine ständige Priesterschaft einzusetzen. Die heidnisch gewesenen Priester waren am geneigtesten dazu, weil sie als Eingeborene die Bezüge des täglichen Lebens und Verhältnisse der Gemeindeglieder besser kannten als die jüdischen Fremdlinge; sie besaßen auch die Kenntnisse um den streitenden Priestern des alten Glaubens mit überzeugenden Gründen entgegen zu treten und durch hergebrachte Vorstellungen die Lücken des neuen Glaubens so zu ergänzen wie es ihren ebenfalls heidnisch gewesenen Gemeindegenossen am ehesten einleuchten konnte. Bei zunehmendem Wohlstande und Einflusse der Gemeinden wurden größere Gebäude erforderlich zu den Versammlungen; auch mußte sich die Christengemeinde einer Stadt in mehrere trennen jede mit ihrer besonderen Verwaltung im abgegränzten Gebiete; es bildeten sich je nach den Stadttheilen reiche und arme Gemeinden. Die Priester und wohlhabenden Gemeindeleiter, den ehemaligen Gewohnheiten anhängend, strebten durch äußeren Glanz das Ansehen der neuen Religion zu heben, den Heiden zu zeigen daß sie nicht länger die verachtete Lehre des niederen Volkes sei sondern ihnen als ebenbürtig gelten dürfe.

Das wachsende streben, durch bekehren der Heiden das Übergewicht zu erlangen um den gedrückten zum herrschenden Glauben zu machen, mußte dahin führen zum erleichtern des Übertrittes den neuen Glauben den Heiden thunlichst zu nähern, zu dem Ende aus dem Heidenthume möglichst Vieles herüber zu nehmen d. h. Alles was nicht geradezu verboten war in dem dürftigen Inhalte der Evangelien und Apostelbriefe. Die anfänglichen Gemeinden der Judenchristen waren stolz darauf gewesen das Evangelium der Armen, des niederen Volkes zu bekennen, demüthig in prunkloser Verborgenheit jedes Aufsehen zu vermeiden. Die Heidenchristen dagegen traten hervor und begannen im weiternn Verlaufe den Wettstreit mit den Heiden, erweiterten und ergänzten das Glaubensgebäude und die Einrichtungen ihrer öffentlichen Andacht, bis sie dem örtlich Gewohnten möglichst nahe standen und den Vergleich mit dem Glauben ihrer heidnischen Mitbürger nicht zu scheuen brauchten. Das Priesterthum entwickelte

sich nach heidnischem Vorbilde in festen Rangstufen; der Name des Stifters ward aus dem jüdischen „Jeschua“ in das chriechische „Jesus“ übersetzt, seine Bezeichnung als Gesalbten (Maschiach) in das gleichbedeutende griechische „Christos“ verwandelt und nebenher dem jüdischen das Wort Messias nachgebildet; die jüdische Mirjam ward Maria; die jüdischen Evangelien und Apostelbriefe verschwanden spurlos vor ihren griechischen Abfassungen. Die Ausschmückung der Tempel und Priester bildete sich ebenfalls griechisch oder römisch aus: der Opfertisch (Altar) ward eingesetzt um das Mahl zum Andenken des Sühnungstodes Jesu zu spenden; der Rednerstul (die Kanzel) ward Nebensache, als eingedrungenes Verlegenheiten bereitendes Geräth irgendwo hingestellt oder angehängt, unterlag er einer Zurücksetzung die noch heutigen Tages in Christenkirchen auffällt, die den Altar in einem besonderen Heiligthume (dem Chore) enthalten, dagegen die Kanzel außerhalb in dem Raume des Volkes (der Laien). Die Priesterkleider und Ausschmückungen wurden dem örtlich geltenden Heidenthume entnommen, und da Griechen und Römer das Meiste von den Ägüptern entlehnt hatten, so wurden deren Farben und Formen auch in das Christenthum hinüber genommen: die Farben des Tag-Osir (roth und weiß) und die langen Röcke der unbehosten Ägüpter und Semiten verewigten sich in den Priestergewändern aller Jahrhunderte; der Krummstab des richtenden Osir vererbte im Krummstabe der Bischöfe; die gehörnte Kopfbedeckung der Priester des Nacht-Osir (dessen Stellvertreter auf Erden der Apisstier) ging über auf die christlichen Priesterhüte; die Tonsur der Priester, die künstliche Glatze mit dem Haarrande als Bild des stralenden Sonnenherrn Osir, ging über zum Christenthume; das Weihwasser, die Räucherungen und Salben, der Isiskelch mit dem stralenden Sonnenbilde des OSIR als Deckel, die Isisklingeln, (sämmtlich aus Ägüpten stammend), Musik Gesang, knien zum Beten, Verbeugungen vor dem Heiligsten, Wechselgesänge und Reden zwischen Priester und Gemeinden. Das ägüptische Frühlingsfest bei der ersten Jahresernte ward als Osterfest nach Ländern verpflanzt wo im April noch Schnee liegt und die Ernte drei Monate später erfolgt. Nach der April-Ernte in Ägüpten folgt 50 Tage lang der dörrende Wüstenwind (Chamsin = 50) worauf die Nilschwellung beginnt, freudig begrüßt durch ein neues Fest; in Europa als Pfingsten gefeiert, wegen ausströmen des heiligen Geistes am Pfingstfeste. Ebenso ward das Geburtsfest des Sonnenkindes zur Zeit der kürzesten Tage umgedeutet zum Geburtstage des Jeschuah (Weihnacht); welches nirgends in der Bibel bezeichnet ist. Das Fest des Feuerherrn (MLK) im Mittsommer ward zum Johannisfeste mit Feuern; das Herbstfest Süriens zur Zeit der Weinernte (Laubhütten)

ward Michaelisfest. Selbst der Gestalt Jesu gaben die Künstler das Gepräge des jüngeren Sonnenherrn: geneigtes Haupt, wallendes gescheiteltes Har, mildes Antlitz, spendende Hände und Stralenkreis. Die Himmelskönigin der Ägüpter (ISIS) und Semiten mit ihrem Sonnenkinde lebte fort in der Mutter Jesu (Gottes) mit Stralen- oder Sternenkranz und dem Christuskinde. Die heidnischen Schutzgötter der Städte Ortschaften Familien und Einzelen lebten fort in den christlichen Heiligen, denen ebenso Bildzeichen gegeben wurden zum erkennen. Heilige Orte zum wallfahrten wurden beibehalten, aber christlich umgedeutet; Weihgeschenke darin nieder gelegt oder aufgehängt wie vordem im Heidenthume; heilige Gräber entdeckt und geweiht, auch heilige Gebeine in Laden bewahrt zum verehren, heilige Gewänder und Geräte u. s. w. ganz wie im vorherigen Heidenthume. Alle heidnischen Feste wurden beibehalten; ihre Sagen und Göttergeschichten wurden unmittelbar umgedeutet zu christlichen; mehrfach umgeändert und ausgeschmückt um für mehrere Heilige nuzbar zu werden. Die reichhaltige Anfertigung von Stammschriften (§. 189) ward fortgesezt in dichterischen Sagen und Erzählungen bis das Christenthum eine Fülle von heiligen Geschichten erlangte; wundervoll über die Maßen aber wenig belehrend und fortbildend. Alles was dem Christenthume Ansehen und Genuß verschaffen konnte, ging wie früher aus Ägüpten mit dem prunkenden Sonnendienste in die griechischen und römischen Tempel getragen, nunmehr aus diesen in die christlichen Kirchen über. Der vornehme Heide welcher dem Christenthume beitrat stieg nicht hinab zum niederen Volke in Winkel-Bethäuser, sondern begab sich unter Seinesgleichen in gewohnte Tempel, fand gewohnten Schmuck, bekannte Gebräuche und konnte dazu die einfacheren Vorstellungen des Christenthumes leicht aufnehmen. Das zerrüttete Heidenthum konnte diese Bewerbung nicht aushalten, denn das Christenthum hatte ihm anfänglich das niedere Volk entzogen dessen Gebüren allenthalben am meisten beitragen zum Unterhalte der Priester; jezt entzog es ihm auch die Angesehenen welche bis dahin dem Heidenthume Glanz verliehen hatten. In Folge dessen mußte sein stocken bald in Rückbildung übergehen, die zum aussterben des Heidenthumes fortschritt.

Der Jesusglaube ward im 4. Jahrh. nach Chr. G. der herrschende in der gebildeten Welt des Mittelmeerbeckens und dehnte sich allmälig weiter hinaus. Die Priester nahmen auch aus dem Judenthume der biblischen Stammschriften die Vorstellungen auf welche ihren Gewohnheiten entsprachen, wie z. B. die Stellung als Mittler zwischen dem Höchsten und den Menschen, den Priestersegen, die Fürbitten u. a. Im Judenthume wie im Heidenthume wurden die Priester als Vermittler anerkannt; die Opfer mußten durch ihre Hände bereitet und

dargebracht werden; sie vertraten die Stelle des Höchsten, indem sie darüber entschieden welche Opfer ihm annehmbar (rein) seien; sie übermittelten die Wünsche und Danksagungen der Menschen und verkündeten dagegen dem Einzelen wie dem ganzen Volke die höheren Befehle, Gebote wie Verbote, Verheißungen Drohungen und Flüche. Diese hergebrachten Vorstellungen waren dem Priesterthume überaus günstig, auch den gangbaren Ansichten von der Würde des höheren Wesens angemessen, welches nach fürstlichem Gebrauche, der noch jetzt gilt in Asien, nicht unmittelbar mit dem Volke verkehrt, sondern seiner Würdenträger als Vermittler sich bedient und seinen Willen durch Herolde verkündet. Die Neuchristen, Juden wie Heiden, waren daran gewöhnt gewesen, und weil Anderes oder entgegen stehendes von Jesus nicht befohlen worden war, so ließ das Volk auch als Christ sich gern gefallen daß die Priester als Mittler zwischen Gott und dem Menschen sich hinstellten und aus dem Judenthume wie dem Heidenthume einführten was dieser Mittlerstellung gemäß war. Sie segneten das Volk mit dem JHOH-Molochsegen (4. Mose 6. 24), nur daß sie an Stelle des grimmen Moloch den Christenherrn setzten, jenen Namen auf den örtlich geltenden Höchsten deuteten, Theos der Griechen oder Deus der Römer, späterhin auf den Gott der Teutonen oder den Bog der Slaven; obwol der grimme Moloch ihnen allen so unänlich war wie die Nacht dem Tage, der im Dunkel wohnende Feuerherr dem im Lichte lebendem Himmelsherrn. Sie verleugneten den Unterschied und segnen noch gegenwärtig ihre Gemeinden mit anrufen des Moloch (Herrn). Sie setzten den heidnischen oder jüdischen Opfertisch, auf dem die Opfer geschlachtet und verbrannt worden waren, in den christlichen Tempel um ihn zum bevorzugten Haupttheile zu machen, zum Bestimmenden des ganzen Baues; schieden auch einen heiligen Raum für ihn ab, der bei den älteren Christen, den griechisch-katholischen, noch jetzt durch große Gitter vom Kirchenraume des Volkes getrennt wird. Als das siegende Christenthum in die leeren Heidentempel einzog, in den Besitz der Geräte Bildsäulen und Ausschmückungen gelangte, ward die Umwandlung eine vollständige; es ward mehr und mehr ein christlich gedeutetes Heidenthum. Wie in Armenien der Haupttempel der Mondherrin Artemis durch entfernen ihrer Bildsäule zum Christentempel ward, so weihete man in Efesus den Dianentempel dem St. Johannis; in Rom wird noch heutigen Tags in der Peterskirche einem bronzenen Jupiter der Fuß geküßt, weil die Priesterschaft ihn von Alters her zum heiligen Petrus umgetauft hat. Das ursprünglich Wichtigste, die Lehre hat mit dem dazu erforderlichen Rednerstule (der Kanzel) zurückweichen müssen vor dem heidnischen Opfertische; denn als das Heidenthum seine üppige Fülle ausbreitete mußte das rein Jesuliche,

die lehrende Predigt, bei Seite gedrängt werden; die Kanzel fand keinen Raum im Allerheiligsten, ward hinaus gesetzt in den Raum des ungeweiheten Volkes und der ihr gebürende Platz über dem Altare ward mit Gemälden und Schmucksachen verhängt: das Heidenthum wollte nichts Jesuliches über sich dulden. So verblieb es bis jetzt in den Kirchen der meisten Abtheilungen des Christenthums.

§. 188. Ebenso willige Aufnahme aus dem Judenthume und Heidenthume fand bei der Priesterschaft der Glaube an die **Übertragung des heiligen Geistes.**

Die ursprüngliche Vorstellung vom heiligen Geiste war im Laufe der Zeit im Judenthume bedeutsam erweitert worden (§. 49): zur Zeit Moscheh ward der heilige Geist durch Hände auflegen mitgetheilt als Gabe der Weissagung; zur Zeit Jesu oder seiner Apostel umfaßte die Mittheilung des heiligen Geistes durch auflegen der Hände nicht allein die Gabe der Weissagung sondern auch der Wunderverrichtung, des Verständnisses der Jesulehre und predigen in vordem unbekannten Sprachen. Jesus hatte diese Gabe seinen Jüngern verliehen und konnte sie also nur durch diese übertragen werden; weshalb denn die durch Philippus Bekehrten (Apost. 8), um den heiligen Geist zu empfangen des Händeauflegens von Petrus und Johannis bedurften. Von den Jüngern vererbte sich die Gabe der Weiterverleihung auf ihre Nachfolger und gelangte auf diesem Wege zu der sich ausbildenden Priesterschaft, die sich bewogen fand die vorherige ausgedehnte Anwendung zu beschränken um einen Vorzug ihres Verbandes daraus zu machen. Zur Zeit Moses waren die Häupter des Volkes damit begabt worden und hatten geweissagt; zur Zeit Schemuels ward nicht allein der König Schaul sondern auch seine Boten damit begabt, so daß sie weissageten. Zur Apostelzeit ward der heilige Geist auf tausende des Volkes übertragen, deren Aufnahme in das Christenthum mittelst der Taufe auf den Namen Jeschua (Apost. 8. 15, 16) vervollständigt ward durch die Begabung mit dem heiligen Geiste.

Dieses jüdische Gepräge der Allgemeinheit streifte die christliche Priesterschaft ab: sie wollte nicht länger anerkennen daß die Mittheilung des heiligen Geistes durch Hände auflegen auch dem Einfältigsten die Gabe verleihe den neuen Glauben zu verkünden. Den Judenchristen war der Jesusglaube ihrem semitischen Grundzuge gemäß eine höhere Offenbarung, zu deren Verkündung jedes Werkzeug ausreiche, Boten des Königs Saul wie einfache Fischer und Handwerker als Boten Jesu, weil die Begeisterung sie willenlos leite. Der griechisch-christlichen Priesterschaft dagegen war der Jesusglaube ihrem arischen Grundzuge gemäß eine Lehre die begründet und erwiesen werden solle,

wozu es der Kenntnisse bedürfe, die nicht jeder Bote oder Fischer und Handwerker besitze sondern nur den dazu gebildeten Priestern innewohnen könne. Die Priesterschaft schloß deshalb das Volk aus vom empfangen des heiligen Geistes, brachte die Lehre aus dem Allgemeinbereiche in den Besitz ihres Verbandes und verkündete die hauptsächlichsten Lehrsätze als Geheimnisse; zu deren Deutung nur ihre Mitglieder berufen sein könnten, weil sie zuvor den Unterricht empfangen und erst dann durch Hände auflegen der Geweiheten mit dem heiligen Geiste begabt worden seien. Dadurch sicherten sie sich in den Tempeln außer dem Opfertische (Altare) auch den Predigtstul (die Kanzel) zum ausschließlichen Gebrauche.

Bei der Allgemeinheit der Abfassung und der Lückenhaftigkeit der Lehren Jesu konnte es nicht fehlen an Meinungen über die Anwendung und notwendige Ergänzung derselben. Anfänglich wendeten sich die Gemeinden an die Jünger zu Jerusalem (Apost. 15) in der nächstliegenden Voraussetzung daß diese am besten Jesu Aussprüche kennen müßten. Allein die Jünger und Ältesten waren so wenig der Aufgabe gewachsen, daß sie im ersten Anlaufe die Geltung des mosaischen Gesetzes preisgaben. Diese Berufung konnte um so weniger ausreichen als die Jünger starben, die Gemeinde zu Jerusalem arm und hilflos verkümmerte, die Entfernung der sich ausbreitenden Gemeinden immer größer ward und zuletzt die Zerstörung Jerusalems (70 nach Chr. G.) die Stammgemeinde zersprengte. Zudem widerstand es den Heidenchristen, von jüdischen Grundlagen ausgehende Entscheidungen auf ihre heidnisch geformten Lehren und Einrichtungen wirken zu lassen, und die überlegene Befähigung der griechischen und römischen Priester vermogte unbedingt zutreffender zu urtheilen als die Begeisterung der verkommenen heimatlosen Semiten. Die Priesterhäupter der großen und wohlhabenden Gemeinden genossen überwiegendes Ansehen; Männer von hervorragender Gelehrsamkeit wurden Schiedsrichter der Streitfragen. Da aber ihre Kenntnisse heidnischen Ursprunges waren: so ward unmerklich mit heidnischem Verstande und aus heidnischen Vorstellungen das lückenhafte christliche Lehrgebäude ergänzt und ausgebaut.

Je mehr das Gebiet des neuen Glaubens sich ausbreitete, die Mittelpunkte großer Gelehrsamkeit an Zahl zunahmen (Alexandrien Konstantinopel Rom Karthago u. a.), mehrten sich die Schwierigkeiten des Verständnisses, indem die zahllosen Verschiedenheiten des örtlichen Heidenthumes in das Christenthum eindrangen und mit gleicher Zerrüttung bedroheten. Jede Schule suchte ihren Ansichten allgemeine Geltung zu verschaffen; die notwendigen Folgen waren Zwistigkeiten und gegenseitige Verfluchungen.

§. 189. Um die wünschenswerthe Gleichmäßigkeit zu erlangen hatten die Priester anfänglich Kreisversammlungen gehalten, an denen Jeder theilnehmen konnte, in der aber die an Kenntnissen und Stellung Hervorragenden die Beschlüsse leiteten. Allmälig strebten diese danach die niedere Priesterschaft hinaus zu drängen, was um so schwieriger war als denen die Gabe des heiligen Geistes nicht abgesprochen werden konnte. Es gelang erst bei Ansetzung **allgemeiner Kirchenversammlungen** (Concilien), deren Besuch weite Reisen erforderte zu denen den meisten Priestern die Mittel fehlten. Nur die höheren Priester kamen zusammen, um zu entscheiden anzunehmen oder zu verdammen; die am Orte vorhandene und aus der Nähe sich ansammelnde niedere Priesterschaft durfte man zurücksetzen oder abweisen als einem engen Bezirke angehörig.

Als allgemeine Kirchenversammlungen, im Namen aber nicht durch Vertreter der ganzen Christenheit gehalten, werden anerkannt folgende:

1)	zu Nicäa, erste	325	n.	Chr.	G.	geh.	v.	319	Bischöfen,
2)	„ Konstantinopel, erste	381	„	„	„	„	„	150	Kirchenvätern,
3)	„ Efesus	433	„	„	„	„	„	200	Bischöfen,
4)	„ Chalcedon	451	„	„	„	„	„	330	Kirchenvätern,
5)	„ Konstantinopel, zweite	553	„	„	„	„	„	165	„
6)	„ Konstantinopel, dritte	681	„	„	„				
7)	„ Nicäa, zweite	787	„	„	„	„	„	530	„
8)	„ Konstantinopel, vierte	861	„	„	„				
9)	„ Rom, erste	1122	„	„	„	„	„	400	„
10)	„ Rom, zweite	1139	„	„	„	„	„	1000	„
11)	„ Rom, dritte	1179	„	„	„	„	„	300	„
12)	„ Rom, vierte	1215	„	„	„				
13)	„ Lyon, erste	1245	„	„	„				
14)	„ Lyon, zweite	1275	„	„	„				
15)	„ Vienne	1311	„	„	„				
16)	„ Konstanz	1414	„	„	„				
17)	„ Basel	1436	„	„	„				
18)	„ Trident	1545	„	„	„				

Wie die Folge der Versammlungörter zeigt war im Bereiche der Christenheit der Ort des maßgebenden Einflusses allmälig von Osten nach Westen vorgerückt. Anfänglich lag im griechischen (oströmischen) Kaiserreiche der Schwerpunkt der Christenheit: der Patriarch zu Konstantinopel bestimmte den Versammlungort, war Haupt der Versammlung; der Kaiser ordnete von seinem Sitze zu Konstantinopel die statlichen Bezüge des Christenthumes. Späterhin (unter Karl dem Großen)

ward das westeuropäische Kaiserthum herrschend; der römische Bischof riß sich los von der Oberherrschaft des Patriarchen, berief als Papst die Kirchenversammlungen nach seinem Wohnsitze zu Rom, die aber von den Griechisch-katholischen weder besucht noch als giltig anerkannt wurden. Als er im 13. Jahrhunderte von den Königen Frankreichs abhängig, späterhin sogar ihr Gefangener zu Avignon ward, mußte er die Kirchenversammlungen 13, 14, 15 nach Frankreich berufen. Als nach seiner Befreiung die deutschen Angelegenheiten in den Vordergrund traten fanden sie an den Grenzen des deutschen und italienischen Gebietes statt.

Vom stärksten Einflusse auf die fernere Gestaltung des Lehrgebäudes waren:

die Versammlung zu Nicäa 325 welche festsetzte daß Jesus Gottes Sohn und dem Vater gleichzustellen sei. Dadurch ward wider den Arian und seine mächtigen Anhänger, welche lehrten daß Jesus ein Geschöpf gewesen sei, die Zweieinheit Gottes zum Glaubensatze gemacht;

die Versammlung zu Konstantinopel 381 welche den heiligen Geist zur dritten Person in der Gottheit endgiltig erhob und an die Stelle der Zweieinigkeit Gottes die Dreieinigkeit zur allgemeinen Anerkennung brachte;

die Versammlungen zu Efesus und Chalcedon, welche festsetzen daß in Jesu zwei Naturen vereinigt gewesen seien, eine göttliche und eine menschliche.

Schon in diesen ersten Versammlungen trat eine bleibende Glaubensspaltung ein bei Eörterung der Frage vom ausfließen des heiligen Geistes. Die östliche griechische Abtheilung nahm an er gehe nur vom Gott-Vater aus, wogegen die westliche römische Abtheilung geltend machte daß er auch vom Gott-Sohne erfließe. Da jede der beiden Parteien unzweideutige Aussprüche der Bibel für ihre entgegenstehende Ansicht zum Belege hatte: so konnte keine Vermittlung erfolgen; zumal da man jederseits stark genug sich fühlte einem etwaigen anders entscheidenden Beschlusse den Gehorsam verweigern zu können. Es machte schon damals als Grundfehler aller Kirchenversammlungen sich geltend, daß, weil niemand verpflichtet war zu erscheinen, die Zusammensetzung nur eine willkürliche oder zufällige sein konnte also jedesmal verschieden war; weil auch keine zu erzwingende Unterordnung stattfand, es den Verhandlungen so sehr an Würde fehlte, daß sie oft mit Lärmen Geschrei und selbst Schlägereien geführt wurden. Da überdies niemand verpflichtet war die Abstimmungen als unfehlbare und endgiltige anzuerkennen, jedenfalls in seinem widerstreben auf Unterstützung irgend woher rechnen durfte, so konnte die Einheit nur

erreicht werden indem die siegende Partei die ausführende Hilfe der Statsgewalten anrief. Die anzurufenden Statsgewalten wollten aber keine Beschlüsse ausführen, welche ihren Ansichten, d. h. ihrem Vortheile nicht entsprachen. Sie verlangten also daß die Beschlüsse in ihrem Sinne gefaßt würden, machten die Kirchenversammlungen zu ihren Werkzeugen der Art, daß z. B. der Dreieinigkeitbeschluß zu Konstantinopel 381 vom griechischen Kaiser der uneinigen Versammlung abgerungen ward, also der unwissende Kaiser entschied über den ihm fremden Glaubensatz so wie es für seine Machtstellung vortheilhaft erschien.

§. 190. Die Anerkennung der **Gottheit Jesu** war ein großer Sieg der Vorstellungen der Heidenchristen über die der Judenchristen.

Die Judenchristen hatten seine Wiederkehr als Held und Befreier erwartet, konnten Jesus als Gesalbten und Profeten des Herrn nur sich denken als begabt mit übermenschlicher Kraft, an der Spitze von Engelscharen wiederkehrend um alle Völker zu besiegen. Allein die Vorstellung einer Verkörperung Gottes lag nicht im Judenthume; denn selbst die hervorragendsten Heiligen des Volkes, wie Henoch Moses Aron Elias waren nur Menschen gewesen, hatten Wunder und Weissagungen verrichtet und waren zum Himmel gefahren gleich Jesus, ohne im Gedächtnisse des Volkes als göttliche Wesen fortzuleben; sie waren als erhabene Werkzeuge des Höchsten anerkannt, aber nicht zur Göttlichkeit erhoben worden. Allerdings waren die Juden in älterer Zeit Götzendiener gewesen, hatten zur Zeit des Moscheh eine Anzahl verschiedener Verehrungwesen neben einander gehegt, hatten auch späterhin die Spitze ihrer Götterwelt gewechselt (§. 41). Seitdem sie aber nach der Gefangenschaft den Eingottglauben gefaßt hatten, hielten sie mit ihrer beispiellosen Zähigkeit daran fest und nichts war im Stande sie davon abzubringen. Die semitischen Sprachen bedienen sich aber der Ausdrücke Vater (ab) und Sohn (bn) vielfach im bildlichen Sinne, zum bezeichnen einer hervorragenden oder untergeordneten Stellung: Vater der Musik (Kapellmeister) Vater der Kamele (Anführer der Karawane) u. s. w., in der Bibel: Kinder der elohim (Profeten oder Engel) Kinder Jsrael (untergeben dem Kriegswalter EL) u. s. w. alles bildlich gemeint; wie noch jetzt die Menschen sich Gottes Kinder nennen. Jesus indem er sich „Menschensohn“ nannte, folgte dem Sprachgebrauche, auch wenn er Gott (EL) bezeichnete als seinen Vater oder unsern Vater; ebenso seine Zeitgenossen. Nur die Heiden hatten Göttersöhne und deshalb die Heidenchristen aus ihrem vorherigen Glauben zahlreiche Vorstellungen von stattgehabten Verkör-

perungen himmlischer Wesen in das Christenthum übertragen. Der ägüptische Hor wie der griechische Herakles, der persische Mithrasch wie der Perseus der Hellenen waren Göttersöhne (Sonnenhelden); von denen dreie im Erdenleben Heldenthaten verrichtet hatten und zum Göttersitze zurückgekehrt waren. Es war ihren gewohnten Vorstellungen entsprechend, dem Helden des Christenthumes eine gleiche Stellung beizumessen, seine Himmelfahrt nicht als Erhöhung eines Profeten, sondern als Rückkehr des Sohnes zur himmlischen Heimat aufzufassen, also auch seine Erscheinung auf Erden als Wirkung göttlicher Erzeugung zu erklären. Die Erhebung Jesu zum Gottessohne geschah erst 325 Jahre nach seiner Geburt, zeigt also deutlich wie lange die Vorstellungen der Judenchristen das Übergewicht behauptet hatten. Arius, Presbüter zu Alexandrien, welcher damals predigte daß Gott untheilbar und Jesus als sein Geschöpf aus nichts erschaffen sei, war demnach ein Conservativer, der die semitische Grundvorstellung festhaltend der heidnischen Neuerung Widerstand leistete; deren Geltung erst nach heftigem Streite durch langdauernde blutige Verfolgungen zu Gunsten des Heidenthumes festgesetzt ward. Die Lehre von der Gottheit Jesu ward eine gewichtige Waffe dem noch mächtigen Heidenthume gegenüber, dessen Vertheidiger sich berufen konnten auf die oftmaligen Erscheinungen und Einwirkungen ihrer höchsten Wesen; wogegen die Christen für ihren Gott nichts weiter anzuführen hatten als die zerstreueten Aussprüche eines jüdischen Lehrers, eines Mannes aus dem verachteten schwärmerischen Volke, dessen Mangel an Götterbildern man als Gottlosigkeit deutete und ihre gedrückte Stellung als Strafe der Götter für ihren Atheismus. Die Vergöttlichung Jesu war schon längst im Volke geschehen, dessen Fassung und Gewohnheiten ein Mensch gewordener Gott weit angemessener war als ein unsichtbarer unermeßlicher Geist, der niemals in begränzter eigener Form erschienen sei und den menschlichen Sinnen kein Bild seines Wesen einzuprägen vermogte. Indem die Kirchenväter zu Nicäa die Gottheit Jesu zum Glaubensatze erhoben, genehmigten sie nur willig oder notgedrungen was das Volk längst beschlossen und ausgeführt hatte; sie vermieden die Spaltung in jüdisch gesinnte Eingottchristen (Arianer) und heidnisch gesinnte Jesuschristen; sie retteten die Einheit der Christenheit durch die Zweieinigkeit Gottes.

Die Vergöttlichung Jesu ward eine Brücke für das Heidenthum, indem sie die weite Kluft zwischen dem christlichen ungeformten unfaßbaren Eingotte und der heidnischen faßlichen Götterwelt aus menschenänlichen Wesen ausfüllte mittelst des Gottmenschen, dessen Erdenleben an die Menschenformen und die menschlichen Erscheinungen der Götter anknüpfte, dessen Gottleben dagegen unmittelbar an den

Höchsten schloß, änlich den menschgewordenen Göttersöhnen des Heidenthumes. Die rückständige Menge hatte bald nach der Einführung des Christenthumes begonnen den gekreuzigten Erlöser zum Gegenstande ihrer Anbetung zu machen; wozu einestheils die bildlichen Darstellungen führten, welche man zum Andenken an seinen Opfertod allenthalben selbst auf Hausgeräthen und Trinkgefäßen anbrachte; anderntheils die allgemein menschliche Vorneigung für Helden und zur Heldenverehrung. Bei den edlen Helden genügt die ungewöhnliche Art ihrer Erscheinung und Thaten um sie zum Gegenstande der Verehrung zu erheben, und ihre Menschlichkeit stellt sie wiederum nahe genug um sie fassen zu können, das Verwandtschaftliche zu fühlen. Die Heldenverehrung findet sich zu allen Zeiten bei den Völkern, auch in der Gegenwart und zwar um so deutlicher je höher sie ihre außersinnlichen Verehrungwesen gestalten, je mehr sie also die Kluft erweitern und das Bedürfniß nach einer Ausfüllung fühlen, nach einer Vermittlung zwischen dem beschränkten Menschen und dem unbeschränkten unnahbaren seiner außersinnlichen Welt. Die Folge war, daß der unerfaßliche Weltenschöpfer im Bewußtseine der gläubigen Menge zurücktreten mußte gegen den menschlich faßlichen Jesus.

Noch stärker wirkte die Betrachtung des verschiedenen Verhältnisses beider zum Menschen: der erzürnte rächende und opferheischende Gott konnte die sanfteren Neigungen nicht so ansprechend erregen wie der milde versöhnende sich opfernde Jesus, dessen Unschuld und Weihung ihm alle Herzen gewinnen mußte. Die Folge war, daß der gekreuzigte Erlöser die Vorstellungen und Andachten der großen Mehrzahl überwiegend ausfüllte, so daß im Christenthume wie anderwärts mit Buddha, Odin u. a. geschehen die Heldenverehrung an die Stelle der Gottesverehrung trat und Jesus zum höchsten Verehrungwesen erhoben worden wäre, wenn nicht die Priesterschaft die Gottesverehrung dadurch vor dem Untergange gerettet hätte daß sie Jesus zum Gottessohne erhob. Damit hörte die volksthümliche Anbetung Jesu auf als gottwidrig und heidnisch zu gelten; denn nachdem sie in das Christenthum aufgenommen war, haftete nicht länger ein Vorwurf daran und kein Gewissen konnte sich fernerhin beschwert fühlen.

§. 191. Die vorgeschrittenen Häupter der Christenheit (Arius mit seinen Anhängern) welche der Gottheit Jesu widerstrebten, mogten vor allem die Befürchtung hegen, daß wenn der Glaube an die Einheit Gottes aufgehoben werde eröffne man dem Heidenthume den Eingang und lasse die Vielgötterei in anderen Formen aufleben. Die Befürchtung näherte sich ihrer Erfüllung als 56 Jahre später (381 nach Chr. G.) die Priesterschaft sich genöthigt fand

auch den Glauben an den **heiligen Geist als Gottheit** aufzunehmen.

Der heilige Geist war von der Apostel Zeiten her als eine Ausströmung Gottes betrachtet worden, welche den begabten befähige zur höheren Einsicht, zur Erkenntniß der reinen Lehre, zum weissagen, Wunder verrichten und predigen in fremden ungekannten Sprachen. Diese Gabe werde sowol durch unmittelbares himmlisches zuströmen verliehen wie auch durch Hände auflegen eines begabten. Erfüllt werden mit dem heiligen Geiste in der Gesellschaft Anderer, wie es den Aposteln am Pfingstfeste geschah (Apost. 2.) findet sich auch in älterer Zeit vom gesalbten Könige Saul berichtet (1. Sam. 10); daß der heilige Geist von einem begabten anderen mitgetheilt werden könne findet sich noch früher berichtet (4. Mose 11. 25) wo JHOH von dem Geiste Moses den 70 Ältesten mittheilt die dadurch zu Weissagern wurden. Es waren also altjüdische Vorstellungen vorhanden deren Bezüge sich erweitert hatten, indem der Begabung außer weissagen auch andere wunderbare Thätigkeiten entstammten. Während die Vorstellung von der Verleihung des heiligen Geistes die selbe geblieben war von Alters her, hatte die Deutung seiner Wirksamkeit im Menschen erheblich sich erweitert. Den Aposteln erschien aber auch die erweiterte Gabe des heiligen Geistes nicht ausreichend für alle Fälle; denn (Apost. 15) als Paulus und Barnabas nach Jerusalem kamen um über die Geltung des mosaischen Gesetzes die Entscheidung der Apostel einzuholen, fühlten sich die Apostel und die Stammgemeinde keineswegs durch den heiligen Geist befähigt die Frage sofort zu entscheiden, sondern man gelangte zum Beschlusse nur durch Berathungen und nach langem heftigen Streite. Über die Natur, die Art der sinnlichen Erscheinungen des heiligen Geistes findet sich eine Angabe in der Erzählung von der Taufe Jesu (Matth. 3. 16), daß er „gleich einer Taube“ vom Himmel herab gefahren und über Jesu gekommen sei; ein Bild wie es sich auch vorfand bei den Samaritanern welche zwischen Judäa und Galiläa wohnten.

Der jüdischen Vorstellung vom heiligen Geiste als Ausfluß des Höchsten (JHOH BAL Adonai EL) begegneten im Christenthume verwandte Vorstellungen der Griechen Römer nnd Morgenländer. Bei den Griechen war Pallas die göttliche Weisheit dem Haupte des Zeus entsprungen, wie bei den Römern Minerva dem Haupte des Jupiter; bei den Persern war die ganze Welt erfüllt mit oder entstanden aus göttlichen Ausströmungen; in Westasien war, vielleicht auf chaldäischem Grunde entstanden, eine Vorstellung herrschend vom Schöpferworte welches die Erschaffung der Welt begann und als Wesen gedacht ward. Dieses Schöpferwort (Logos = Wort Weisheit Verstand Schöpfer-

kraft) war den Griechen Alexandriens und Kleinasiens bekannt; man hatte es weitergehend als Schöpferwesen (Demiurg) gedeutet, als erstes Geschöpf des Höchsten, welches alsdann in seinem Auftrage die Welt erschaffen habe, der aus diesem Grunde die Vollkommenheit mangele. Andere gingen noch weiter indem sie annahmen der Demiurg sei aufsätzig geworden, in Folge dessen beim Höchsten in Ungnade gefallen und dieser gefallene Engel, das Haupt aller bösen Geister, werde dereinst aus der Verdammniß erlöst und in Gnaden wieder aufgenommen werden. Im Christenthume bei den Griechen ward anfänglich der Mensch Jesus zum göttlichen Logos erhöhet, zum Schöpferworte, welches im Anfange der Welt bereits vorhanden und mit Gott gleich war; eine Verbindung die auch im Evangelium Johannis (1. 1—18) ausgesprochen ist. Im fernen Osten gingen die Vorstellungen der persischen Christen höher hinaus; denn es lag die Opfervorstellung ihren gewohnten Ansichten weit ferner als die Deutung des heiligen Geistes als höchste Weisheit der Welt; deren Geltung sie so sehr auf die Spitze trieben daß der Weltenschöpfer wie der Erlöser dagegen zurückstehen mußten.

Der Kampf gegen die wachsende Bedeutung des heiligen Geistes war nicht durchzuführen; denn jeder Gläubige mußte anerkennen daß der vom Höchsten ausgehende heilige Geist einen Theil des höchsten Wesens bilde. Die Göttlichkeit war nicht zu bestreiten, und um zu verhüten daß er zur alleinigen Gottheit erhoben werde (dem der Weltenschöpfer untergeben sei als Demiurg und der Erlöser als Geschöpf), mußte der heilige Geist als dritte Person in die Gottheit aufgenommen werden. Wie man im Westen den Gott-Vater erretten mußte durch Vergöttlichung Jesu, so ward im Osten zum gleichen Zwecke die Vergöttlichung des heiligen Geistes nötig; beide Maßnahmen waren erforderlich um die Einheit des Christenthumes zu retten, welches anderenfalls in drei Theile zerfallen wäre. Seitdem konnte jede der drei Parteien ihre bevorzugte Gottgestaltung in dem dreieinigen Gotte der ganzen Christenheit wiederfinden, der den Weltenschöpfer den Erlöser und den heiligen Geist in sich vereinte, unter Anerkennung der Geschiedenheit jeder der drei Personen und gleichen Berechtigung jeder der drei Parteien. Im Christenthume war also bis 325 nach Chr. G. die Eingottheit herrschend, von 325 bis 381 die Zweigottheit, nach 381 ward es die Dreigottheit oder Dreieinigkeit, mit dem alleinigen Unterschiede daß die griechische Abtheilung den heiligen Geist nur vom Vater ausgehend dachte.

§. 192. Je mehr die menschliche Erkenntniß in das Gebiet der außersinnlichen Welt vorzudringen sucht desto schwankender werden

die Urtheile, sobald Vorstellungen dieser Art nach gedeuteten Änlichkeiten mit Vorgängen der Sinnenwelt durch die Einbildung geschaffen werden, also in der Wahl der Änlichkeiten wie in ihrer Deutung und Anwendung auf Außersinnliches den zahlreichsten Verschiedenheiten Raum gegeben wird. Diese Verschiedenheiten machten sich geltend als man Jesus zur zweiten Person in der Gottheit erhoben hatte, indem gefolgert werden mußte daß eine **Doppelnatur in Jesus** wirksam gewesen sei: eine göttliche von Ewigkeit her ihm innewohnend und eine menschliche mit der er für sein Erdenleben behaftet gewesen sei. Es ergaben sich daraus gefahrdrohende Folgerungen; denn wenn er als Gott auf Erden erschienen war, so mußte das Menschliche seines Lebens zurücktreten, ward vergleichsweise von keiner Bedeutung, sogar seiner Göttlichkeit unwürdig. Man fand sich gedrungen auch das Menschliche irdische seines Wesens zum Übermenschlichen zu erhöhen um es seiner Göttlichkeit angemessen zu gestalten; denn ein irdischer Leib mogte angemessen sein einer Menschenseele, aber das Gefäß eines Gottes mußte ein feineres sein. Dieser Gedanke ward von den Wohlmeinendsten am höchsten entwickelt und bis zu solcher Feinheit und Erhabenheit des Menschlichen in Jesu verflüchtigt, daß es fraglich erschien ob Jesus überhaupt als wirklicher Mensch gelebt und gelitten habe, ob er nicht vielmehr eine Erscheinung übermenschlicher Art gewesen sei die nur scheinbar die Leiden und den Tod erduldete. Diese Steigerung der Vorstellungen vom Wesen Jesu ward höchst gefährlich; nur an seiner Leiblichkeit und seinem menschlichen Leben haftete die Überzeugung von der geschehenen Erlösung; denn lediglich durch erdulden der Leiden und eines qualvollen Opfertodes konnte Gott versöhnt worden sein und dazu bedurfte es eines irdischen Leibes für Leiden und Qualen empfänglich. Wer also die Vorstellung von seinem Erdenwesen darüber hinaus steigerte zerstörte die Erlösung, welche nicht in höherer Erscheinung vollzogen werden konnte sondern nur durch wirkliches qualvolles und blutiges Leiden eines Opfers edelster Art und größter Reinheit, wie es die altsemitischen Vorstellungen zur unerläßlichen Bedingung machten und wie es auch den heidnischen Vorstellungen angemessen war. Dieser gefährliche Streitpunkt ward in den Kirchenversammlungen von 433 und 451 nach Chr. G. beseitigt, durch den Beschluß daß in Jesu neben seiner göttlichen Natur eine rein menschliche enthalten gewesen sei; daß er ohne Gefährdung seiner göttlichen Natur als Mensch gelebt und gelitten, durch menschliches Leiden und qualvollen Tod die Sühne vollzogen habe, ohne jedoch menschlichen Schwächen unterworfen gewesen zu sein.

§. 193. Die den Neubekehrten aus dem vorherigen Heidenthume innewohnenden Vorstellungen hatten auch in anderen Richtungen ihren Einfluß geltend gemacht und die **Heiligen-Verehrung** eingeführt.

Die Jugendzeit des neuen Glaubens war eine harte Schule. Ihre Bekenner, anfänglich als jüdische Sekte unter Griechen und Römern versteckt, hatten nicht allein die Verachtung zu tragen welche das verarmte unterdrückte und sich absondernde Judenvolk erdulden mußte, sondern wurden auch von den Juden ausgestoßen und verfolgt: sie litten also doppelt, mußten an den Nachtheilen des Judenthumes Theil nehmen ohne dessen Vortheile zu genießen. Je stärker aber der Druck von außen, desto größer der Zusammenhalt im Inneren und desto drängender der Trieb nach Ausbreitung. Als kleine jüdische Sekte hatte man sie nicht besonders beachtet; als sie aber über den Judenkreis hinaus die Heiden bekehrten, deren Priesterschaften die Einnahmen schmälerten, diese empfindlichste Seite alle Priesterschaften verletzten, begannen die Verfolgungen nnd Anklagen, welche in Rom um so eindringlichere Begründung fanden, als die friedfertigen und beschaulichen Lehren des Jesuglaubens unvereinbar waren mit den Grundlagen des römischen States. Die duldsamen Römer, welche die verschiedensten Verehrungweisen zuließen, so sehr daß Rom als Weltmarkt aller Filosofien Religionen Götter und Müsterien gelten konnte, verfolgten demungeachtet auf das heftigste die Bekenner des Jesuglaubens, weil sie darin bedenkliche Lehren entdeckten und zur Überzeugung gelangten, daß die Entsagung und widerstandlose Ergebung der Christen in alle Leiden, das ganze Reich den andrängenden Barbaren preisgäbe, wenn dieser Glaube allgemein würde. Um dem sichtbaren Untergange des ganzen Reiches vorzubeugen suchten sie den gefährlichen erschlaffenden Glauben im Keime zu ersticken; denn eine Lehre die ihre Bekenner davon abhielt Statsämter zu übernehmen und an der Kriegführung sich zu betheiligen, konnte nicht geduldet werden. Jeder Andersgläubige im römischen State mogte verehren welchen Höchsten er wolle, denken was ihm richtig schien, aber er durfte kein schlechter Statsbürger sein.

Es begannen die heftigsten Verfolgungen wider die statsgefährlichen Neuerungen der Christen, und weit entfernt davon den Launen übersättigter Wüstlinge zu entspringen, waren sie vielmehr am heftigsten unter der Herrschaft einsichtvoller kräftiger Kaiser, weil diese um so deutlicher die Statsgefährlichkeit der neuen Lehre überschaueten und um so stärker sich gedrungen fühlten ihre Ausrottung gründlich und unerbittlich durchzusetzen. An der duldenden Entsagung und widerstandlosen Ergebung der Christen scheiterte aber die Einsicht wie die

Macht der Kaiser: Tausende wurden eingekerkert gequält und hingerichtet; aber weit entfernt davon sich einschüchtern zu lassen, drängten sich Scharen anderer heran um durch leiden und sterben für den neuen Glauben zu Genossen des himmlischen Reiches sich zu erheben. Wenn auch Schwächlinge zu Hunderten abfielen, fühlten sich dagegen Tausende hingezogen zum Himmelsglauben, der seine Bekenner begeisterte zur freudigen Hingabe des Lebens.

Die gestorbenen Glaubensopfer (Märtürer) lebten fort im Andenken der Übrigen als Helden edelster Art, als Nachahmer des geopferten Jesu und nunmehrige Genossen seines himmlischen Reiches. Man errichtete ihnen Gedenkzeichen feierte ihre Todestage und suchte ihre Namen, die Kunde ihres Lebens und Todes der Nachwelt zu bewahren; jede Gemeinde war stolz auf die Blutzeugen welche sie aus ihren Genossen dem göttlichen Glauben zum Opfer gebracht hatte. Die beneidenswerthen erhabenen Märtürer waren Genossen der himmlischen Herrlichkeit geworden, deren Ahnung ihre Todesstunde zum freudigen Heimgange gestaltet hatte; sie befanden sich in der Umgebung des weltbeherrschenden Erlösers, der zurückgelassenen Genossen liebevoll gedenkend. Was lag näher als von ihrer höheren Einsicht Schutz und Hilfe zu erwarten, ihre Seelen anzuflehen um Vermittlung, damit Jesus indem er seine göttliche Macht zum Heile seiner Bekenner walten lasse im sorgen um das allgemeine nicht des Einzelen vergesse; dessen besondere Wünsche und Bedürfnisse der persönlich bekannte Märtürer von seinem Erdenleben her genau kenne und deshalb am geeignetsten befürworten könne. Allenthalben ist der einzele Mensch von der Meinung erfüllt, daß wenn auch die ganze Welt allweise regiert werde, doch ihm zu seinem Theile nicht das Gebürende zufließe, daß er Gefahr laufe übersehen zu werden und in Vergessenheit zu gerathen, wenn er sich nicht geltend mache, seine Ansprüche erhebe und ausreichend dafür sorge daß sie erhört werden; sei es durch wiederholtes dringendes beten oder durch Anspruchnahme eines gewichtigen Fürsprechers an der Quelle der Gnade, um durch diesen seine Anliegen zur sicheren Erhörung befördern zu lassen. Wie das Bittgebet überhaupt die Vorstellung von der Allwissenheit und Allweisheit des Höchsten ausschließt, indem es bestimmte Wünsche als zweckdienliche bezeichnet, deren Erfüllung in Worten vorträgt und zum Gehöre des Höchsten bringt, so zieht überhaupt der Mensch gern das Höchste zum Menschlichen herab weil er es nur auf diesem Wege faßlich machen kann. Indem er also die Seelen der Märtürer zur Fürsprache beim weltregierenden Gott-Sohne anflehete handelte er in Übereinstimmung mit der Grundlage des Bittgebetes und wiederholte überdies nur was er im Erdenleben gewohnt war bei jedem Machthaber zu thun, indem

er es rathsam findet aus dessen Umgebung einen Fürsprecher zu gewinnen. Die daraus entstehende Anbetung der Märtürerseelen (Heiligen) beruht demnach auf gemeinmenschlicher Grundlage: der einzele Mensch betrachtet jederzeit sich selbst als Maßstab für Alles, seine Bedürfnisse und Wünsche als Vorschrift für die Weltregierung, und wenn sie ihm nicht baldigst und vollständig erfüllt werden (was um so weniger geschehen kann weil er meistens unersättlich ist), dann findet er nicht den Grund in sich selbst, sondern glaubt er habe nicht dringend genug gebetet, habe keine Fürsprache gehabt und sei deshalb übersehen worden, leer ausgegangen bei der Gabenvertheilung. Diese rein menschliche Deutung bricht in jedem Glauben hervor der die Wirksamkeit des Gebetes zum erlangen des Erbetenen lehrt, und mußte bei jedem Glauben auf der zugehörigen rückständigen Bildungstufe erwachsen sobald die Grundvorstellung von der Notwendigkeit und Wirksamkeit des Bittgebetes vorhanden war. Die Israeliten hatten ihre Heiligen, von denen z. B. Elisa noch im Grabe Wunder verrichtete (2. Kön. 13. 21) indem seine Gebeine einen Toden auferweckten; die Muhammadaner haben, trotz des Profeten strengen Verbotes, ihre Stammheiligen heilige Patriarchen und Derwischseelen, deren Vermittlung und Schutz sie anrufen an ihren Gräbern; der arabische Schiffer betet noch jetzt wie vor Muhammads Zeiten zu seinem Scheich Ismael wenn ihn Seegefahren bedrohen.

Auch bei den Griechen und Römern hatte jeder Stand jedes Geschäft seinen Schutzheiligen, seinen Untergott dem die besondere Fürsorge oblag und zu dem die Gebete der Einzelen gesandt wurden; jeder Haushalt hatte seinen Herdgott, seinen Familienheiligen, dem die Vermittlung mit dem höheren Wesen zustand. Bei den Ägüptern ward nicht allein jeder Monat einem besonderen Wesen unterstellt, sondern auch jeder Tag hatte seinen besonderen höheren Vorstand, so daß ihre Anordnung änlich war unserer gangbaren Kalendereinrichtung, die jedem Tage des Jahres seinen Heiligen zutheilt.

Da die Lehren Jesu in ihrer überlieferten Lückenhaftigkeit die bezüglichen Grundvorstellungen nicht aufhoben und die im ehrenden Angedenken fortlebenden Namen und Gestalten der Glaubensopfer eine so naheliegende Veranlassung boten: so konnte es nicht fehlen daß die Neubekehrten nachdem sie ihre Hausgötter verworfen hatten, die Verehrung eines bekannten Heiligen an die Stelle setzten, um dem selben Bedürfnisse, der selben fortbestehenden menschlichen Grundneigung Genüge zu leisten. Man mag es einen neuen Sieg des Heidenthumes nennen oder eine lediglich veränderte Äußerung des Menschenwesens, jedenfalls muß anerkannt werden, daß es einem obwaltenden Bedürfnisse entsprang, daß es auf einer rückständigen Stufe der Vorstellungen

ein naturgemäßes Gebilde ist dessen Entstehung und Fortleben durch keines der Glaubensbekenntnisse abgewiesen werden kann, welches die Grundlage besitzt in der Vorstellung von der Notwendigkeit und Wirksamkeit des Bittgebetes. Es verschwindet nur bei zunehmendem fortbilden der Vorstellungen, bis es abgestorben ausgestoßen und durch neues Gebilde ersetzt wird.

Die Verehrung der Heiligen ist etwas im Volke erstandenes und die Priesterschaft hat auch hierin sich gemüßigt gesehen, nachträglich zum Glaubenssatze zu erheben was das rückständige Volk längst unausrottbar festgesetzt hatte. Die Fortbildung im schaffen neuer Heiligen schritt jedoch weiter im verschiedenen Maße: in der griechischen (östlichen) Abtheilung gerieth sie bald ins Stocken; in der römischen (westlichen) dagegen ist sie ununterbrochen im Gange geblieben, so daß noch in 1862 eine Anzahl Europäer und Japaner heilig gesprochen worden sind, ihre Seelen also hinfort von den Gläubigen zur Vermittlung und Hilfe angerufen werden dürfen.

§. 194. Im Osten der Christenheit, in Westasien Ägüpten und dem griechischen Kaiserreiche, walteten die äußeren Verhältnisse so verschieden von denen im Westen (Italien Spanien Frankreich) daß eine **bleibende Spaltung** zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche eintrat und sich erhalten konnte.

Das Christenthum ward zur Apostelzeit über die Grenzen des Stammlandes der Juden hinaus zu den jüdischen Gemeinden in Kleinasien Griechenland und Rom gebracht, in deren Tempel gelehrt und nebenher auch den Nichtjuden gepredigt. In den größeren Städten bildeten sich aus den bekehrten Heiden eigene Gemeinden die von den Juden sich absonderten, und entstanden solche Gemeinden namentlich in den Handelsstädten des Mittelmeeres, Alexandrien Karthago u. a. wobei die Lehre in der Weise ausgebreitet ward, daß sie nicht die einzelen Völker in ihrer großen Menge bekehrte, sondern vornehmlich in den Hauptstädten ihre Gemeinden hatte durch Sendboten mit einander verbunden.

In den ersten Jahrhunderten war der Osten weitaus überwiegend, sowol durch die größere Zahl der Bekenner wie auch durch tiefere oder schärfere Gelehrsamkeit der Priester. Im Westen näher dem Sitze der weltgebietenden römischen Kaiser wurden die Christen heftig verfolgt. Erst als nach Zertrümmerung des römischen Kaiserreiches dieser Druck aufhörte durften die Christen Italiens hervortreten, hatten aber mit der übrigen Bevölkerung Unsägliches zu leiden durch die Einbrüche der teutonischen Völker, denen das reiche Italien eine unerschöpfliche Fundgrube war. Während der Verwirrung in Italien

erblühete Konstantinopel, wo Handel Künste und Gewerbe die erforderliche Ruhe fanden, so lange es noch gelang, den Einbruch der an der Nordgrenze wohnenden und vorüberziehenden Völkerschaften von der griechischen Halbinsel abzuhalten. Der Wohlstand hob sich während das verwüstete Rom verarmte, und die Macht des griechischen Kaisers ward überwiegend, so daß die Bevölkerung Roms sich freuen durfte unter seinem Schutze zu stehen und die römische Priesterschaft willig dem Patriarchen zu Konstantinopel sich unterordnete. Es war selbstverständlich, daß die Kirchenversammlungen im fernen Osten gehalten wurden wo die Übermacht der Priesterschaft wie der Statsmacht vorhanden war; daß ferner dem griechischen Kaiser eine entscheidende Stimme zustand bei den Beschlüssen, da seine Macht zu Hilfe genommen werden mußte um den Beschlüssen Gehorsam zu verschaffen.

Die Kaiser gewannen mehr und mehr Einfluß auf die Wahl des Patriarchen; denn weil dieser der kaiserlichen Macht als Stütze bedurfte, so mußte er auch dem Kaiser dienen und für ihn durch Priestermacht dort wirken wo die Fürstenmacht keinen Einfluß hatte. Die Folge war daß die Kaiser gefügige Werkzeuge zu Patriarchen machten und dagegen alle Männer von selbständigem entschlossenen Wesen zurücksetzten obwohl sie der neue Glaube am stärksten benöthigte. Wenn aber kräftige Männer durch schlaue Zurückhaltung und Unterwürfigkeit auf den Patriarchenstul gelangt waren und ihre Unabhängigkeit würdevoll geltend machen wollten, wurden sie verbannt und durch gefügige wenn auch verächtliche Menschen ersetzt. Der Verderb des Hauptes führte die Fäulniß durch den Körper, durch die Priesterschaft bis zu den untersten Stellen hinab; alles und jedes ward abhängig vom Hofe und nur am Kaiserhofe war die Herrschaft in der Kirche zu erlangen. Da aber der üppige Hof so verdorben war wie möglich, die ärgsten Schandthaten in einer endlosen Kette sich folgten: so führten Ränke Bestechungen Unzucht und Kuppelei am sichersten zu den höchsten Priesterwürden. Bestechungen erfordern Geld und Gemeinheit der Gesinnung: das Geld ward durch Verkauf der Priesterstellen erlangt und die Gemeinheit der Gesinnung erlernt sich leicht in der Umgebung eines schamlosen Fürstenhofes. Das Priesterthum ward ein gegliederter Verband zur Ausbeutung des Volkes; jeder Würdenträger verkaufte die Stellen welche er zu besetzen hatte an den Meistbietenden und dieser war gezwungen die ihm Untergebenen zu drücken um zu seinem Gelde zu gelangen; bis zuletzt die unterste Stufe der Priesterschaft seinen Ersatz aus dem Volke ziehen mußte und zu dem Ende sich gezwungen sah jedem Aberglauben Vorschub zu leisten der die Einnahme mehren konnte.

Die Gemeinheit ward herrschend im Kreise der Priesterschaft des Ostens; auch die des Westens blieb nicht unberührt davon, bei der sogar die Verworfenheit als ein Kennzeichen galt welches die (christlichen) Römer von den (heidnischen oder arianisch-ketzerischen) Barbaren unterschied. Der Gelehrte Salvian (428 — 528 in Marseille) in seinem Buche von der göttlichen Weltregierung äußert sich über die Christenheit wie folgt: „Alle Barbaren die zu einem Volke gehören und unter einem Könige stehen, lieben sich herzlich und erfüllen somit das wichtigste Gebot des Evangeliums. Bei den Römern (rechtgläubigen Christen) ist es umgekehrt; jeder bedrückt und verfolgt den anderen, alle Herzen sind von Neid und Haß erfüllt. So viele Gemeinderäthe in der großen Stadt wie im kleinsten Dorfe so viele Unterdrücker giebt es; jeder Beamte ist ein Leuteschinder. Die Mächtigen fressen das Erbe der Wittwen und Waisen. Und wer sollte solchen Gräueln Einhalt thun, da sogar die Priester Gottes alles ruhig geschehen lassen und aus Menschenfurcht nicht wagen der Unterdrückten ernstlich sich anzunehmen.“ An anderer Stelle: „Wie viele Mitglieder trifft man in der Kirche an, die nicht Trunkenbolde oder Schwelger Ehebrecher Hurer Räuber Mörder oder alles dies zugleich wären? Es ist schon eine Art von Heiligkeit unter dem christlichen Volke etwas weniger schlecht als die anderen zu sein.“ — „Es ist unter uns so weit gekommen, daß das heiligste aller Ämter zum Gespötte herabsinkt; denn nicht Tugend sondern Schlechtigkeit erringt den ersten Rang in der Kirche; nicht den Würdigsten sondern den Mächtigsten werden die Bischofstüle zu Theil.“ Ebenso sagt Hieronümus (331 — 420 in Rom): „Jetzt muß man es erleben daß in den meisten Städten Bischöfe und Presbüter diejenigen Laien, welche Gastfreundschaft üben und thun was recht ist, anfeinden verfolgen verlästern aus der Kirche stoßen mit dem Banne belegen, als sei es unerlaubt das zu thun was die Bischöfe unterlassen, als sei das betragen der Laien ein Vorwurf für die Priester.“ — „Sie sind aufgeblasen über ihre Macht, geberden sich als hätten sie nicht ein Gnadenamt Christi sondern weltliche Herrschaft erlangt.“ Die niedrigste Kriecherei und lügenhafteste Schmeichelei widmete die Priesterschaft den Herrschern welche ihnen reiche Pfründen schafften, mogten die Kaiser auch noch so verworfen sein. Dabei war die gegenseitige Behandlung der Priester der Art, daß Gregor von Nazianz (328 — 389 Erzbischof zu Konstantinopel) auf eine Einladung zur Priesterversammlung (Sünode) antwortete: „Ich fliehe jede Zusammenkunft der Bischöfe, denn noch nie habe ich einen guten Ausgang derselben erlebt, sondern im Gegentheile stets gefunden daß sie die Übel nur vermehrten; denn die Streit- und Herrschsucht welche dort waltet ist kaum zu beschreiben. Ich mag nicht mehr

in Sünoden sitzen mit Gänsen und Kranichen die sich mit Grümm anfallen. Da herrscht Gezänk und Getümmel, vorher verborgene Schandthaten kommen zum Vorschein und gegenseitiger grimmiger Haß." Dieses ging so weit, daß 445 die zu Efesus versammelten Priester ihre Lehrsätze mit Fußtritten vertheidigten die sie einander in die Bäuche versetzten. Der selbe Gregor sagte: „Wir sind bei den Heiden verachtet, denn unsere Parteistreitigkeiten macht man uns allen zum Vorwurfe. Man verhöhnt uns bei jeder Gelegenheit auf offenem Markte wie bei Trinkgelagen; selbst auf die Theater werden wir gebracht und die verächtlichsten Menschen lachen auf unsere Kosten." Dieser Verderb war nicht neu, sondern nur verstärkt worden seitdem die Priesterschaft von der Fürsten abhing; denn schon aus der Zeit der Verfolgungen berichtet Cüprian (214—258 in Karthago): „Die meisten Bischöfe welche Anderen zum Vorbilde dienen sollen besorgen weltliche Sachen, verlassen ihre Kirchen ihre Gemeinden, drängen sich in fremde Sprengel ein, geben sich ab mit Geldgeschäften und wollen während ihre Brüder in der Kirche hungern Schätze von Geld zusammenraffen, berauben milde Stiftungen durch schlauen Betrug und treiben Wucher mit ihren Geldern."

Die Zerrüttung der Priesterschaft und des Volkes der Christen herrschte also an allen Enden, in Konstantinopel wie in Marseille, in Karthago wie in Rom. Sie konnte nur zu zahllosen Zwistigkeiten führen, um so mehr als die griechischen Oberhäupter nicht umhin konnten auch die von ihnen abhängige römische Priesterschaft nach Kräften auszubeuten, um den steigenden Geldforderungen des Kaiserhofes zu genügen. Es entwickelte sich in Italien um so mehr die Habsucht der Priester und Ausbeutung der Gläubigen, als sie suchten zunächst sich selbst zu bereichern und dann für die Griechen zu plündern. Die römische Habsucht lehnte sich aber auf wider die Forderungen der Griechen, sobald sich Aussicht bot widerstehen zu können; die Abneigung welche schon in der Verschiedenheit zwischen Römern und Griechen lag, übertrug sich auch auf das Gebiet der Geldforderungen und nährte in Rom den Wunsch der Abhängigkeit sich zu entziehen. Da diese nur durch die Übermacht des griechischen Kaisers den römischen Christen aufgedrungen worden war, so mußte sie allmälig schwinden als die Machtverhältnisse soweit sich änderten, daß die römische Priesterschaft es wagen durfte ihre Rechte zu erweitern und ihr Oberhaupt, den römischen Bischof, zur Gleichstellung mit dem Patriarchen zu Konstantinopel zu erheben. Der römische Bischof, welcher im Laufe der Zeit begann sich Papst zu nennen (vom griechischen pappas = Vater), hatte durch die fortgehende Ausbreitung des Christenthumes in Spanien Frankreich und England eine stetig zu=

nehmende Priesterschar sich untergeordnet, wogegen der griechische Patriarch im 7. Jahrh. durch das vordringende Schwert der Muhammadaner seine morgenländischen Gemeinden verlor und auf die Hälfte der vorherigen Macht beschränkt ward. Das römische Christenthum dehnte sich aus, drang von Westen aus Frankreich und England in Deutschland vor, näherte sich dann dem Norden um diesen wie auch Polen und Ungarn zu besiegen; wogegen das griechische Christenthum mehr und mehr einschrumpfte und nur über das Gebiet der damals unmächtigen Ostslaven sich ausbreiten konnte. Auch die weltliche Unterstützung des griechischen Patriarchen nahm ab; denn die andringenden Muhammadaner schwächten die Gewalt des Kaisers und dieser sah sich gezwungen seinen Einfluß vom Westen abzuziehen um besser im Osten Widerstand leisten zu können. Die weltliche Unterstützung des römischen Papstes nahm dagegen zu in dem Verhältnisse wie der Glaube sich ausbreitete und die Fürsten zu demselben übertraten; je mehr das weströmische Kaiserreich in Italien sich befestigte, vor allem aber als das große fränkische Reich sich ausdehnte und dem griechischen Kaiserthume ebenbürtig sich zur Seite stellte als römisches Kaiserthum. Die Fürsten unterstützten willig den römischen Papst wider den griechischen Patriarchen, um den Einfluß abzuschneiden den der oströmische Kaiser zu Konstantinopel durch seinen Patriarchen auf den Papst und die römische Priesterschaft in ihren Landen ausgeübt hatte. Der Papst durfte unter ihrem Schutze die Losreißung wagen und so vollzog sich im Christenthume die erste Reformation, indem die westliche (römische) Christenheit austrat aus der Gemeinschaft und der römische Bischof als Papst völlig unabhängig sich stellte vom Patriarchen zu Konstantinopel.

Diese Scheidung hatte sich schon längst angebahnt von dem ersten Risse an den die verschiedene Deutung der Ausgehung des heiligen Geistes (325) erzeugte; sie hatte sich fortgesetzt durch alle folgenden Jahrhunderte, in denen der schwankende Einfluß des griechischen Kaisers in Italien bald auf die römische Priesterschaft drückte und ihren Widerstand brach, bald ihn gewähren lassen mußte; so daß zu Zeiten der römische Bischof sich unahängig dünken und gebaren konnte, zu anderen Zeiten aber gezwungen war den Oberherrn anzuerkennen. Die gänzliche Losreißung und gesicherte Unabhängigkeit erreichte er aber erst im neunten Jahrhunderte. In Konstantinopel stand der Patriarch Fotius an der Spitze, ein hochgebildeter aber herrschsüchtiger Mann, der rasch im Dienste des Hofes gestiegen war; vordem aber nur Staatsdienste bekleidet hatte, nach einander Oberstallmeister Hauptmann der Leibwache erster Statssecretär oberster Senator und Gesandter beim Khalifen zu Bagdad. Als der Kaiser Michael 3. den

bisherigen Patriarchen Ignatius absetzte, erlangte (852) der einflußreiche Fotius diese höchste Würde wiewol er kein Priester war; er machte aber die ganze Stufenleiter der Priesterwürden in 6 Tagen durch und war alsdann das Haupt aller. Auf der folgenden Kirchenversammlung zu Konstantinopel (861) leisteten zwei vom römischen Papste dazu abgeordnete Bevollmächtigte (Legaten) dem neuen Patriarchen die Anerkennung, welche jedoch der Papst 862 mißbilligte und auf den abgesetzten Ignatius übertrug. Darauf erklärte Fotius den Papst zum Ketzer und seiner Würde verlustig. Als aber der Kaiser Michael durch Basilius ermordet war der ihm auf dem Throne folgte, ward der Schützling Fotius vertrieben und sein Vorgänger Ignatius wiederum als Patriarch eingesetzt, welcher darauf Fotius und dessen Anhänger in den Bann that. Dennoch gelang es dem Fotius, als Ignatius 877 gestorben war, aufs neue Patriarch zu werden und die Anerkennung des römischen Papstes Johann 7. zu erlangen, der die Hoffnung hegte dafür die neubekehrten Bulgaren dem päpstlichen Stule zu gewinnen. Als dieses fehlschlug widerrief er die Anerkennung und that den Fotius in den Bann, der ihm durch einen änlichen Bannfluch antwortete (Matth. 5. 44). Die Nachfolger Beider hielten seitdem die durch gegenseitige Verfluchung begonnene Trennung aufrecht.

Von dieser Zeit an verfolgte jede Abtheilung ihren geschiedenen Weg: die griechische brachte den ferneren Ausbau des Glaubensgebäudes bald zum Abschlusse, wogegen die römische ihn fortsetzte in ihren Kirchenversammlungen von 1122 bis 1562, durch deren Beschlüsse der vorher geringfügige Riß erweitert ward zu einer weitklaffenden Spaltung. Die Machtstellung des griechischen Patriarchen war im steten abnehmen: die Muhammadaner drangen vor eroberten Kleinasien und pflanzten den Halbmond an die Stelle des Kreuzes; bekehrten dabei die meisten Christen zu ihrem Glauben theils durch Gewalt theils aber auch durch die größere Einfachheit und Verständlichkeit ihrer Lehre. Sie eroberten das griechische Kaiserreich in Europa, und als 1453 die Türken durch die Einnhme Konstantinopels das Kaiserreich gänzlich zertrümmert hatten ward der Patriarch Unterthan des türkischen Sultans. Wenngleich die türkischen Muhammadaner mit weit größerer Duldsamkeit verfuhren als ihre arabischen Glaubensgenossen und selbst als die Christen in umgekehrten Fällen verfahren sind, so konnte es doch nicht fehlen daß die Patriarchen seitdem durch Einflüsse beherrscht wurden die in keiner Beziehung mit dem Glauben zusammen hingen. Die Bewerber um diese höchste und einträglichste Priesterstellung drängten sich am Hofe des Sultans mit ihren Bestechungen, und da die Türken sich nicht verpflichtet fühlen konnten für

die Reinheit der Christenpriester zu sorgen, so erlangte der Bewerber die Patriarchenwürde welcher am höchsten zahlte. Um zu seinem Gelde zu kommen verkaufte dieser wiederum die ihm untergebenen Stellen und so entfaltete sich, oder erhielt sich von früher her, ein schamloses Kaufwesen, welches bis zu den niedrigsten Pfarrstellen hinabreichend noch gegenwärtig herrscht soweit der Patriarch zu Konstantinopel zu gebieten hat.

Der Bereich des griechischen Christenthumes erweiterte sich bedeutend als 988 die Russen durch ihren Großfürsten Wladimir zum Christenthume geführt wurden. Sie blieben aber nur bis 1588 vom Patriarchen zu Konstantinopel abhängig, als ein russischer Patriarch in Moskau eingesetzt ward dessen Nachfolger ihre Oberherrschaft bis 1702 fortführten; als Zar Peter sie aufhob und die Kaiser zu Oberhäuptern der Kirche erklärte, unter deren Anleitung eine Versammlung hochgestellter Priester (der Sünod) die Glaubensangelegenheiten ordnet. Die letzte Kirchenversammlung der Russen ward 1720 gehalten lediglich um jene immerwährende Ober-Behörde einzusetzen, die seitdem als kaiserliche Verwaltung fortbesteht.

§. 195. Auf den einfachen Grundlagen von Jesus hinterlassen war im Laufe der Jahrhunderte ein vielgestaltiges Glaubensgebäude errichtet worden, dessen stufenweise Entwicklung mit großem Scharfsinne und unermüdlicher Beharrlichkeit zu den kühnsten Gipfelungen geführt ward und in der römischen Abtheilung zu einer Macht gedieh die als eines der bewunderungswürdigsten Werke der Menschheit zu betrachten ist. Die **ungleiche Fortbildung der griechischen und römischen Abtheilung** führte sie immer weiter auseinander, sowol in Bezug auf inneren Gehalt wie auf äußere Geltung. Im Glauben konnte der Grund nicht liegen, denn in den Hauptsätzen waren sie einig; es waren also untergeordnete Fragen welche sie schieden. Auf Grund der Beschlüsse vor ihrer Trennung gemeinschaftlich gefaßt erkannten beide Abtheilungen an:

1) den Schöpfer und Erhalter der Welt als geistiges vollkommenes Wesen;
2) die Gottheit Jesu und zwei Naturen in ihm, eine göttliche und eine menschliche;
3) die Gottheit des heiligen Geistes;
4) die Einheit Gottes in drei Personen (Dreieinigkeit);
5) die Versöhnung Gottes und Sündentilgung der Menschen durch Jesu Leiden und Tod;
6) die Verehrung der heiligen Märtürer-Seelen;

7) die Verleihung des heiligen Geistes durch Hände auflegen der Geweiheten;

8) die sieben Heilsmittel (Sakramente): Taufe Firmung Abendmahl Buße letzte Ölung Priesterweihe Ehe;

9) die Leitung des Glaubenswesens der Gemeinde durch besondere Mitglieder (Priester) die in gegliederter Folge einem Haupte unterstehen;

10) die Vermittlung der Sündenvergebung durch die Priester.

Was sie vornemlich trennte und auch jetzt noch scheidet ist die Frage ob der römische Papst oder der griechische Patriarch die Spitze der Christenheit bilden solle; denn vordem haben beide Abtheilungen zusammen gestanden und gewirkt während sie in den Nebenfragen geschieden waren; auch jetzt sind noch griechische Gemeinden in den römischen Verband aufgenommen ohne ihre unterscheidenden Glaubensätze aufgegeben zu haben. Letztere bestehen darin,

zu 3, daß die Griechen glauben der heilige Geist gehe nur vom Gott-Vater aus, wogegen die Römer glauben daß er überdies vom Gott-Sohne erfließe;

zu 6, daß die Griechen frühzeitig die Ernennung der Seelen verdienstlicher Menschen zu Heiligen zum Abschlusse brachten, also nicht die Menge anerkennen welche die Römer seitdem ernannt haben;

daß sie ferner keine Standbilder der Heiligen dulden sondern nur gemalte und verzierte Bilder;

zu 8, daß die Griechen ihre Täuflinge untertauchen, wogegen die Römer sie nur begießen;

daß sie ferner im Abendmahle Wein und Brod zusammen (im Löffel) darreichen, wogegen bei den Römischen der Gemeinde nur das Brod (die Hostie) gereicht wird und der Priester als Stellvertreter Aller den Wein genießt;

zu 9, daß die Griechen jeden Priester befähigt halten die Firmung vorzunehmen, wogegen die Römer diese Befugniß auf die Bischöfe beschränken;

daß jene den Weltpriestern (den weißen) die Ehe gestatten und nur die Mönche und höhere Priesterschaft (die schwarzen) zur Ehelosigkeit zwingen; die Römer dagegen allen Priestern die Ehelosigkeit auferlegt haben.

Die dauernde Bedrängniß, in welche die griechischen Kaiser Jahrhunderte lang durch die anstürmenden Türken gebracht wurden, zwang sie mehrmals den ernstlichen Versuch zu machen eine Vereinigung mit der römischen Abtheilung zu Stande zu bringen; in der Hoffnung dadurch den Beistand der Fürsten des Westens wider die Türken zu er=

langen. Sie erklärten sich bereit ihre Priesterschaft dem römischen Papste unterzuordnen, schworen selbst die trennenden Glaubenssätze ab; aber die Versuche scheiterten am Widerstande der griechischen Priester und Gemeinden. Die römischen Priester und Fürsten ließen so unchristlich wie unpolitisch die eigene Vormauer, das griechische Kaiserthum, den Türken anheim fallen, weil sie die Griechen gleich den Türken als Ungläubige (Ketzer) verachteten.

§. 196. Der scharfsinnige Ausbau des Lehrgebäudes der Christen hatte **große Abweichungen vom Ursprünglichen** hervorgebracht; denn die von Jesus herstammenden Sittenlehren (§. 177) waren theils gänzlich beseitigt, theils so sehr von anderen Vorschriften überwachsen daß sie darunter verborgen lagen unerkannt und unwirksam.

Das Gebot der Liebe zu Gott und Erfüllung seiner Gesetze war in wörtlicher Geltung verblieben; allein die unmittelbare Beziehung des Christen zum Höchsten durch eine zwischengetretene Schar von Priestern und Heiligen unterbrochen worden. In Folge dessen hatte eine Menge von kirchlichen Anordnungen sich entwickelt, deren Beobachtung die Zeit und Kräfte der Gläubigen zum Nachtheile ihrer sittlichen Fortbildung in Anspruch nahm, so daß der Glaube und die Erfüllung kirchlicher Gebräuche einen unverhältnißmäßigen Theil des Lebens der Christen einnahmen.

Die Nächstenliebe bis zur Gleichstellung und Versöhnlichkeit bis zur Selbstverläugnung waren nirgends zur allgemeinen Geltung gekommen. Es hatte eine gegliederte Priesterschaft sich gebildet welche jede Vorstellung von einer Gleichstellung mit der übrigen Gemeinde zurückwies, sich weit über sie (die Laien) erhaben dachte als Inhaber des heiligen Geistes, Spender des göttlichen Segens, Mittler zwischen Gott und den Menschen. Der Kirchendienst in prächtigen Tempeln, unter kunstvollen Gebräuchen, in geschmückten Gewändern, war von ihr nach meistens ägüptischen Vorbildern eingerichtet und verfeinert worden. Sie übte das Richteramt in allen Glaubenssachen und nahm die Macht der Fürsten in Anspruch um ihren Beschlüssen durch Gewalt und Blutvergießen Geltung zu verschaffen. Von der Versöhnlichkeit bis zur Selbstverläugnung war jede Spur verschwunden, selbst im Kreise der Priesterschaft so sehr daß unlösliche Meinungsverschiedenheiten unter den Häuptern zum gegenseitigen verfluchen Anlaß gaben, die Obern harte Strafen Bannflüche und Verfolgungen als gebräuchliche Mittel anwendeten um die ihnen unterstehenden Priester zu beugen und zum blinden gehorchen oder zum schweigen zu zwingen. Andersgläubige Verbündete im Stiche zu lassen, ihnen gegebenes Treu=

wort zu brechen, sie blutig zu verfolgen, war nach den Lehren der Priester Gott wohlgefällig; also darin das Gegentheil des von Jesus Verordneten durch den Priesterverband zum Kirchenglauben erhoben. Die Selbstüberhebung der Häupter der Priesterschaft wuchs in dem Maße daß sie öffentlich und ausdrücklich die Geltung der Vorschriften Jesu aufhoben und z. B. die Kirchenversammlung zu Konstanz in Betreff des Abendmahles unterm 14. Juni 1415 offen die Erklärung abgab: „Obgleich Christus das hochwürdige Sakrament unter beiderlei Gestalt des Brodes und Weines eingesetzt und seinen Aposteln gereicht hat, und obgleich es in der ersten Kirche unter beiderlei Gestalt genossen wurde, so ist doch trotzdem aus guten Gründen von der Kirche (Priesterschaft) die Gewohnheit eingeführt worden und als ein Gesetz zu achten, daß dies Sakrament von den Laien lediglich unter der Gestalt des Brodes genossen werde. Und wer hiervon beharrlich das Gegentheil behauptet soll als Ketzer verhaftet und durch die Bischöfe oder ihre Beamten oder die Inquisitoren schwer bestraft werden.“ Wer also Jesu Anordnung höher achtete als die Priestervorschriften verfiel der Priesterrache.

Die Wohlthätigkeit bis zur Gütergemeinschaft war bereits zur Apostelzeit abgeschafft und eine umfassende Armenpflege an ihre Stelle gesetzt worden. Im Laufe der Zeit strebten die Priester danach die gesammte Armenpflege ihrer Leitung zu unterstellen; worin ein wesentlicher Fortschritt lag da sie an Kenntnissen und Eifer höher standen als ihre Zeitgenossen. Die Verwaltung der Vermächtnisse zu wohlthätigen Zwecken verleitete aber dazu Besitzthümer anzuhäufen, deren stetes anwachsen nicht allein die Fortbildung der Völker lähmte sondern auch die Sittlichkeit der Priester zerrüttete.

Die Beobachtung der mosaischen Gesetze hatte mehr und mehr an Geltung verloren, in dem Verhältnisse wie die eintretenden Heiden (Griechen Römer Gälen Teutonen Slaven) den ehemaligen Einfluß der Judenchristen verdrängten und zuletzt gänzlich beseitigten. Die 10 Gesetze des Moscheh waren fast das Einzige was noch anerkannt ward, obwol die Vorstellung beibehalten blieb daß alle mosaischen Gesetze als Offenbarungen des höchsten Verehrungwesen der Christen (Theos Deus Gott Bog u. a.) gelten sollten. Das von Jeschua zur Grundlage genommene Judenthum war längst ausgeschieden worden, soweit es nicht in verwandte Vorstellungen des Heidenthumes hatte aufgehen und dadurch im Christenthume sich erhalten können. Die Priesterschaft fühlte sich ermächtigt durch den heiligen Geist der ihre Beschlüsse leitete die Anordnungen Moses wie Jesus zur Anwendung zu bringen oder zu vernichten, oder auch in ihr Gegentheil zu verkehren je nachdem es angemessen erschien. Der Glaube an den einigen

untheilbaren jüdischen Adonai oder den galiläischen EL des Jesus war umgewandelt worden in den Glauben an die Dreieinigkeit, des Höchsten in drei Personen. Der Glaube an die Wiederkunft des Maschiach zur Befreiung und Erhöhung des jüdischen Volkes war gänzlich beseitigt; die jüdischen Speise- und Tempelgesetze blieben unbeachtet wenn sie nicht mit den gewohnten heidnischen Gebräuchen überein stimmten oder vom Priesterstandpunkte aus betrachtet noch günstiger für sie waren. Das Heidenthum in Bezug auf Kunst und Reichhaltigkeit der Formen weit überwiegend, war Vorbild zu allen Einrichtungen geworden, um so mehr als es den örtlichen Lebensverhältnissen angemessener war. Wenn auch die jüdischen Bezeichnungen und Deutungen gewählt wurden, um die Bezugnahme auf mosaische Vorschriften zu erleichtern, namentlich die Priesterschaft es liebte sich als die Leviten des Herrn darzustellen um die Rechte der jüdischen Leviten in Anspruch zu nehmen: so ward doch das christliche Wesen im Ganzen nach griechischer und römischer Weise gestaltet, auch wurden deren Sprachen im Kirchendienste herrschend.

In manchen Theilen stimmte Heidnisches und Jüdisches überein, wie namentlich in der Opfervorstellung welche dem Glauben an den Versöhnungtod zum Grunde liegt, weil die Israeliten ebenso wie Griechen und Römer das bezügliche von den Ägüptern empfangen hatten. Dieser gemeinschaftlichen Quelle entstammte auch der geschlossene und abgestufte Priesterverband, der prunkende Tempeldienst, Gesänge und Gebete, Opfer und Opferweisen, künstlerisch geordnete Umzüge mit heiligen Laden und Bildern, lange Priestergewänder, vorwalten der Farben des Tag-Osirs (weiß, roth und gelb), ausschmücken des Opfertisches, Räucherungen Waschungen Weihwasser u. a. Aus Ägüpten stammt auch die Bezeichnung der Priester als Diener des Herrn, als Mittler und Stellvertreter des Höchsten, auch die Angabe daß ihre Beschlüsse ebenso wie die Glaubensschriften Gotteswort seien, die Benennung der Tempel als Gotteshäuser, die Ausscheidung besonderer Stellen als geweiheten Grund, die Trennung des Allerheiligsten (des Aufenthaltes des Höchsten) von dem Vorraume im Tempel, so daß nur die reinen Priester jederzeit den geheiligten Raum betreten dürfen, von welchem das Volk getrennt wird. Bei dem frühest gebildeten Volke der Agüpter hatten sich alle Tempeleinrichtungen und Gebräuche am weitesten entwickelt; von dorther unmittelbar und auch durch Vermittlung der stammverwandten Chaldäer gelangten sie zu den Israeliten und anderen Semiten; zu den Hellenen wurden sie durch ägüptische und semetische Einwanderer gebracht; die Römer empfingen sie von den Tusken Hellenen Semiten und Ägüptern. Das Christenthum fand allenthalben gleichartiges, konnte als Sieger in die Heidentempel

einziehend die Erbschaft antreten, sie durch verwandte biblische Vorschriften ergänzen und dabei auf Jesu Anerkennung der israelitischen Gesetze sich berufen.

Die Größe der Abweichungen vom Ursprünglichen konnte dem Bewußtseine der Priester nicht verborgen bleiben und gab auch im Laufe der Jahrhunderte Anlaß zu zahllosen Einwendungen und heftigen Streitfragen; meistens von einsichtigen Männern auf Grund deutlicher Aussprüche der heiligen Schriften erhoben, weil sie sich gedrungen fühlten deren Vorschriften und Glaubenslehren höhere Geltung beizumessen als den Beschlüssen der Priesterschaft. Kein einziger der verschiedenen großen Glaubensverbände der Menschheit hat eine so bedauerliche Zahl von endlosen Spaltungen erfahren wie das Christenthum; selbst der Buddhaglaube, welcher fast doppelt so viele Anhänger zählt als das Christenthum und dabei mehrere Jahrhunderte älter ist, hat dasselbe von jeher weitaus übertroffen an Liebe und Friedfertigkeit seiner Priesterschaft und sonstigen Mitglieder. In der anfänglichen Ausbildung widerstrebte das Juden-Christenthum dem übergreifenden Heiden-Christenthume, ward aber überwältigt durch die Überzahl der Heidenchristen und schwand dahin. Nachdem die Bildung überwiegend heidnisch sich gestaltet hatte, erwuchsen neue Spaltungen auf Grund des in den heiligen Schriften ausgeprägten Judenthumes, welches Einzele sich gedrungen fühlten vor dem Untergange zu retten oder an die Stelle des bereits heidnisch Gebildeten zu setzen. Der Kampf ruhete niemals, denn das Heidnische war heimisch, ward getragen von den örtlichen Gewohnheiten und hergebrachten Vorstellungen, meistens auch von den Vortheilen und Rücksichten des Priesterverbandes, war auch geeigneter zur Einheit der europäischen Christen, deren Lebensgrundlagen arisch also heidnisch waren. Das Jüdische der heiligen Schriften dagegen soweit rein semitischen Ursprunges blieb dem arischen Grundwesen fremd, war nur im Äußerlichen heimisch zu machen; lediglich getragen von der eingepflanzten Überzeugung daß es die Offenbarung des arischen Himmelsherrn sei, welcher als solcher auch am Sinai durch Moses wie in Jerusalem durch Jesus seinen Willen verkündet habe und dem der Christ gehorchen solle auch wenn es seinen hergebrachten Vorstellungen und heimischen Gewohnheiten nicht gemäß sei. Der Kampf zwischen dem Semitischen und Heidnischen im Christenthume war ein fortwährender; die zahlreichen Kirchenversammlungen und Sünoden, Erlasse der Päpste und höheren Priesterschaft hatten fast jedesmal den Zweck, einreißenden Spaltungen zu wehren, erhobene Streitfragen über bis dahin unerledigte Sätze zu entscheiden oder nieder zu schmettern durch Bannflüche.

Manche auffällige Abweichungen von den Vorschriften Jesu und

der heiligen Schriften waren so alt, daß man weder wußte wann noch weshalb sie entstanden und eingeführt worden seien; wie z. B. die Feier des ersten Tages der Woche, des Sonntages statt des ausdrücklich dazu vorgeschriebenen siebenten Tages, des Sabbathes. Es war der arische Sonnenherr mit seinem Sonntage an die Stelle des altsemitischen grimmigen Wüstenherrn (SAB) gesetzt worden, man wußte nicht wann und warum. Um diese und andere augenfällige Abweichungen zu erklären nahm man an, es habe neben den schriftlichen Aufzeichnungen eine mündliche Überlieferung (Tradition) gegeben von gleicher Giltigkeit, durch welche festgesetzt worden sei was aus den heiligen Schriften nicht erklärt werden könne oder denselben widerstreite. Diese Deutung, erlernt von den Rabbinern, diente dem Priesterverbande zur Erläuterung der älteren Abweichungen; im übrigen mußte die ihm verliehene Gabe des heiligen Geistes ausreichen um jeden neuen Beschluß zu rechtfertigen, auch wenn er mit der heiligen Schrift nicht im Einklange stand; denn die durch den heiligen Geist fortgesetzte Offenbarung war von gleicher Giltigkeit mit seiner früheren, durfte also ergänzen und abändern was in den früheren Offenbarungen fehlte oder unrichtig geworden war. Selbst ausdrückliche Bestimmungen des Moscheh oder Jeschuah wie früherer Päpste und Kirchenversammlungen durften abgeändert und umgekehrt werden, unter Anleitung der fortgesetzten Offenbarungen des heiligen Geistes.

§. 197. Mit gedeihen und anwachsen der Menge der römisch-katholischen Völker wuchs das Ansehen und die fürstliche Unterstützung der Päpste zu Rom. Mit fortgehender Ausbreitung ihres Glaubens über den volkreichsten Theil Europas, ward die Zahl des abhängigen Priesterheeres größer und die Macht der Päpste über ein weiteres Gebiet ausgebreitet. Der römische Papst stieg, während der griechische Patriarch sein ehemaliger Oberherr immer tiefer sank und zum Untergebenen des türkischen Sultans ward.

Das Beispiel des Patriarchen lehrte den Päpsten, wie mißlich es sei im Schatten eines Kaisers zu wohnen, sei er christlich oder muhammadanisch. Dem Arme eines Gewalthabers jederzeit erreichbar gezwungen zu gehorchen oder jeder Gewaltthat und Beleidigung sich aussetzen zu müssen, war für das Oberhaupt eines mächtigen weit verbreiteten Priesterverbandes nicht lockend; der Papst sollte Fürst sein nicht Höfling. In Rom als Bischof ansässig zu sein, setzte die Päpste den Angriffen des Fürsten aus zu dessem Reiche die Stadt gehörte. Sie strebten deshalb bedächtig nach einem unabhängigen Besitze, den endlich der Papst Leo 3. erlangte als er (800) den fränkischen Kaiser

Karl den Großen krönte und dagegen einen Kirchenstat als Reichslehen empfing.

Indem die **Päpste als italienische Fürsten** eine unabhängige Stellung erlangten waren sie einigermaßen geschützt gegen die umgebenden Gewalthaber. Im zerrissenen Italien stand der Papst den meisten Fürsten ebenbürtig gegenüber, durfte ein Heer halten und mit den Waffen des Krieges gegen Gewalt sich vertheidigen. Sicher gestellt waren sie aber keineswegs, denn selbst in Italien gab es Mächtigere von denen sie Gewalt erleiden konnten. Es waren dagegen dreierlei Aushilfen geboten:

Ausdehnung des eigenen Reiches um größeren Widerstand leisten zu können;

Pflegung der Eifersucht und des Zwistes der bedrohenden italienischen Mächte;

Sicherung eines mächtigen aber ungefährlichen Schirmherrn für äußerste Notfälle.

Als nach dem Tode Karls des Großen sein Reich zerfiel, erhob sich das deutsche Reich zur größten Macht; die deutschen Könige wurden die mächtigsten Fürsten Europas und die Päpste stellten sich unter ihren Schutz. Der König Otto 1. ward 962 vom Papste Johann 12. in Rom zum römischen Kaiser gekrönt; der Papst huldigte ihm als statlichem Oberherrn und ließ sich das Reichslehen des Kirchenstates bestätigen. Als Johann 12. sich späterhin empörte ward er vom Kaiser abgesetzt, der an seine Stelle Leo 8. zum Papste einsetzte, den darauf die Römer verjagten und ihrem State eine republikanische Verfassung gaben. Die Päpste erlangten späterhin die Oberherrschaft zurück, allein ihre Sicherheit und Machtstellung nöthigten sie nicht allein zu Vertheidigungskriegen sondern auch zu gefährlichen Angriffkriegen auf italienische Fürsten, zwangen sie im Auslande übermächtige Beschützer zu suchen. Diese waren gern bereit helfend herbei zu eilen um ihre Übermacht in Italien geltend zu machen, wollten aber den Papst nur schützen um sich seiner als Werkzeug zu bedienen; was ihn dann wiederum veranlassen mußte seinem Schutzherrn im Auslande Schwierigkeiten zu bereiten, damit dessen Übermacht geschmälert und seine drückende Freundschaft gezügelt werde.

Ebenso wenig war anfänglich die Selbständigkeit der Päpste im Inneren gesichert; denn sie waren Jahrhunderte lang von der Bevölkerung Roms und den in der Hauptstadt anwesenden Priestern in ungeordneter Weise, häufig sogar im offenen Aufruhre erwählt worden. Das Übel war alten Ursprunges und sehr hartnäckig: schon im 5. Jahrh. als in Rom zwei Bischöfe Damasius und Ursinus gleichzeitig von verschiedenen Parteien ernannt waren, erstürmte Ersterer

mit seinen Anhängern die von den Gegnern besetzte Kirche und eroberte die Gewalt über 137 Menschenleichen. 600 Jahre später (1073) ward der große Gregor 7. vom Volke und der niederen Priesterschaft in einer Kirche Roms willkürlich zum Papste erhoben und die höheren Priester waren gezwungen nachträglich die Gewaltthat durch scheinbare Vollziehung der Wahl zu genehmigen. Auch die italienischen Fürsten hatten sich oft eingemischt und Papstwahlen durchgesetzt wie sie ihnen vortheilhaft erschienen; je nachdem einer der Bischöfe den mächtigsten Fürsten oder den größten Anhang im Volke erlangen konnte war ihm der päpstliche Thron sicher. Ein Scheusal ward 1034 als Benedikt 9. durch schamlose Bestechung Papst; wegen seiner Ausschweifungen von den Römern vertrieben und durch Sülvester 3. ersetzt, verkaufte er seine Würden an Gregor 6.; darauf reuete ihn der Handel und er warf sich wieder zum Papste auf: so daß es gleichzeitig drei Oberhäupter der Christenheit gab, drei Statthalter Jesu auf Erden die sich gegenseitig verfluchten und zur Hölle verdammten; bis der Kaiser Heinrich 3. sie sämmtlich bei Seite schob und den Bischof von Bamberg zum Papste machte. Erst Nikolaus 2. brachte es dahin das Recht der Papstwahl auf die Kardinäle zu beschränken, von denen allein zum ersten Male 1181 Lucius 3. erwählt ward. Seitdem ist das Vorrecht den Kardinälen geblieben unter Ausschließung aller anderen Priester.

Im Laufe der Zeit wurden die Eigenschaften und Pflichten des Papstes als Landesfürsten vorwaltend im Leben der Päpste; die Leistungen für den Glauben mußten dagegen zurücktreten, sofern sie nicht notwendig waren um den Priesterverband zu kräftigen und seinen Einfluß weiter auszudehnen. Statskunst Ränke und Kriegführung beschäftigten manche Päpste im ungebürlichen Maße und selbst die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, die Sündenvergebungen wie Bannflüche des Papstes, wurden Werkzeuge der Statskunst; erlassen oder aufgehoben je nachdem die Machtstellung des Papstes als italienischen Fürsten oder die Ausdehnung der Priestergewalt es rathsam machten.

Diese Verweltlichung der Kirchenhoheit wirkte zu allen Zeiten schädlich mogten kräftige oder schwache Päpste herrschen: im ersteren Falle ward die Würde nur zu oft geschändet durch rohe Gewalt oder freche Hinterlist; im letzteren Falle ging alles wieder verloren was die Vorgänger erwirkt hatten und ein späterhin folgender kräftiger Papst mußte aufs neue beginnen. In dieser Beziehung waltete der überaus ungünstige Umstand daß die unverheirateten Päpste keinen erblichen Besitz des Fürstenrechtes einführen konnten wie andere Landesfürsten, daß ihnen also der jüngere Nachfolger fehlte, bei Zeiten

vorbereitet und eingeweihet zur künftigen Herrschaft; daß ihnen auch die Möglichkeit abging nach der Gewohnheit damaliger Zeit durch Heiraten und Erbschaften den Länderbesitz des Kirchenstates zu mehren. In Ermangelung der Erbfolge kamen selten Päpste in den kräftigen Jahren zur Gewalt; die meisten waren bejahrt bevor sie auf der Stufenleiter der Priesterwürden bis zur Papstwahl gelangen können; altersschwach beim Antritte des neuen Amtes waren sie mehr geneigt zur ruhigen Wahrnehmung der kirchlichen Übungen als zum ungewohnten ruhelosen Wirken eines Statslenkers. In vielen Fällen wirkte überdies die große Veränderung der Lebensgewohnheiten sehr nachtheilig ein auf die Lebensdauer der neugewählten Päpste, die in der Rückbildung des Lebens vorgeschritten heftige Abwechslungen nicht ertragen konnten. Die Mehrzahl der Päpste lebte nur kurze Zeit in dieser Würde verglichen mit der Lebensdauer der Fürsten; es konnte also selten eine feste dauernde Durchführung begonnener Maßregeln erfolgen; denn kaum eingeleitet trat schon der Wechsel der Päpste ein und der Nachfolger anders gesonnen änderte das Begonnene oder ließ es gänzlich fallen, um ein Neues anzufangen dessen Vollendung zu erleben ihm ebenso wenig vergönnt ward.

Sehr nachtheilig wirkte auch das Machtverhältniß zwischen den Päpsten und ihren Kardinälen, welches einigermaßen änlich war dem Verhältnisse zwischen dem deutschen Wahlkaiser und seinen Reichsfürsten. Jeder kräftige Papst war geneigt unumschränkt zu herrschen, sich nicht leiten zu lassen von seinen Kardinälen; er verschmähete selbst ihren Rath und theilte ihnen erst nachträglich seine Beschlüsse mit zur scheinbaren Genehmigung. Da die Ernennung neuer Kardinäle nur dem Papste zustand: so lag es in seiner Macht gefügige Werkzeuge hinein zu senden und ungefügige durch Sendungen zu entfernen oder sie ihrem Ingrimme zu überlassen, da ihnen jedes Mittel fehlte den Papst zu beugen. Sein Tod endigte die Abhängigkeit und die vom Joche erlösten Kardinäle hatten es jetzt in Händen zu bestimmen wer künftig ihr Oberherr sein solle. Gewitzigt durch Erfahrung wählten sie aus ihrer Mitte vorzugsweise zum Nachfolger, von dem sie keine Unterdrückung zu befürchten hatten, den sie vielmehr hofften lenken zu können. So gelangten nur zu oft schwache Männer auf den päpstlichen Thron, deren Harmlosigkeit sie unfähig machte ihren Herrscherpflichten zu genügen und deren Alterschwäche die verbliebene Kraft nur im Eigensinne offenbarte mit dem sie den thätigen Bestrebungen kräftiger Kardinäle sich widersetzten. Ihre anscheinende Milde war schlaffe Unthätigkeit und stöckischer Eigensinn, den kräftigen Kardinälen zum neuen Ärger.

§. 198. Demungeachtet wuchs die **Macht des Papstthumes** im ungewöhnlichen Maße. Das Gebiet des neuen Glaubens erweiterte sich, der Wohlstand der bekehrten Völker nahm zu, und da die allenthalben verbreitete Priesterschaft Theil daran hatte, stiegen Macht und Ansehen des Priesterverbandes in allen Beziehungen, am sichtbarsten im Oberhaupte zu Rom.

Das bei den aus Mittelasien eingewanderten teutonischen und slavischen Völkern herrschende Heidenthum sollte dem Christenthume weichen, ging aber nicht aus Schwäche oder Zerrüttung unter, sondern war lebenskräftig und naturwüchsig, so daß keine Sehnsucht vorhanden war nach einem anderen Glauben. Das Christenthum genoß jedoch den großen Vortheil, mittelst der von den heidnischen Griechen und Römern ererbten überlegenen Kriegskunst verfochten zu werden; überdies getragen von den heidnischen Künsten und Wissenschaften des Südens, gepredigt von beredten römisch gebildeten Priestern, vor derem Scharfsinne der einheimische Seher verstummen mußte; auch verbreitet mit einer Furchtlosigkeit und Entsagung der begeisterten Glaubensboten welche die rückständigen Völker gewinnen mußte; denen die Entbehrung von Sinnesgenüssen um so bewundrungswürdiger erscheint wenn höherstehende gelehrtere Männer ihrer sich unterziehen. Die ausländischen Mönche, welche in ihren Klosterschulen das Wissen des Südens verbreiteten, fanden unter den derben Völkern nördlich vom Mittelmeer-Becken gelehrige Schüler; die mit den Wissenschaften auch die christlichen Glaubensätze in sich aufnahmen, mit der Überzeugungstärke eines unbefangenen Naturkindes ihren Landsleuten das Erlernte mittheilten, dessen Erwerbung sie sichtbar zu höher gebildeten Menschen erhoben hatte. Die selben Mönche führten mit den christlichen Glaubensſätzen auch anderes Wissen zu den bekehrten Völkern, Bildung höherer Art, wie auch Gaben des täglichen Lebens nach südländischer Weise verfeinert: Baukunst und Malerei, Tonkunst Ackerbau und Gartenbau Weinbereitung Gewerke Kochkunst; auch was sonst das Leben erleichtern und verschönern konnte fand in den Klöstern Pflege, ward von den Mönchen verbreitet über die Umgebung.

Diese faßlichen Wohlthaten und sichtbaren Überlegenheiten waren aber nicht christlichen sondern heidnischen Ursprunges, waren Ergebnisse der Fortbildung welche die Griechen und Römer erreicht hatten bevor sie Christen geworden waren. Zu ihrer Verbreitung hätte es auch des Christenthumes nicht bedurft, denn die rückständigen Gälen Kelten und Britten hatten jene Bildung schon vordem vielfach von den Römern angenommen; die Teutonen würden sich ebenso wenig auf die Dauer ihren Einflüssen entzogen haben, auch wenn sie ohne Christenthum zu ihnen gebracht worden wären. Dem Christenthume eilte

aber die heidnisch geschulte überlegene Kriegskunst voran, und sobald diese das Feld bereitet kamen die heidnisch gebildeten Künste und Wissenschaften des Friedens um es zu bearbeiten; durch siegende Waffen bezwungen und durch die Bildung des Friedens gewonnen, nahmen die Völker den fremden Glauben an so weit er zu ihren hergebrachten Vorstellungen paßte und in Äußerlichkeiten mit einer gedankenlosen Nachahmung eingeübter Gebräuche sich begnügte. Das Christenthum hatte in Italien die Hinterlassenschaft des römischen Kaiserreiches angetreten und den Reichthum den die Heidenwelt selbst nach ihrer Zertrümmerung noch enthielt dazu angewendet, um sich Eingang zu verschaffen bei den Völkern die es sonst siegreich zurückgewiesen hätten. Was überdies den Übertritt der Heiden Frankreichs Englands Deutschlands des Nordens und Ostens so sehr erleichterte war die übergroße Rücksichtnahme auf ihren bisherigen Glauben welche man walten ließ: wie Griechen und Römer nicht den von Jesus gebrauchten Namen „EL" auf das höchste Wesen anwendeten sondern ihre heimatlichen im Heidenthum gebräuchlich gewesenen Namen „Theos' und „Deus" beibehielten, so gestatteten auch die christlichen Mönche und Glaubenverbreiter den bekehrten Heiden des übrigen Europas die gewohnten Namen: Dio Dieu God Gott Gud Bog u. a., so daß sie unbehindert auch ihre gewohnten Vorstellungen mit dem Namen beibehalten durften. Auch sonst ward ihnen der Übergang sehr erleichtert; denn an die Stelle der gewohnten Untergötter stellte man den Gottessohn Jesus, den heiligen Geist, die Mutter Jesu und eine viel größere Schar von Heiligen, so daß für jedes gewohnte Verehrungwesen ein Ersatz durch das Christenthum geboten ward. Der Gottessohn Baldur, der unschuldige prangende Jüngling durch Heimtücke des bösen Loki ermordet, ward ersetzt durch den unschuldvoll gekreuzigten Gottessohn Jesu; die Mutter Baldurs, Frigg, das Vorbild und die reinste der Frauen, blieb erhalten in der Maria, Mutter Jesu; den christlichen Heiligen ward übertragen, was den früheren Untergöttern zustand (Jagd und Fischfang, wie Gewitter Brand Wetter Kindbett Männertreue u. a.). Die sonderbarsten Sagen des Heidenthumes fanden Aufnahme in die christlichen Heiligengeschichten, auch die heidnischen Feste wurden christlich, selbst mit beibehalten der Namen.

Der heidnische Adel, wie bei allen eingreifenden Veränderungen die besitzenden, blieb am längsten abgeneigt dem neuen Glauben; dagegen war die Menge, welche nichts zu verlieren hat also bei jeder Änderung nur gewinnen kann, dem neuen Glauben seiner Besieger geneigt; um so mehr als er ihm Schutz bot wider die hergebrachten Bedrückungen des Adels, dem die christlichen Sieger um seiner Hals=

starrigkeit willen gern die Macht schmälern wollten. Die kaum bekehrten liehen willig ihr Schwert zur Verbreitung bei anderen Stämmen und Völkern; denn der Krieg war ihre gewohnte Beschäftigung, gab Ruhm und Beute und was im Heidenthume nur die Adlichen als Vorrecht besasen, nämlich als fallende Kämpfer zu Odins Wallhall einzugehen, stellte das Christenthum auch dem niedrigsten Knechte zur Verfügung; dem die himmlische Seligkeit für alle Ewigkeit zugesagt ward wenn er im Dienste der Kirche als Kämpfer falle. Die Waffen, vordem wider die Christen geführt fochten jetzt unter Leitung der Fremdlinge wider die ehemaligen Freunde: Schwert und Kreuz drangen von Westen gegen Osten vor bis die Römlinge in Rußland auf Glaubensgenossen trafen, die von Süden her zum griechischen Christenthume bekehrt worden waren.

So hatten die Kriegskunst und überlegene Bildung der Griechen und Römer bis zum 12. Jahrhunderte ganz Europa christlich gemacht; aber das Christenthum hatte auch wiederum einem jüngeren Genossen, dem Glauben Muhammads grose Gebiete im Osten und Süden (Westasien Nord-Afrika und Spanien) abtreten müssen, war dadurch in seiner Weltlage verschoben worden, hatte ganz andere Schwerpunkte erhalten und in wesentlich verschiedenen Völkern seine Stütze gefunden. Wie überaus günstig das Christenthum gestellt ward als es die Erbschaft des Heidenthumes in Griechenland und Italien antrat und wie wenig der Glaube an sich die roheren Völker überwältigte, zeigt sich am deutlichsten im Vergleiche zum Glauben Muhammads; der nicht von Bildungvölkern sondern rohen Horden getragen in weit kürzerer Zeit ein ungleich größeres Gebiet sich unterthan machte und gerade die asiatischen und afrikanischen Stammlande des Christenthums, wo dieses um sechs Jahrhunderte Vorsprung hatte, sich unterwarf; der sogar die Angriffe der Christenheit in ihren Kreuzzügen zurückwies und weiter vordringend die europäischen Stammlande des Christenthums betrat, die griechische Halbinsel sich unterwarf, Süd-Italien und fast ganz Spanien; späterhin auch von Osten her in Frankreich eindrang, und von Osten her durch Ungarn bis nach Wien vorrückte, die Christenheit mit völligem Untergange bedrohend. Wie viel günstiger war nicht das Christenthum in seinem europäischen Ausgange gestellt, von überlegener Kriegskunst und Bildung getragen zu deren Besitz es durch einfache Erbschaft gelangt war; verbreitet durch bewaffnete wie durch predigende Kämpfer, denen starke aber ungebildete Heiden gegenüber standen, auch gefördert durch Glaubensverbreiter, welche weder verheerende Kriege scheueten, noch die weitestgehenden Erleichterungen unbenutzt ließen um Eingang zu gewinnen, sogar sich zufrieden

gaben wenn nur die Heiden ihrem hergebrachten Glauben durch äußere Gebräuche einen christlichen Anschein gaben.

Das Christenthum hatte im 6. Jahrhunderte das ganze Mittelmeer-Becken im Besitze mit allen daran liegenden Ländern; außerdem im Osten Persien Euphratthal Arabien und Abessünien bekehrt; war in Westen durch Frankreich nach England vorgedrungen, auf dem Wege die ganze gebildete Welt sich zu unterwerfen. Da erfolgte im 7. Jahrhundert der Hervorbruch arabischer Völker, die von Muhammad begeistert mit dem Schwerte seinen Glauben verbreiteten, Ruhm und Beute im leben und die Freuden des Paradieses im sterben als Lohn ihrer Thaten hinnahmen. Dem Christenthume ging die Hälfte seiner Bekenner verloren, der jüngere Glaube ward Besitzer des für die Heranbildung der Menschheit zu allen Zeiten so wichtigen Mittelmeer-Beckens; das Christenthum hatte in demselben zuletzt nur noch Mittel- und Nord-Italien als vorgeschobenen Posten und die südfranzösische Küste. Der Halbmond war an die Stelle des Kreuzes getreten, hatte überdies Länder und Völker in Besitz genommen, in denen Wohlstand und Bildung am höchsten entwickelt waren, so daß Jahrhunderte lang nicht das Christenthum sondern der Glaube Muhammads hervorragender Träger menschlicher Bildung war und unterm Halbmonde die Wissenschaften auflebten während unterm Kreuze die Verdummung brütete.

Die Ausbreitung des Gebietes, nördlich der Wasserscheide des Mittelmeeres konnte anfänglich nicht den Verlust im Osten und Süden ersetzen; jenes enthielt verhältnißmäßig spärlich bevölkerte Länder und deren Bewohner waren rückständig in Wohlstand und Bildung; die Lebensverhältnisse waren rauh und minder ergiebig, Kriegführung mit Raub und Verwüstung höher angesehen als die Arbeiten des Friedens. Der Hauptgewinn für das Christenthum war zunächst die Kampfbegier und der Kriegsmuth der rauhen Völker, verwendbar zur Ausbreitung des Christenthumes wie zur Zurückdrängung des übermächtig anstürmenden Koranglaubens. Allmälig drang jedoch auch zu den christlichen Völkern Europas die höhere Bildung, aus dem muhammadanischen Spanien nach Frankreich, aus dem zerstörten griechischen Kaiserthume nach Italien. Als im 15. Jahrhunderte der Seeweg nach Ostindien und darauf Amerika entdeckt waren, wendete sich der Wohlstand nach Westen und Norden, der Reichthum schwand unterm Halbmonde dahin und sammelte sich an unterm Kreuze.

Die schweren Verluste welche das Christenthum im 7. Jahrhunderte im Osten erlitt hatten das Papstthum nicht unmittelbar beschädigt; denn die Gemeinden in Persien Palästina Kleinasien und Ägüpten hielten sich zum griechischen Patriarchen oder unterstanden

einheimischen Kirchenhäuptern; sie waren ihm sogar günstig indem sie die Kirchenmacht des Ostens brachen vor welcher vordem die römischen Bischöfe (Päpste) sich hatten beugen müssen. Die Gefahr kam aber näher und ward sehr bedrohlich als das Christenthum in Nord-Afrika und Spanien dem Halbmonde verfiel; der noch näher in das Gebiet Roms eindrang als er Sicilien und die Südspitze des Festlandes Italien sich unterwarf, als er die Grenzen des Kirchenstaates bedrohte; jedoch die Päpste, mehr durch die Fehler der Muhammadaner als durch die Thaten der Christen, gegen den Verlust ihrer Hauptstadt und ihres Landes bewahrt wurden.

Unter allen Schwierigkeiten, welche der anstürmende Muhammadglaube von außen und die entgegenstehenden Zwecke der Päpste und Kardinäle so wie der öftere Wechsel der Päpste im Innereu erregten, lebte in den Priestern ein leitender Trieb der den ganzen römischen Priesterverband bis zum entferntesten Winkel des Glaubensgebietes heilbringend beseelte und Alle zum übereinstimmenden handeln zwang. Derselbe äußerte sich nach zweien Seiten

dem Volke, d. h. jedem römischen Christen gegenüber im streben nach Ausdehnung und Stärkung der Priestermacht durch deuten und mehren der Glaubensätze;

den Statsgewalten gegenüber durch benutzen der Eifersucht und Kriege der christlichen Fürsten, so wie der Untergebenen wider die Überstehenden oder umgekehrt.

Zum erstgenannten Zwecke dienten die allgemeinen Kirchenversammlungen und die besonderen Verfügungen der Priester, von den päpstlichen Erlassen und den Beschlüssen der Concilien an bis zu den Anordnungen des geringsten Priesters; alle angeblich geleitet von der Rücksicht auf das irdische und ewige Seelenheil der irrenden Laien. An den Berathungen und Beschlüssen nahmen nur Priester Antheil, sie konnten also jedesmal so geleitet werden wie es der Vortheil der Kirche (des Priesterverbandes) zu erfordern schien. Wenn auch willig anerkannt werden muß, daß die ernstliche Absicht waltete das Gemeinwohl aller Christen nach bester Erkenntniß zu fördern, so läßt sich doch nicht übersehen daß alles und jedes vom Standpunkte der allein beschließenden Priesterschaft beurtheilt ward und dabei die Rücksichten auf das Gemeinwohl nur in so weit beachtet wurden als sie den besonderen Zwecken des Priesterverbandes dienten oder mindestens ihnen nicht entgegen waren. Der Priesterverband konnte willkürlich beschließen, denn die Nichtpriester (Laien) waren sämmtlich unberechtigt zur Theilnahme; er mogte neue Beschlüsse fassen oder alte aufheben und verändern ohne Einspruch der Laien, denn die Priesterschaft ward nach eigener Angabe und dem Glauben des Volkes vom heiligen Geiste

geleitet, die Ergebnisse waren also unfehlbar und höher stehend als alle Beschlüsse der Nichtpriester. Eine Auflehnung ward als Sünde wider den Willen Gottes betrachtet die mit der ewigen Verdammniß bestraft werden solle.

Um dagegen den Statsgewalten widerstehen zu können, hatte der Priesterverband zunächst den Päpsten einen Kirchenstat verschafft, welcher den umgebenden italienischen Fürsten gegenüber unabhängig war und den Vortheil bot als Lehen des entfernt wohnenden Kaisers unter dessen Schutze zu stehen, der es verhüten mußte daß sein Lehen jemals an andere Lehnsherren übergehe. Nächstdem war der Verband bestrebt in jedem christlichen Lande einen möglichst großen Besitz zu erwerben, um sowol als Grundbesitzer Antheil an der Verwaltung zu haben, wie auch durch erhöhetes Ansehen, geeignete Verwendung der Gelder und Schaffung abhängiger Pächter und Arbeiter gewichtigen Einfluß zu erlangen. Zur Schaffung des Besitzes dienten die Vermächtnisse und Spenden, welche als gute Werke zur Erlangung der Sündenvergebung dargebracht wurden (§. 132), so wie die Gaben welche man der Priesterschaft zur Armenpflege übergab. Die Mehrung des Besitzes mußte im beschleunigten Maße vor sich gehen als die Priester sie nicht verkaufen oder vererben durften, der Besitz also nicht den Schwankungen im mehren und mindern unterlag, sondern nur vermehrt werden konnte; wozu die unausgesetzt zunehmenden Vermächtnisse dienten und die neuen Ankäufe aus den erwachsenden Jahres-Überschüssen. Oftmals fanden auch Grundbesitzer es vortheilhaft um des mächtigen Schutzes willen ihre Güter der Kirche zu schenken, unter der Bedingung daß sie der Familie als Lehen verbleiben und erst bei deren aussterben der Priesterschaft zufallen sollen; was dann über kurz oder lang geschah.

Es hatte frühzeitig dem Verbande die Gefahr des Verlustes gedroht als die verwaltenden Priester oder Genossenschaften das örtliche Besitzthum der Kirche als Eigenbesitz behandelten, was um so näher lag bei der damaligen Mangelhaftigkeit des Verkehres und der Oberaufsicht welche die ihnen gesetzten Schranken fast wirkunglos machte. Es ward etwas gewöhnliches daß die verheirateten Priester ihre Söhne und Töchter mit Kirchengut aussteuerten, und während auf der einen Seite der Kirche Besitzthümer durch Vermächtnisse zufließend aus dem Einzelbesitze in die tode Hand übergingen, gelangten auf der anderen Seite Kirchengüter in den Einzelbesitz zurück durch die erbenden Nachkommen der Priester. Diese mißliche Wahrnehmung beschleunigte im Kreise der höheren Priesterschaft die Entscheidung über die längst schwebende Frage der Priesterehe, welche seit Jahrhunderten vielfältigen Anlaß zum erbitterten Streite gegeben hatte ohne entschieden zu sein.

Die Ehelosigkeit war von Alters her als ein höheres Leben betrachtet worden; die jüdischen Essäer lebten unbeweibt; Jesus war unverheiratet und hatte die Enthaltsamkeit gerühmt; auch die Apostel hatten ihre Weiber verlassen um ihm zu folgen; der wirksamste Verbreiter des neuen Glaubens, der eifrige Paulus, rühmte sich seiner Enthaltsamkeit (1. Kor. 7) und mit einem Seitenblicke auf die Apostel welche ihre Weiber mit sich führen (1. Kor. 8. 5) empfiehlt er den Neuchristen das ehelose Leben als das vorzüglichere. Demungeachtet war im Priesterverbande das Eheleben die Regel gewesen und geblieben, so sehr auch einzele Mitglieder der höheren Priesterschaft ihre Stimme erhoben hatten zu Gunsten der Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit, auch viele angesehene Männer mit ihrem Beispiele vorangegangen waren. Da im Judenthume wie im Heidenthume die Priesterehe gangbar gewesen war, mit den geringen örtlichen Ausnahmen bei den Essäern und im Monddienste Kleinasiens: so hatte jene paulinische Empfehlung keine Stütze gefunden, weder im mosaischen Gesetze noch in den gewohnten Ansichten der übergetretenen Heiden. So lange die gesammte christliche Priesterschaft vereint war blieb die Frage schwebend, von römischer Seite empfohlen aber von griechischer Seite bekämpft; der Mehrheit Letzterer unterliegend, welche mit Recht geltend machte daß in den warmen Ländern die Ehelosigkeit ersichtliche Gefahren herbeiführe. Als jedoch die römische Abtheilung ausgeschieden war und ihre Ausbreitung über die gemäßigten Länder Europas der strengeren Richtung die Übermacht verschaffte, überwogen die Ansichten zu Gunsten der Ehelosigkeit, so daß der kräftige Papst Gregor 7. durchgreifen konnte, um 1074 sämmtlichen Priestern die Ehelosigkeit (das Cölibat) aufzuerlegen bei Verlust ihrer Würden. Dadurch wurde aber nicht allein der Zersplitterung der Kirchengüter Einhalt gethan, sondern ein noch größerer Vortheil erreicht in Lösung der Priester aus allen Familien-Beziehungen und örtlichen Fesseln. Jeder Priester gehörte nunmehr gänzlich dem Verbande (der Kirche), war ausschließlich Mitglied des großen Priesterheeres, welches nur von Rom aus Befehle empfing und in strenger Unterordnung zusammenhing, überall verwendbar und über alle Länder der Christenheit verbreitet um lediglich die vom Papste bezeichneten Absichten und Vortheile des Priesterverbandes zu wahren.

Die höchste Entwicklung des Priesterverbandes reichte aber nicht aus um ihn gegen äußere Gefahren zu sichern; denn die rohe Gewalt in der jederzeit ein schneller wirkendes Entscheidungmittel liegt als in der Überredung und Belehrung lag in den Händen der Fürsten, die durch Bedrohung des Kirchenstates oder Roms, oft sogar durch Gefangennahme der Päpste die Priesterschaft zwangen Zugeständnisse zu

machen oder Opfer zu bringen. Es ward erforderlich Verbündete und Schutzherren zu suchen, auch die gefährlichen Mächte wider einander zu bringen, ihre Eifersucht rege zu halten oder Zwiste anzustiften um sie unter sich zu beschäftigen, damit sie ebenso sehr verhindert würden als dienstwillige Freunde lästig zu fallen wie als drückende Feinde gefährlich zu werden. Es ward der Priesterschaft um so leichter je mehr die Fürstengewalt bei den einzelen Völkern anwuchs, das Volk zum Leibeigenen ward und jeder Fürst sich berechtigt oder gar verpflichtet fühlte, sein Reich, seinen Erbsitz auf jede Weise zu mehren, gleichzeitig aber die Anderen zu hindern den selben Zweck für sich zu erreichen.

Der Priesterverband ward eine meisterhaft geordnete und gegliederte übermächtige Körperschaft, welche viele ihrer Fehler dadurch ausglich, daß sie ihre Würden jedem Befähigten offen hielt ohne Unterschied des Volkes und der Geburt. Das Papstthum nahm keinen Anstand die Söhne armer Eltern selbst vorherige Fischer und Handwerker zur höchsten Würde emporsteigen zu lassen, zum päpstlichen Stule, wo die Beherrscher großer Reiche und Abkömmlinge uralter Fürstengeschlechter dem Armgeborenen den Pantoffel küßten oder sich glücklich schätzten dem allgebietenden Stellvertreter Gottes den Steigbügel zu halten. Es war der Sohn eines Zimmermanns (Gregor 7.) der 1076 den stolzen römischen Kaiser Heinrich 4. drei Tage lang vor dem Schlosse Canossa barfuß im Schnee stehend Buße thun ließ bevor er den über ihn verhängten Bann löste.

§. 199. Dem Papstthume eröffnete sich ein weiter Bereich der **Herrschaft auf dem Gebiete des Rechtslebens,** den dasselbe mit allen Kräften strebte vollständig auszufüllen und ausschließlich zu verwalten.

Die ursprüngliche Gesetzgebung des Volkes dem das Christenthum entstammte, war eine priesterliche gewesen; ihr Gesetzbuch, die mosaischen Verordnungen, waren nicht allein den christlich gewordenen arischen Völkern zugetragen, sondern auch ihnen als unmittelbare Offenbarungen des Christengottes vorgestellt worden. Die christliche Priesterschaft hatte mehrfältige Veranlassung gesetzgeberisch zu wirken; denn nicht allein stand es ihr zu dem Volke die Offenbarunggesetze der Bibel zu erläutern um die Sündhaftigkeit bestimmter Handlungen und das Bußbedürfniß deutlich bezeichnen zu können, sondern es lag ihr auch ob alle Verhältnisse zu regeln welche mit der zum Heilsmittel erhobenen Ehe in Verbindung stand, namentlich Eheschließung wie Ehescheidung. Als Erbin und Empfängerin vieler Vermächtnisse und

Schenkungen war sie bei der Regelung von Erbschaftverhältnissen betheiligt, als Wächterin über den Glauben unterstand ihrer Ermahnung jeder Stand und jede Art der menschlichen Handlungen. Sie hatte sich auch in den Besitz der furchtbaren Waffen des jüdischen Kirchenbannes gesetzt, der Ausstoßung aus der Christengemeinde und übte damit eine niederschmetternde Strafgewalt; so daß Jedermann bemüht sein mußte, vor allem zu wissen was die Priesterschaft als strafwürdig bezeichnete, da es viel schwerer war ihr zu trotzen oder zu entrinnen, als den Strafgewalten, auch ihre Strafweise den Widerstrebenden nicht allein vogelfrei auf Erden machte sondern auch der ewigen Verdammung rettunglos überlieferte. Sie war auch vorzüglich befähigt das Rechtswesen zu gestalten und zu überwachen; denn nicht allein war ihr ganzes Leben der Erkenntniß des Rechtes und Unrechtes (der Sünde) gewidmet, sondern sie zog auch jeden Menschen von hervorragenden Gaben in ihren Kreis, wo jeder auch der ärmste Mann freien Raum zur Entwicklung fand und eine Vereinigung von einsichtvollen Männern gebildet ward, wie sie zu gleicher Zeit kein Volk und kein anderer Lebenskreis besaß. Nur die römische Priesterschaft, der von der Südspitze Italiens bis zu Islands Eisfeldern reichende Verband, war im Stande ein gleichförmiges Gesetz für das christliche Europa zu schaffen, welches alle Völker mit Ausnahme des russischen und der griechischen Halbinsel umfassen und alle örtlichen Verschiedenheiten gemeinsamen Grundlagen unterordnen konnte. Es war ein hohes Ziel, welches sie sich stellte und ein berechtigtes streben, als sie unablässig sich bemühte alle Verhältnisse des Lebens in den Bereich ihrer Gesetzgebung zu ziehen, ihr priesterliches (canonisches) Recht über das ganze Rechtsgebiet zu erstrecken und alles vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Die höchste Entwicklung der Wünsche ging dahin die Gewalt in der ganzen Christenwelt zu beherrschen: dem Priesterverbande unter päpstlicher Oberherrschaft den Glauben und das Rechtswesen (das geistliche Schwert) zu übergeben, dem römischen (deutschen) Kaiser die Statsherrschaft (das weltliche Schwert); oder gar wie Andere es rathsamer hielten, alle Staten Europas in Provinzen zu theilen, deren Fürsten im Auftrage des Papstes das weltliche Schwert zu führen hätten.

Der großen Geschicklichkeit und dem unermüdlichen vereinten bemühen des Priesterheeres gelang es zu Zeiten und in einzelen Ländern dem Ziele nahe zu kommen, aber niemals es zu erreichen. Die Priester brachten es dahin daß ein König von England sein Reich vom Papste zum Lehen nahm, daß der König von Arragonien den Apostel Petrus (den Papst) zum Lehnsherrn wählte, daß ein Papst das Reich Neapel einem anderen Fürstengeschlechte übertragen konnte; dagegen aber mußten sie auch erleben daß ihr Oberhaupt in seiner Hauptstadt

belagert und bezwungen ward, sogar längere Zeit in französischer Haft (zu Avignon) verbleiben mußte.

So lange jedoch die Priesterschaft im Vergleiche zu den übrigen Verstandesmächten die stärkere war, entwickelte sie ihre Herrschaft im hohen Grade und wenn auch wechselvoll so doch allmälig anwachsend. Die überlegene Kenntniß, die weite Verbreitung über alle römisch-christliche Länder, die Verneinung aller Geburtvorzüge wodurch ihr die Hervorragenden des gesammten Volkes zugeführt wurden, die scharf gegliederte Ordnung des Priesterheeres, welche es ermöglichte von einem Mittelpunkte (Rom) die gleichzeitige und gleichmäßige Ausführung der Beschlüsse zu erlangen, alles im gleichen Sinne und zum deutlich ausgesprochenen Zwecke der Erweiterung der Priestermacht zu lenken, das alles gab dem Priesterverbande die berechtigte Hoffnung den durch Raubgier und Eifersucht entzweieten Statshäuptern gegenüber die Gewalt des Papstes zur allgebietenden Übermacht in der Christenheit zu erheben.

Je größer das Besitzthum der Priesterschaft in allen Ländern ward desto stärker wuchs der Einfluß auf die Statsbeamten, die um so öfterer mit den Güterverwaltern, den Priestern, in Berührung kamen und sich scheuen mußten ihnen entgegen zu treten, vielmehr daran gewöhnt wurden ihrem Willen sich unterzuordnen. Mit dem Landbesitze und der fortschreitenden Umwandlung des wüsten Landes in Äcker mehrte sich die Zahl der Pächter und Pachtsuchenden, welche mit Vorliebe den Kirchenländern sich zuwendeten, weil die Priester durchgängig mildere Pachtherren waren als der rohe Adel, auch das Kreuz dem Pächter größeren Schutz verlieh gegen Raub und Verwüstung seiner Saten. Es bildete sich ein Heer von Priestervasallen, stolz auf ihre Abhängigkeit von der heiligen Mutterkirche und ihre Unabhängigkeit vom hochfahrenden Adel, gern bereit mit den Waffen in der Hand für die Kirche dem raubgierigen Adel entgegen zu treten.

Die Priesterschaft stand im allgemeinen auch dem Volke am nächsten, denn nicht allein daß sie Rathgeber und Tröster in allen Fällen des Lebens war, sondern ihre Mitglieder stammten auch überwiegend aus den Kreisen des Volkes, kannten also dessen Bedürfnisse und Wünsche, hatten Gefühl für seine Leiden und fanden um so eher das unbedingte Zutrauen, welches sie beanspruchten. Sie waren die Zuflucht und Vertreter des Volkes wider Gewalt und rohe Unterdrückung; der Muth mit dem sie nicht allein dem Adel sondern auch den Fürsten entgegen traten um schreiendes Unrecht abzuwehren, brachte fast allenthalben die Menge des Volkes auf ihre Seite und ließ die

Statshäupter erkennen daß ein längerer Kampf wider die Priesterherrschaft große Gefahren bereite.

Noch stärker wirkte die Vorstellung, daß in Priesterhand der Schlüssel zum Himmel ruhe, daß er durch Spendung oder Versagung der Sündenvergebung die Beruhigung gewähren oder vorenthalten könne, deren der sündenbewußte Mensch, Kaiser wie Bettler, nicht entbehren mogte. Während sie einerseits durch ihre Lehren Jedem seine Erkenntniß, sein Gewissen schärfte, ihn zur Einsicht seiner Fehler und sündhaften Handlungen brachte, bot ihm die Priesterschaft andererseits den Gnadenschatz der Kirche (§. 132) als Heilsmittel dar, den unerschöpflichen Brunnen dessen Gnadenfülle ausreiche zur Tilgung jeder Sünde und der willig sich erschließe jedem Reuigen, welcher folgsam in die geöffneten Arme der liebevollen Mutterkirche (der Priesterschaft) sich flüchte. Die Priester waren also Wohlthäter des Christen in doppelter Weise: sie führten ihn zur Erkenntniß seiner Schuld, was er so stark ihn auch die Furcht vor der Hölle erschüttern mogte doch als Wohlthat anerkennen mußte, und sie gab ihm ausreichende Mittel der Höllenfurcht sich zu entledigen, aus dem Zustande peinigender Qual in den der beseligenden Gewissensruhe sich zu versetzen. Was konnten die Staatsgewalten einer so furchtbaren Übermacht entgegen stellen, die nicht bewaffnet im Blutvergießen sondern friedeathmend mit Worten focht? Wie schwach waren die Strafen der Statsgewalt im Vergleiche zu den ewigen Höllenqualen über welche die Priesterschaft verfügte? Der Gläubige welcher zu wählen hatte setzte sich lieber den zeitlichen Strafen der Statsgewalt aus, die ein Ende nehmen mußten, als den ewigen Strafen zu denen die Priester durch Verweigerung der Sündenvergebung ihn verurtheilen konnten; der Stat strafte nur den irdischen Leib, aber die Priester die unsterbliche Seele; diese verhießen ihm überdies die ewige Seligkeit, wenn er in ihrem Dienste wider eine Statsgewalt auftreten und leiden müsse, wogegen die Statsgewalt Niemanden gegen die ewige Verdammniß schützen konnte wenn er in ihrem Dienste wider die Priesterschaft kämpfte. Der Priesterverband kannte die Macht seiner Waffen und bediente sich ihrer jedesmal wenn er mit Statsgewalten zu kämpfen hatte: er verschloß den Gnadenschatz der Kirche und regte dadurch das sündenbewußte, von der Höllenfurcht erfüllte Volk wider die Gewalt auf, welche Veranlassung gab daß ihnen die Beruhigung durch Sündenvergebung versagt ward. Da die meisten Herrscher oder ihre Frauen und Höflinge von den gleichen Vorstellungen erfüllt waren wie das Volk, die selbe Höllenfurcht hegten: so entfielen um so eher ihren zitternden Händen die Waffen, welche sie wider die Priesterschaft

hatten gebrauchen wollen. Nur die Priesterschaft konnte Richter sein über Alle.

§. 200. Die **Politik der Päpste** mußte gemäß ihrer doppelten Stellung als Oberhaupt des Priesterverbandes und als italienischer Landesfürst eine zweifache sein, die aber gar zu leicht zu einer zwiespältigen ausarten konnte. Vor allem hatten sie auf ihre persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen; denn ein gefangener Papst konnte weder als Oberhaupt der Kirche noch als Landesfürst seine Pflichten erfüllen; der Kerker noch so groß und geschmückt, war nicht der Ort von dem aus der Statthalter Christi herrschen konnte.

Zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit kam ihm vor allem die Eifersucht der Fürsten zu statten; sie waren alle begierig den Papst zu beherrschen, seiner unschätzbaren Macht sich zu bedienen für ihre Zwecke; aber es suchte auch jeder Fürst die anderen zu verhindern diese Übermacht zu erlangen. Die Päpste durften in den meisten Fällen darauf sich verlassen, daß kein allgemeiner Angriff auf ihren Kirchenstat stattfinden oder dauernd glücken werde; denn keiner der mächtigen Fürsten würde dem anderen einen so großen Gewinn gönnen und jeder es vorziehen den eigenen Gewinn zu entbehren, als dabei zu helfen daß einem anderen ein größerer zufalle. Sie durften meistens darauf rechnen, daß jedesmal wenn ein Fürst wider sie streite, werde ein anderer diese Gelegenheit ergreifen durch Beistand den Segen der Kirche und himmlischen Lohn sich zu verdienen, wie auch mit Hilfe des Papstes seine Fürstenmacht auf Unkosten jenes Anderen zu erweitern. Die Päpste durften auch Rechnung darauf machen, daß in den meisten Fällen ein angreifender Fürst geschwächt werde durch das Widerstreben seiner Untergebenen; sei es des Adels oder des Volkes, welche die Gelegenheit benutzen würden um mit Hilfe der Priester seine Übermacht zu brechen, oder mindestens ungeneigt sein würden wider den Bannfluch kämpfend ihre Seligkeit auf das Spiel zu setzen. Äußersten Falles durfte der Papst darauf rechnen, daß auch wenn besiegt die anderen Fürsten nicht umhin könnten, den Sieger zu verhindern auf Unkosten des Kirchenstates seinen Sieg auszubeuten.

Für den Priesterverband war es dringend nötig zu verhüten, daß Fürstenbündnisse wider den Papst geschlossen würden. Zu dem Ende mußte man verhindern daß Friede und Einigkeit unter ihnen herrsche oder entstehende Streitfragen rasch erledigt würden; je stärker Zank und Eifersucht die Fürsten trennte desto sicherer durften die Päpste sich fühlen. Diese Politik fand ihre nächste Anwendung auf die benachbarten Staten Italiens: Neapel im Süden, Toskana

(Ferrara) Venedig und Mailand im Norden, jeder dem Kirchenstate im Kriege gleich so weit es auf Zahl der Soldaten ankam. In den meisten Fällen gelang es den Päpsten, Verbündete von der einen oder anderen Seite sich zu sichern oder sich unbetheiligt zu erhalten wenn jene sich bekriegten. Nur wann zweie sich verbündeten um den dritten zu plündern, waren sie gezwungen Theil zu nehmen, um ihr Gebiet frei zu halten oder die Verstärkung einer unmittelbar angrenzenden Fürstenmacht zu verhüten. In äußersten Fällen fand sich der Papst genöthigt den mächtigsten Fürsten der Christenheit, den deutschen Kaiser zur Hilfe zu rufen, der mit seinen beutelustigen und frommen Scharen gern die Alpen überstieg um im reichen Italien Beute und Ansehen zu gewinnen, himmlischen Lohn zu erwerben und auf den allgewaltigen Papst dauernden Einfluß zu erlangen und auszuüben. Da sein Reich entfernt lag von dem Kirchenstate, so war er minder gefährlich als die näheren Fürsten, und seine anderweitigen Absichten wurden meistens dadurch vereitelt, daß nach der Unterwerfung Nord-Italiens sein nach Rom gelangendes Heer so klein geworden war durch Schlachten Belagerungen Krankheiten und zurückgelassene Besatzungen, daß er den Papst nicht überwältigen konnte, oft froh sein mußte mit dem päpstlichen Segen ausgerüstet und von ihm gekrönt nach Deutschland zurückkehren zu können. Er hatte die Feinde des Papstes niedergeworfen. aber sich selbst zu sehr geschwächt um Vortheil daraus zu ziehen; der Papst hatte gesiegt über Feind und Freund.

Nicht jedesmal traf es sich so günstig, denn manche Kaiser konnten rasch mit geringem Verluste vorrücken und waren nicht gewilligt nach geleisteter Hilfe nur den großen Segen in die Heimat mitzunehmen; die kräftigsten benutzten ihre Anwesenheit um auf den Papst und die Papstwahlen zu wirken, mogten auch zuweilen zur Erkenntniß gelangen daß sie dem Unrechte zum Siege verholfen hätten und es nötig sei dem priesterlichen Übermuthe Zügel anzulegen: die Päpste mußten alsdann anscheinend freiwillig schwere Opfer bringen. Da die deutschen Kaiser überdies der Ansicht folgten, daß ihre Würde als römische Kaiser es erfordere Italien zu beherrschen und sie zu dem Zwecke auch ungerufen nach Italien kamen, so mußten die Päpste darauf Bedacht nehmen ein Gegengewicht wider den mächtigen aber lästigen Schutzherrn zu schaffen. Sie fanden dieses in den Königen Frankreichs, welche ebenso geneigt waren zur Hilfe aber ebenso wenig uneigennützig, vielmehr den Päpsten die Gefahren der Bedrückung noch näher brachten, indem sie unausgesetzt nach dem Besitze des angrenzenden Neapels strebten, auch längere Zeit dazu gelangten und zum lästigen Nachbar wurden.

Dem Papste waren jederzeit die Freunde wie die Feinde gefährlich:

die italienischen Fürsten durch ihre Nähe, die entfernteren durch ihre Machtgröße; er mußte dahin streben thunlichst Freunde wie Feinde fern zu halten. Wenn ein ihm widerwärtiger Krieg ausbrach war es seine Sorge ihn von den Grenzen des Kirchenstates fern zu halten oder wenn solcher ausbrechen wollte dahin zu streben daß er an Stellen entzündet und ausgefochten werde die dem Kirchenstate fern lagen, so daß dieser durch zwischenliegende unbetheiligte Fürsten gedeckt werde. Wenn dagegen in unmittelbarer Nähe ein gefährliches Bündniß wider den Papst sich bilden wollte, ward es rathsam Dritte zum Kriege wider die Verbündeten zu reizen und selbst Theil daran zu nehmen, wenn nöthig den Krieg selbst zu beginnen um den Feinden zuvor zu kommen. Wenn aber der Papst im Bunde mit Anderen einen Feind besiegt hatte, dann ward es wiederum rathsam rasch das Bündniß brechend mit dem besiegten den Frieden zu schließen, um zu verhüten daß der siegende Bundesgenosse zu mächtig werde und zum lästigen Schutzherrn sich erhebe. Der Papst machte sich den vorherigen Feind verbindlich, so daß er ihn nötigenfalls wider den bisherigen Freund gebrauchen konnte wenn dieser lästig fallen wollte. Der Papst war zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit Landesfürst geworden; als solcher durfte er den Krieg nicht scheuen und mußte überhaupt die selben löblichen oder verwerflichen Mittel anwenden, welche bei den übrigen Landesfürsten in ihren gegenseitigen Verhältnissen gebräuchlich waren.

Da der Kirchenstat kein Famlienbesitz war wie andere Fürstenthümer, sondern der unsichtbaren Kirche gehörte: so konnte er auch nicht geraubt werden um andere Reiche zu vergrößern. Seine Unverlierbarkeit gab den Maßnahmen der Päpste eine besondere Rückstärkung, verleitete sie aber auch zu oft die nöthige Vorsicht außer Acht zu lassen. Der päpstlichen Gewalt war ihre Dauer, ihre Unzerstörbarkeit gesichert durch diesen unverlierbaren Besitz und durch ihre anerkannte Notwendigkeit für den Glauben der römischen Christenheit; sie konnte deshalb Vieles überstehen was jede andere Gewalt zerstört haben würde. Mehrmals wurden Päpste verjagt von ihren Unterthanen, verbannt von Fürsten welche die Hauptstadt besetzten oder erstürmten, ohne daß das Papstthum oder der Kirchenstat verloren gehen konnte. Clemens 5. ward 1301 vom französischen Könige Philipp nach Avignon geführt, wo er und seine Nachfolger bis 1376 in der Gewalt und als Werkzeuge der Könige herrschen mußten, bis unter Gregor 11. der Sitz wieder nach Rom verlegt werden konnte. Andere Päpste schändeten ihre Würde durch Laster und Verbrechen oder brachten alles in Gefahr durch Schwäche und Unfähigkeit. Aber nichts war mächtig genug um das Papstthum aufzulösen; denn die verjagten

und verbannten Päpste kehrten zurück oder wurden durch Andere ersetzt; jede Belästigung oder Gefangenhaltung mußte ein Ende nehmen; ruchlose Päpste waren vorübergehende Übel gleich den unfähigen, denn ihr Tod ließ bessere oder fähigere an ihre Stelle setzen; am vergänglichen der Päpste hafteten die Übel, am unvergänglichen der Papstgewalt das Ansehen und die Vortheile.

Im Genusse solcher Vorzüge und unter Anwendung überlegener Mittel konnte der römische Priesterverband zu einer Machtentfaltung gelangen, welche jede andere Gewalt in der Christenheit weitaus überragte. Die Priester hoben unablässig hervor den Unterschied zwischen geistlich und weltlich, bezeichneten sich selbst als Geistliche denen die Obhut des höchsten edelsten und ewigen Seelenheiles der Menschen anvertraut sei; gegenüber den weltlichen Statsgewalten, die nur das niedere vergängliche irdische Wohlergehen zu verwalten hätten. Wie zwei Gestirne erschaffen seien, die Sonne für den Tag und der Mond für die Nacht, so habe Gott auch zwei Gewalten angeordnet, die geistliche für das höhere Geistesleben, die weltliche für das niedere Erdenleben, jene für das Unvergängliche, die Unsterblichkeit, diese für das Zeitliche, die Verweslichkeit. Sie bezeichneten die Kirche als die göttliche Heilanstalt, der alle anderen blos weltlichen Anstalten unterworfen sein sollten; das Oberhaupt dieser Heilanstalt, der Statthalter Christi auf Erden sei nach göttlicher Anordnung der Nachfolger des Petrus, dem Jesus selbst den Schlüssel des Himmels übergeben habe. Wie Petrus das Schwert besessen so führten auch die Päpste das Schwert, als Zeichen der göttlichen und weltlichen Macht, mit der Befugniß, den Zwecken der Kirche als der höheren und moralischen Anstalt Alles unterzuordnen, mithin auch allenthalben einzuschreiten entweder im Vereine mit der weltlichen Macht oder noch vor ihr; denn den erhabenen Zwecken des Ewigen gebüre der Vorrang vor den niederen Zwecken des Zeitlichen.

Diese Behauptungen blieben nicht Streitsätze der Gelehrten sondern gingen allmälig in das Bewußtseine der Völker über. Sie mußten eindringen, weil allerorts gepredigt und unablässig eingeprägt von Männern die den gesammten Unterricht des Volkes leiteten, dem Kinde die ersten Vorstellungen mit Gesängen nnd Gebeten oder dem Heiligenbilde beibringen ließen, dem Knaben keine anderen Kenntnisse boten als die von ihnen geformten, den Jüngling leiteten in seinen Studien und den Mann belehrten durch ihre öffentlichen Reden. Der Priester begleitete und lenkte den Menschen von der Wiege bis zum Grabe, empfing ihn beim Eintritte in das Leben mit dem Taufwasser um den Teufel auszutreiben, und am Ausgange aus dem Leben erschien er mit dem Sakramente um ihn für eine andere Welt zu stär-

ten. So hielt der Verband die stärksten Triebfedern der Menschheit Furcht und Hoffnung in seiner Hand; die Befreiung von der Furcht wie die Erfüllung der Hoffnungen war sein Werk, und wie in der Hütte des Ärmsten so auch in den Schlössern der Fürsten duldete er keine anderen Lehren als die seinigen, auch keine bindende und lösende Macht als seine von der unfehlbaren Kirche geleitete Fürsorge für das ewige Seelenheil aller Pflegebefohlenen. Die ganze weibliche Hälfte der Christenheit, am stärksten der Furcht wie der Hoffnung untergeben und am öftersten der Stütze bedürftig, unterwarf sich unbedingt der starken Priestermacht; von den Männern wagte nur der kleinste Theil zu zweifeln oder gar sich zu widersetzen.

So schien im römischen Priesterverbande Alles sich zu vereinen um eine europäische Erdenmacht zu schaffen, der dereinst nichts mehr würde widerstehen können: überlegene Fähigkeiten unbedingte Geltung und Gewalt über die stärksten Triebfedern der Menschen, dazu anerkannte Unfehlbarkeit seiner Beschlüsse, ein unverlierbares Fürstenthum, anerkannt als unumgänglich notwendig zum Daseine des Christenthumes; dabei ein wohlgeordnetes unbedingt gehorchendes Priesterheer unter allen zugehörigen Völkern wirkend, dem alle Gewissen untergeben waren. Nirgends und zu keiner Zeit zeigt die Geschichte der Menschheit ein Gleiches; selbst der ägüptische Priesterverband, Vorbild aller nachfolgenden, erscheint schwach und klein im Vergleiche zum römischen Papstthume und seinen Mitteln.

§. 201. Der Priesterverband konnte nicht die Höhe der Entwicklung erreichen zu denen seine Mittel ihn befähigten, weil während seiner Fortbildung bis zum Gipfel der Macht die Rückbildung zur Seite ging, welche allmälig wachsend die Übermacht erlangte und den Verband seinem Untergange nahe brachte. In dieser abwärts führenden Bildung wirkte dreierlei:

A. die schrittweise **Erhebung des Papstes,** vom Haupte eines freien Priesterstates **zum Alleinherrscher.**

Ursprünglich waren die Bischöfe nnd Päpste zu Rom erwählt worden von der Bevölkerung der Stadt und den beim Tode des Vorgängers in Rom anwesenden Priestern. Diese Wahlart war unbedingt verwerflich; denn wenn auch das Volk vom dunklen Bewußtseine geleitet den fähigsten unter den wenigen ihm bekannten Priestern wählen wollte, so waren doch damit alle anderen ihm unbekannten also die Mehrzahl aller Priester ausgeschlossen. Noch ungünstiger wirkte es, daß dem Volke ersichtlich die Gaben mangelten um über den Vergleichswerth zu urtheilen, und indem jede Regelung der Wahl fehlte, es unmöglich war Bestechungen und Gewaltthätigkeiten zu ver-

hüten, die oft genug den unwürdigsten der Bewerber zum Siege verhalfen. Erst Nicolaus 2. setzte (1058) die Ausschließung der Römer durch und beschränkte gesetzlich das Wahlrecht auf die Kardinäle, welches allerdings vom Volke bestritten und in nächster Zeit verletzt ward, aber doch 1181 bei der Wahl Lucius 3. zur Anerkennung gelangte. Durch diese enge Begrenzung wurden auch die Erzbischöfe Bischöfe und die ganze übrige Priesterschaft ausgeschlossen; denen dagegen die Befugniß verblieb in Kirchenversammlungen und Sünoden zu erscheinen, um bei der Beschlußnahme über Glaubenssachen und Kirchengesetze vollgültig abzustimmen. Jedem Papste stand als beständiger Beirath das Kardinals-Collegium zur Seite welches in Rom seinen Sitz hatte; für außerordentliche Fälle hatte er dagegen eine Versammlung der gesammten hohen Priesterschaft zu berufen um irgendwo als Concil allgemein gültige Beschlüsse zu fassen. Das Papstthum hatte sonach verfassungmäßige Einrichtungen aber keine Verfassung: einen hohen Rath dem Oberhaupte zur jederzeitigen Mithilfe und ein Parlament für die wichtigsten Fälle, aber keine Vorschriften und Verpflichtungen welche das Oberhaupt veranlassen mußten jenen Körperschaften Antheil an der Verwaltung einzuräumen oder Letzteren auferlegte und sie ermächtigte in vorgeschriebenen Fällen auch ungerufen einzugreifen. Es hing vom Gutdünken der Päpste ab, ob sie die Kardinäle fragen wollten oder nicht, ob und wann sie es rathsam fanden eine Kirchenversammlung zu berufen. Die nahliegende Folge war daß kräftige Päpste weder das Eine noch das Andere wollten, weil Unbeschränktheit ihnen bequemer war als die mühsame Verhandlung mit Körperschaften, in denen der päpstliche Wille schwierig zur Geltung kam; daß dagegen schwache Päpste jeder eingreifenden Änderung abgeneigt, zur Fortführung des Bestehenden des Kardinals-Collegiums wenig bedurften und der Kirchenversammlung gar nicht, daß sie auch wenn möglich einem kräftigen Kardinale oder Verwandten (Nepoten) die eigentliche Regierung überließen, der alsdann ebenso sehr wie ein kräftiger Papst wünschte unbeschränkt zu herrschen. Das Kardinals-Collegium ward mehr und mehr beschränkt, so daß es im Wesentlichen nur eine päpstliche Behörde war welche die Beschlüsse des Oberhauptes in Empfang nahm und niederschrieb; auch scheinbar darüber verhandelte, aber sicherlich zu dem Beschlusse kommen mußte den der Papst bereits gefaßt und zur Ausführung befohlen hatte. Die einzige Zeit des ungebundenen wirkens war beim Tode eines Papstes: das Kardinals-Collegium setzte alsdann einen zeitweiligen Herrscher ein und vollzog darauf die Wahl des neuen Papstes; sobald aber dieser eingeführt traten die Kardinäle in ihre untergeordnete Stellung zurück. Noch ungünstiger gestellt als die Kardinäle waren die zur Theilnahme an

den Kirchenversamlungen berechtigten Bischöfe; denn sie durften ihre Befugniß nur dann ausüben wann es dem Papste gefiel sie zu berufen; sie mußten ihren Rath der manchen Mißgriff verhindert hätte verschweigen und wann sie etwa versammelt wurden auf das vom Papste beantragte sich beschränken, auch oftmals die Beschlüsse so fassen wie sie ihnen von Rom aus vorgeschrieben wurden. Selbst in dieser großen Beschränkung gefielen die Kirchenversammlungen nicht den Päpsten, weil es häufig nicht möglich war ihr durchbrechen der Schranken zu verhüten. In Folge dessen wurden die Versammlungen nur einberufen wann die Päpste einem bereits gefaßten Beschlusse durch Genehmigung der Kirchenversammlung höheres Ansehen geben wollten oder wann sie durch eingerissene grobe Unordnungen (Gegenpäpste Spaltungen) andringen der Fürsten oder den eigenen Wunsch nach Neuerungen sich gedrungen fühlten.

Was den Päpsten die ausgedehnte Willkür im erlangen der Alleinherrschaft so sehr erleichterte, war die sorgsam gepflegte Vorstellung von der Unfehlbarkeit des Papstes, den die gesammte Priesterschaft als Glaubenssatz anerkannte und verbreitete, deshalb aber auch selbst in ihrer Stellung zum Papste anerkennen mußte. Wenn der Papst seinen hohen Rath der Kardinäle unbeachtet ließ oder geringschätzig behandelte, legte der Glaube ihnen schweigen auf; denn das vom heiligen Geiste geführte Oberhaupt mußte in seiner Unfehlbarkeit triftige Gründe erkennen, vor denen die Kardinäle sich beugen mußten auch wenn sie solche nicht erfuhren. Wenn der Papst keine Kirchenversammlung berief, so konnte jeder Bischof nicht umhin anzuerkennen die Unfehlbarkeit des heiligen Vaters gewährleiste daß die Unterlassung zum Heile der Kirche diene. Die Einzigen welche vor der Unfehlbarkeit sich nicht beugten und großen Unglauben an den Tag legten waren die Fürsten; denn sie zwangen oftmals die Päpste wider ihren Willen und im Widerspruche mit eigenen Beschlüssen Zugeständnisse einzuräumen, Anordnungen zu treffen oder zu widerrufen. Das Haupt des Priesterverbandes mußte nur zu häufig mit Leidwesen erkennen, daß er nur innerhalb der Grenzen des Verbandes auf festen Glauben oder mindestens unbedingten Gehorsam rechnen dürfe, dagegen außerhalb desselben von einem gefährlichen Unglauben bedroht werde.

Nächst der Vorstellung von der Unfehlbarkeit kam der Alleinherrschaft der Päpste im Priesterverbande auch ein falsches Buch zu statten, die sogenannten Dekretalien des Isidor. Unter dem Namen dieses verehrten Bischofes von Sevilla (st. 636) gab jene Schrift, aus angeblichen Briefen der Päpste aus den ersten sechs Jahrhunderten bestehend, eine täuschende Darstellung angeblicher Rechte der Päpste, und begünstigt durch die allgemeine Unkenntniß jener Zeit sowie durch heimliche För=

derung von Seiten der Päpste gelangte die Fälschung zur Anerkennung. Wenn auch später die Unächtheit dieser Isidorischen Dekretalien anerkannt werden mußte, so hatten sie doch ihren Zweck vollständig erfüllt; denn die daraus gefolgerten Rechte der Päpste den Bischöfen u. a. gegenüber waren längst in allen Einrichtungen ausgeprägt und anerkannt worden; man konnte die Schrift fallen lassen ohne die dadurch erlangten Vortheile aufzugeben.

Der Mangel einer Verfassung offenbarte sich auch darin, daß die Päpste nicht gehalten waren die Beschlüsse der Kirchenversammlungen auszuführen, daß sie solche ruhen lassen oder durch eigene Anordnungen abändern durften, weil es keinem Priester zustand gegen ihre Unfehlbarkeit Einsprache zu erheben. Der Papst war also nur scheinbar beschränkt, in Wirklichkeit aber unbedingter Alleinherrscher im Priesterverbande, und da er jederzeit und beliebig Kardinäle ernennen durfte: so lag es auch in seiner Macht nicht allein durch Aussicht auf Beförderung die Priester zum Gehorsam zu bewegen, sondern auch den hohen Rath durch Einschiebung nach seinem Willen umzugestalten und gefügig zu machen.

Alle diese Vortheile waren günstig den Päpsten aber sehr ungünstig dem Papstthume. Der jeweilige Inhaber der höchsten Gewalt konnte allerdings so lange er lebte einen eigenen Plan verfolgen; sobald er starb war aber der Plan dahin, denn sein Nachfolger hatte wahrscheinlich einen anderen oder mindestens keine Neigung für jenen. Es mangelte die Unsterblichkeit, welche bei Verwaltung großer Reiche nur durch eine hohe Körperschaft erhalten werden kann, welche lebend bleibt wenn auch ihre Mitglieder durch Abgang und Zutritt sich erneuern. Der hohe Rath der Kardinäle hätte diese Stellung einnehmen können, aber alsdann hätten die Päpste beschränkt sein müssen auf Ausführung der Beschlüsse des Kardinal-Collegiums. In Ermanglung dessen befand sich die päpstliche Herrschaft im fortwährenden schwanken, um so mehr als die meisten Päpste zu kurze Zeit herrschten um etwas durchzuführen. Das Kardinal-Collegium war keine Stütze, denn es war entweder unmächtig unter kräftigen Päpsten oder unfähig unter schwachen; zur Zeit Jener fern gehalten von der Verwaltung und durch gefügige Männer ergänzt, bot es den folgenden schwachen Nachfolgern nur selten Männer von Erfahrung und Einsicht, deren Kraft und Weisheit den schwachen Papst hätte stützen können.

Den Kardinälen mogte es bei vielen Gelegenheiten einleuchtend werden, wie viel günstiger für sie und auch für den Priesterverband die Verhältnisse liegen würden wenn der Schwerpunkt der Verwaltung in ihrer Körperschaft ruhe, welche fortlebend in steter Erneuerung am besten geeignet sei um planmäßig und ohne Schwanken die Rechte der

Kirche (des Priesterverbandes) zu erhalten und zu erweitern. Diese Geltung zu erringen war nur möglich bei den Papstwahlen, indem sie Männer wählten welche durch ihre Milde Frömmigkeit und ihr Gedächtnißwesen höchst würdige Vertreter der Kirche seien, aber im übrigen zu schwach zum Alleinherrscher; dadurch aber geneigt ihrer Körperschaft die eigentliche Regierung zu überlassen, sich damit begnügend ihre Beschlüsse in Aussicht zu setzen und zu vertreten. Nur durch solche Rücksichtnahme läßt es sich erklären, warum die Kardinäle so oft bejahrte hinfällige Männer erwählten, wie z. B. Urban 7. der schon in 12 Tagen nach der Wahl starb; Pius 3. in 21 Tagen und Leo 11. in 26 Tagen; Gregor 14. der nur 10 Monate leben blieb; Innocenz 9. der vom Bette aus herrschte und nach 12 Monaten starb, so wie manche Andere welche in wenigen Jahren aufgerieben waren. Es kam so weit, daß Schwäche die beste Empfehlung ward und Sixtus 5. als Kardinal überaus schwach sich stellte um gewählt zu werden, nach der Wahl aber beispiellose Festigkeit und Härte entwickelte. Selten waren die Päpste weniger als 60 Jahre alt wann sie erwählt wurden, und unter diesen Greisen befanden sich nur zu oft solche die ihre Schwäche durch Hinterlist und Treulosigkeit auszugleichen suchten oder ihre verbliebene Kraft nur im stöckischen Eigensinne zu bethätigen wußten.

Die nachtheiligen Folgen der Alleinherrschaft waren nicht auf Rom beschränkt sondern durchdrangen die ganze römische Christenheit. Der gänzliche Ausschluß aller übrigen Priester, namentlich der mächtigen Priester-Churfürsten Deutschlands, der hochangesehenen Erzbischöfe und Bischöfe, mußte dazu führen in der höheren Priesterschaft eine Spaltung hervor zu rufen und zu erhalten die zur gelegenen Zeit zum Nachtheile der Päpste und Kardinäle sich geltend machen konnte. Das Mißbehagen ward noch dadurch verstärkt daß Papst und Kardinäle, in Rom seßhaft und dort sich ergänzend, mit seltenen Ausnahmen Italiener waren, deren Vorstellungen Absichten und Handlungen ein überwiegend italienisches Gepräge hatten. Wenn sie auch unbestreitbar den übrigen Völkern an Klugheit im allgemeinen überlegen waren, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie aus Unkenntniß der Eigenheiten anderer Völker empfindliche Verstöße machten und in der irrigen Voraussetzung, daß allenthalben die heimatlichen Verhältnisse walteten oder ihrer Macht Alles weichen müsse, wider Einrichtungen verstießen welche unerwartet stark vertheidigt wurden; wobei die Päpste den Priestern wie dem Volke als fremde Unterdrücker erschienen deren Zurückweisung Pflicht sei. So traten schon frühzeitig (im 14. Jahrh.) die Franzosen den Eingriffen der Päpste entgegen, ihr König Philipp unter dem Beistande der Stände. Die Deutschen folgten: ihre

Churfürsten kamen zusammen um Maßregeln zur Behauptung der Ehren und Würden des Reiches wider die Herrschsucht der Päpste zu ergreifen; der Widerstand aller Gewalten trat hinzu und das Papstthum ward beschränkt. Auch in England trat König Edward 3. unter dem Beistande des Parlamentes der päpstlichen Gewalt entgegen und siegte über sie.

Die von der Verwaltung und der Papstwahl ausgeschlossene höhere Priesterschaft, welche nur durch Kirchenversammlungen ihren Einfluß geltend machen durfte, war selbstverständlich geneigt solche so oft wie möglich herbei zu führen. Sie kannte hinlänglich wann und durch welche Mittel die Päpste allmälig zu Selbstherrschern sich erhoben hatten. Wenn sie auch vor den Augen des Volkes im Gehorsame mit gutem Beispiele vorangehen mußten, so waren sie doch unausgesetzt beflissen durch wirken in höheren Kreisen Kirchenversammlungen hervorzurufen um die päpstliche Gewalt zu beschränken. Es bedurfte dazu keiner Verabredungen, denn alle wußten ohnedies daß hierin das einzige Mittel liege um Einfluß zu gewinnen und zu äußern. Bei zunehmender Schwäche und Zerrüttung in Rom gelangten die Kirchenversammlungen zu größerer Gewalt, bis diejenige zu Konstanz (1414 — 1418) zur Übermacht ward, indem sie sowol den anwesenden Papst Johann 22. und die beiden Gegenpäpste Gregor 12. und Benedikt 13. absetzte, als auch an deren Stelle Martin 5. erwählte. Dieser führte in den folgenden Versammlungen den Vorsitz, kehrte aber sehr bald den Alleinherrscher hervor, indem er die weiteren Beschlüsse dieser Kirchenversammlung nicht als allgemein giltige anerkannte, was auch von seinen Nachfolgern wiederholt ward. Es war ein Aufruhr wider den Selbstherrscher gewesen, den die Päpste hatten dulden und gewähren lassen müssen so lange sie sich unmächtig fühlten, den aber selbst der durch den Aufruhr erhobene Papst nicht als rechtsverbindlich gelten lassen wollte als der Zwang vorüber war. Die Päpste vereitelten deshalb auch die damals beschlossene Wiederholung der Kirchenversammlung nach 5 Jahren, wie die nachfolgende nach weiteren 7 Jahren, ließen ebenso eigenmächtig den damaligen Beschluß unausgeführt daß fernerhin von 10 zu 10 Jahren allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden sollten. Erst 1436 ward eine solche nach Basel berufen, die aber der Papst mitten in ihren Arbeiten schloß; bis zur nächsten verstrichen über 100 Jahre, denn sie ward 1545 zu Trient gehalten, wo überdies der Papst den Beschluß erlangte daß sie die letzte sein solle. Seitdem herrschen die Päpste unbeschränkt, bedienen sich des hohen Rathes (Kardinals-Collegiums) nur dann und soweit es ihnen gefällt; wenn sie aber einem gefaßten Beschlusse ein besonderes Ansehen verleihen wollen,

berufen sie nach Gutdünken Mitglieder der höheren Priesterschaft nach Rom; wie es 1856 geschah um den Glaubensatz der unbefleckten Empfängniß Mariä zu verkünden, 1862 um die japanischen Märtürer selig zu sprechen und 1869 um ihre eigene Unfehlbarkeit zum Kirchenbeschlusse zu erheben, ihre Alleinherrschaft zu sichern.

Die ursprüngliche Verfassung des Priesterverbandes war eine rein republikanische und gänzlich volksthümliche (demokratische) gewesen, ohne Vorrechte der Geburt durch freies wählen gegliedert stufenweise hinauf bis zur freigewählten Spitze. Die niedere Priesterschaft hielt unter Vorsitz ihrer Bischöfe ihre Bezirkssitzungen (Sünoden) befugt innerhalb abgegrenzter Gewalten vollgiltige Beschlüsse zu fassen; die Erzbischöfe beriefen die Bischöfe ihres Bezirkes um in weiteren Machtgrenzen Beschlüsse zu veranlassen; die höhere Priesterschaft eines jeden Volkes hatte Versammlungen (National = Sünoden) zu halten um Beschlüsse für den Bereich des bezüglichen Volkes oder States zu fassen. Die Kirchenversammlungen bildeten das Parlament (das Unterhaus) und das Kardinals=Collegium war der Senat (das Oberhaus) der Republik, deren Präsident der gewählte Papst sein sollte. Der Mangel einer festgestellten Verfassung und die anerkannte Unfehlbarkeit des Papstes hatten aber den Freistat (die Republik) in ein Selbstherrscherthum (eine Autokratie) umgewandelt; die Sünoden wurden der Vergessenheit übergeben, den Bischöfen ward ihre Beschränkung durch ihre untergebenen Priester abgenommen, dagegen aber der Einfluß auf die Erzbischöfe entzogen; die Kirchenversammlung (das Parlament) ward nicht einberufen und das Kardinals=Collegium (der hohe Rath, das Oberhaus) ward bei Seite geschoben. Die Päpste herrschten seitdem allgewaltig ohne durch die verfassungsmäßigen Körperschaften der Kirche weiter beschränkt zu werden als sie selbst es wollten oder zeitweilig einräumen mußten.

Die Päpfle gewannen dadurch an persönlicher Macht oder Gewalt und konnten ihren Eigenwillen durchführen, so daß die Beschlüsse subjectiv statt objectiv richtig wurden. Das Papstthum (die Kirche) mußte aber an Macht einbüßen dadurch, daß nunmehr nicht die Bedürfnisse der Gesammtheit in objectiver Erkenntniß maßgebend wurden, sondern die Erkenntniß der Spitze, der Eigenwille des jezeitigen Papstes; dem die Mittel entzogen waren durch Sünoden die örtlichen Verschiedenheiten der Bedürfnisse zu erkennen, und dem auch die Verbindungen mangelten um im Kreise der verschiedenen Völker seine Absichten zu erreichen ohne zu verletzen und übermächtigen Widerstand wach zu rufen. Die Päpste hatten sich zu viele Gewalt vorbehalten, mehr als es auch dem höchstbegabten Menschen möglich ist zweckmäßig zu gebrauchen. Statt denkender thätiger und zuverlässiger Helfer

hatte er eine abgestufte Schar von willfärigen Dienern, die nur dann wirkten und wirken durften wann von obenher der Befehl erfolgte. Der werkthätige Eifer schwand und der Freistat des Priesterverbandes ward zum unbeholfenen Reiche abgestufter träger Nutznießer des von ihren Vorgängern mühsam erworbenen Besitzes.

§. 202. Nächstdem wirkte rückbildend ein auf die Entwicklung des Priesterverbandes

B. Das stetig **anwachsende Besitzthum der Priesterschaft.**

In der Verwaltung des Gnadenschatzes der Kirche war eine unerschöpfliche Quelle des Reichthumes gegeben. Die Priester sorgten dafür daß die Gläubigen ihrer Sünden inne wurden und die sorgsam gepflegte Vorstellung der ewigen Höllenqualen erhielt die Sünder in steter Furcht; da nur im Gnadenschatze der Kirche die Hilfe lag, so ward derselbe unausgesetzt in Anspruch genommen um der Höllenfurcht entledigt zu werden. Diese unerschöpfliche Quelle spendete willig aus Priesterhand Jedem die ersehnte Beruhigung, wenn er sein Vergehen erkannte und dieses durch beichten beglaubigte, wenn er durch Äußerung seiner Reue die Gewähr leistete daß er in Zukunft das Vergehen meiden wolle, und wenn er sich verpflichtete durch gute Werke Ersatz zu leisten für das begangene Böse. Diese guten Werke empfingen nach und nach ausschließlich die Gestalt von Geschenken die dem Priesterverbande gemacht wurden, sei es zum Baue von Kirchen und Klöstern, zur Ausschmückung derselben, zur Verbesserung der Einnahmen der Priester u. s. w. So gingen unabläßig Geschenke an Land wie an Gebäuden Gold und Silber an die Priesterschaft über zur Erlangung des zeitlichen und ewigen Seelenheiles. Dazu kam das Vermögen aller Derer die in den Priesterverband eintraten, der die Gütergemeinschaft welche zur Apostelzeit die ganze Christenheit umschlossen hatte späterhin nur für seinen Kreis anwendbar fand; dazu von jedem Eintretenden verlangte daß er sein gegenwärtiges wie künftiges (durch Erbschaft zufallendes) Eigenthum in den gemeinsamen Besitz des Verbandes (der Kirche) übergehen lasse. Eine wichtige Mehrung des Besitzthumes trat ein als zur Zeit der Kreuzzüge die ansteckende Begeisterung vornehmlich die Ritterschaft erfaßte und es Gebrauch ward, daß diese nicht allein ihr Leben sondern auch ihre Güter der heiligen Sache weihend, letztere der Priesterschaft übergaben. Mogten die Ritter im Kriege fallen oder zurückkehren, ihr Besitz verblieb der Kirche, die nur empfing aber niemals zurückgab. Wenn aber etwa Ritter nach Abkühlung der Begeisterung sich besannen und den Kriegszug nicht antreten wollten trieb die Priesterschaft den Säumigen

durch Bannflüche von Weib und Kind um im Kriege sein Gelübde zu erfüllen. Unermeßliches an Grundeigenthum ging solchergestalt in den Besitz des Priesterverbandes über, der den Wittwen und Waisen der Geplünderten seine Klöster öffnete zum aussterben.

Da die Güter der Kirche unveräußerlich waren und seit Einführung der Ehelosigkeit der Priester die früher gebräuchlichen Verschenkungen und Ausstattungen der Priesterkinder aus Kirchengütern unterblieben: so konnte der Gesammtbesitz nur sich mehren nicht mindern. Da überdies der Werth des Landes steigen mußte, im Verhältnisse wie Wohlstand, Zahl des Volkes und Fähigkeit zur Ausbeutung des Bodens: so mußte der Kirchenbesitz an Ausdehnung und Wert unaufhaltsam zunehmen. Es kam noch hinzu, daß die Priester fast allenthalben die Steuerfreiheit ihres Landes durchsetzten, dessen Überschüsse also um so höher ausfallen mußten und um so mehr zu neuen Ankäufen die Mittel boten. Wie bei jeder Ansammlung großer Reichthümer der Anwachs reißend fortschreitet, sobald der Stand erreicht ist auf welchem die jährlichen Einnahmen sicher und unausgesetzt Überschüsse ergeben müssen die dem Stammbesitze hinzu geschlagen werden, so mußten unter gleichen Verhältnissen auch die Reichthümer des Priesterverbandes reißend anschwellen, als jährlich außer dem Zuwachse an Geschenken auch die mit überschüssigen Millionen erkauften Ländereien und Gebäude hinzu kamen. Zur Zeit des höchsten Reichthumes besaß die römische Priesterschaft in den Hauptländern ein Drittel alles nutzbaren Landes (Äcker Wiesen und Wälder), in einzelen sogar die Hälfte und zwar die bessere, ungerechnet die vielen Häuser in großen und kleinen Städten.

Diese anwachsende Bereicherung veränderte gänzlich die Stellung des Priesterverbandes im Inneren wie nach außen. Die Verwaltung eines so großen Güterbesitzes nahm Zeit und Fähigkeiten der Priester weit mehr in Anspruch als die Erfüllung ihrer amtlichen Obliegenheiten; es ward wichtiger ein tüchtiger Güterverwalter zu sein als ein tauglicher Priester; oder priesterlich geredet ward es notwendiger weltlich zu sein statt geistlich. Die Oberen mußten Fehler und grobe Verstöße des Priesters dulden, wenn sie überzeugt waren daß er als Güterverwalter nicht entbehrt werden könne. Die Umkehr des ursprünglichen Verhältnisses konnte dem Ansehen und der Geltung der Priester in jeder Beziehung nur schaden: ein tüchtiger Güterverwalter hat einen beständigen Kampf zu führen mit seinen Pächtern und sonstigen zu Leistungen Verpflichteten, selbst wenn er sich darauf beschränkt nur das Gebürende erlangen zu wollen; denn die beiderseitigen Ansichten über das Maß des Gebürenden sind in der Regel verschieden und der Schwächere glaubt sich stets bedrückt und übervortheilt, haßt

also jeden der die Übermacht mit Recht oder Unrecht zu seinem Nachtheile geltend macht. Es schwand auch die Hochachtung, welche man früher dem dürftigen entsagenden Priester widmete, das Zutrauen welches ihre Uneigennützigkeit allen ihren Lehren und Rathschlägen erworben hatte. Reiche gemästete Pfaffen konnten nicht den Eindruck der Entsagung und Uneigennützigkeit erregen; man bückte sich vor ihrem Reichthume und ihrer Macht, widmete ihnen aber weder Zutrauen noch Hochachtung; der Nacken beugte sich aber das Herz war empört. Die Verwaltung großer Reichthümer legt überdies die Versuchung nahe selbst davon zu genießen, und von den Oberen gestattet trugen die verwaltenden höheren Priester den Reichthum zur Schau, wurden üppig und verschwenderisch; so daß sie neben dem Glanze den schon ihre Stellung verlieh auch den äußeren Prunk auf sich häuften.

In Folge dessen trat die nachtheilige Wandlung ein, daß Fürsten und Adel des Landes den jüngeren und bedürftigen Mitgliedern ihrer Familien die reichen Pfründen verschafften; also die für den Glauben wichtigen Stellungen nicht mit Männern besetzt wurden, welche an Kenntnissen Glaubenseifer Frömmigkeit und gutem Lebenswandel über ihre Umgebung hervor ragten, sondern mit brodlosen unfähigen Jünglingen, deren Armut bei hohen Ansprüchen sie zur Last für ihre Familien machte, deren Mangel an Fähigkeiten es unmöglich machte sie irgendwo anders zu verwenden als in den reichausgestatteten Stellen der genießenden Priesterschaft. Den Söhnen des Volkes, aus deren Mitte früherhin der Priesterverband seine würdigsten und tüchtigsten Männer empfangen hatte, blieben die einträglichen Stellen verschlossen; vornehme Unfähigkeit nahm die Ämter in Besitz wo tüchtige Männer ohne Ansehen der Geburt wirken sollten und auch vordem Ersprießliches geschaffen hatten. Die unteren Stellen welche man den Söhnen des Volkes überließ boten keine Gelegenheit zur Entwicklung, wenig Aussicht zum empor kommen; tüchtige Männer blieben fern oder wenn hinein gerathen verstockten und verkümmerten sie; die Stellen wurden desto mehr mit unfähigen und hilflosen besetzt, froh gegen den Hungertod irgendwo gesichert zu sein. Vordem standen Adel und Priesterschaft dem Volke offen; als der Eintritt in den Adel thunlichst gesperrt ward blieb noch der Priesterverband allen Denen welche durch hervorragende Fähigkeiten sich auszeichneten. Es gingen aus den Hütten der Armut Bischöfe Erzbischöfe Kardinäle und Päpste hervor und zwar die tüchtigsten (Gregor 7. Sixtus 5. u. a.), welche die stärksten und siegreichsten Kämpfe der Kirche führten. Vordem waren es die edelsten Kräfte des ganzen Volkes gewesen welche dem Priesterverbande sich zuwendeten, weil dieses die einzige Bahn war auf der die

höchsten Fähigkeiten des Menschen sich entwickeln und geltend machen konnten. Späterhin aber ward der Zutritt vor allem dem Adel offen gehalten und auch dieser gab nicht seine besten Kräfte dazu her, sondern die Schwächlinge, die trägen und unfähigen Mitglieder, welche ihren Familien zur Last lagen und deren man sich gern entledigen wollte. Die Söhne des Volkes, welche zu Höherem befähigt waren wendeten sich entweder dem aufblühenden Bürgerthume der Städte zu oder den aufkeimenden freien Wissenschaften; wurden aber an beiden Stellen Bekämpfer der Kirche und des Adels, Feind und Besieger ihrer Anmaßungen.

Die zunehmende Üppigkeit der höheren Priester brachte sie zudem in Feindschaft mit dem Adel und selbst mit mächtigen Fürsten. Sie beanspruchten nicht allein allenthalben den Vorrang, sondern traten auch in solchem Glanze auf daß sie jene verdunkelten; was Neid und Haß erregen mußte unter Ständen, die auf äußeren Schein das größte Gewicht legen und häufig sich bewußt sind daß ihr ganzer Wert darin ausgesprochen liege. Im Adel ward dadurch die Neigung wach gerufen die hochfahrenden Priester bei günstiger Gelegenheit zu demütigen. Dazu kam daß der Priesterverband bei Besetzung der fetten Ämter unmöglich alle verlorenen und lästigen Söhne der hohen Häuser versorgen konnte, mit dem besten Willen die Mehrzahl ausschließen mußte und dadurch die ganze Verwandschaft sich zu Feinden machte. Der übermächtige Landbesitz, welcher in damaliger Zeit den Hauptreichthum der Priesterschaft ausmachte und dessen Steuerfreiheit die Statslasten um so mehr dem Adel aufbürdete, konnte überdies nur den Neid und die Raubsucht des Adels erregen; der allerdings seinen Söhnen die Verwaltungsstellen gönnte, aber noch lieber das Land selbst besessen hätte; zumal wenn er oft genug Stücke des besten Landes darunter erkannte welche seinem Hause ehemals gehört hatten, aber einem schwachen Vorfahren durch Pfaffenlist abgerungen worden waren. Es erwuchs daraus ein fortwährender Kampf des Adels und der Fürsten wider den Priesterverband; Jahrhunderte lang bei den Hauptvölkern der römischen Christenheit mit wechselndem Erfolge geführt. Je nachdem überlegene Gewalt oder Klugheit der einen oder anderen Seite den Sieg entschied ward der Kampf für den Augenblick beendet, um bei erster Gelegenheit vom vordringenden Sieger oder dem erstarkenden Besiegten erneuert zu werden sobald eine günstige Gelegenheit sich darbot. Die Priesterschaft suchte es in diesem Kampfe zu vermeiden gleichzeitig den Fürsten und den Adel zu Feinden zu haben; sie verband sich gewöhnlich mit dem Einen wider den Anderen, wählte je nach Umständen den Fürsten oder den Adel zum verbündeten; denn ihr Grundsatz war, weder den Fürsten auf Unkosten des Adels zu

kräftigen, noch den Adel auf Unkosten des Fürsten, vielmehr beide so zu stellen daß die Entscheidung in den Händen der Priesterschaft verbleibe, welche unter allen Umständen gewinnen wollte gleichviel mit wem oder gegen wen. Beide Parteien sollten helfen die Macht der Kirche (des Priesterverbandes) zu mehren, aber keine mächtig genug werden um den Priestern trotzen oder sie gar berauben zu können. Es ließ z. B. Gregor 7. in einer Kirchenversammlung (1075) beschließen, daß kein Fürst (sogen. Weltlicher) eine Priesterstelle verleihen dürfe; wie es bis dahin die deutschen Kaiser gethan hatten weil die zugehörigen Länder ihre Lehen und also die zu belehnenden Priester und Bischöfe ihre Vasallen waren. Der Papst konnte den Beschluß durchführen wider den Kaiser, weil ihm die deutschen Unterfürsten beistanden denen der Kaiser zu mächtig ward. Zum Ersatze für jene Hilfe lieh ihnen der Papst seine Macht, um das deutsche Reich zu einem Wahlreiche zu machen und übertrug die dem Kaiser entzogenen Bischofwahlen den Domkapiteln, deren Stellen die Unterfürsten und der hohe Adel zu vergeben und zu besetzen hatte. Sobald dagegen die Unterfürsten und der Adel den Priestern gefährlich wurden, stellten sie sich bereitwillig auf die Seite des Oberherrn (Kaisers oder Königs), der jederzeit gern seine Macht ausbreiten wollte auf Unkosten der Unterstehenden.

Die Priesterklugheit ward jedoch zu offenkundig um sich Freunde zu erwerben: man bemühete sich um ihre Hilfe, aber achtete sie nicht und freuete sich beiderseits wenn die Priesterschaft Spott und Schaden erntete. In England traf sie zur Zeit Edward 3. im 14. Jahrh. das Unglück gleichzeitig König und Adel (Parlament) wider sich erregt zu haben und dadurch eine große Niederlage zu erleiden. Derartige Nachtheile wiederholten sich an verschiedenen Stellen: im 14. und 15. Jahrh. wurden in England gewaltsam viele Klöster mit ihren Gütern eingezogen, und die Päpste mußten in den meisten Ländern die Besetzung reicher Stellen aus den Händen geben; 1487 widersetzte sich das Deutsche Reich erfolgreich einem päpstlichen Zehnten und 1500 gestand man dem Papste nur ein Drittel des Ertrages eines ausgeschriebenen Ablasses zu. Das Längstbegonnene ward gründlich vollendet, als die im 16. Jahrh. durchgeführte Reformation fast allenthalben wo sie siegte die Güter der Priesterschaft zertrümmerte und zumeist den Fürsten und dem Adel überlieferte.

§. 203. Außerdem wird die Rückbildung gefördert durch

C. die **zwiefache Obliegenheit der Päpste,** als Häupter des Priesterverbandes und Fürsten eines unabhängigen States.

In der Stellung des Oberhauptes vollzog sich die selbe Wandlung wie im übrigen Verbande, je mehr die Besitzthümer anwuchsen und der Papst als italienischer Fürst mächtiger ward. Die Erfordernisse des Priesterthumes traten zurück und die Eigenschaften des Fürsten wurden übermächtig; den Erfordernissen des Kirchenstates mußten alle Rücksichten auf das Oberhaupt der Christenheit weichen, weil es wichtiger war einen statsklugen mächtigen Fürsten zum Papste zu haben als einen frommen würdigen Priester.

Die größtmögliche Unabhängigkeit des Kirchenstates war Lebensbedingnng des Papstthumes; das Haupt des Priesterverbandes, der Vater der Christenheit konnte nicht nach freiem Ermessen das der Gesammtheit Dienliche und Notwendige wählen und anordnen wenn er als Würdenträger am Hofe eines anderen Fürsten leben sollte, dem unmittelbaren Drucke desselben ausgesetzt. Als Fürst eines unabhängigen States erschien er dawider gesichert, war aber Pflichten und Rücksichten unterstellt von denen er als Haupt der Christenheit verschont geblieben wäre. Denn da das Verfahren der italienischen Fürsten wider einander im Mittelalter selten andere Zwecke verfolgte als gegenseitige Beschädigung, jeder der selben darauf versessen war Andere zu überwinden, zu berauben und aus der Welt zu schaffen, dabei kein Mittel der Gewalt, List und des Verrathes zu scheuen, selbst des Meuchelmordes sich zu bedienen: so wurden die Päpste als Landesfürsten in einen Kreis gezogen der sie zu Schandthaten zwang. Die Erfordernisse der Stellung eines Priesterfürsten, der durch Milde erhabenes Beispiel überzeugende Lehre und unerschütterliche Behauptung des Rechtes wider das Unrecht herrschen soll, waren wesentlich verschieden von denen eines Landesfürsten, der seine Mittel nicht nach moralischen sondern nach Zweckmäßigkeitrücksichten abzumessen hatte, namentlich zu damaliger Zeit vor keinem Mittel zurückschrecken durfte, welches seine Herrschaft erweitern oder gegen Angriffe sichern konnte. Um diesen weit aus einander liegenden, theils sich widerstreitenden Erfordernissen zu genügen, sind schwerlich in einem Menschen die notwendigen Eigenschaften vereint zu finden: ein milder Priester kann kein gewaltthätiger Fürst sein, ein erhabener Lehrer von tadellosem Wandel kann nicht als Statslenker jedes Mittel gutheißen und anwenden welches die Sicherung oder Stärkung seiner Fürstenmacht rathsam machen konnte; ein unerschütterlicher Behaupter des Rechtes wird nicht des Unrechtes sich bedienen um Macht zu erlangen, sondern lieber Unrecht leiden als thun. Ein kräftiger Fürst dagegen wird nicht sanft sein, nicht darauf sich verlassen durch Milde Belehrung und Ermahnungen die reinsten Zwecke zu erreichen, sondern wird befehlen und den Gehorsam durch Gewalt erzwingen, nötigenfalls

Blutvergießen anwenden um den Herrscherzweck zu erreichen. Die Reihenfolge der Päpste, deren Lebensdauer lang genug war um den Grundzug ihres Wesens zur Geltung zu bringen, giebt überzeugende Beläge: die besten Priester, rührende und gewinnende Beispiele der Milde und Frömmigkeit, waren mittelmäßige oder ganz unfähige Herrscher; die kräftigsten und tüchtigsten Landesfürsten waren dagegen höchst mangelhafte und selbst verwerfliche Häupter der Christenheit, die nicht schlechter sein mogten als andere Fürsten ihrer Zeit, aber der Eigenschaften und Würde ermangelten die ein Papst besitzen sollte, um als Oberhaupt der Christenheit, als Stellvertreter Gottes auf Erden geachtet und verehrt zu werden.

Je mehr das Papstthum zum Glanze gelangte, die Kardinäle und hohen Würdenträger ihren Reichthum und Einfluß mehrten, desto stärker drängten sich die Fürsten= und Adelsfamilien Italiens hinzu; denn die Erlangung einer solchen Würde war das zweckdienlichste Mittel um den Einfluß der Familie und deren Güter zu mehren. Dem Kirchenstate war es einerseits günstig das Mitglied eines mächtigen Fürstenhauses an der Spitze zu haben, weil dieses alsdann der natürliche Verbündete des päpstlichen Stules war so lange derselbe von einem aus der Familie besetzt blieb; andrerseits war es höchst ungünstig weil der Kirchenstat in alle Kriege und Zwiste der Familie hinein gezogen ward und der Papst seine Würde gebrauchen oder mißbrauchen sollte um seiner Familie beizustehen wenn sie angegriffen ward, oder noch öfterer wenn sie die günstige Gelegenheit benutzen wollte, um mit Hilfe ihres päpstlichen Mitgliedes das Familien=Besitzthum auf Kosten Anderer zu vergrößern.

Als die Erfordernisse eines Beherrschers denen des Priesterhauptes vorangestellt wurden, durften die Kardinäle nicht mehr wählerisch in der Person des Papstes sein, die Päpste ebenso wenig bei Auswahl der neuen Kardinäle; es galt in beiden Fällen Männer von mächtiger Verwandschaft zu nehmen, selbst wenn sie als Priester betrachtet von zweifelhaftem Werte waren. Als die großen Familien die Überzeugung gewonnen hatten, daß es der Mühe lohne sich in den Besitz der hohen Würden zu setzen, konnte es ihnen nicht schwer fallen sich hinein zu drängen und nachdem sie Einfluß erlangt hatten diesen auszudehnen bis das Übergewicht in ihren Händen ruhete. Die Päpste ernannten neue Kardinäle aus den hochgestellten Kreisen und die Kardinäle wählten vorzugsweise die Päpste aus hohen Familien; so daß, wenn auch Einzele aus niederen Ständen dazwischen waren, sie in ihrer Minderzahl nicht hindern konnten daß die hohen Familien unbeschränkte Herren wurden und die niedriger Geborenen nur als geschickte Werkzeuge für ihre Zwecke gelten ließen.

Bei zunehmender Beschränkung der Kreise aus denen Päpste und Kardinäle gewählt wurden, mußte die geminderte Auswahl die Güte der Gewählten schmälern. Zum Gegenstande des Ehrgeizes und der Ränke hochstehender Familien geworden, konnte die Wahl der Päpste wie der Kardinäle nicht frei bleiben von verwerflichen Einflüssen: die Päpste ernannten Kardinäle, nicht um die würdigsten Männer in ihrem hohen Rathe zur Verfügung zu haben, sondern von drängenden Verwandten getrieben oder um sich Freunde zu machen in anderen Familien, die ihnen entweder nützen konnten oder gefährlich waren, oft sogar aus Geldgier oder um Geldverlegenheiten des päpstlichen Schatzes abzuhelfen. Die Kardinäle dagegen ernannten Päpste je nachdem der Einfluß eines Fürstenhauses oder einer Partei in ihrer Mitte übermächtig war; wobei am öftersten diejenige Partei siegte welche dem vorigen Papste oder seinem Fürstenhause feindlich gewesen war.

Es bedurfte dazu keineswegs eines durchgängigen Verderbnisses Aller, vielmehr konnte die Mehrzahl aus redlichen nach bester Überzeugung handelnden Männern bestehen und doch der Erfolg ein schädlicher sein; denn gewöhnlich gibt es in allen derartigen Wahlkörperschaften zwei gegenüberstehende entschiedene Parteien, deren Abstimmung man im Voraus wissen kann; zwischen beiden eine Mittelpartei aus klugen und zurückhaltenden sowie schwachen und selbstsüchtigen Mitgliedern zusammengesetzt, die nach Zeit und Umständen mit der einen oder anderen Seite sich vereint. In dieser Mittelpartei ruht gewöhnlich die Entscheidung, denn wenn sie die Mehrzahl bildet verfügt sie nach eigenem ermessen, anderenfalls schlägt sie sich zu der Seite welche in der vorliegenden Frage ihren Ansichten am nächsten steht oder ihr die größten Zugeständnisse macht um mit ihrer Hilfe als Mehrheit zu siegen. Diese Mittelpartei, der gewöhnlich alle zuströmen, denen feste Überzeugung und unwandelbare Treue mangelt, offenbart im erkennen wie im wollen ihre Mittelmäßigkeit; ist namentlich allem entschiedenen feindlich, dagegen sehr geneigt zu kleinen Aushilfen und wirkunglosen Halbheiten, entnimmt mehr den Nebenrücksichten als den sachlichen Erfordernissen die Beweggründe ihrer Entscheidungen. Im Wahlkreise der Kardinäle werden diese allgemeinen Verhältnisse nicht gemangelt haben und dazu kam noch der besondere Übelstand, daß die Mitglieder meistens bejahrt und altersschwach waren, also der Furcht und Kleinlichkeit des Greisenalters unterworfen; so daß die Entscheidung der Papstwahlen häufig das Ergebniß der altersschwachen Mittelmäßigkeit ward, deren Unfähigkeit und Furcht sie zum stetig schwankenden Werkzeuge der eifersüchtig sich bewerbenden Adelsfamilien machte. Die Entscheidungen gingen von

einem Gegentheile zum anderen über; jeder Papst hätte gern die Würde erblich gemacht in seiner Familie und that Jedes um seine Partei unter den Kardinälen zu stärken. Diese dagegen waren in der entscheidenden Mehrzahl darin einig daß solchem vorgebeugt werden müsse, und so gelangte bei vielen Papstwahlen gerade die Partei an das Ruder welche das vorige Mal unterlegen war. So ward Paul 4. von den Feinden seines Vorgängers und Anhängern seines Vorvorgängers gewählt; Pius 4. durch die Feinde des vorangegangenen Paul 4. und ebenso ward Sixtus 5. von den Gegnern seines Vorgängers erhoben. Dann und wann, wenn die gegenüberstehenden Adelshäuser sich nicht verständigen konnten, ward ein Bürgerlicher gewählt, damit keine der hohen Familien ihren Zweck erreiche; wie bei Urban 8. dem Sohne eines Kaufmannes, der als Kardinal Maffeo bei der Papstwahl, als die Anhänger des letzten und die des vorletzten Papstes sich feindlich gegenüberstanden, jeder Partei zu verstehen gab er sei ein Feind der anderen, und vom gegenseitigen Hasse beider Seiten unterstützt zum Papste ernannt ward.

In diesem Getreibe der Parteien, vorwiegend aus Fürsten- und Adelsfamilien hervorgehend, die ohnedies daran gewöhnt waren Ränke Bestechungen und überhaupt jedes Mittel der List und Gewalt anzuwenden, wenn es darum sich handelte anderen Familien den Rang abzulaufen, schwand immer mehr die Rücksichtnahme auf die Würde des Oberhauptes der Christenheit. Die Ehre der Kirche war Nebensache geworden, denn bei den Beherrschern des Kirchenstates galt das Recht des Starken über den Schwachen, sowie jedes Mittel zu dessen Anwendung ein Fürst damaliger Zeit sich berechtigt glaubte. Es wurden Männer auf den päpstlichen Stul erhoben, die durch Habsucht Wollust und andere Laster die Würde schändeten und den Kirchenstat ausraubten um ihre hohen Familien zu bereichern, ihnen Fürstenthümer zu schaffen aus den Gütern die sie anderen Familien nahmen. Alexander 6. aus dem berühmten und mächtigen Fürstenhause der Borgia gehörte z. B. mit seinem Sohne Cäsar zu den verworfensten Menschen aller Zeiten. Sixtus 4. gewann 1482 eine entscheidende Schlacht wider die Neapolitaner; sein Heerführer Roberto Herr von Rimini, vom Papste hochgeehrt, starb bald an einem kalten Trunke und der Papst, der ihn unter großen Feierlichkeiten beerdigen ließ, sandte rasch ein Heer nach Rimini um die Stadt der Wittwe und dem unmündigen Sohne zu entreißen, welches aber fehlschlug. Der selbe Papst betheiligte sich 1478 bei einem Anschlage um die Beherrscher von Florenz zu ermorden. Das adliche Geschlecht der Pozzi hatte den Entschluß gefaßt die Brüder Giuliano und Lorenzo de Medici im Dome zu meucheln und besprach es mit dem Erzbischofe von Pisa,

der ihnen mit Freuden die Hand bot; selbst der Papst Sixtus versprach dem Unternehmen jeden Beistand und setzte mit dem König von Neapel ein Heer in Bereitschaft, um beim Gelingen des Meuchelmordes sofort in das florentinische Gebiet einzufallen. Der Anschlag mißlang, beide Brüder wurden gedolcht, aber nur Giuliano starb daran. Der Erzbischof welcher gleichzeitig außerhalb der Kirche den Aufruhr wider die Medici geleitet hatte ward gefangen genommen und erhenkt. Der erboste Papst eröffnete den Krieg mit der Forderung daß der dem Tode entgangene Fürst Lorenzo abgesetzt werde: die Florentiner, welche sich dessen weigerten that er in den Bann und verfluchte sie als Feinde Christi. Der selbe Papst versprach einem gefangen gesetzten Protonotar Colonna die Freiheit, wenn er ihm sein Besitzthum Marino abtrete; er that es und ward enthauptet; das war die versprochene Freiheit. Alexander 6. (1430—1503) Abkömmling der entarteten Familie der Borgia hatte zwei Söhne und eine Tochter, die berüchtigte Lucrezia Borgia, welche mit ihrem Vater und ihren Brüdern in Blutschande lebte. Durch Bestechung der Kardinäle Sforza Riario und Gibo ward er 1492 Papst. Der eine Sohn Cäsar ließ seinen Bruder aus Eifersucht ermorden und in die Tiber werfen. Als man dem alten Papste die Leiche brachte verhüllte er sein Gesicht; er kannte den Mörder. Seinen Schwager ließ Cäsar meuchlings anfallen; den Verwundeten pflegten Frau und Schwiegerin um ihn gegen Cäsars Gift zu schützen; der Papst ließ das Haus durch Soldaten bewachen um dem Sohne den Mord zu wehren; Cäsar kam mit überlegener Macht, drang hinein vertrieb die Frauen und erwürgte den verwundeten Schwager. Dem Papste tödete er seinen Liebling Peroto in den Armen; vergebens suchte der Vater ihn mit dem päpstlichen Mantel zu decken, der Dolchstoß des geübten Sohnes traf sicher und das Blut sprang dem Papste in's Gesicht. Fast in jeder Nacht fand man Ermordete in den Straßen; die Gerichte schwiegen, denn man wußte wer sie verfügt hatte, und jeden auffälligen Todesfall schrieben die Römer päpstlichem Gifte zu. Alexander mit seinem würdigen Sohne Cäsar verbündeten sich mit den Guelfen der Umgegend um die Ghibellinen zu verjagen; nachdem es gelungen und sie deren Güter genommen hatten, kehrten sie sich wider ihre Verbündeten um auch deren Güter zu rauben; Cäsar meuchelte die im Wege waren um Vater und Sohne ein Reich zu schaffen. Endlich fand Alexander den Tod durch eigenes Gift: er hatte 7 neue Kardinäle ernannt gegen hohe Zahlung, lud sie darauf zum Mahle und ordnete ihre Vergiftung an; die Kardinäle bestachen den Koch so daß Vater und Sohn das Gift erhielten; der Papst starb daran, sein Sohn Cäsär überwand es, floh aber in das Ausland. Der Geschichtschreiber

Machiavelli, gläubiger Katholik, sagt von ihm: „Alexander 6. that nie etwas Anderes als Menschen betrügen, noch dachte er je Anderes und fand auch immer die Gelegenheiten dazu. Es hat niemals einen Menschen gegeben der größeren Ernst im betheuern bezeigt, mit höheren Schwüren etwas bestärkt und es weniger gehalten hätte. Nichts desto weniger gelang ihm immer sein Betrug nach Wunsch weil er die Welt zu nehmen wußte." Der nachfolgende Julius 2. (1443—1513), Kardinal und Feldherr, bahnte sich den Weg durch seine kriegerische Tüchtigkeit, ward aber erst 1503 Papst und wandte seine Stellung vornämlich dazu an die gewaltige Macht des Papstthumes auf Unkosten aller Fürsten noch mehr zu vergrößern: er war ganz Fürst, kein Priester. Er verband sich mit dem Könige von Frankreich zum Kriege wider Venedig; als er aber durch Abtretung der Provinz Romagna zufrieden gestellt war verließ er seinen Verbündeten. Um sich gegen dessen Feindschaft zu sichern, bot er dem deutschen Kaiser große Geldvorschüsse damit er Frankreich bekriege, suchte in Genua einen Aufstand wider die darin herrschenden Franzosen zu erregen und ließ den englischen König Heinrich 8. auf das dringendste zusetzen, feindlich in Frankreich einzufallen; aber nur Ferdinand von Spanien ließ sich bewegen ihm zu helfen die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Als dieses mißlang und der König von Frankreich es rathsam fand mit dem Papste Frieden zu schließen, machte dieser sofort Vorbereitungen um den ihm verbündeten Spaniern Neapel zu entreißen, als der Tod sein beginnen unterbrach. Seine Kriege und großen Unternehmungen zwangen ihn jedes Mittel anzuwenden um Geld heran zu ziehen, und der deutsche Kaiser Maximilian 1. schätzte selbst das aus Deutschland nach Rom gezogene Geld auf jährliche 500,000 Dukaten. Zu seiner Zeit war der Unglaube in Rom und am päpstlichen Hofe so sehr herrschend, daß Niemand als gebildet galt wenn er gläubig war; daß Jeder nur mit Spott von der Bibel und den Glaubenslehren sprach und dem Papste zugeschrieben wird beim Anblicke großer Geldsendungen aus Deutschland einem befreundeten Kardinale zugerufen zu haben: „Gelt Bruder die Fabel vom Jesus Christus ist einträglich!" Der rechtgläubige Erasmus war erstaunt in Rom an hoher Stelle so viele Gotteslästerungen zu hören; die Priester lästerten das Meßopfer während sie es vollzogen; das Christenthum mit seinen Kirchengebräuchen galt nur noch als Mittel um möglichst viel Geld nach Rom zu ziehen, das prunkende Leben des Papstes und seiner Kardinäle zu befördern, sowie die künstlerischen und kriegerischen Unternehmungen welche der Fürst des Kirchenstates zur Ausbreitung der Gewalt und zum Glanze seines Fürstenhauses notwendig erachtete. Seine Nachfolger setzten die Unternehmungen und Gelderpressungen fort und selbst die Er=

schütterungen welche die Auflehnungen Zwinglis (1516) und Luthers (1517) zur Folge hatten, vermogten nicht die Verhältnisse zu bessern. Der Papst führte unbesonnen Krieg wider seinen Helfer den deutschen Kaiser; die Kaiserlichen drangen 1527 in Rom ein plünderten und verheerten die Stadt und belagerten den Papst in der Engelsburg, der sich zur Demütigung gezwungen sah. Paul 3. ward 1534 Papst, 67 Jahre alt; er erkannte zwei uneheliche Kinder an, unternahm nichts Wichtiges ohne die Sterne zu fragen und lehnte ein vortheilhaftes Bündniß mit Frankreich ab weil die Sterne ungünstig standen. Er kannte keine höheren Rücksichten als die auf Vergrößerung des Fürstenhauses Farnese dessen Haupt er war; zu dessen Vortheile freuete er sich daß die dem Papstthume feindlichen Protestanten erfolgreich wider den katholischen Kaiser kämpften, ermunterte auch den König von Frankreich den Protestanten beizustehen. Der französische Gesandte schrieb seinem Könige: „Der Papst und seine Minister haben Euch bisher in jeder Weise hintergangen, jetzt suchen sie es durch Heuchelei und Lügen zu decken und eine wahre Niederträchtigkeit daraus zu machen." Paul 4. erhob zum Kardinale seinen Neffen, einen wilden und anstößigen Menschen, von dem er selbst sagte sein Arm sei bis an den Ellbogen in Blut getaucht. Er wollte wider die rechtgläubigsten aller Katholiken, die Spanier, kämpfen und ersuchte nicht allein die Protestanten um Hilfe, sondern ließ auch dem türkischen Sultan Soliman antragen er möge sich mit aller Macht auf Sicilien und Neapel werfen, welche dem Könige von Spanien unterstanden. Das Haupt der Christenheit rief Türken herbei um christliche Länder zu verwüsten, Christen und Landsleute zu ermorden und als Sklaven fortzuschleppen. Als die Türken nicht kamen fiel das päpstliche Heer in Neapel ein, plünderte und verheerte das Land mit Feuer und Schwert. Bei seinem Tode (1599) zerstörte das Volk seine Denkmäler, plünderte die Inquisition, riß sein Standbild herunter, dessen Kopf mit der dreifachen Krone es abschlug und durch den Straßenschmutz schleppte. Über die Päpste im Allgemeinen ward von einem kundigen rechtgläubigen Italiener damaliger Zeit (Macchiavelli) geurtheilt: „Sie hören nicht auf, bald religiöser Interessen bald ihres eigenen Ehrgeizes willen, immerfort Fremde in das Land zu rufen und neue Kriege zu veranlassen. Kaum hatten sie einen Fürsten mächtig gemacht, so bereueten sie es und suchten ihn zu stürzen; sie wollten nicht, daß die Länder, welche zu besitzen ihre eigene Schwäche ihnen unmöglich machte, von Anderen besessen würden. Sie waren unzuverläßige verbündete, hielten nicht Wort, schlossen einseitigen Frieden und ließen ihre verbündeten im Stiche, entbanden von Eiden und genehmigten jedes Verbrechen welches ihre Herrschaft erweitern

konnte. Überdies wechselten die Personen zu oft, waren meistens zu alt wann sie zur Regierung kamen; Kraft war selten, aber Hinterlist und Feigheit desto öfterer wie es dem Alter zukömmt."

Die unglückselige Verbindung des Fürsten mit dem Haupte der römischen Christenheit brachte Unheil über das Papstthum, ohne dessen Unabhängigkeit jederzeit sicher zu stellen. Jedesmal wenn sie als Fürsten unterlagen verlor das Kirchenhaupt an Ansehen und Gewicht, oft mehr als es in einem Jahrhundert mühsam erworben hatte. Die Päpste hatten eine Zeit der Unabhängigkeit und des höchsten Glanzes als sie behaupten durften: „alle Creatur ist dem Papste unterthan" und Anerkennung dafür fanden. Diese höchste Stellung hatte ihnen aber nicht der Besitz des Kirchenstates verschafft, sondern die Unantastbarkeit welche der Glaube der gesammten Christenheit gewährleistete. Auf den Besitz einer Stadt, einer Hütte beschränkt, würde der Vater der Christenheit die selbe Unabhängigkeit besessen haben und haben geltend machen können; wer ihn angetastet hätte wäre von der ganzen Christenheit geächtet worden, die rohesten Krieger wären von ihm zurückgewichen und hätten um seinen Segen geflehet, statt ihren Gewalthabern wider den wehrlosen Papst zu gehorchen. Der fürstliche Besitz hatte nicht ihre Unabhängigkeit gesichert, dagegen von jeher die päpstliche Würde allen Versuchungen und Gefahren der Fürstenwürde blosgestellt. Der rechtgläubige Dante läßt in seiner „göttlichen Komödie" zwei Päpste in der Hölle brennen: Nicolaus 3. (1277—1281) und Bonifaz 8. (1294—1303), von denen ersterer Geldschneider war und Sodomit, letzterer Geldschneider und kriegsüchtig. Bonifaz ward vom französischen Könige gefangen genommen, zu Pferd verkehrt sitzend nach Rom geführt und verhungerte im Gefängnisse. Die Päpste wurden als Landesfürsten behandelt und verfuhren auch als solche; wie z. B. Urban 6. welcher den Karl von Durazzo veranlaßte und ihm half sich zum Könige von Neapel zu machen. Als es gelang, reiste der Papst nach Neapel, ließ 9 Kardinäle einkerkern die es mit dem Gegenpapste gehalten hatten, überwarf sich aber mit dem neuen Könige und wollte ihm seine Krone nehmen; angegriffen entfloh er nach Genua, wo er die mitgeführten Kardinäle enthaupten ließ. Der Besitz eines Fürstenthumes brachte Männer dieser Art auf den päpstlichen Stul, die Erfordernisse der fürstlichen Verwaltung bildeten sie weiter aus in den Ränken und Gewaltthaten der Fürstenmacht, und sie wurden deshalb auch von anderen Gewalthabern als Fürsten behandelt, nicht als Priesterhaupt, da sie selbst dessen Würde Milde und menschliche Tugenden bei Seite gesetzt hatten. Die deutschen Kaiser setzten wiederholt Päpste ab, die französischen Könige hielten sie in Avignon gefangen und die Hauptstadt der Christenheit ward wiederholt

von gläubigen Kriegern erobert, welche darin wie in jeder anderen Stadt eines Fürsten wütheten. Die Päpste verstanden es nicht oder wollten nicht unbetheiligt bleiben bei den fortgehenden Kriegen der anderen Fürsten; statt sich in den Schutz der ganzen Christenheit zu begeben, suchten sie Bundesgenossen um Theil zu nehmen an den Kriegen und Gewinn daraus zu ziehen gleich anderen Mächten. Ihr Bundesgenosse war Feind anderer Fürsten welche dadurch Feinde des Papstes wurden; der Papst ward Theilnehmer an den Kriegen zwischen christlichen Völkern, fachte sie häufig sogar an und lief jedesmal große Gefahr mogte der Sieg sich wenden wie er wollte. Siegten die Feinde dann ward der Papst wie jeder andere Fürst behandelt, oft noch schlimmer, denn man war empört darüber daß er als Haupt der Christenheit und Priester Krieg führe wider christliche Völker; siegte er mit seinen Freunden, dann eilte er gewöhnlich eine Treulosigkeit zu begehen, indem er einseitig Frieden schloß um der wachsenden Übermacht seiner Freunde vorzubeugen. Er mußte mit Grund befürchten daß sie sonst mit ihrer drückenden Freundschaft ihn heimsuchen würden, um für den erfochtenen Sieg ihren höchsten Lohn zu erlangen in Benutzung seines Ansehens für ihre Zwecke, ihn gar in seiner Hauptstadt glänzend und ehrerbietig bewacht gefangen halten würden, bis er durch Zugeständnisse ihre Abreise erkaufte.

In Folge dessen sind die Päpste immer mehr unfrei geworden; bei den Papstwahlen der letzten 200 Jahre herrschte meistens der spanische oder französische oder östreichische Einfluß so übermächtig, daß die Wahl zu einem Ränkespiel ward, bei dem die Würde wie der Vortheil des Priesterverbandes außer Acht blieben. In neuerer Zeit drängten sich die Heere der jedesmal übermächtigen katholischen Herrscher in ihre Nähe: Napoleon 1. ließ sogar den Papst Pius 7. gefangen nach Paris führen, aus dessen Banden die ungläubigen Russen Deutschen und Engländer ihn durch Krieg erlösten. Nachher besetzten östreichische Heere den Kirchenstat und übten in seinem Namen rohe Gewalt aus; seit 1849 hielt eine französische Besatzung den Papst in Rom ehrerbietig gefangen und Frankreich verfügte unbeschränkt über seinen Stat und seine Sicherheit. 1870 nachdem die Franzosen abzogen ist der Kirchenstat dem Reiche Italien einverleibt worden durch Gewalt und ohne Anrecht als den Willen des Volkes. Das Reich der Päpste ist nicht mehr; geduldete Gäste sind sie geworden.

§. 204. Die fortschreitende Rückbildung des Papstthums geschah demnach in Folge

der allmäligen Erhebung des Papstes vom Haupte eines freien Priesterverbandes zum Alleinherrscher (§. 201);

des stetigen anwachsens der Besitzthümer des Priesterverbandes (§. 202);

der doppelten Obliegenheiten des Papstes, als Herrscher des über alle römisch gläubigen Christen ausgebreiteten Priesterverbandes und als Fürst eines italienischen States (§. 203).

Diese Rückbildung konnte aber nur den Priesterverband zerrütten, nicht den Glauben selbst wenn dieser in der Vereinigung aller Christen lebendig war und herrschte. Das Papstthum mogte fallen und das Christenthum wäre geblieben, hätte vielleicht um so mächtiger aus den engen Priesterbanden sich erhoben.

Diese Erwartung ist nicht eingetroffen und zwar weil sie auf einer **Überschätzung des Christenthumes** beruht, welches in der Wirklichkeit niemals den Einfluß besessen und geäußert hat den man dem Glauben gewöhnlich beimißt. Man ist überhaupt gar zu geneigt dem in verschiedenen Völkern gemeinsam herrschenden Glauben oder Glaubensbekenntnisse, sei es christlich muhammadanisch oder braminisch, einen allgemeinen und tiefgehenden Einfluß zuzuschreiben, auch anzunehmen, es sei ein durchgehendes sie vereinigendes Band, welches seinen Einfluß allenthalben gleichartig äußere und zum gemeinsamen Ziele führe. Die unausgesetzten Kriege der christlichen Völker wider einander zeigen zur Genüge wie unbegründet diese Annahme sei, und wenn das Wesen der Völker erforscht wird zeigt sich deutlich, wie wenig sie im Ganzen von ihrem Glaubensbekenntnisse beherrscht werden; wie vielmehr jedes Volk durch seine innewohnenden Fähigkeiten und Mängel sich gestalten läßt, je nach seiner Außenwelt und vor allem der zunächst umgebenden; wie sein Glaube wenn er örtlich entsteht das Erzeugniß seiner Außenwelt ist, oder wenn er zugeführt wird dieser Außenwelt sich unterordnen muß; wie in beiden Fällen seine Religion nur die Hülle ist in welche das Eigenwesen des Menschen oder des besonderen Volkes die Eindrücke seiner örtlichen Außenwelt, vornehmlich seiner außersinnlichen zusammen faßt.

Das spanische Christenthum ist zu allen Zeiten verschieden gewesen vom französischen und italienischen: der leichtere schwankende und spottsüchtige Gallier hat niemals einen strengen unerschütterlichen Glauben entwickeln können wie der ernste harte und unerbittlich bis zur äußersten Grenze vordringende Spanier. Der ernste grübelnde Deutsche war dem Spanier verwandter als dem Gallier, aber sein denken führte ihn zu sehr in die Tiefen des Glaubens, als daß er es dem Spanier im thatkräftigen Glaubens- und Verfolgungeifer hätte gleichthun können; er war bereit die Fragen bis zur feinsten Spitze zu erörtern und zu zerlegen, während der Spanier mit dem Schwerte die Entscheidung herbeiführte und der Gallier das beginnen Beider

verlachte. Dem gewandten freudesuchenden Italiener war das Christenthum eine Reihenfolge von Festen und Feiertagen, mit kunstsinnigem Prunke und lärmenden Vergnügungen, wie er sie bereits vor Annahme des christlichen Glaubens gepflegt hatte, der auch nach seiner Einführung nur die veränderten Namen zu den alten Festen hatte hergeben müssen.

Den Priestern Roms war das Christenthum der Hebel um die römische Weltherrschaft auf einem anderen Wege zu erneuern, die Geldmittel zum heimatlichen Glanze nicht wie ehedem durch das Schwert sondern durch den Glauben herbei zu ziehen. Das Glaubensbekenntniß ließ sich allenthalben mit den selben Worten verkünden, konnte auch gleichlautend dem Gedächtnisse jedes einzelen eingeprägt werden; aber sobald die Ausprägung vorgenommen ward kamen allenthalben die Besonderheiten zur Geltung: jedes Volk, jeder Bezirk, ja jeder Christ gab sie in der Form seines besonderen Wesens. In Italien entwickelte sich der Heiligendienst zur überwältigenden Fülle, weil dem Volke von jeher die Mehrung seiner Festtage willkommen war, es ihm gleichblieb wessen Name gefeiert ward, wenn nur Umzüge und Spenden Müßiggehen und Lustbarkeiten zunahmen. In Spanien dagegen entwickelte sich die düstere Seite des Glaubens: der Spanier nahm nur auf was zu seinem Ernste paßte und mit der Gediegenheit welche ihm inne wohnt führte ihn sein Eifer bis zur äußersten Grenze. Nirgends geschah so viel für Kirchen und Klöster wie dort, denn die Erfüllung seiner Pflicht in jeder Richtung war Forderung seiner Ehre; Entäußerung und Entsagung bis zur Armut und Selbstpeinigung erschienen seiner düsteren Neigung als das Höchste im Menschen. Nirgends war die Unterwürfigkeit unter den Glauben so groß: der Spanier grübelte nicht ob der Glaube richtig sei oder wie er sich erweisen lasse, sondern nur wie er bis zum Äußersten seine Pflicht erfüllen könne, und während anderswo die Priester verspottet oder gehaßt eingekerkert und verjagt wurden wegen ihrer Missethaten, erzeigten in Spanien Adel und König jedem Priester tiefe Ehrerbietung. Der hohe Adel half als Meßdiener vor dem Altare und der König ließ sich, auf Anordnung der Inquisition, Blut abzapfen welches zur Strafe verbrannt wurde, weil der König eines ketzerischen Gedankens verdächtig geworden war. Die Priesterschaft besaß mehr als ein Drittheil des ganzen Landes und von keinem Volke flossen zu allen Zeiten so reiche Beisteuern nach Rom. Die Franzosen waren im Gegentheile sehr unlustig zum opfern, gaben die schönsten Redensarten reichlich, aber die Geschenke verwendete der Lebenslustige für sich selbst. Die Spanier begleiteten mit wenigen Worten schwere Geschenke, denn entbehren und opfern war ihnen Genuß; sie ehrten und

schonten die Päpste auch wenn sie dessen nicht würdig waren. Die Franzosen dagegen beschimpften oder nasführten ihn und hielten ihn gefangen auch wenn er zu den ehrwürdigsten und friedfertigsten aller Menschen gehörte. Im Deutschen regte sich der Ernst wie im Spanier, aber im verschenken ähnelte er dem Engländer und waren es diese beiden Völker welche der italienischen Erwerbsucht am offensten entgegen traten. Im Teutonen liegt das streben nach festem Besitze sehr tief, denn die strengere Natur des Landes zwingt dazu für die ungünstigen Zeiten des Winters und Alters zu sparen, deren durchleben bei minderer Luftwärme und gehemmter Arbeit um so größere Aufwendungen für Narung Kleidung Wohnung und Heizung erfordert. In Geldsachen waren Engländer und Deutsche schwierig wie die Franzosen, nur milderten sie ihren Widerstand nicht mit schönen Worten sondern sprachen ihn in harten Redensarten aus, schlossen dem gewandten Italiener die Thür, während der Franzose ihn einließ aber mit den Versicherungen seiner unauslöschlichen Freundschaft eben so leer wieder hinaus complimentirte.

So entwickelte sich in Italien als höchste Verehrung die der Madonna, der volksthümliche Mariendienst. Dem kunstsinnigen naturwüchsig sich fortbildenden Italiener ist die Verehrung der Schönheit des Anmuthigen der Mutterliebe das Nächstliegende, weil es geformt und faßlich ist; eben so die Verehrung der menschlich fühlenden Heiligen, denen er die Beschützung des Einzelen auftrug wie vordem seinen Untergöttern. Dem ernsten Spanier war das hehre Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit das Höhere, in welches er liebte sich ehrfurchtvoll zu versenken. Den heiteren Franzosen kümmerten wenig die tiefen Glaubensgeheimnisse, auch die Heiligen standen und stehen ihm nicht nahe, es sei denn daß sie Franzosen seien die den Ruhm des Volkes mehrten; ihm ist vor allem der „gute Gott“ der nächste, ein freundliches Wesen welches die Sachen der Welt eben so leicht nimmt und hingehen läßt wie sein gläubiger Anbeter. Bei den Deutschen dagegen stand von jeher Jesus der gekreuzigte Gottessohn am höchsten in der Verehrung; seine Leiden und Aufopferung entsprachen der Grundneigung eines Volkes, bei dem die Hingabe an Gefühle und das Versöhnende im Leben als das erhabenste erscheint, also der Opfertod vorwaltend geschätzt werden mußte. Bei den Engländern zeigte sich weder scharfsinnige Grübelei noch blinder Glaube oder leichtfertige Abfindung mit den Geboten; sie hielten sich zum faßlichen und hegten weniger Vorliebe für das umher schwärmen in der außersinnlichen Welt. Deshalb hatte auch ihr Christenthum von jeher eine vorwaltend alttestamentarische Gestaltung und blieben sie dabei zu allen Zeiten weil der Glaube hergebracht war; es ward vor wie nach

der Reformation, wie auch noch heutigen Tages für schicklich gehalten kirchlich zu sein und keinen Zweifel zu äußern. Sie legten mehr Gewicht auf die handgreiflichen Fragen des Lebens und kannten keine Ehrfurcht vor den Priestern wenn es auf die Geldfrage ankam; sie schritten gegen sie ein, unbekümmert darum ob der Glaube gefährdet werde, dessen Inhalt sie gelten ließen ohne sich aber auf Grund desselben durch die Priester beherrschen oder ausbeuten zu lassen.

§. 205. Diese angedeuteten Verschiedenheiten gehen nicht gleichmäßig durch das Gesammte der einzelen Völker, sondern sind nur das Hervorragende der Unterscheidungmerkmale. In jedem einzelen Volke war und ist die **Gestaltung des Christenthumes örtlich verschieden** je nach der Außenwelt. Der Bewohner rauher Gebirge, sei er Bergschotte oder Tyroler, in den Bergen Nordspaniens oder in den Cevennen Frankreichs ansässig, wird immer strenggläubig sein; denn die harte Lebensart stählt ihn und seine Abgeschlossenheit im Gebirge verengt den Kreis seiner Vorstellungen; seine Außenwelt ist einfach aber strenge und aus allem was zu ihm dringt, sei es ein Glaube oder ein Nahrungmittel, wählt er vor allem das Starke Einfache und Harte, weil es im Einklange steht mit seiner Außenwelt und seinem danach gebildeten Eigenwesen. Der Bewohner sonniger Meeresufer oder üppiger Thäler weist dagegen das Strenge von sich ab, ihm erscheint sein Landsmann im Gebirge schwerfällig und abergläubisch, wogegen dieser ihn als leichtfertig und ungläubig betrachtet und jeder den anderen als weit unter sich stehend geringschätzt. Ihr Christenthum ist so verschieden wie ihre Lebensverhältnisse und nach dem Grundzuge beurtheilt steht der strengkatholische Tyroler dem strengpuritanischen Bergschotten näher, als jeder von ihnen seinen Glaubensgenossen und Landsleuten der Ebene. Jeder ist Gewächs seines Bodens auch im Glauben.

Es kommt hinzu, daß alle Europäer im verschiedenen Grade den afrikanischen Einflüssen der ägüptisch-semitischen Völker ausgesetzt gewesen sind, welche längst vor Einführung des Christenthumes umgestaltend einwirkten und die Grundlagen zu dem legten was späterhin mit der Ausbreitung des Christenthumes tiefer eindrang; häufig als Frucht desselben gedeutet wird, während es nur ein beiläufig mitgeführtes Heimaterzeugniß war, ein heidnisches Erbtheil welches der christliche Sendbote mit sich nehmen mußte weil es einen Theil seines Wesens ausmachte. Es ist ein gangbarer Irrthum, dem Christenthume die Verbreitung der Gesittung und die Entwicklung des Wohlstandes beizumessen, welche gleichzeitig mit ihrer Ausbreitung vorgeschritten sind. Jede Untersuchung welche zu den Quellen geführt

wird, zeigt nicht allein daß die Gesittung heidnischen Ursprunges war, unter der Kreuzesfahne friedlich wie blutig zu anderen Völkern getragen, sondern auch daß der Wohlstand mit der daraus erblühenden Entwicklung der Völker die einfache Folge des vordringens der Ausbeutung der Länder war und des Gewerbfleißes, der von Südosten nach Nordwesten, der Strömung des Handels und Verkehres folgend vom Indischen Meere zum Nordatlantischen allmälig fortschritt. Dieses aufblühen hing mit dem Christenthume eben so wenig zusammen wie im 7. bis 12. Jahrh. mit dem muhammadanischen Glauben des dammals blühenden Khalifenreiches, oder vordem mit der Vielgötterei der Hellenen oder Römer und noch weiter zurück mit dem Semitenthume des vor Jahrtausenden hochgesitteten Reiches der Chaldäer, dem Bramadienste der Inder oder dem Osirisdienste der Ägüpter. Die Strömung war eine menschheitliche, drang im Laufe von mehreren Jahrtausenden allmälig aus den heißen Ländern des Südostens nach dem kühleren Nordwesten; unbekümmert um Volkswesen und Glaubensbekenntnisse zog sie ihre Bahn auf der großen Landfläche welche wir gewohnt sind in Asien Europa und Afrika einzutheilen. Im 18. Jahrhunderte hat die Strömung begonnen, über das Meer vordringend Nord-Amerika zu überschütten mit den Früchten der Gesittung einer tausendjährigen Reihe von Völkern, die nebenher den verschiedensten Glaubensvorstellungen anhingen.

Die Einflüsse der rascher, also frühzeitiger entwickelten Völker des Südens und Südostens (Ägüpter Semiten Perser Inder) auf die in fortwährender Folge Europa besetzenden Völker aus Mittelasien, begannen schon um 1000 vor Chr. bei den in die griechische Halbinsel eingedrungenen Pelasgern u. a., auch bald nachher bei ihren in die italische Halbinsel eingedrungenen Brudervölkern. Sie entwickelten auf beiden Halbinseln eine hohe Bildung, die zur Zeit Jesu bei den Hellenen schon ihre Blütezeit längst durchlebt hatte und bei den Römern bald darauf begann der Rückbildung zu verfallen. Von Griechen Semiten (Karthagern) und Römern war diese heidnische Bildung in allen Küstenländern des Mittelmeeres verbreitet worden; die Römer hatten so weit ihre Pflanzstädte reichten durch Frankreich nach England und bis über den Rhein die Alpen und Donau, in Deutschland und Ungarn hinein ihre Künste und Gewerbe Gesetze und Kriegskunst getragen. Die Völkerwanderung zertrümmerte diese Gesittung, allein die verstümmelten Überreste trieben neue Sprossen, denn die nachgebliebenen Eingeborenen besaßen noch gewerbliche und künstlerische Fertigkeiten früherer Zeiten und begannen diese zu entwickeln, wenn auch durch den neuen Glauben gezwungen in allem was nicht rein menschlich war, an die Stelle der heidnischen Kennzeichen künftighin

christliche Äußerlichkeiten zu setzen. Es entstand keine christliche Kunst, sondern die heidnische Kunst lebte fort unter christlichem Anscheine.

Die stärker erwärmten arischen Völker des Mittelmeeres unterscheiden sich auch im Christenthume von den minder berührten stammverwandten arischen Völkern, die jenseit der nördlichen Wasserscheide des Mittelmeeres wohnen; denn bei Jenen hat von Anbeginn her die Neigung zum vielgestaltigen in weit größerem Maße vorgeherrscht, so daß neun zehntel aller christlichen Heiligen ihrem Bereiche entstammen. Selbst in ihrer Mitte stufte sich diese Gestaltung ab je nach dem vielgestaltigen der gemischten heidnischen Entwicklung, so daß die Spanier weit weniger diese Eigenheit äußern als die Italier und Griechen, in Frankreich vorwaltend nur die Bewohner der Mittelmeer-Bezirke hierher zu rechnen sind. Je weiter vom Süden und entfernter vom Mittelmeere desto schwächer der Einfluß des Afrikanischen im Kreise des Christenthumes: der Lombarde ist schon ein anderer Christ als der Neapolitaner und Römer, der Catalane und Valentier verschieden vom Kastilier und Asturier, der Südfranzose verschieden vom Nordfranzosen; in Deutschland gibt die Abgrenzung der katholischen und evangelischen Gebiete nahe zutreffend den Bereich der ehemaligen Einflüsse des Römerreiches im Süden und Westen des Landes. Dieser fremde Einfluß aus den warmen Ländern des Südens gestaltet aber nur Unterschiede der Form und Färbung des Christenthumes; denn unter dieser Decke liegt eine in anderer Richtung verlaufende viel eingreifendere Scheidung des arischen Grundwesens, der gemäß das aufgenommene Christenthum dem Erzeugnisse der umgebenden Lebensverhältnisse sich unterordnen muß. Der süddeutsche Katholik steht dem norddeutschen Evangelischen weit näher als dem katholischen Spanier; der katholische Franzose gilt dem Spanier und Italier meistens als ungläubiger Genosse wie der evangelische Deutsche dem englischen Glaubensgenossen. Der katholische Spanier glaubt so fest an den Papst wie der evangelische Engländer an die Bibel; Beide ordnen sich gleichmäßig unbedenklich diesem Glauben unter und nehmen die Behauptungen ihres Papstes hin ohne Untersuchung. Der katholische Franzose wie der evangelische Deutsche lassen sich dagegen nicht in jener Weise beherrschen: der Glaube erfüllt sie nicht unbedingt, sondern jener erkennt den Papst wie dieser die Bibel nur an in seinem Sinne; jener nimmt die Sache leichter dieser schwerer, aber beide sind ungeeignet unter Autoritäten sich zu beugen, wie ihre Glaubensverwandten die Spanier und Engländer.

§. 206. Derartige überraschende Änlichkeiten und Unterscheidungen sind deutlich zu erkennen, mögen sie in den vorerwähnten oder anderen Weisen aufgesucht und erläutert werden. Sie zeigen daß die Abgrenzungen der verschiedenen Glaubensverbände nur äußerliche und untergeordnete sind im Vergleiche zu den tieferliegenden Grundzügen der allgemein menschlichen Entwicklung, zu deren Gestaltung im Gebiete der Vorstellungen das Christenthum nur die Formen hergegeben hat. Es erweist sich daraus, daß **die europäische Bildung nicht Erzeugniß des Christenthumes** sei, sondern der Entwicklung der europäischen Völker auf ihren Grundlagen, gefördert durch vorrücken der Bildung der Menschheit im allgemeinen, der die Verbreitung des Christenthumes zur Seite ging und sich unterordnete.

Wie wenig das Christenthum im Stande war selbständig zu wirken, wie wenig Widerstand es leisten konnte, zeigt sich am deutlichsten darin daß es zur Zeit seiner höchsten Blüte in seinen Ursprungländern dem andringenden Glauben Muhammads weichen mußte, gerade dort wo es am stärksten herrschte gezwungen ward die Hälfte seiner Bekenner dem andrängenden neuen Glauben zu überlassen. Wie wenig es überdies selbständiges Wesen offenbarte und selbstgeschaffene Bildung besaß, ergibt sich aus seiner weitgehenden Anbequemung; wobei es dem Heidnischen so sehr sich unterordnete, daß das Christenthum nur wenig gestaltet hat, desto mehr aber gestaltet worden ist. Der überzeugendste Beweis liegt darin, daß die christlichen Sendboten nicht einmal vermogt haben die heidnischen Namen der höchsten Verehrungwesen auszurotten und statt der ganzen Christenheit den von Jesus am Kreuze gebrauchten Namen des altsemitischen „EL“ als allein giltigen einzuprägen, allenthalben die heidnischen Namen der Griechen Romanen Teutonen und Slaven auch im Christenthume gelten ließen; so daß im christlichen Europa unter jenen vier Hauptstämmen mehr als zehn verschiedene Namen für das höchste Verehrungwesen gebräuchlich sind, aber nirgends der urchristliche Name „EL“ gilt oder jemals gegolten hat. Den Muhammadanern heißt ihr höchstes Wesen in allen Sprachen ALLAH.

Der ursprüngliche Jesusglaube herrscht nirgends, denn er hat sofort bei seiner Verbreitung heidnische Gestalt annehmen müssen; das heidnische Wesen ist es welches in der gegenwärtigen Bildung der Europäer herrschend ist, theils von den Verbreitern des Christenthumes aufgenommen und benutzt, theils aber auch wider ihren Willen und ihren heftigen Widerstand siegreich fortbestehend. Das Christenthum hat schon zur Apostelzeit in seinem ersten Anlaufe auf das Heidenthum diesem sich untergeordnet, hat das heidnische Leben fortbestehen lassen und zu dem Ende aus seinen Stammlehren, den deut=

lichen Aussprüchen Jesu zuwider, alles Semitische entfernt was den hergebrachten Vorstellungen der Heiden nicht anpassend war. Es hat nicht allein seinen Stifter in seinen Lehrsätzen verleugnet, sondern auch im weiteren Verlaufe sich genöthigt gesehen die überwiegende heidnische Bildung anzuwenden um das eigene lückenhafte Glaubensgebäude zu erweitern, es in der Art umzugestalten wie es die hergebrachten Vorstellungen der heidnischen Völker bedingten und wie es auch vom Volke in den Hauptzügen bereits eigenmächtig abgeändert worden war. Die Sprachen der beiden mächtigsten bekehrten Heidenvölker, die griechische und lateinische, wurden herrschende Kirchensprachen, denn die Sprache Jesu war ganz verschollen; jene heidnischen Sprachen wurden ausgebreitet und gepflegt obgleich sie nirgendwo Landessprachen waren. Die Glaubensschriften wurden in diesen Kirchensprachen geschrieben, und statt jene in die verschiedenen Landessprachen zu übersetzen, ward das erlernen dieser Heidensprachen angeordnet, am strengsten von der römischen Abtheilung welche die Kenntniß der lateinischen Sprache von allen ihren Priestern verlangte. Auch in der gebildeten Welt wurden die altheidnischen Sprachen herrschend; denn nur dadurch ward die Kenntniß der geretteten Schriften des Alterthumes ermöglicht. Selbst die Priester mußten diese heidnischen Schriften kennen und benutzen um die Dunkelheiten der Schriften der Kirchenväter aufzuhellen und deren fehlerhafte Schreibweise zu verbessern. Das forschen in den alten Schriften der Heiden konnte nicht ohne Wirkung bleiben auf die Vorstellungen der Denkenden, denn mit den Worten und Redewendungen ward auch der Sinn aufgefaßt, und alles was nicht ausdrücklich den Glaubenssätzen widersprach ging in das Wissen der forschenden über, in und außer dem Priesterstande. Die Schriften boten erhebende und labende Genüsse an denen die in der Kirchenzucht gedämpften Priester sich erfrischen konnten; die schönen Gestaltungen des Heidenthumes erheiterten das düstere beengte Leben der christlichen Priester und erwärmten die Vorstellungen der außerhalb stehenden Gebildeten. Die Zerrissenheit und Verworrenheit des heidnischen Glaubens war verschwunden; die heidnischen Vorstellungen hatten sich je nach ihrer Art im Leben der Völker erhalten, entweder als Wissenschaft und Kunst oder als Religionssätze unter die christlichen Glaubenslehren aufgenommen. Das Christenthum war ein wesentlich anderes geworden: es hatte das seinem Ursprunge angemessene einseitig Semitische ausgestoßen und dagegen das ihm feindliche griechische und römische Wesen angeeignet. Das Heidenthum dagegen war in den meisten seiner äußeren Gestaltungen christlich geworden; das einzige seinem Ursprunge Angemessene bestand in den einfachen erhabenen Schriften, deren Gedankenfülle und natürliche

Frische die in einem starren Glauben verdumpften Christen erheben laben und erheitern konnte.

§. 207. So war im Laufe der Jahrhunderte eine **Umkehrung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Heidenthum** eingetreten, deren nachtheilige Wirkung nicht ausbleiben konnte. In den ersten Jahrhunderten stand der christliche Eingottglaube mit einfachem Gemeindeleben und werkthätiger Bruderliebe siegesgewiß und mit Todesverachtung gegenüber der verworrenen Vielgötterei des Heidenthumes, der statlichen Unterdrückung und der harten Lieblosigkeit der Oberen wider die Unteren. Ein Jahrtausend später stand das nur in den Schriften verbliebene einfache und klare Heidenthum gegenüber einem vielgestaltigen Christenthum, ausgebaut zu einem künstlichen Glaubensgebäude voller Geheimnisse, in gewagten Zusammensetzungen die nur durch gewaltsame Mittel Krieg und Unterdrückung erhalten werden konnten; als Spitze ein unerklärliches dreieiniges höchstes Wesen, unter diesem stehend eine Unzahl von Heiligen, Seelen gewesener Menschen als vielgestaltiges Götter- oder Dämonenleben: dabei ein reicher Tempeldienst mit einer zahlreichen und gegliederten Priesterschaft, welche ihren Einfluß über alle Verhältnisse des Lebens erstreckte und Alles zu beherrschen suchte. Die Gegenüberstellung war in dem Jahrtausend geradezu umgekehrt worden: die Eigenschaften welche ehedem dem Christenthume zum Siege verholfen hatten, kamen jetzt den Überresten des Heidenthumes zu gute, die Mängel welche damals dem Heidenthume die Auflösung bereiteten hafteten jetzt am Christenthume.

Das Erforschen der heidnischen Schriften erschuf unter den Vorgeschrittenen eine Art von Gelehrten, welche nicht den Priestern zugehörend die Vorstellungen des Alterthumes in sich aufnahmen; zunächst um die Grundlehren des Christenthumes zu erläutern zu erweisen und zu befestigen, weitergehend aber auch das Alterthum als Maßstab anlegend den Widerspruch und die Bekämpfung zu beginnen. Es entstand in den Vorstellungen der Denker und Dichter ein wunderliches Gemenge von Christenthum und Heidenthum, wie es z. B. in Dante's göttlicher Komödie hervortritt und die Menschen daran gewöhnte beiden gleiche Geltung beizulegen, sei es gleich hohe oder gleich niedrige je nach dem Maße der Bildung des Einzelen. Vor allen waren es Plato und Aristoteles an deren Aussprüchen die Gelehrten ihren Scharfsinn übten, und der Priesterverband unterstützte dies bemühen so lange die Ergebnisse seinen Satzungen und Ansprüchen günstig waren; die Priester freueten sich über das Erforschen der Schriften des Heidenthumes, über die Stützen und Beweise welche diese Fundgruben

dem Glauben lieferten, und feuerten die Fürsten an zur Anlage von Hochschulen auf denen alle Wissenschaften gelehrt würden. Die gepflegte Wissenschaft begnügte sich aber nicht damit die Dienerin des Glaubens zu bleiben, sie drang weiter und lernte die Überzeugung höher schätzen als den Glauben. Sie ließ von jener sich leiten bis sie zum streiten wider den Priesterverband gelangte, und indem sie durch das künstliche Lehrgebäude zu den evangelischen Grundlagen vordrang, den Maßstab anlegte den die Erforschung der alten Schriften in die Hand gab, entstanden Zweifel und Unzufriedenheit in und außerhalb der Priesterschaft. Es wurden Angriffe gemacht auf die Lehrsätze und die Stellung der Priester, darunter die gefährlichsten auf den übermäßigen Güterbesitz gerichtet. Die Priesterschaft war gegen ihre frühere Gewohnheit gleichgiltig geworden gegen Zweifel über gelehrte Fragen, von denen der zunehmende Güterbesitz ihre Aufmerksamkeit ablenkte; Widerspruch gegen Glaubenssätze der in engen Gelehrtenkreisen sich geltend machte und nicht in das Volk drang, ließ sie geschehen so lange er nicht die empfindlichste Seite der Priester ihren Besitz antastete; nur Wenige derselben fühlten sich noch berufen und befähigt über Glaubenssätze zu streiten und gelehrte Männer deshalb zu verketzern. Letztere, wie Abaillard (1079—1142) u. a. kämpften wider die Glaubenssätze auf Hochschulen wo sie großes Aufsehen und lebhafte Unruhe in engen Kreisen erregten, wo die Waffen der Schüler sich schärften zu folgenden Kämpfen wider die Priesterschaft. Für den Augenblick war es ein Kampf der die Menge unberührt ließ; denn seine Behauptungen daß die Personen der Dreieinigkeit verschieden seien, daß der heilige Geist die Weltseele sei und verschieden an Substanz vom Vater und Sohne, lagen dem Volke zu fern um es zu veranlassen lebhaft Partei zu ergreifen. Die Hochschule zu Paris war die angesehenste damaliger Zeit, ward von Wißbegierigen aller Länder besucht, die den Widerspruch in ihre Heimat zurückbringend, bald auf andere streitige Fragen ausdehnten.

Die schwächste Seite des Priesterverbandes war sein unmäßiger Reichthum; denn Fürsten Adel und Volk beneideten ihn darum und Jeder wünschte gern Gründe zu haben um Angriffe darauf zu machen. Die ältesten Kirchengüter, der Stammbesitz, mogte im Süden größtentheils heidnischen Ursprunges sein, zu den Tempeln gehört haben und mit diesen in den Besitz der christlichen Priesterschaft übergegangen sein. Allein in den meisten Ländern war das Besitzthum angesammelt worden aus den Vermächtnissen, welche die Vorfahren der Lebenden der Kirche zugewendet hatten und die Nachkommen ungern vermißten. Im Gedächtnisse mogte oft genug die Kunde verblieben sein von den Mitteln, welche die Priester angewendet hatten um den

Güterbesitz ihres Verbandes zu mehren; wie die Vorfahren, nachdem sie in der Art damaliger Zeit Frevel über Frevel begangen hatten, beim Herannahen der Altersschwäche vom Priester mit der Höllenfurcht gepeinigt worden waren, bis sie gegen reiche Geschenke und Vermächtnisse an die Kirche beruhigende Zusicherungen empfingen; wie das, von Furcht und Hoffnung überwältigte weibliche Geschlecht, durch Benutzung dieser Schwäche gezwungen worden war, der Kirche die besten Theile des Familienbesitzes auszuliefern um dafür das Versprechen des himmlischen Lohnes zu empfangen. Die mit Himmel und Hölle bewaffnete Priesterschaft hatte die Mehrung der Kirchengüter mit so geringer Mäßigung betrieben, daß jeder andere Unterdrücker darüber vergessen werden konnte.

Wider diesen Besitz trat (im 12. Jahrh.) zuerst ein niedrigstehender Priester auf, Arnold in Brescia, Schüler des Abaillard, indem er nicht allein das Meßopfer Beten für Verstorbene Taufen der Kinder u. a. verwarf, sondern auch kühn verlangte daß die Priester des irdischen Besitzes gänzlich sich begeben und von den freiwilligen Gaben der Gläubigen leben sollten. In seiner Vaterstadt brach ein Aufruhr aus wider den Bischof; Arnold von der Kirchenversammlung mit dem Bannfluche belegt entfloh 1139 nach der Schweiz, wendete sich von dort nach Rom, wo 1141 die Bevölkerung den Papst Innocenz verjagte, die Paläste der Kardinäle plünderte, den Kirchenstat zur Republik machte und den deutschen Kaiser auffordern ließ nach Rom zu kommen um die Weltherrschaft anzutreten. Erst 1155 gelang es dem Papste Eugen 3. die Oberhand zu gewinnen; Arnold ward gekreuzigt und verbrannt. Späterhin trat der Abt Joachim von Floris in Kalabrien wider die Üppigkeit der Priester auf und hatte einen Nachfolger in Peter de Oliva, einem Franziskanermönche in der Provence. Von größerer Einwirkung war das Auftreten des John Wicliffe in England, welcher 1360 seine Angriffe auf die Priesterschaft und vornehmlich deren Güterbesitz eröffnete, beim Adel wie im Volke Schutz und Unterstützung fand, so daß er bis zum Tode (1384) in diesem Sinne lehren und wirken konnte, obwol die Priesterschaft alle zu Gebote stehenden Waffen wider ihn gebrauchte.

Die an den Hochschulen herrschende lateinische Sprache bot das Verbindungmittel zwischen den Studirenden der verschiedenen Völker, auch zwischen den Priestern und Gelehrten; schloß aber dagegen die Ungelehrten vom Verständnisse aus, bis in den verschiedenen Ländern gebildete Männer aufstanden um in der Muttersprache die neue Lehre zu verkünden. Die Hochschule zu Paris stand an der Spitze der Bewegung: hier hatte der Italiener Arnold vom Abaillard gelernt die Grundlehren des Glaubens anzufechten; von hieraus mogte auch

der Widerstand des Engländers Wicliffe seinen Anstoß empfangen haben; dann brachten Böhmen die in Oxford studirt hatten Wicliffes Lehren nach Prag. Nachdem hier mehrere geachtete Prediger den Kampf wider den Priesterverband begonnen hatten, trat aus ihrer Mitte Johann Huß (1373—1415) in den Vordergrund, weil er als faßlichsten Streitpunkt erwählte den Güterbesitz der Priester, dem Jedermann abhold war, daneben den aus gleichem Grunde verhaßten Ablaß, welchen der Papst allenthalben käuflich ausbieten ließ um die Kosten zu einem Feldzuge wider die Neapolitaner aufzubringen. Huß und sein Gefährte Hieronümus wurden vom Papste verdammt, beriefen sich aber auf eine Kirchenversammlung und fanden Schutz beim Kaiser Sigismund, der sie nach Konstanz berief, wo seit 1414 die Kirchenversammlung tagte. Er gab ihnen freies Geleit dazu damit sie nicht ungerichtet der Priesterrache zum Opfer fielen; die angerufene Kirchenversammlung verurtheilte Beide und ließ sie lebend verbrennen. Ihre Lehren gewannen in Böhmen die Oberhand, der blutige Hussitenkrieg brach aus zwischen den neugläubigen Böhmen und den altgläubigen Deutschen, der erst 1434 durch die Ubermacht der letzteren erdrückt ward.

In Deutschland trat 1450 Johann von Wesel, Lehrer an der Hochschule zu Erfurt, wider die Priesterschaft auf. Sein Standpunkt liegt am deutlichsten in dem Ausspruche: „Ich verachte den Papst die Kirche und Concilien und lobe Christum; das Wort Christi wohne unter uns reichlich.“ Er kämpfte wider den Ablaßhandel, den der Papst in jenem Jahre betreiben ließ, und richtete seine Angriffe auf das Wohlleben die Geldgier und Prunksucht der Priester, so wie gegen die Erstickung des evangelischen Glaubens unter Satzungen und Sagen. Von 1460 an wirkte er in Worms, dort 1479 von einem Ketzergerichte verurtheilt und eingekerkert starb er 1481 in klösterlicher Haft. Sein Freund Johann Wessel (1419—1489) beschränkte sein streben auf Prüfung der Glaubenssätze mit Vernunftgründen, vermied also die empfindlichste Seite des Priesterverbandes; seine Lehren untergruben aber die Glaubensätze von der Sündenvergebung und der Verkäuflichkeit des kirchlichen Gnadenschatzes, entzogen dadurch fast unbemerkt der Herrschsucht des Priesterverbandes seine stärksten Stützen.

Der Widerstand war von jedem der genannten Europäer erhoben worden auf Grund des Evangeliums, dessen Studium die Priester nur in dem von ihnen festgestellten Sinne gestatteten, dabei die alten heidnischen Schriften nur als Sprachmuster zum besseren Verständnisse des Kirchenlatein dulden wollten, nicht aber als Maßstab zur Abschätzung der Glaubenslehren. Aus jenen alten Schriften hatte

aber der Zweifel sich genärt, sie hatten den Verstand geschärft um die Stützen des Glaubensgebäudes zu untersuchen, und als diese morsch befunden waren boten sie die Waffen zum Kampfe wider die mächtige und reiche Priesterschaft. So lange der Streit sich drehete um Meinungen und Deutungen der biblischen Schriften blieb die Priesterschaft weitaus im Vortheile; denn sie stand als geschlossener allenthalben thätiger Verband dem einzelen Kämpfer gegenüber der Niemanden hinter sich hatte. Das Volk verstand nicht die Streitfragen, die Wohlhabenden waren gegen Neuerungen die keinen Nutzen in Aussicht stellten, und der Adel haßte ebenso jede Beunruhigung die nur Schaden befürchten ließ. Man betrachtete Fragen wie die Substanz des heiligen Geistes u. s. w. als Sache der Priester und ließ sie gewähren, wenn sie den Empörer unschädlich machten indem sie ihn einkerkerten oder tödeten. Es ward jedoch der Glaube an die Unfehlbarkeit der Priester erschüttert; Adel und Volk wendeten sich den Gründen zu welche gegen die Priestermacht erhoben wurden, namentlich denen welche auf Grund der eigenen Aussprüche Jesu wider den Güterbesitz und die Selbstüberhebung der Priester geltend gemacht wurden. Was die Priester selber als Gottes Wort anerkannten redete deutlich wider sie und gab jedem Empörer die Zuversicht für Gottes Wort zu kämpfen wenn er sich wider die Priesterschaft erhebe. Die Stellung solcher Kämpfer hatte sich im 15. Jahrh. wesentlich verbessert durch die Erfindung des Buchdruckes; denn nunmehr bedurfte es nicht des umher wanderns in der Welt um Zuhörer zu suchen, widrigenfalls der Empörer auf einen kleinen Kreis beschränkt wirkunglos blieb oder leicht zum schweigen gebracht ward, sondern man vermogte von jedem Orte aus seine Meinungen durch den Buchdruck tausendfältig zu verbreiten, und dieser Vortheil ward damals im ausgedehntesten Maße benutzt um den Widerstand allgemein zu machen.

Die nachhaltigste Auflehnung fanden die von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Brandschatzungen der Christenheit durch Ablaßhandel. Johann Huß hatte dawider gekämpft und großen Anhang gefunden; Kaiser und Reich hatten ihre Hand dawider erhoben und den Antheil des Papstes am Ertrage auf ein Drittel beschränkt; Fürsten und Adel waren dagegen daß das Volk ausgesogen werde, da sie im Gebiete der Brandschatzung selbst das Äußerste leisteten und nicht wollten daß die Priester ihnen ihre Beute schmälerten. Die Verlegenheiten der Päpste waren aber so groß daß sie notgedrungen dieses gefährliche Gebiet wiederholt ausbeuten lassen mußten; denn Üppigkeit und Herrschsucht steigerten die Bedürfnisse der Päpste als Fürsten des Kirchenstates in dem Maße, daß jede Hilfsquelle benutzt werden mußte um das

dringend erforderliche Geld herbei zu schaffen. Das Kirchenoberhaupt war zurückgedrängt worden vom Fürsten des Kirchenstates, der nicht allein verheerende Kriege führte aus dem Besitzthume der Kirche, sondern auch eine kostspielige Hofhaltung Befestigungen Verschönerungen der Hauptstadt prachtvolle Kirchen- und Palastbauten bestreiten wollte; auch mit den Kardinälen und Untergebenen so üppig und kostspielig lebte, daß Rom im 15. und 16. Jahrhunderte in Bezug auf Künste Pracht und Verfeinerung der Lebensgenüsse als Hauptstadt der ganzen gebildeten Welt anerkannt wurde. In Rom waren die schönsten Werke der Bildkünste zu finden, die großartigsten und prachtvollsten Bauwerke Standbilder und Gemälde, die feinsten Gewebe und kostspieligsten Stickereien kunstvolle Altargeräthe und erlesenster Kirchenschmuck, vorzügliche Musik und staunenswerthe Aufzüge an Kirchenfesten. Wer dort mit den Kirchenfürsten in Verbindung stand, huldigte dem ausgewählten und ungewöhnlichen in allen Zweigen des Genusses, auch in der Liebe; die herrschende Ausschweifung war derart daß die Natur nahezu von der Unnatur vernichtet ward. Zu alledem war weit mehr Geld erforderlich als der ausgesogene Kirchenstat ergeben konnte; man belegte die auswärtige Priesterschaft mit Steuern, aber auch diese reichten nicht hin; denn die Oberen waren dem hohen Beispiele gefolgt, lebten ebenso in Pracht und Üppigkeit und machten die reichen Erträge der Kirchengüter zunächst für sich selber nutzbar. Man begann darauf die Bischofstellen unter der Hand zu verkaufen oder vor der Besetzung zu belasten mit hohen Leibrenten zu Gunsten Hochgestellter in Rom. Alles reichte nicht aus um die stätig steigenden Bedürfnisse des päpstlichen Fürstenhofes zu bestreiten; man mußte notgedrungen dazu greifen die Menge der Völker zu brandschatzen durch den Ablaßhandel, den Verkauf der Sündenvergebung nach festgestellten Taxen.

Das Christenthum war in dieser Richtung weit über die Grenzen hinaus geführt worden welche das Heidenthum jemals seinen Priesterverbänden eingeräumt hatte. Das Papstthum hatte sich auch in dieser Beziehung wie in den meisten Äußerlichkeiten und Einrichtungen an ägüptische Vorbilder gehalten, hatte wie jene als furchtbare Waffe den Glauben an Himmel und Hölle herausgebildet, aber ihr Gebiet nicht auf ein Volk beschränkt sondern ausgebreitet über das ganze gesittete machtverleihende Europa. Alles Lebenskräftige des Heidenthumes hatte es in sich aufgenommen und fortgebildet; ihm gegenüber standen nur zwei unscheinbare Mächte: das einfache schöne Heidenthum in Schriften und Kunstwerken und der einfache gewinnende Jesusglaube in den Evangelien. Beide dem riesigen Papstthum gegenüberstehend wie ehedem das Evangelium der Armen dem gewaltigen Heidenthume, aber

beide ebenso übermächtig siegend über den anscheinend unbesiegbaren Feind zu Rom.

§. 208. Der Papst Leo 10. sah 1517 sich genöthigt auf's neue Gelder beizutreiben um die Baukosten der großen Peterskirche in Rom zu bestreiten, und ordnete zu dem Ende einen ausgebreiteten **Ablaßhandel** an, vornämlich auf die deutschen Gläubigen berechnet.

Die Kirche hatte den Lehrsatz aufgestellt, daß der reuige Christ zur Sühne seiner Sünden gute Werke verrichten solle (§. 132); eine Ausgleichung die von jedem Standpunkte der Beurtheilung nur gebilligt werden kann und weit höher steht als die allenthalben herrschende Ausgleichung durch Freiheit- und Geldstrafen. Eine Priesterversammlung zu Clermont (1096) bestimmte daß eine aus Andacht und zur Befreiung der Kirche unternommene Reise nach Jerusalem als gutes Werk angerechnet werden solle; späterhin ward die Theilnahme an den Kreuzzügen oder die Ausrüstung eines Kreuzfahrers oder eine Beisteuer zu solcher als sündentilgend bezeichnet. Als nach Beendigung dieser Kriege die Muhammadaner vordrangen uud selbst Italien belästigten, waren es die Beisteuern welche zu Kriegen wider die Türken hergegeben wurden, deren Werth als gute Werke die Gläubigen antrieb ihr Äußerstes zu leisten. Diese wurden später umgewandelt in ordentliche Kriegssteuern, welche die Päpste als italienische Fürsten verwendeten um wider christliche Fürsten und Völker Krieg zu führen, und endlich überhaupt erhoben so oft in Rom Geldmangel eintrat in Folge der unbändigen Verschwendung.

Der Ablaßhandel war die verwerflichste Art der Beitreibung, denn er beraubte die Kirche wie das Volk. Der Besitz eines Ablaßzettels überhob den Käufer der Beichte bei seinem Beichtvater, entzog also nicht allein diesem die Gebüren von denen er leben sollte, sondern auch den örtlichen Kirchenanstalten die Geschenke und guten Werke welche der Beichtvater für diese erlangt haben würde. Der Ablaßhandel war gleich der Ausgabe eines Kirchen-Papiergeldes gegen bare Münze, einlösbar im nachirdischen Leben, das die Ortspriester als vollgültig auf Erden annehmen sollten während der Grundstock nach Rom wanderte.

Der Papst verpachtete den Vertrieb im Gebiete des deutschen Reiches an den Kurfürsten zu Mainz für 300,000 Goldkronen und dieser sandte in Mittel-Deutschland einen Mönch (Tetzel) als Verkaufsreisenden umher. Der Handel rief Ärgerniß hervor, welches Tetzel noch mehrte durch lästerliches anpreisen, und als er mit seinem wüsten Treiben in die Nähe Wittenbergs kam, trat ein Lehrer der

dortigen Hochschule, Martin Luther, gegen das Unwesen auf, indem er am 31. October 1517 an die Kirchthür 95 Streitsätze heftete mit der Aufforderung sie zu widerlegen. Er beschränkte sich vorzugsweise auf die Behauptung, daß der Papst keine besondere Macht besitze um Sünden gegen Zahlung zu vergeben, daß ferner der Handel mit Ablaßbriefen ein erlogener sei um dessen Betrieb der Papst nicht wisse, daß also nur ein Unfug Tetzels und seiner Vorgesetzten vorliege dem man entgegen treten müsse.

Vorerst ging sein Angriff nicht weiter, allein er genügte um allseitig den Widerstand anzuschüren, im Volke beim Adel und mehreren Fürsten. Das Volk war empört über Tetzels treiben, Adel und Fürsten erbost über diese Eingriffe in ihr Ausbeutungrecht und Jedermann bereit den Priestern Schranken zu setzen. Luther war anfänglich ungeneigt weiter zu gehen. Als jedoch der päpstliche Stul durch Abgesandte seinen Widerruf oder seine Unterdrückung verlangte, steigerte sich sein Widerstand; er eiferte wider den Verderb zu Rom (den er 1510 von seinem Orden nach Rom gesandt kennen gelernt hatte), wider den verderblichen Reichthum und die Überhebung der anmaßlichen Priesterschaft. Es waren alles faßliche gemeinverständliche Punkte die in allen Kreisen Widerhall fanden: das Volk war bereit den Brandschatzungen der Priesterschaft sich zu entziehen; Adel und Fürsten sahen gern daß die Hochfahrenden gedemütigt wurden, waren willig die reichen Kirchengüter einzuziehen und unter sich zu theilen. Es läßt daraus der mächtige Schutz sich erklären den der alleinstehende Luther genoß und der ihn wider das Schicksal seiner Vorgänger sicherte; aber auch sein auftreten immer weiter führte, bis er Gefahr lief nicht allein über das Papstthum sondern auch über das Evangelium hinaus zu gerathen, in ein Gebiet wohin seine Beschützer ihm nicht hätten folgen mögen. Zum Glücke hielt er fest am Evangelium dessen göttlichen Ursprung die Gegner anerkennen mußten; darauf fußten seine Angriffe und verlangte er von seinen Gegnern, daß sie ihn nicht mit eigenem Machwerke sondern mit klaren Aussprüchen der Bibel widerlegen sollten. Um diese Grundlagen allgemein bekannt zu machen übersetzte er die Bibel und der neue Buchdruck gab das Mittel die Beweise aus der heiligen Schrift Jedem in die Hände zu geben, um selbständig die Beweise zu prüfen auf Grund der von beiden Parteien als Gotteswort anerkannten Bibel. Er fand dabei sowie bei der weiteren Ausarbeitung und Befestigung seiner Lehren, die treffliche Unterstützung seiner Freunde Melanchton Buchenhagen u. a. so daß noch vor seinem Tode (1546) der größte Theil der Deutschen vom Papstthume sich losgesagt hatte.

Gleichzeitig mit Luther war in der nördlichen Schweiz Zwingli

aufgetreten, welcher bereits 1516 als Pfarrer zu Einsiedeln wider die Wallfahrten und die Verehrung der Heiligen gepredigt hatte; der dann die Bischöfe zu Sitten und Konstanz aufgefordert hatte zur Abstellung von Mißbräuchen in der Kirche und Reinigung der Glaubenslehren, auch ebenso wie Luther sich erhob wider einen lästerlichen Ablaßkrämer Samsam der die Schweizer brandschatzte. Seine offene Auflehnung wider das Papstthum begann er am 1. Januar 1519 beim Antritte seiner Pfarre zu Zürich und setzte sie glücklich fort wie Luther, nur unwesentlich von ihm abweichend. Er gewann seine Anhänger in der nördlichen Schweiz, in Süd- und Westdeutschland und fiel in der Schlacht bei Kappel 1531 als Fahnenträger der Zürcher wider die Krieger der katholisch gebliebenen Kantons.

In England riß (1534) der König Henry 8. die Priesterschaft vom Papstthume los, war jedoch so fern davon Luthers oder Zwinglis Bahnen zu gehen daß er deren Anhänger ebensowohl wie die Päpstlichen mit Feuer und Schwert verfolgte. Erst 1562 ward dort die evangelische Richtung herrschend. — In Spanien und Italien dagegen konnte die beginnende Auflehnung wider das Papstthum nicht durchdringen, sie ward im Keime erstickt.

Das im Laufe von 1200 Jahren mit Aufbietung des Scharfsinnes der gelehrtesten Männer ihrer Zeit aufgerichtete Lehrgebäude der römischen Christenheit verlor in Folge jener Reformation im Laufe von 50 Jahren so nachhaltig an Geltung, daß es seitdem stufenweise in der Rückbildung fortschreiten mußte und in sich stockend verkümmert. Manche der treugebliebenen wie der abgefallenen Fürsten, wie auch Gelehrte von beiden Seiten versuchten es die Kluft auszufüllen, eine Wiedervereinigung herbei zu führen. Sie leiteten zu dem Ende Verhandlungen ein und drangen auf eine Kirchenversammlung, um die Kirchenlehren so zu gestalten, daß es den Evangelischen möglich gemacht werde wieder einzutreten. Allein die römische Priesterschaft erkannte daß solches nur zu ihrem Nachtheile ausfallen werde; denn die Kirchengüter in den evangelischen Ländern waren bereits unwiederbringlich verloren und unter den katholischen Fürsten regte sich augenscheinliches gelüsten durch eine Kirchenversammlung jene evangelische Einziehung genehmigen zu lassen, um daraufhin einen Beschluß zu erzielen, der es auch ihnen möglich mache die Kirchengüter anzutasten. Die höhere Priesterschaft fand es deshalb gerathener den erlittenen Verlust zu verschmerzen, als ohne Aussicht auf Gewinn der Gefahr sich auszusetzen noch mehr zu verlieren. Selbst die Bischöfe, so geneigt ihre nur in Kirchenversammlungen liegende Macht zur Beschränkung der päpstlichen Gewalt anzuwenden, erkannten das Überwiegende der allgemeinen Gefahr; sie verzichteten lieber auf fernere

Kirchenversammlungen und ließen durch den Beschluß zu Trient ihre verfassungmäßige Gewalt zu Grunde gehen, um nicht den Güterbesitz des Priesterverbandes ferneren Schmälerungen auszusetzen. Die Kirchenversammlung zu Trient (1546 bis 1563) war die letzte aller, in der das römische Lehrgebäude zum Abschlusse gebracht ward und seitdem in Ermangelung des ferneren Ausbaues immer rückständiger werden mußte.

§. 209. Die erste Reformation im 9. Jahrhundert (§. 194) schuf die römische Abtheilung losgerissen von der älteren griechischen Kirche; die zweite Reformation (16. Jahrh.) schuf die evangelische Abtheilung losgerissen aus der römischen; so daß es nunmehr drei Hauptscheidungen gab: die **griechische römische** und **evangelische Kirchen-Abtheilung**. Jede derselben enthält eine Anzahl Unterabtheilungen, deren Bekenner von den übrigen anerkannt oder verfolgt werden, in einzelen Beziehungen abweichen, aber im Wesentlichen oder im Äußerlichen die Merkmale der Abtheilung tragen.

Die griechische oder morgenländische Kirche steht nicht unter einem Oberhaupte, sondern die Priesterschaften haben an verschiedenen Orten ihre Patriarchen; unter denen der russische zu Moskau und der griechische zu Konstantinopel die bedeutendsten sind. Man rechnet daß im russischen State ungefähr 70 Unterabtheilungen (Sekten) vorhanden sind, die zur griechisch-russischen Kirche gerechnet werden; darunter Selbstverstümmeler, die sich entmannen sobald sie einen Knaben erzeugt haben; Selbstverbrenner, die große Brandopfer veranstalten wobei Hunderte in den Scheiterhaufen springend sich opfern; Adamiten, welche hohe Feste mit paradiesischen Zuständen feiern u. s. w. In Westasien finden sich zahlreiche Unterabtheilungen der morgenländisch-griechischen Kirche, stufenweise hinabreichend vom Glauben an den vollen Inhalt der Evangelien und Kirchenbeschlüsse der ersten Jahrhunderte bis zur fast völligen Unkenntniß jener Glaubenschriften und nur im Namen des Stifters sowie einigen Gebräuchen die Spuren des Christenthumes an sich tragend.

Die römische Kirche steht unter einem Oberhaupte, dem Papste zu Rom, enthält aber eine Anzahl von Unterabtheilungen die in mehr oder minder lockerem Verbande mit ihr stehen. Die nächsten sind die Jansenisten, welche sich mit Recht zu dieser Kirche rechnen wenn gleich von den Päpsten zurückgewiesen; ferner ab sind die Armenier, deren Oberhaupt den Papst als höherstehende Spitze der Christenheit anerkennt; am weitesten stehen die unirten Griechen im Südosten des östreichischen Kaiserstates und in Rußland, welche die unterscheidenden Glaubensſätze der griechischen Kirche festhalten, aber dem

Papstthume sich untergeordnet haben und von ihm angenommen worden sind.

Die evangelische Kirche zerfällt in mehr als 50 Unterabtheilungen, von denen keine einzige ein so entschiedenes Übergewicht besitzt daß die übrigen als geringe erschienen, wie bei der griechischen und römischen Kirche der Fall. Die freie Bibelforschung welche die Evangelischen erkämpften, hat zur ungehemmten Zersplitterung geführt; da die mannigfaltige und reichhaltige Zusammensetzung der biblischen Schriften für die weitest auseinandergehenden Meinungen Anhalt und Beweismittel bietet. Je nachdem eine besondere Vorstellung oder Deutung Einfluß gewinnt scheiden sich die Bekenner auf Grund der Bibel von den übrigen. An Zahl überwiegend sind die Anglikaner (englische Statskirche) Lutheraner und Reformirten; im übrigen zersplittern sich die Evangelischen in Unterabtheilungen, die vom blindesten Glauben an Jedes was die Bibel enthält durch alle Stufen bis zu den Freidenkern reichen, denen die menschliche Einsicht als Grundlage des Glaubens gilt und die Bibel nur so weit wie sie mit jener übereinstimmt.

Als die Stifter der evangelischen Kirche in ihren getrennten Abtheilungen den Papst und die Beschlüsse der Kirchenversammlungen verwarfen um lediglich die biblischen Schriften als Richtschnur gelten zu lassen, vermogten sie nicht diese Trennung scharf durchzuführen, sondern nahmen die Auslegungen und Beschlüsse der ersten Jahrhunderte als gültig hin so weit sie solche in Übereinstimmung mit der Bibel dachten. Sie verließen damit den einfachen Standpunkt der Berufung auf die Bibel, nahmen Manches auf was nicht in der Bibel stand, und ließen dagegen Anderes schwinden was die Bibel verordnete. Sie räumten in wesentlichen Dingen den Anordnungen der ersten Jahrhunderte größeres Gewicht ein als dem Inhalte der Bibel und brachten einen willkürlichen Abschluß des Lehrgebäudes zu Stande, indem sie über den Inhalt der Bibel hinausgehend die Bahn des Papstthumes betraten, eine Strecke verfolgten und dann nach Gutdünken abbrachen. Es zeigt sich dieses am deutlichsten darin daß sie die Feier des ersten Wochentages (Sonntages) beibehielten, obgleich die Bibel ausdrücklich den siebenten Wochentag (Sabbath) vorschreibt; ferner in der Beibehaltung des Glaubenssatzes der Dreieinigkeit statt des Eingottglaubens der Apostelzeit, dem die Christen bis 325 nach Chr. G. anhingen und der erst nach heftigem Streite und blutigen Kriegen durch den Glaubensatz der Dreieinigkeit verdrängt ward. Sie bestritten den Kirchenversammlungen die Unfehlbarkeit als Folge der Eingebungen des heiligen Geistes, obgleich sie selbst anerkennen mußten daß nach ausdrücklichen Mittheilungen der Bibel Jesus den heiligen

Geist auf seine Jünger gelegt habe und diese den Neubekehrten dieselbe Gabe durch Händeauflegen mittheilten (§. 191); wie auch ferner nirgends berichtet sei daß diese Verpflanzung und Ausbreitung des Geistes jemals aufgehört habe, es also nicht allein möglich sondern auf biblischem Grunde geurtheilt auch wahrscheinlich sei, daß eine fortgesetzte Mittheilung des heiligen Geistes durch Händeauflegen stattgefunden habe.

Das Papstthum konnte seine Abweichungen vom Inhalte der Bibel begründen durch die fortgesetzten Eingebungen des heiligen Geistes, vermittelst derer das göttliche Wesen selbst die früheren göttlichen Anordnungen abgeändert habe. Die Evangelischen dagegen bestritten jene Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Kirchenversammlungen und nahmen dennoch die Änderungen auf welche die Menschen mit den göttlichen Anordnungen vorgenommen hatten. Sie vermogten es nicht über sich zu gewinnen, Gebräuche Gewohnheiten und Feste aufzugeben um auf das Evangelium zurück zu gehen und betraten damit das Gebiet auf welchem das ganze römische Glaubensgebäude folgerichtig sich entwickelt hatte; um aber nicht diesen Weg fortsetzen zu müssen blieben sie mitten in den Kirchenversammlungen stehen und machten dort willkürlich den trennenden Schnitt.

Das ganze Verfahren ergab sich aus der Art des Entstehens ihres Widerstandes: Luther wie Zwingli waren gegen einen Unfug der Gegenwart (den Ablaß) aufgetreten; indem sie die Form beseitigten, kamen sie dazu als Grundlage die päpstliche Sündenvergebung zu bestreiten; dieses führte zur Bekämpfung der Obergewalt des Papstes, dann zur Verwerfung der Kirchenversammlungen welche diese Obergewalt geschaffen hatten, bis sie von der Spitze hinunter das ganze römische Glaubensgebäude stückweise herabgebrochen hatten. Hierauf kamen aber die Mängel der Grundlagen zu Tage, welche bis dahin der päpstliche Oberbau verdeckt hatte; sie fanden wie die ersten Kirchenväter daß alles lückenhaft und unzusammenhängend sei, und waren dadurch wiederum gezwungen, entweder selbst die Ergänzungen vorzunehmen oder die der Kirchenversammlungen anzuerkennen. Sie erwählten letztere Aushilfe und nahmen die Beschlüsse der ersten Versammlungen so weit zur Ergänzung, bis sie nach eigener Meinung das Glaubensgebäude zu einem leidlichen Abschlusse gebracht hatten.

Luther und Zwingli konnten nicht so entschieden sein, wie ihr Vorgänger Johann von Wesel, welcher Papst Kirche und Concilien verachtete und nur Jesus loben wollte; denn die Verhältnisse zwangen sie ein christliches Glaubensgebäude zu schaffen welches geschlossen sei, und da Jesu Aussprüche nur Bruchstücke lieferten mußten sie die Ergänzungen irgend woher nehmen; die Willkür ward ihnen aufgedrungen.

Daraus erwuchs aber sofort neuer und endloser Zwiespalt; denn die Evangelien und Aussprüche der Kirchenväter stehen nicht in zweifelloser Übereinstimmung: Luther stritt mit Zwingli über die Deutung des Abendmahles, Calvin stritt über die Gnadenwahl, das englische Glaubensbekenntniß weicht von allen dreien ab; kleinere Sekten erhoben andere Theile zu Streitsätzen und jede Partei beschränkte sich nicht darauf die Bibel zur Grundlage ihrer Meinungen zu nehmen, sondern auch die Kirchenväter und Concilienbeschlüsse zum Beweise aufzuführen je nachdem die Streiter von den Lehrsätzen der verlassenen römischen Kirche noch erfüllt waren. Die Beweise der Stammkirche welche man bekämpfte, rief man im gegenseitigen Streite zur Hilfe. Da keine Einigung erzielt werden konnte, suchte fast jede Partei dort wo sie zur Herrschaft gelangte die andere als falschgläubig und irrelehrend zu unterdrücken.

§. 210. **Das Papstthum nach der Reformation** versuchte eine Verbesserung der blosgelegten und erkannten Schäden, aber vergebens; denn das Glaubensgebäude war mit allen seinen Schwächen so eng verbunden, daß jede eingreifende Veränderung das Ganze zerstört haben würde. Wie Luther und Zwingli gezwungen worden waren, schrittweise den Abbruch fortzusetzen nachdem sie damit begonnen hatten, so würde auch die römische Priesterschaft eine Lehre nach der anderen haben schwinden lassen müssen, wenn sie eingeräumt hätte daß irgend ein Glaubenstheil entbehrt werden könne. Das ganze war keine willkürliche Anhäufung von Sätzen, sondern ein gegliederter im Laufe der Jahrhunderte höher entwickelter Bau, aus dem man nicht beliebig Theile fortnehmen konnte ohne den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden. Durch Fortsetzung des Ausbaues hätte sich Manches ändern lassen und lag die Befugniß dazu in dem fortgehenden wirken des heiligen Geistes durch die Kirchenversammlnngen; allein die Bischöfe, welche am stärksten durch abhalten derselben bevortheilt werden konnten, verzichteten aus allgemeinen Gründen auf diese Machtbefugnisse und brachten das Glaubensgebäude zum Abschlusse. Weiter fortbilden wollte man nicht, fallen lassen noch weniger und so fand es der Priesterverband rathsam jede Veränderung an sich herankommen und sich aufzwingen zu lassen, wie es seitdem wiederholt geschehen ist. „Wir können nicht" (non possumus) ward ihre Antwort so oft auf Verbesserungen gedrungen ward.

Wie eng im Papstthume jeder Theil zum Ganzen gehört und jede Veränderung tief eingreift erweist am stärksten der Ablaßhandel. Nicht allein daß dieser Unfug den Anlaß zur Spaltung gab, sondern seine nothgedrungene Abschaffung von der man nur Günstiges hätte

erwarten sollen zerrüttete das Papstthum vollends. Die Päpste hatten lediglich zum Handel greifen müssen um ihren Geldverlegenheiten abzuhelfen. Als nun durch die Reformation große Gebiete ihrer Gläubigen und Zahlenden abfielen, auch die Treugebliebenen fernerhin nicht durch Ablaß zu erhöheten Beisteuern angehalten werden durften, wurden den Päpsten so sehr die Geldmittel verkürzt, daß sie in ernstliche Verlegenheiten geriethen und in zunehmende Abhängigkeit von den Fürsten. Die Geldverlegenheiten der Päpste waren im Lauf der Zeit gewachsen: einerseits weil der Kirchenstat zu klein ist um irgend einen fürstlichen Hofstat ersten Ranges zu unterhalten, noch weniger aber kostspielige Kriege zu führen, riesige Bauten und Denkmäler zu bestreiten und fürstliche Familien zu bereichern; andrerseits weil die meisten Päpste nicht genügende Kenntniß der Statsverwaltung besaßen, selbst manche der fähigsten Kirchenhäupter gänzlich ungeeignet zur Verwaltung der Einnahmen waren, geschweige der viel größeren Zahl derer welche durch Verschwendung das erworbene ihrer Vorgänger verbrachten und dazu noch den künftigen Erwerb ihrer Nachfolger vorweg ausgaben.

Jemehr die ausländischen Quellen versiegten, von evangelischen Fürsten versperrt und von katholischen gehemmt, desto mehr ward der schon vordem ausgesogene Kirchenstat wieder in Anspruch genommen. Die Bewohner wurden gepreßt, so unverhältnißmäßig und ungestüm daß der Kirchenstat verarmte und bis zur Gegenwart zu den übelstverwalteten Staten Europas gehört, in welchem die Unkenntniß sich selbst die Quellen verstopft. Papst Paul 3. hatte die Städte des Kirchenstates belagern und erstürmen lassen, wenn sie auf Grund ihrer Privilegien seine willkürlichen Steuersätze nicht zahlen wollten; andere Päpste gewährten gegen Kaufsummen besondere Privilegien und Steuerfreiheiten zum Nachtheile ihrer Nachfolger, welche alsdann das Erkaufte ungültig erklärten weil sie die Einnahme nicht entbehren wollten. Es ward Gebrauch die Ämter zu verkaufen, die Einnahmen derselben auf eine Reihe von Jahren im Voraus für eine Kaufsumme zu überlassen, ohne Rücksicht darauf ob die Käufer zu den Ämtern sich eigneten. Da solchergestalt der Statskasse die jährlichen Gefälle entgingen, wurden unausgesetzt neue Ämter mit neuer Sporteleinnahme geschaffen lediglich um sie verkaufen zu können. Papst Innocenz 8., der in solche Geldverlegenheit gerieth daß er die päpstliche dreifache Krone verpfänden mußte, stiftete ein Collegium von 26 Sekretarien deren Einnahmen auf Zeitlebens er für 60,000 Scudi verkaufte. Alexander 6. ernannte zu dem selben Zwecke 80 Schreiber für seinen Briefwechsel und Julius 2. stellte 100 Schreiber im Archive an. Leo 10. hatte so viel Geld verbraucht, daß man sagte er habe drei

Papstthümer vergeudet: den Schatz des Vorgängers, die Einkünfte der Gegenwart und in der geschaffenen Schuldenlast die Erträge der Zukunft indem er 1200 neue Ämter zum Verkaufe errichtete.

Die eingehenden Gelder verschwanden um so rascher, als die Päpste bedacht waren durch Schenkungen ihre Familien zu bereichern. Denn da ihnen keine Söhne in der Herrschaft folgten: so glaubten sie das Land nicht schonen zu müssen, sondern die vorübergehende kurze Frist ihrer Macht benutzen zu dürfen um ihre Familien zum Glanze zu erheben. Jeder Papst stattete seine Familie mit einträglichen Ämtern aus bis zu 100,000 Scudi jährlich, und da es zu diesem Ende gebräuchlich ward beim Antritte der Papstwürde die einträglichsten Ämter durch Absetzung zu erledigen, so bemühete sich jeder Inhaber eines Amtes die ihm verliehene Frist thunlichst auszunutzen, seinen Reichthum durch jedes erdenkliche Mittel zu mehren; wozu er unter dem Schutze seines Papstes greifen durfte, da die Vorgänger ebenso verfahren waren und sie also keine Neuerung einführten die der Papst hätte verbieten müssen. Urban 8., aus dem Hause der Barbarini soll während seiner Herrschaft (1623—1644) seiner Familie 105 Millionen Scudi zugewendet haben, und als Bedenken über diese Befugniß der Päpste erhoben wurden, gaben die gelehrten Theologen ihr Gutachten dahin ab daß den Päpsten als Statthaltern Christi die unbedingte Verfügung über alles Eigenthum der Kirche zustehe. Da die Inhaber aller Ämter danach strebten ihren Kaufpreis ehemöglichst zurück zu erlangen oder wenn das Amt geschenkt war die Frist bis zur bevorstehenden Absetzung beim Tode des Papstes bestens auszunutzen: so herrschte allenthalben Bestechlichkeit und weder von den richterlichen noch von den verwaltenden Beamten war etwas zu erlangen ohne Geschenke. Die Rechtspflege ward käuflich, den Richtern wurden die Urtheile von oben her vorgeschrieben; sie klagten selbst darüber daß die Rechtspflege Gewalt erleide aber gehorchten. Ämter wurden verschafft gegen monatlichen Tribut, den der Unterhändler empfing und mit Höherstehenden theilen mußte. Im 17. Jahrh. belastete man alle Pfründen die der Papst verlieh mit jährlichen Renten, die ihm gezahlt werden mußten oder einem Mitgliede der höheren Verwaltung. In Folge dessen blieben z. B. dem Bischofe von Urbino aus dem reichen Amte nur 60 Scudi übrig und den Bischofsitz zu Ankona wollte Niemand übernehmen, weil die Rentenlast so hoch war daß sie dem Inhaber und Mühewalter nichts übrigließ. In Neapel waren 1667 nach und nach 28 Bischöfe und Erzbischöfe abgesetzt worden weil sie die Rente nicht zahlten, und dieses Übel erstreckte sich sogar über die Pfarren: gute Pfarrer wurden abgesetzt, um schlechten Raum zu geben welche höhere Renten zahlten, die sie

alsdann unter jeglichem Vorwande von ihren Beichtkindern einzutreiben suchten. Dem Papste Alexander 7. schrieb der Kardinal Sacchetti vom Todbette: „Heiligster Vater die Völker des Kirchenstates haben Leiden zu tragen schlimmer als die der Hebräer in Ägüpten; sie werden unmenschlicher behandelt als die Sklaven in Sürien und und Afrika. Wer kann ohne Thränen daran denken.“

§. 211. Der **Verfall des Papstthumes** schritt unaufhaltsam fort: im Inneren sank es in Verwirrung, nach Außen in Unmacht. Unter den Fürsten Europas konnten die Päpste nicht länger die hohe Stellung einnehmen wie früher; denn die evangelischen Mächte Schweden Holland und England erlangten das Übergewicht und auch die katholischen Fürsten waren nicht länger so demuthvoll wie früher, sondern bedrängten den Papst so oft er in den wiederkehrenden Streitigkeiten zwischen den katholischen Fürsten Deutschlands Frankreichs und Spaniens Partei ergriff. Zwischen dem Papste und dem katholisch gebliebenen deutschen Kaiser war die Spannung groß und diese kam zur Zeit der Reformation den evangelischen Fürsten sehr zu statten. Der Kaiser schonte sie weil es ihm lieb war daß der Papst gezwungen blieb seine Hilfe anzurufen zur Unterdrückung der Ketzerei, und dadurch sich abhängig machen mußte vom kaiserlichen guten Willen. Der Papst mogte aber ebenso wenig die schleunige Unterdrückung der Evangelischen wünschen, weil es ihm zum Vortheil gereichte wenn der Kaiser in Deutschland beschäftigt blieb und dadurch verhindert wurde den Papst zu drücken. Als 1631 der Kaiser den Papst bedrohete, war dieser dem evangelischen Schwedenkönige Gustav Adolf günstig gestimmt und wollte ihn stützen; der päpstliche Gesandte in Paris schwieg auch dazu als späterhin das katholische Frankreich mit evangelischen Mächten (Holland Schweden u. a.) sich verbündete um den katholischen Kaiser zu bekämpfen und den katholischen Glauben zurück zu drängen. Als der Kaiser des Papstes Hilfe verlangte schlug dieser sie ab, unter dem Vorgeben daß dieser Krieg zwischen weltlichen Mächten mit der Kirche nicht in Verbindung stehe. Wie das katholische Frankreich im Bunde mit evangelischen Völkern wider den katholischen Kaiser von Deutschland, so stand das erzkatholische Spanien im heimlichen Bunde mit den evangelischen Hugenotten in Frankreich wider ihren katholischen König. Die Päpste nahmen dabei Partei, je nachdem ihr Vortheil als italienische Fürsten bedingte, nicht wie es der Kirche diente; sie handelten wiederholt zu Gunsten der Evangelischen wider die Katholiken und wider die welche für den katholischen Glauben fochten.

Die Üebel wuchsen zusehends: der Kirchenstat zerrüttet, der Papst

machtlos, wider den Vortheil der Kirche Ränke spinnend und zerfallen mit den Hauptmächten der römischen Christenheit; die hohen Ämter des Priesterverbandes in den Händen von Männern denen ihre Familie oder ihre Geldmittel dazu verholfen hatten; die höheren Stufen der Priesterschaft dem Volke verschlossen, aus dessen Mitte die Schöpfer und Zierden der päpstlichen Macht hervorgegangen waren; Habgier, Niedertracht und Unmacht auf allen Wegen, so daß das Papstthum unausgesetzt dem Untergange zueilte; nicht allein durch Ausbreitung und Machtzunahme der evangelischen, sondern auch durch Einbuse des Einflusses auf die katholischen Mächte.

§. 212. Vorübergehend erholte sich das Papstthum noch einmal zu neuem Glanze um dann um so tiefer der Rückbildung zu verfallen. Es erwuchs ihm nämlich eine Hilfe in dem neu entstandenen Verbande der **Jesuiten,** die den Kampf wider die Ausbreitung der Evangelischen aufnahmen nnd rasch zu glänzenden Erfolgen gelangten.

Ihr Verband ward gestiftet vom Spanier Ignaz von Loyola (1491 — 1556) welcher aus dem Kriegsleben übergehend zu dem eines Büsers, eine Gesellschaft von werkthätigen Mönchen schuf, die bald an Einfluß zunehmend ihr wirken zu Gunsten des römischen Glaubens nach allen Richtungen erstreckte. Frei von der Rückbildung der das gealterte Papstthum verfallen war, entfaltete sich die Gesellschaft mit Jugendkraft in Jugendfülle; frei von angesammelten Reichthümern konnte sie ihren Mitgliedern nur mühen in Aussicht stellen und blieb deshalb verschont von Denen welche Wohlleben suchten, ward dagegen aus solchen zusammen gesetzt die im glühenden Eifer für den Glauben den Ersatz fanden für die zu übernehmenden mühsamen Obliegenheiten. Es war eine Wiederbelebung des furchtlosen und uneigennützigen Eifers dem das Urchristenthum seine Unüberwindlichkeit verdankt hatte, eine Auffrischung des im römischen Glauben vorhandenen aber unter Reichthum und Verknöcherung schlummernden Lebens. Glaubenseifrige gewandte und aufopferungfähige Männer traten zusammen um die zurückweichende Kirche zu neuen Siegen zu führen. Der Orden ward 1540 vom Papste Paul 3. bestätigt; Ignaz als General desselben nannte ihn einer Offenbarung gehorchend die Gesellschaft Jesu, der er zunächst Glaubensübungen zur Lebensaufgabe machte.

Sein Nachfolger Lainez führte den Verband über diese engen Schranken hinaus und stellte die Mitglieder den Päpsten zur unbeschränkten Verfügung, um in jeder diensamen Richtung für den Glauben verwendet zu werden. Die Päpste räumten dafür große Vorrechte ein, gaben ihnen die Befugnisse der Bettelmönche und Priester, befreiten

sie mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, so daß sie nur ihren Ordensoberen und dem Papste unterstanden. Sie durften allenthalben Priesterhandlungen jeder Art verrichten bei Menschen aller Stände, selbst während eines Interdiktes wann es allen anderen Priestern untersagt war; sie durften mit wenigen Ausnahmen von allen Sünden und Kirchenstrafen erlösen, Gelübde der Reuigen in andere gute Werke umwandeln d. h. die von den Priestern auferlegten gute Werke für sich nutzbar machen; sie durften überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser stiften und kirchliche Gebräuche bei Seite setzen. Der Orden war sonach von allen Hemmungen befreit welche die bestehende Priesterschaft lähmten, ward sogar auf Unkosten der Priesterschaft erhoben in deren Pflichtgebiet er ohne Weiteres eingreifen durfte und mit größerer Machtfülle begabt die einträglichsten Obliegenheiten an sich reißen konnte. Von großer Klugheit geleitet erkannten die Leiter des Ordens das Gebrechen der Priesterschaft und die Ursache der großen Schwäche in der Unbeholfenheit und Verknöcherung des ganzen Verbandes; sie vermieden diese in ihrem Orden indem sie ihn gelenk und beweglich in allen Theilen erhielten. Niemand hatte eine bleibende Stellung in der er sich festsetzen und verknöchern konnte, ausgenommen wenige der Oberen; jeder mußte gefaßt sein auf den ersten Wink zu gehen wohin es verlangt werde, jeder Aufgabe sich zu widmen sobald sie ihm vorgeschrieben ward. Zu Mitgliedern und Oberen wählte man die fähigsten Männer ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse; sie wurden im weiteren Verlaufe schon als Jünglinge aufgenommen und vorgebildet, aber erst nach langer Lehrzeit und wiederholten Prüfungen als Mitglieder zugelassen, ohne eigene Wahl denjenigen Fächern zugetheilt zu denen ihre Vorgesetzten sie geeignet erkannten. Zeitlebens unter gegenseitiger Aufsicht und Bewachung stehend konnte keine Erschlaffung unbemerkt eintreten; jedes Mitglied mußte sich unausgesetzt zusammen nehmen damit nicht sein Wächter Unvortheilhaftes über ihn berichte; stets gespornt und sich anstrengend, entwickelte sich Jeder soweit seine Fähigkeiten sich fortbilden ließen; die stete Überwachung zwang Jeden zu einer Selbstbeherrschung, die es möglich machte unter allen Umständen milde und freundlich zu sein oder zu scheinen und niemals durch Leidenschaften sich zwingen zu lassen die gebürende Vorsicht aus den Augen zu setzen. In der Erfüllung ihrer Pflichten waren sie nicht an starre Vorschriften gebunden, sondern hatten vor allem dahin zu streben die gesetzte Aufgabe mit allen Kräften zu verfolgen, und so zu erfüllen wie sie dem Ordensverbande den größten Nutzen bringe. Es war ihnen kein zweckdienliches Mittel untersagt sofern es ohne Benachtheiligung des Ansehens angewendet werden konnte; sie durften sich über die Vorschriften der

Kirche hinwegsetzen, in die Befugnisse der Priester eingreifen, selbst Sünden begehen zur größeren Ehre Gottes, wenn sie nur vor ihren Oberen sich rechtfertigen konnten durch den Erfolg. Der Verband erstreckte seine Thätigkeit nach allen Richtungen und führte die größtmögliche Theilung der Arbeit ein, um jedem Mitgliede die Stellung anzuweisen zu der seine Fähigkeiten ihn besonders geeignet machten.

Die Hauptzweige seiner Thätigkeit waren: die Ausbreitung des Glaubens unter allen Nichtkatholiken der ganze Erde und der höhere Unterricht bei allen katholischen Völkern. Darin konnten sowol die unstäten wie die ruhigen Mitglieder geeignete Verwendung finden, erstere als Missionäre, letztere als seßhafte Lehrer, und da das Gebiet der Wirksamkeit alle Völker und Lebenskreise der ganzen Erde einschloß so war Raum für alle vorhanden. Außerdem suchten sie als Beichtväter der Fürsten und einflußreichen Männer zu wirken, das Übergewicht zu erlangen im unermeßlichen Reiche der Furcht und Hoffnungen denen Jene folgen wie jeder andere gläubige. Sie ließen sich nebenher als Geldmänner ein auf Unternehmungen jeder Art, um auch in diesem Bereiche die Mittel der Macht zu mehren. Um den höheren Unterricht zu lenken gründeten sie in allen katholischen Ländern die besten Erziehunganstalten für die fähigsten Söhne aller Stände; sie huldigten nicht dem Grundsatze der meisten Priester daß Unterricht dem Glauben schade und ein Unwissender der gläubigste Christ sei, sondern sie stellten sich das Ziel allen Wissenschaften eine christliche Form zu geben, um sie als Stützen des Glaubens zu verwenden. In ihren Schulen überwog allerdings der Adel und die Vornehmen, weil sie am besten zahlten und unter Leitung der Jesuiten in ihren Vorstellungen erzogen dem Verbande vom größten Nutzen sein konnten; die Begabten der anderen Stände wurden aber dieserhalb weder vernachlässigt noch zurückgesetzt. Nächstdem brachte der Orden seine Mitglieder in den Besitz der Lehrstüle an den vorzüglichsten katholischen Hochschulen, wozu sie vor allen Anderen befähigt wurden durch die ausgezeichnete Erziehung welche der Orden seinen Mitgliedern widmete, durch die große Auswahl welche der zahlreiche Verband besaß, sowie die Strenge und Sorgfalt seiner Leitung. Alle Zweige des Wissens wurden im Orden gepflegt, der unter seinen Mitgliedern nicht allein eine große Zahl von Theologen Kirchenlehrern und Philosophen sondern eine Reihe berühmter Männer in allen Fächern aufzuweisen hat; sowol Chemiker Botaniker Astronomen Mathematiker, auch Dichter Geschichtschreiber Übersetzer Alterthumsforschers, selbst Zeitungschreiber ,Architekten Maler und Bildhauer. Der Ordensverband konnte den fähigen Männern aller Völker und Stände den Eintritt eröffnen und empfing einen so reichlichen Zudrang, daß er aus der übergroßen Zahl nur die begabtesten und

einflußreichsten Männer auswählen durfte um reichlich versehen zu werden.

So vereinigten sich alle geeigneten Mittel um den Verband mächtig im Inneren und einflußreich nach außen zu gestalten. Da sein ganzes wirken auf die Ausbreitung des römischen Glaubens gerichtet war: so konnte es nicht fehlen daß in seiner Hand die Kirche aus ihrer Erstarrung zur neuen Blüte erhoben ward. Die Jesuiten verwendeten in der Erziehung ihrer Mitglieder ungewöhnliche Sorgfalt auf die Ausbildung der Rednergaben; nirgends außerhalb des Ordens werden diese Fähigkeiten so sehr gepflegt, und da die Wahl des Faches nicht der Willkür des Einzelen überlassen ist sondern durch kundige Obere geschieht, deren Urtheil nicht durch Selbstgenügsamkeit oder Eitelkeit irre geleitet wird wie das Selbsturtheil des Einzelen, auch dabei den Oberen die große Zahl aller heranwachsenden Mitglieder zur Auswahl stand: so ward es ihnen möglich allenthalben wo es der Rede bedurfte vorzügliche Redner aufzustellen. Auf diesem Felde traten sie den evangelischen Predigern gegenüber, die bisher ihr Übergewicht der Rede am wirksamsten hatten verwenden können, indem sie dem Volke in seiner Landessprache die Bibel (Gottes Wort) erläuterten, den Verstand der Zuhörer aufriefen zum Schiedsrichter zwischen den Worten der Bibel und den Lehren der katholischen Priester. Diese hatten dagegen sich darauf beschränken müssen unbedingtes glauben zu verlangen, wozu die Gemeinden aber minder bereit waren seitdem die evangelischen Prediger sie zum eigenen Urtheile aufgerufen hatten. Die Jesuiten verließen das beschränkte Gebiet der Priesterschaft, traten den evangelischen Predigern entgegen mit überlegener Rednergabe größerer Gewandheit und vielseitiger Thätigkeit; sie boten den Zuhörern nicht trockene Reden in schmucklosen Räumen bei schleppenden Gesängen, sondern einen künstlerisch geordneten Kirchendienst und gewinnende Beweisführungen; von solchen christlichen Lehrsätzen ausgehend die auch von den Evangelischen anerkannt werden mußten und mittelst gewandter wenn auch gewagter Schlüsse die Überzeugung in die katholischen Bahnen lenkend; um so leichter ausführbar als das römische Glaubensgebäude weit folgerichtiger entwickelt worden ist und seine Lehrsätze im engeren Zusammenhange stehen. Sie hatten überdies den großen Vorzug, den Glauben so sehr verflüssigen zu können daß er nach allen Seiten reizte. Während die evangelischen Glaubensgebäude und Priester in Verknöcherung und Farblosigkeit erstarrten, sich zankten über unverständliche Wortbezeichnungen oder anerkannte Glaubensgeheimnisse, entwickelten die Jesuiten den römischen Glauben zu beweglichen und kunstreichen Gestaltungen, derartig daß sie nur mit Erfolg bekämpft werden konnten wenn man die Grundlehren anfocht welche auch im evange=

lischen Glauben liegen, also von einem Boden aus, den die evangelischen Priester nicht benutzen durften.

Die Wirksamkeit der Jesuiten ward schnell ausgebreitet: an fast allen einflußreichen Stellen wurden sie Beichtväter Rathgeber und Statenlenker; die meisten Hochschulen der Katholiken waren von ihnen besetzt, die jedem Zweige des Unterrichtes bei möglichst zweckmäßiger sachlicher Entwicklung das Gepräge des römischen Glaubens gaben. In jedem katholischen Lande hatten sie die Erziehung der vornehmen und Einflußreichen in ihren Händen; in jeder Kirche, auf jeder Kanzel, in jedem Beichtstule im weiten Gebiete des Papstthumes durften sie an die Stelle des Priesters treten um nach Gutdünken für den Glauben zu wirken. Ihre Glaubensprediger verbreiteten sich über die ganze Erde: jedes evangelische Volk ward heimlich oder öffentlich von ihnen durchzogen erforscht und bearbeitet; ihre Klugheit und Gewandheit machten sie siegreich. Da mit der Glaubensspaltung die aufgeregten Völker auch ihren Obrigkeiten und Fürsten schwieriger wurden, die Sätze und Lehren des neuerlangten Evangeliums auch wider andere Mißbräuche geltend machten: so gelang es den Jesuiten um so leichter alle für sich zu gewinnen welche durch die zunehmende Bewegung bedroht wurden, zum Theile die Bewegung gern gefördert hatten so lange sie gegen die Priesterschaft gerichtet war, aber sofort sie verließen oder gar wider dieselbe sich kehrten als sie im weiteren Verlaufe auch wider ihre unrechtmäßigen Vortheile sich wendete.

Warum die Jesuiten zunächst sich bemüheten und was sie mit aller Anstrengung ermöglichten, war hemmen des ausbreitens der evangelischen Bewegung an den Stellen wo sie noch nicht übermächtig geworden war. Als ihnen gelang sie dort zum Stillstande zu bringen, schritten sie dazu der evangelischen Minderzahl allenthalben wo sie nicht zu fürchten war, jede Machtstellung und Gleichberechtigung zu entziehen, um den schwachen oder nach äußerer Geltung verlangenden Mitgliedern den neuen Glauben zu verleiden. Dabei suchten sie den Katholiken unter evangelischen Völkern ihre Machtstellung und Gleichberechtigung zu wahren oder zu erkämpfen, und als die Friedensschlüsse den Grundsatz feststellten daß jeder Landesfürst in seinem Gebiete seinen eigenen Glauben als den allein berechtigten geltend machen dürfe, drangen sie einerseits in die katholischen Fürsten alle evangelischen Unterthanen zu bezwingen oder auszutreiben, und suchten andrerseits evangelische Fürsten zum römischen Glauben zu bekehren um ihn durch sie herrschend zu machen über die Unterthanen. Die katholischen Fürsten und Priester stellten sich immer mehr unter die Leitung des Ordens; der ungehemmt durch starre Vorschriften in allen Formen und Gestalten sich bewegen durfte, Priester und Nichtpriester zu seinem

Verbande zuließ, in allen Ländern und in allen Kreisen seine Mitglieder hatte, welche gekannt wie ungekannt öffentlich oder geheim in seinem Dienste thätig waren; auch durch seine übermächtige Verbreitung und reißend zunehmenden Mittel im Stande war zu vollbringen was keinem Anderen, weder den Päpsten noch den Kaisern gelingen wollte. Seine Erfolge zwangen jeden zu der Anerkennung daß der Jesuitenorden alle übertreffe, und führte ihm die tüchtigsten Männer der katholischen Völker und Lebenskreise zu, welche sich angezogen fühlten von einem Verbande, der jedem begabten ein so weites und ergiebiges Feld der Wirksamkeit eröffnete. Jeder Neigung oder Leidenschaft, jedem Wunsche und Gelüsten konnte der weitreichende Verband seine Befriedigung verschaffen, that es auch ohne Bedenken sobald es dem Orden und Glauben dienen konnte; er wirkte allenthalben in der Kirche wie im Statsrathe, in den Vorzimmern der Mächtigen wie am Krankenbette der Armen, auf dem Schlachtfelde, in Gefängnissen und Krankenhäusern, im Schoße der Familien und im Beichtstule wie auf offener Straße; denn kein einziger Ort war zu vornehm, den nicht seine auserwählten geschmeidigen Mitglieder betreten durften, und auch kein Ort zu niedrig zu verborgen oder zu entlegen um nicht von seinen unscheinbaren Mitgliedern besucht und für den Glauben bearbeitet zu werden. Ihre Missionen spannten ein Netz von Unterrichts-Anstalten über alle Erdtheile, wobei sie verständiger als die evangelischen Missionäre älterer und neuerer Zeit, nicht darauf sich beschränkten den rückständigen Völkern unverstandene und unverständliche Glaubensgeheimnisse zu predigen, sondern die gesammte Erziehung der selben für alt und jung unter ihre Pflege nahmen. Sie leiteten die kindlichen Völker auf allen Lebenswegen und wurden ihre Wohlthäter indem sie durch väterliche Fürsorge die Geschicke der Sorglosen lenkten. Sie gewöhnten diese allmälig an die äußerlichen Gebräuche des Christenthumes, schieden fast unvermerkt alles Heidnische aus oder wandelten es in der Art um daß der Verlust des Alten als ein Gewinn erschien; sie führten die Bequemlichkeit des Friedens ein, brachten die Unstäten zur geregelten Arbeit und Ansiedlung und erwarben sich durch Milde Demuth und kluge Sorgfalt die kindliche Liebe und Anhänglichkeit der bekehrten Völker, wie sie andererseits durch kluge Benutzung ihrer Arbeitkräfte dem Orden große Reichthümer zuführten. Wo die Jesuiten wirkten wurden die Rückständigen weniger mit Glaubensgeheimnissen beläſtigt, aber desto mehr kamen Ruhe und Wohlstand zur Herrschaft; es fand eine stufenweise Fortbildung der Menschen statt deren gelingen in richtiger Weise gesichert ward. Die vorzüglichen Einrichtungen zum Zwecke der Arbeittheilung bewährten sich auch auf diesem Felde: ihre Glaubensprediger unter den entlegensten und rückständig-

sten Völkern waren bei aller Verschiedenheit ebenso zweckmäßig ausgewählt wie die anderen Brüder welche im Glanze der Höfe wirkten oder die evangelischen Völker Europas unter allerlei Masken durchstreiften. Ihre Heidenmissionäre waren bewunderungwürdige Muster ihrer Art, von Eifer beseelt, nie schlaff oder erkaltend sondern mit unmüdlicher Standhaftigkeit den grenzenlosen Mühen und Gefahren Trotz bietend. Losgerissen von allen Wünschen und Bequemlichkeiten der Heimat, bereit zu gehen wohin das Gebot der Oberen ihn senden möge, erfüllte der Jesuit seine Aufgabe, vertrauend der Weisheit Derer die ihn erwählten, und ebenso bereit zu jeder anderen Aufgabe über zu gehen sobald die höhere Weisheit ihn dazu berufe. Nirgends hatte er eine sichere Ruhestätte es sei denn das Grab; wenn gewählt und befohlen mußte er sich zutrauen, gleich geschickt zu sein für die Einsamkeit wie für das öffentliche Treiben, in der Stille zu arbeiten an seiner eigenen Gläubigkeit, oder in vielseitiger geräuschvoller Thätigkeit als hervorleuchtendes Beispiel zu glänzen; zufrieden in der Abgeschiedenheit, bescheiden und klug im Geräusche der Welt, stets gehorsam den Oberen, durften nicht seine Wünsche und Neigungen ihn beherrschen sondern lediglich die Rücksicht auf den Vortheil des Verbandes.

Mit solchen Mitteln konnte der Orden Ungewöhnliches leisten und erreichen. Die Jesuiten durchzogen das ganze katholische Amerika lehrend und lenkend; den Huronen Kanadas wie den Indianer Kaliforniens führten sie auf die Bahn der Gesittung; die Urvölker in Mexiko Mittel- und Süd-Amerika nahmen sie unter ihre Leitung, wurden ihre väterlichen Wohlthäter; in Afrika drangen sie vor, gleichzeitig vom Westen und Osten aus den spanischen und portugiesischen Küsten-Ansiedelungen, unter Negern Kaffern und Äthiopen das Evangelium vom gekreuzigten Gottessohne verkündend; Ostindien China Japan und Tibet wurden die Reiche ihres wirkens, tief in Mittelasien zum Hauptsitze des Lamaismus (des Buddhaglaubens) drangen sie vor; allenthalben die Formen und das Betragen wählend welche ihren Einfluß begründen und mehren konnten. Die Folge war, daß der Orden mit reißender Gewalt sich ausbreitete, das katholische Glaubensgebiet überragend und beherrschend. Bereits 1618 zählte er 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen, in welche alle Länder und Völker der Erde eingetheilt waren. Im 30jährigen Kriege entwickelten sie ungewöhnliche Geschicklichkeit, hielten die eifersüchtigen katholischen Mächte vereint und lenkten ihre Beschlüsse. Es war ein Jesuit Lamormain, Beichtvater des deutschen Kaisers, mächtig genug um Wallenstein zu stürzen. In Frankreich lenkten sie die Maßnahmen wider die Hugenotten, deren Folge die spätere gänzliche Unter-

drückung derselben war. In Spanien und Portugal war ihr Einfluß übermächtig; denn man erkannte in ihnen die geeignetsten Werkzeuge zur Erhaltung und Ausdehnung der Colonien: der Jesuit ging voran und bereitete die Wege dem nachfolgenden Soldaten. Der Orden konnte mit Stolz auf seine beispiellose Machtentfaltung blicken und durfte zur Zeit seiner höchsten Blüte behaupten, daß es keine Macht auf Erden gebe die ihm an Größe und Tiefe gleichkomme; denn selbst das Papstthum im Gefühle seiner fortschreitenden Rückbildung war schwach und begab sich in den Schutz seines jüngsten Gehilfen, zutrauensvoll ihm überlassend, den verlorenen Glanz zurück zu bringen.

§. 213. Die reißenden Fortschritte führten sehr rasch zum Gipfel der dem Verbande innewohnenden Fortbildung. Dann aber schlich sich die **Rückbildung des Jesuiten=Ordens** ein, griffen Schwäche und Zerrüttung um sich; denn der beispiellos schnell und üppig emporgeschossene Baum hatte nicht Festigkeit genug erlangt um den einbrechenden Stürmen zu widerstehen: er stürzte zusammen.

Der eingreifendste Nachtheil traf den Orden in seinen Oberhäuptern. Dem Ordens=General stand ein hoher Rath (General=Congregation) zur Seite, wie dem Papste das Kardinals=Collegium; außerdem war dem Generale ein völlig unabhängiger Mahner (Monitor) beigesellt, der ihn gleich seinem Gewissen zu überwachen und zu mahnen hatte an seine Pflichten; zudem standen fünf Geheimräthe zu seiner Verfügung, je einer aus den Hauptvölkern der Italiener Deutschen Franzosen Spanier und Portugiesen. Je mehr der Orden an Wohlstand und Geltung zunahm, desto mehr drängten sich die Vornehmen in die Oberleitung; die Mühen der unteren Rangstufen, wie die Entsagung und Selbstverleugnung im Beginne der Ordensausbreitung hatten sie nicht gelockt, wol aber das nunmehrige Auftreten an den Höfen, die bevorzugte Geltung im Kreise der Priesterschaft wie in der höheren Gesellschaft, die unbeschränkte Nachsicht des Ordens gegen Irrthümer seiner Mitglieder sofern sie dem Orden nicht schadeten, führten die Söhne der Angesehenen dem Verbande zu, dessen Oberleiter einen derartigen Zuwachs an äußerem Ansehen vorzugsweise gern sahen. Ein doppelter Nachtheil erwuchs daraus: es ward wichtiger von vornehmer Herkunft zu sein als von hoher Begabung; je mehr die Gewohnheiten der Wohlhabenden im Orden zur Macht gelangten, desto mehr entfernten sich die höheren Mitglieder von der Demuth und Anspruchlosigkeit, wuchs ihr Stolz wie ihre Herrschsucht. Wie es dem Papstthume geschehen erging es auch dem Jesuiten=Verbande: je mehr die Herrschaft zunahm desto mangelhafter ward die

Oberleitung. Nicht länger waren Glaubenseifer und hohe Begabung maßgebend bei Besetzung der höchsten Stellen sondern das äußere Ansehen und die edle Geburt. Wenn auch die feststehende Ordnung es verhinderte daß geradezu Unfähige oder Verworfene an die Spitze gelangten, so ward doch die Auswahl durch Nebenrücksichten so beeinträchtigt, daß nur zu oft vornehme Mittelmäßigkeit den Vorrang hatte und den Sieg errang über niedriggeborenes Talent. Auch darin ward die Rückbildung der des Papstthumes änlich, daß mit dem Reichthume und äußeren Einflusse des Verbandes auch die Herrschbegier der Oberen wuchs; denn wer alle Länder der Erde mit seinem wirken überspannt, ein Heer von unbedingt gehorchenden Priestern lenkt, Fürsten und Völker unbemerkt wie öffentlich nach Gutdünken leiten läßt und ein unermeßliches Vermögen zu verwalten hat, muß eine hohe Meinung von seiner Weisheit erlangen, ungeneigt werden der Meinung anderer bedingenden Einfluß einzuräumen. Der Ordens-General täglich genöthigt Beschlüsse zu fassen und Befehle zu ertheilen, konnte unmöglich seinen hohen Rath über Jedes vernehmen, begann allmälig dessen gänzlich sich zu entwöhnen; die Congregation ward ihm überflüssig und er setzte sie bei Seite, wie ehedem die Päpste ihren hohen Rath, das Kardinals-Collegium, um unbeschränkt zu herrschen. Die Mitglieder seines Rathes wurden erregt; da aber der General auf Lebenszeit erwählt war, so durften sie nichts wider ihn unternehmen so lange er nicht geradezu die Verfassung des Ordens verletzte. Sie bemüheten sich deshalb bei der Neuwahl eines Generals, ebenso wie die Kardinäle oftmals bei der Papstwahl gethan, diejenigen zu vermeiden denen sie gelüsten nach Selbstherrschaft zutraueten. Wenn es gelang hatten sie einen schwachen ungenügenden Mann an die Spitze gestellt, oder einen erhoben der sie durch anscheinende Gefügigkeit getäuscht hatte und hinterher um so empfindlicher seine Herrschsucht geltend machte. Ein günstiges Ergebniß ward seltener und die Mißverhältnisse, mit Ausbreitung des Ordens anwachsend, erlangten solche Bedeutung daß 1661 der hohe Rath unter Zustimmung des Papstes den herrschenden General bei Seite setzte und einem jederzeit absetzbaren Vikare die Obliegenheiten übertrug. Es war eine Art von Adels-Revolution, die wenn auch an sich notwendig doch die Bewunderung schmälerte welche man den vortrefflichen Ordenseinrichtungen gezollt hatte, überdies den Nachtheil herbei führte die Spitze des Ordens für alle Folgezeit zu schwächen.

Die rasche Ansammlung des Reichthumes hatte zur Folge daß die Verwaltung erschlaffte. Menschen welche dem Erwerbe nacheilen und Reichthümer anhäufen wie die Jesuiten, werden nur so lange besonders eifrig umsichtig und gefügig sein, mit Leichtigkeit entbehren

und erdulden so lange der Erwerb noch nicht die gewünschte Höhe erreicht hat. Sobald aber dieses Ziel erreicht nimmt der Eifer ab, es erwacht die Liebe zum genießen, zur Behaglichkeit, zum möglichst gleichförmigen Leben und man wird allen Aufregungen und gewagten Unternehmungen abgeneigt. Die Häupter des Ordens verfielen dieser Schwäche um so mehr als sie aus dem Kreise der Wohlhabenden stammten, die an Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnt dem glanzvollen Äußeren besonderes Gewicht beilegen. Eifer und Umsicht der Oberleitung erschlafften, man drängte sich nicht zur Auszeichnung durch gelungene Unternehmungen sondern erlangte die höheren Würden und Genüsse durch Ränke; an die Stelle der klugen Milde und Gefügigkeit traten Härte und rücksichtlose Herrschbegier; Hochmuth und Härte schufen Verblendung, und während die Unteren rastlos auf den eröffneten Bahnen vordrangen waren die Männer an den Spitzen unfähig das Errungene zu bewahren, noch weniger im Stande neue Wege zu eröffnen.

Dabei hatte der Orden von Anbeginn mit der bestehenden katholischen Priesterschaft zu kämpfen. Wer thätig und durchgreifend ist hat immer mit dem Neide der Trägheit und der Schadenfreude derer zu kämpfen, denen jene Fähigkeiten mangeln oder die Gelegenheit fehlt sich zu versuchen und geltend zu machen. Das Verhältniß der Jesuiten der alten verknöchernden Priesterschaft gegenüber war ein derartiges, daß Eifer und Erfolg nur bei ihnen zu finden waren. Es kam noch hinzu daß der Orden vom Anbeginne mit großen Vorrechten ausgestattet ward größtentheils auf Unkosten der bestehenden Priesterschaft; denn die Jesuiten waren die Lieblinge des Papstthums, wurden als jüngstes Kind den älteren vorgezogen und zu derem Nachtheile begünstigt; ihnen ward das Beste vorbehalten und die Päpste boten jederzeit die Hand wenn die Jesuiten den anderen Priestern die einträglichsten Stellen vorweg nahmen, den anderen Orden ihre Besitzthümer entrissen. Die reichsten Pfründen wußten die Jesuiten zu erlangen; denn ihre angesammelten Reichthümer mogten oft genug den Geldverlegenheiten der Päpste abhelfen müssen, wofür der Lohn nicht ausbleiben durfte. Gelübde, die der seßhafte Priester nicht lösen oder ändern durfte beseitigte der Jesuit zum Vortheile seines Ordens. Hatte der Priester seine Gemeinde gepflegt und zum regelmäßigen Beichtgehen mühsam bewogen, dann fiel der Jesuit herein wie der Wolf in die Schafherde, begeisterte alle zu General-Beichten, verhörte sie, strich die Beichtgelder ein und raubte in wenigen Tagen aus was der Ortspriester durch lange Pflege zur eigenen Ernte bereitet hatte. Eben so ungescheut erwarben sie im Großen auf Unkosten der übrigen Priesterschaft: als 1639 evangelisch gewordene Reichstädte gezwungen

wurden eingezogene Kirchengüter an die Katholiken zurück zu geben, wußten die Jesuiten es einzurichten daß solche nicht an die Orden (Franziskaner Dominikaner u. a.) zurückfielen welche sie vordem besessen hatten, sondern dem Jesuiten-Orden übergeben wurden. Wo überhaupt werthvolles zu erobern war, hatten sich die Jesuiten durch ihre Ausbreitung früher und besser unterrichtet als Andere und waren rasch zur Hand um aus allen Kräften und mit jedem zweckmäßigen Mittel den Erwerb zu betreiben, sei es auf wessen Kosten es wolle, selbst zum Nachtheile der übrigen Priesterschaft die für den selben Glauben arbeitete. Die unausbleibliche Folge war ein tiefer Groll der zurückgesetzten und benachtheiligten seßhaften Priester, ein wachsender Haß der die begünstigten Wölfe im Schafpelze traf; deren Überlegenheit an Kenntnissen und Gewandheit so wie ihre Unüberwindlichkeit selbst in Fällen des offenbaren Unrechtes den Groll der Priester stätig rege halten mußte.

Die Jesuiten verstanden es aber die Päpste zu ihrem Gunsten zu lenken und dadurch die gesammte übrige Priesterschaft sich dienstbar zu halten; die wenn auch widerwärtig, dem höchsten Befehle gehorsam, den Jesuiten behülflich sein mußte, oft sogar gezwungen ward alle Kräfte anzuspannen um jenen die Wege zu bereiten. Die Jesuiten waren Wort und Schwert der Kirche, ihnen war es zu danken daß die evangelische Bewegung zum Stillstande gebracht und dann zurückgedrängt worden war. Sie hatten das Kreuz über den ganzen Erdball getragen und unzählige Heidenvölker dem Papste dienstbar gemacht; am Hofe zu Peking waren ihre Mitglieder als Astronomen, gossen aber auch Kanonen für den Kaiser; in Japan äußerten sie ihren Einfluß auf die Beherrschnng des Volkes und arbeiteten an evangelischen Fürstenhöfen Europas erfolgreich in der Stille. Sie wirkten durch Rede und Schrift zur Wiederbelebung kirchlicher Gewalt, versöhnten die mächtig anwachsenden Wissenschaften mit dem Glauben, fochten für den Papst und die Kirche wider die Eingriffe welche auch die gläubigsten der katholischen Fürsten (z. B. Philipp 2 von Spanien) sehr geneigt waren sich zu erlauben, um Priesterbefugnisse streitig zu machen oder Kirchengüter sich anzueignen. Wie sie die Rechte der Päpste auffaßten zeigt die Lehre des hochangesehenen Bellarmin (1542—1621): der Geist leite und zügle das Fleisch; ebensowenig dürfe die weltliche Gewalt über die Geistlichkeit sich erheben, sie leiten ihr befehlen sie strafen wollen; solches würde eine Rebellion und heidnische Tyrannei sein. Die Priesterschaft habe ihren eigenen Fürsten, der ihr nicht allein in geistlichen sondern auch in weltlichen Sachen befehle; unmöglich könne sie noch einen besonderen weltlichen Oberen anerkennen, denn Niemand könne zweien Herren dienen. Der Priester habe über den

Kaiser zu richten, nicht der Kaiser über den Priester; es würde Unsinn sein wenn das Schaf den Hirten richten wollte. Auch dürfe der Fürst keine Steuern von geistlichen Gütern ziehen; von den Laien möge er seine Abgaben erheben, aber von den Priestern werde ihm die bei weitem größere Beihilfe des Gebetes und Opfers (im Abendmahle) geleistet; von allen sachlichen und persönlichen Lasten sei der Priester entfreit, denn er gehöre zur Familie Christi; den Priestern des Neuen Testamentes komme das selbe Recht zu, welches den Leviten des Alten Testamentes zugestanden.

§. 214. Derartige Verfechtung päpstlicher Gewalt zum Nachtheile der statlichen Anforderungen machte die Jesuiten sehr beliebt in Rom, aber verhaßt bei den Spitzen der Statsverwaltungen, welche begannen die **Jesuiten als Aufwiegler** zu betrachten.

Der Kanzler Venedigs, der gelehrte Sarpi (1552—1623), trat ihnen kühn entgegen und fand ausreichenden Schutz. Er behauptete die fürstliche Gewalt stamme von Gott und sei Niemandem auf Erden unterworfen; der Papst habe auch nicht einmal zu untersuchen ob die Handlungen des States sündlich seien, denn dadurch würde das weltliche Fürstenthum aufgelöst werden; dieser Gewalt seien Geistliche eben sowol unterworfen wie Weltliche. Alle Gewalt sage der Apostel komme von Gott; der Fürst gebe die Gesetze, richte Jedermann, fordere Steuern ein und in allem diesen sei die Geistlichkeit ihm den selben Gehorsam schuldig wie die Weltlichen. Allerdings stehe dem Papste Gerichtsbarkeit zu, aber lediglich eine geistliche. Habe Jesus eine weltliche geübt? Weder dem heiligen Petrus noch dessen Nachfolgern könne er übertragen haben was er selbst nicht in Anspruch nahm. Der Fürst habe der Kirche Besitz und Gerichtsbarkeit verliehen, sei ihr Schutzherr und von ihm hange billig die Ernennung der Geistlichen ab und die Veröffentlichung der päpstlichen Erlasse.

Die Jesuiten gingen aber weiter vor auf der betretenen Kampfbahn: indem sie mit ihrer Lehre von der päpstlichen Allgewalt die von der Allgewalt des Volkes (Volks=Souveränität) verbanden um auf Grund dieser die Fürstenmacht zu bekämpfen. Sie lehrten Gott habe die weltliche Macht Niemandem besonders verliehen sondern dem Volke im Ganzen; im Volke ruhe die Gewalt und diese übertrage sie Einem oder Mehreren und behalte das Recht die Form zu ändern, die verliehene Macht zurück zu nehmen und anderweitig zu verleihen. Die fürstliche Gewalt sei nicht allein dem Papste unterworfen in geistlichen Dingen, sondern der Papst habe auch weltliche Macht über ihn; der Fürst könne abgesetzt ja getödet werden wenn er die Religion verletze; Stat und Kirche seien wie Leib und Seele und jener müsse

dieser unterthan sein; vom Volke komme der Fürst und die höchste Gewalt ruhe im Volke.

Diese Herabsetzung der Fürstengewalt fiel im 16 und 17 Jahrhunderte in eine Zeit, als die Fürsten fast in allen Ländern Europas daran arbeiteten zur unumschränkten Gewalt zu gelangen, und zu dem Ende die alten Verfassungen abschafften, Landstände Parlamente Adelskörperschaften und sonstige gesetzlich bestehenden Hemmungen bei Seite schoben oder gewaltsam unterdrückten um nach eigener Willkür zu herrschen. Dieser Zug ging durch ganz Europa als ob es eine Verabredung gewesen wäre: bei katholischen wie evangelischen Fürsten, in Fürstenreichen wie in Republiken und freien Städten, das gleiche streben der Inhaber der höchsten Gewalt die bisherigen gesetzlichen Schranken nieder zu reißen. Die Fürsten und Obrigkeiten lehnten sich auf wider die Rechte des Volkes und dessen Vertreter, bekämpften und unterdrückten sie in offener Empörung oder anwachsender Unterjochung. Gelang es bei einem Volke so versuchten die Fürsten oder Obrigkeiten an anderen Orten gleiches; die Bevölkerungen verhielten sich an den meisten Stellen ruhig oder halfen gar zur Umwandlung, weil das beschränkende der höchsten Gewalt nicht in ihren Händen lag, sondern in einer bevorzugten Klasse (Adel oder alten Familien) die diese Stellung nicht für das Volk sondern nur für sich nutzbar machten.

Diese Bestrebungen wurden durch ein schreckliches Zwischenspiel erschüttert als die Engländer ihren rebellischen König Charles 1. als Verbrecher 1649 hinrichteten. Unter dem lang anhaltenden Einflusse dieses Schreckens mußte es den Fürsten um so widerwärtiger sein, daß die Jesuiten predigten alle Gewalt ruhe im Volke, das Volk dürfe sie absetzen und die Gewalt Anderen übertragen. Während der Fürst den Adel bei Seite setzte und dabei des Volkes sich bedienen wollte oder mindestens dessen ruhiges zuschauen wünschte, wollten die Jesuiten dem Volke einreden ihm sei der unumschränkte Fürst untergeben, wollten das Volk verführen zu glauben es dürfe äußersten Falles die geheiligte Person des Fürsten bei Seite setzen, gar mit dem Tode bestrafen? Das war unerhört und nicht zu dulden. Zudem fiel der Vergleich mit den evangelischen Priestern sehr zu Ungunsten der Jesuiten aus; denn Jene verbreiteten wohlgefällig die Lehre vom Gottesgnadenthume, nach welcher der Fürst unumschränkt herrsche kraft göttlicher Vollmacht; dem Fürsten komme alle Macht zu auf Grund der Gesetze und Ordnungen welche Gott in jedem Reiche eingeführt habe; selbst wenn die Fürsten offenbares Unrecht begingen seien sie nur Gott verantwortlich und die Völker sollten die daraus entstehenden Übel hinnehmen als eine von Gott verhängte Strafe für ihre Sünden; denn jede Auflehnung würde eine Empörung wider Gottes

gnädige Vorsehung sein die auch im Elende nicht verkannt werden dürfe. Das klang den Fürsten lieblicher.

Die fürstliche Rebellion schritt durch ganz Europa: im katholischen Spanien und Frankreich gelang sie, ebenfalls im republikanischen und evangelischen Holland, im evangelischen Dänemark und Schweden; sie mißlang dagegen in England und kostete 1649 dem Könige den Kopf. In Deutschland mißlang sie dem deutschen Kaiser wider die Reichsfürsten, gelang aber den Reichsfürsten wider ihre Unterthanen; in Folge dessen sie der geschwächten Kaisergewalt um so übermächtiger entgegentreten und sie zur Scheinmacht herabdrücken konnten. So weit der Einfluß der Jesuiten reichte setzten sie sich der fürstlichen Rebellion entgegen; denn es konnte der Priestermacht nur dienen, das die Statsgewalten gespalten waren, damit der Orden durch Beihilfe der einen oder anderen Partei seine Zwecke fördern köune. Die Priester verloren in dem Adel oder den Parlamenten die Handhabe, mittelst derer es vordem gelungen war die Fürsten zu zügeln, oder sie verloren damit den Widersacher gegen den sie dem Fürsten beigestanden waren, um seinen Dank seinen Lohn zu verdienen. Der unbeschränkte Fürst bedurfte der Priester nicht mehr wider den Adel und hatte sie auch nicht mehr zu fürchten als Verbündete des Adels, sondern suchte nachdem er Adel und Stände überwunden hatte nunmehr auch den Priesterverband zu lähmen und sich dienstbar zu machen. Die Jesuiten als Vorkämpfer der Kirche, des katholischen Priesterverbandes, suchten in der Volksgewalt den Ersatz für das verlorene Gegengewicht wider die Fürstenmacht; denn schwanken der statlichen Machtverhältnisse war unumgänglich nöthig, um der Priesterschaft die Gelegenheit zu verschaffen als Vermittler oder Helfer sich nothwendig zu machen, um auf jeder Seite wohin sie es gut befand sich zu wenden, Vortheile für ihren Verband auszubedingen und zu erlangen.

Die Anwendung ihrer Klugheit zu Gunsten der Volksgewalt mußte ihnen Gefahren bereiten, als die großen katholischen Fürsten den Sieg gewannen und unumschränkt wurden, der Priesterschaft nicht länger bedurften wider den Adel und die Jesuiten als Aufwiegler nicht länger zu schonen brauchten. Den gewöhnlichen Priestern ward es leicht sich zu rechtfertigen, denn nur die Jesuiten hatten den gefährlichen Kampf geführt; jenen Priestern war es zudem lieb alle Schuld auf die auch ihnen verhaßten Jesuiten zu wälzen und den Beschuldigungen wider sie heimlich wie öffentlich Narung zu bieten, den Haß anzufachen und rege zu erhalten. Es wurden allenthalben begründete wie unbegründete Beschuldigungen wider die Jesuiten erhoben und manche unter ihnen hatten allerdings bei großer Klugheit auch große Blößen sich gegeben; ihre Verdienste um die Kirche, die Pflege des

Unterrichtes, die Verbreitung der Wissenschaften in katholischer Form, der untadelhafte Wandel der überwiegenden Mehrzahl ward um so eher vergessen als sie für das Volk wider die unumschränkte Fürstenmacht strebten; die Verfolgungen begannen und sie mußten büßen für Alles was Haß und Eigennutz ihnen auferlegen wollten.

§. 215. Die **Verfolgung und Unterdrückung der Jesuiten** begann in Frankreich bereits im 16. Jahrhunderte; sie wurden vertrieben und ihre Güter eingezogen; späterhin zurückgerufen beschuldigte man sie die Ermordung des allbeliebten Königs Henri 4 (1610) angestiftet zu haben und verfolgte sie aufs Neue. In Venedig Malta den Niederlanden Böhmen Ungarn Siebenbürgen Polen Rußland, selbst in Japan und Abessinien stürmten Widerwärtigkeiten auf sie ein, mehr oder weniger allenthalben erregt durch den Eifer mit welchem sie suchten durch das Volk Einfluß zu erlangen auf die Statsgewalt. In Japan war ihre eigene Ausrottung wie die aller bekehrten Christen die Folge. Ihre Macht war zusehends im abnehmen, die Oberleitung entartet und der ungewöhnlich gewachsenen Aufgabe nicht genügend. Der ganze Orden war allmälig zu sehr auf willenlose Unterordnung der Einzelen eingerichtet worden, als daß die Mitglieder durch selbständige Maßnahmen den Gefahren entgegenwirken konnten; daran gewöhnt ihre Arbeiten und ihren Wirkungskreis angewiesen zu erhalten, fehlte zu Zeiten der Gefahr die Entschlossenheit und freie Bewegung, welche dem unabhängigen so sehr zu statten kommen; Jeder war auf Oberleitung angewiesen, die Oberleitung war untauglich geworden und so erlahmte der ganze Orden. Obgleich sie für die Kirche fochten also zum Vortheile des gesammten Priesterverbandes, so war doch dieser nicht geneigt für sie einzutreten; sie durften sich nur auf den jedesmaligen Papst stützen, alle übrigen waren ihnen entgegen und entweder kalt und zurückhaltend oder gar schadenfroh bei ihrem Unglücke.

Trotz aller Mängel und Widerwärtigkeiten des Inneren entwickelte sich der Orden fortwährend im Äußeren; denn die ursprünglichen Einrichtungen blieben selbst im Verfalle noch wirksam genug um ihm das Übergewicht über die alte Priesterschaft zu erhalten. Im 18. Jahrhunderte gelangte der Orden zur größeren Ausbreitung und besaß in seinen 39 Provinzen: 24 Profoßhäuser 669 Collegien 176 Seminarien 61 Noviciathäuser 335 Residenzen 273 Missionen und 22,800 Mitglieder, auch reiche Güter in allen Ländern mit ausgebreitetem, einträglichen Handel zwischen seinem überseeischen Besitze und Europa. Zur Zeit dieses äußeren Wohlstandes wurden die Verfolgungen am heftigsten und steigerten sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur völligen Unterdrückung. In Portugal begannen sie 1754

zur Zeit des allherrschenden Ministers Pombal: ihre Waren und Besitzthümer wurden ihnen genommen, jeder Handel ihnen verboten und der Papst Benedikt 14 mußte die harten Maßregeln genehmigen. Der nachfolgende Papst Clemens 13 war ihnen günstiger und bemühte sich angelegentlichst, konnte aber keine günstige Änderung erreichen, vielmehr wurden sie 1759 gänzlich verbannt. In Frankreich waren sie wiederholt verbannt und wieder zugelassen worden; zu jener Zeit wurden sie auch hier großen Einschränkungen unterworfen und 1762 unterdrückt. In Spanien wurden sie als der französische Einfluß überwiegend ward 1767 ohne Untersuchung verurtheilt nnd vertrieben. In den verschiedenen italienischen Staten erfolgte sehr bald gleiches; nur im evangelischen Preußen und griechisch-katholischen Rußland fanden sie Schutz und Duldung. Die katholischen Mächte drangen in den Papst um ihn zur Aufhebung des Ordens zu bewegen; der Papst in Verlegenheit nach beiden Seiten suchte sich zu helfen durch Berufung eines Consistoriums, starb aber am Abende vor der Versammlung und den Jesuiten ward auch sein Tod aufgebürdet, ihr Gift sollte ihn beseitigt haben. Der kühnere Nachfolger, Clemens 14 hob 1773 den Orden aus eigener Machtvollkommenheit auf, verdammte die Jesuiten weil sie „ein verdummendes Unterricht-Süstem eingeführt, Mißbrauch mit Beichte und Absolution getrieben und durch ihre Spitzfindigkeit den ächten Glauben und die Moral zu Grunde gerichtet hätten.“ Nach geschehener Aufhebung setzte der Papst eine Commission nieder um die Maßregel durch ausführliche Begründung nachträglich zu rechtfertigen. Der Orden lebte im Scheintode fort bis 1814, als der Papst Pius 7 nach seiner Erlösung aus napoleonischer Gefangenschaft am 7 August 1814 den Orden feierlich wieder herstellte. Das Papstthum war aber im Laufe der Zeit zu sehr in Verfall gerathen um wirksame Hilfe empfangen und leisten zu können. Gegenwärtig zählt der Orden 38,928 Mitglieder; von denen in Italien 8350 Frankreich 7420 Österreich 5621 Großbrittanien 5218 Rußland 3432 Belgien 1711 Deutschland 1412 Schweiz 652 in den übrigen Ländern 4112; sein Vermögen wird auf 300 Millionen Franken geschätzt.

§. 216. Die Jesuiten hatten den **fortschreitenden Verfall des Papstthumes** nur verzögern, nicht aufhalten können.

Im aufblühen nach den großen Schlägen der Reformation war das Papstthum gänzlich abhängig geworden vom Jesuiten-Verbande. Die Päpste als unbeschränkte Selbstherrscher der Kirche hatten die gesammte Priesterschaft zurückgesetzt um dem neuen Orden, den kühnen siegreichen Vorkämpfern die Oberleitung zu überlassen; änlich wie die Fürsten die seßhafte Landwehr mit ihrer Schwerfälligkeit bei Seite

setzen um die Kriegsführung mit einem beweglichen ständigen Heere zu betreiben. Die Macht der Päpste verwuchs so innig mit dem Jesuiten-Orden daß sie im aufblühen wie im schwinden, in der Fortbildung wie in der Rückbildung mit einander steigen und sinken mußten. Die Jesuiten konnten nicht die Gebrechen des Papstthumes heilen sondern nur an die Stelle der erlahmten Priesterschaft treten; ebenso wenig konnte das Papstthum die hereinbrechende Schwäche des Ordens verhindern, sondern wie es die Früchte des aufblühens genossen hatte mußte es auch die Folgen des allmäligen absterbens mittragen: beide gingen vereint dem Untergange entgegen.

Die Päpste mußten zu oft aus Schwäche zu vielen Mißbräuchen schweigen oder gar die Hand bieten, weil sie nicht wagen durften entgegen zu treten. Als es dem verworfenen Dübois, französischen Minister des Äuswärtigen 1718 gelüstete Erzbischof zu werden, mußte der Papst es genehmigen daß er an einem Morgen alle Weihen der Priesterwürde durchmache und das reiche Erzbischofthum Cambray sofort antrete. Bald darauf erzwang er die Kardinalswürde, der Mann in dem Treulosigkeit Geist Wollust Ehrsucht und Kriecherei um die Herrschaft stritten und von dem sein Beschützer, der Regent von Frankreich, sagte daß die Priesterwürde keinem Nichtswürdigeren hätte zu Theil werden können. Benedikt 14 mußte 1753 sich bequemen Spanien Zugeständnisse zu machen, dem Könige die Pfründen zu verkaufen deren Besetzung bis dahin dem Papste zugestanden hatte. In Betreff der Jesuiten mußte Clemens 14 widerwillig den bourbonschen Mächten nachgeben und sich der treuesten Vorkämpfer berauben. Die Päpste mußten es geschehen lassen daß die Statsgewalten schrittweise die Einkünfte Roms an sich rissen, und fanden sich gezwungen entweder den eigenen Hofhalt und den der Kardinäle einzuschränken oder den Kirchenstat stärker auszusaugen. Unfähig den Glanz zu ermäßigen wählten sie Letzteres und brachten die eigenen Unterthanen in häusliches und sittliches Verderben. Der französische Aufstand von 1789 nahm alle Priestergüter Frankreichs zu Gunsten der Statscasse in Besitz; der getreue Sohn der Kirche, Napoleon 1 ließ sogar den Papst Pius 7 gefangen nach Paris führen, wo er 1813 sich verpflichten mußte künftig in Paris zu wohnen um Diener und Werkzeug des Kaisers zu sein. Nach Napoleons Sturze kehrte er nach Rom zurück, wo er alles wie ehemals einrichtete, aber dem Priesterverbande wie den Jesuiten weder den Einfluß noch die reichen Güter zurückgeben konnte welche im Laufe der Zeit ihnen genommen waren.

Das römische Glaubensgebäude hatte seit der Kirchenversammlung zu Trient (1554) keine Veränderung erfahren, war dadurch bleibend zum Abschlusse gebracht worden. Die Fortbildung der Kirche

war eine rein äußerliche geworden, das abgeschlossene Innere erstarrte und die Sorgfalt Aller ward darauf beschränkt das Gebiet der Kirche zu erweitern, die Zahl der Gläubigen zu mehren und das Besitzthum des Priesterverbandes zu bereichern. Die Zwecke wurden vorübergehend erlangt, aber es gelang nicht die Erfolge dauernd zu sichern. Der Besitz des Kirchenstates war nicht im Stande den Päpsten die wünschenswerthe Unabhängigkeit zu verleihen; sie wurden gedrängt und bestimmt die Glaubenssätze und kirchlichen Anordnungen bei Seite zu setzen, verletzen zu lassen oder selbst zu verletzen; je nach den Gewalten welche bei den katholischen Hauptvölkern übermächtig herrschten und in Rom den stärksten Druck auszuüben vermogten.

Die Kardinäle hatten nicht länger die freie Papstwahl; denn jedesmal waren spanische französische oder östreichische Einflüsse thätig durch Versprechungen oder Drohungen die Wahl zu beherrschen und den Erfolg zu Gunsten des Schützlings einer der drei Parteien lenken. Mogte das Ergebniß sein wie es wolle, jedenfalls hatte eine der drei Parteien gesiegt; der wirkliche oder vermeintliche Sieger machte Ansprüche geltend beim neuen Papste, verlangte Anerkennung seiner Verdienste, namentlich die Wahl neuer Kardinäle nach seinem Sinne um sich auch für die nächste Papstwahl das Übergewicht zu sichern; die beiden anderen fühlten sich verletzt und drückten den neuen Papst nicht minder in unfreundlicher Weise. Um diesen üblen Folgen vorzubeugen suchten die Kardinäle Unbefangene zu wählen, und ohnehin kräftigen Oberhäuptern abgeneigt (§. 197) nahmen sie als Unbefangene häufig die schwächsten unentschiedensten und harmlosesten Priester, die durch Güte Milde und Frömmigkeit die Herzen der Nahestehenden gewinnen konnten, aber zu den Erfordernissen des Selbstherrschers eines weitreichenden Verbandes um so weniger geeignet waren. Sie beschränkten ihr bemühen darauf, das hergebrachte zu erhalten, im übrigen aber alles und jedes gehen zu lassen wie es wolle, das unvermeidliche über sich hereinbrechen zu lassen und zu dulden, aber niemals Neues zu genehmigen was dem Papstthume schädlich werden konnte. Selbst jeder Versuch das Glaubensgebäude durch Vernunftgründe zu stützen ward zurückgewiesen, denn man durfte einen so heftigen Kämpfer selbst als Freund nicht aufnehmen. Von Zeit zu Zeit geschahen Seligsprechungen verstorbener Männer und Frauen, deren Frömmigkeit Wunderthaten oder sonstige Verdienste um den Glauben sie dessen würdig machten; in neuerer Zeit (1856) ließ Papst Pius 9 die unbefleckte Empfängniß der Mutter Jesu zu einem der Glaubenssätze der römischen Kirche erheben und 1870 seine eigene Unfehlbarkeit. Im Übrigen blieb das Glaubensgebäude in der alten Verfassung unverändert; jedoch immer stärker bedrängt von den evangelischen Bibel-Gesellschaften, welche den

Katholiken der verschiedenen Länder die Bibel in ihre Landessprachen übersetzt in die Hände gaben, um sie zum Richter aufzurufen zwischen Gotteswort und der Kirche. Schon 1757 wendete Papst Clemens 8 das Gegenmittel an, den Gläubigen das Bibellesen gänzlich zu verbieten, als irreleitend und dem Glauben gefährlich; Gregor 14 schärfte es 1834 wiederum ein, eingedenk der Gefahren welche prüfen und zweifeln dem Glauben bereiten. Die Autorität des Papstthumes schwindet demungeachtet zusehends und geht unwiederbringlich verloren im Glauben der katholischen Christen.

§. 217. Gleichzeitig mit dem Verfalle der römischen war die **Erstarrung der evangelischen Abtheilung** eingetreten und vorgeschritten.

Die Auflehnung wider den bestehenden Glauben hatte jede der evangelischen Sekten gezwungen nicht allein die Glaubenssätze des römischen Bekenntnisses zu bezeichnen welche sie verwerfe, sondern auch ein eigenes Glaubensbekenntniß aufzustellen, eine Sammlung der Sätze welche sie als richtig anerkenne und festhalten wolle. Da sie alle die fortgesetzte Wirksamkeit des heiligen Geistes bestritten: so verzichteten sie auch auf jede Änderung des Glaubensbekenntnisses durch Kirchenversammlungen. Während die katholische Priesterschaft freiwillig das Glaubensbekenntniß abschloß, waren die evangelischen Priester zum sofortigen Abschlusse gezwungen, da die Grundlage, das Evangelium, ein beendigtes Werk war, dessen Inhalt keiner Veränderung unterzogen werden konnte; es sei denn in der Auslegung sobald die wachsende Erkenntniß solches gebieten würde. Fast jede Sekte verpflichtete ihre Priester auf ein besonderes Glaubensbekenntniß und legte dabei ungebürliches Gewicht auf die Punkte welche dasselbe von den Glaubensbekenntnissen anderer Sekten unterschied. Die Priester jeder zahlreichen Sekte bildeten unter sich einen Verband mit Oberhäuptern, meistens unter der Oberaufsicht der Landesfürsten, und trafen Anordnungen um die Aufrechthaltung der besonderen Lehren ihrer Sekte zu überwachen, ihre Stellung im State zu sichern und Verbesserungen zu beschließen so weit das Glaubensbekenntniß es zuließ. Da sie vom Papste sich losgesagt hatten, so fielen sie unter die Oberherrschaft der Statsgewalten und machten sich fast allenthalben sehr beliebt bei den Fürsten durch vertheidigen des Gottesgnadenthumes und anpreisen der unbeschränkten Fürstengewalt.

Der hauptsächlichste Streitpunkt lag an manchen Stellen in den Kirchengütern; denn die evangelischen Prediger hätten gar zu gern die volle Erbschaft ihrer katholischen Vorgänger angetreten, fanden aber meistens daß die Fürsten und Obrigkeiten ihnen zuvor gekommen

waren und zum Ersatze nur dürftige Jahresgehalte bewilligten um sie völlig als Diener zu halten und zu behandeln. Der irdische Besitz ist aber zu allen Zeiten und bei allen Völkern ein Lieblingsstreben der Priester jeder Religion gewesen; wenn sie auch den Gläubigen die überwältigenden Schönheiten des Elüsiums oder Himmels priesen, klammerten sie doch sich selbst an die vergänglichen Güter der Erde und suchten möglichst viele davon zusammen zu raffen; wenn sie auch Jedermann Uneigennützigkeit empfahlen, so waren sie doch mit wenigen Ausnahmen selten geneigt mit gutem Beispiele voran zu gehen. Wie ihre katholischen Vorgänger für ihren Priesterverband, so strebten die Evangelischen für sich selbst mit Weib und Kind; wie ihren Vorgängern war auch ihnen Kirche und Priesterschaft gleichbedeutend, und so oft sie für den Besitz der Güter stritten vertheidigten sie angeblich nur die Kirche. Dieser Kampf um die Kirchengüter entwickelte sich am heftigsten in Schottland: die evangelischen Priester verlangten (für die Kirche) den Besitz der Güter ihrer katholischen Vorgänger, und als die Könige nicht den Raub herausgeben oder theilen wollten, traten sie, die vorherigen Vertheidiger der unumschränkten Fürstengewalt, auf die Seite des Volkes und wiegelten es auf, brachten es auch zuletzt dahin daß der König Charles 1 gefangen genommen (1647) und für 20,000 Pfund an die Engländer ausgeliefert ward, die ihn 1649 als Rebellen zum Tode verurtheilten und enthaupteten. In England gelang es den Priestern fast den ganzen Besitz zu retten und mit den Rangstufen Kirchen und Lehranstalten der katholischen Priesterschaft auch deren reiche Besitzthümer in ihre Hand übergehen zu lassen; der neue evangelische Priester trat entweder unmittelbar in die Stellung seines katholischen Vorgängers ein oder der katholische Priester ward evangelisch und blieb im vollen Besitze.

Die englische Priesterschaft hat es verstanden bei allen tiefeingreifenden Wandlungen des States ihren Besitz sich zu erhalten, dessen Werth durch den steigenden Wohlstand des Landes so groß geworden ist daß man die Gesammt-Einnahmen der englischen Statskirche nahezu gleich schätzt denen aller christlichen jüdischen und muhammadanischen Priester des übrigen Europas. In Verbindung damit hat dort der ganze Unfug früherer Zeiten sich erhalten: die Priesterstellen gelten nicht so sehr als priesterliches Amt denn als Pachtgut oder Leibrente, mit der man seine Verwandten aussteuert; es kommt weniger in Betracht ob der Inhaber seine priesterlichen Obliegenheiten erfüllen könne, als ob er seine Stelle rechtmäßig erlangt habe durch Kauf oder Geschenk von den zur Verleihung Berechtigten; es steht ihm nicht allein zu seine priesterlichen Obliegenheiten die er nicht erfüllen kann oder mag, durch einen Vikar, seinen ärmlich besoldeten Knecht,

verwalten zu lassen, sondern auch mehrere Stellen so entfernt von einander sich zu erwerben daß die Erfüllung der Pflichten ganz unmöglich ist, auch wenn er ein fähiger Mann wäre und sie vollständig erfüllen wollte. Die Priesterämter sind Pachtstellen, deren Erträge stätig wachsen durch Wertherhöhung des Landes und Zunahme der Gebüren aus der anwachsenden Gemeinde. Sie werden vom Inhaber verkauft verschenkt oder zur Aussteuer verwendet wie anderes Besitzthum, ohne besondere Rücksichtnahme auf die Erfüllung der priesterlichen Pflichten; die Stellen werden öffentlich in den Blättern ausgeboten und die Besetzung durch ungeeignete Personen mit einer Schamlosigkeit betrieben wie sie nur noch unter der griechischen Priesterschaft in der Türkei anzutreffen ist. Beschränktheit blinder Glaube und Gleißnerei herrschen in der dortigen Priesterschaft mehr als irgend wo anders.

§. 218. Die Ausscheidung der Evangelischen aus der katholischen Kirche hatte zur Folge daß die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse erstarrten, konnte aber damit nicht die **fortgesetzten Einflüsse des Heidenthumes** abwehren, die vielmehr um so mächtiger wurden je enger die christlichen Priesterschaften ihre Lehren gestalteten und darin der fortschreitenden Bildung der europäischen Völker um so weniger Inhalt boten. Die Völker wollten und mußten sich fortbilden, die verknöchernden Priesterschaften mit ihren erstarrten Glaubensbekenntnissen boten nicht den Raum dazu, folglich mußte die Fortbildung außerhalb ihres Gebietes vor sich gehen. Jedes schritt fort nur der Glaube nicht, er blieb stehen in der Bildung und ward dadurch immer mehr rückständig.

Die Kenntniß des Alterthumes ward auf allen Hochschulen gepflegt, selbst die angehenden Priester der Katholiken und Evangelischen mußten die Sprachen der alten Griechen und Römer erlernen um die Evangelien und früheren Kirchenschriften verstehen zu können. Da in den lebenden Sprachen der meisten Völker noch keine Schrift- oder Kunstwerke vorhanden waren durch welche die Werke des Alterthumes übertroffen und verdrängt werden konnten: so war die Kenntniß des Alterthumes das geeignetste und fast das einzige Mittel um höhere Bildung sich zu erwerben. Während die christlichen Priesterlehren und Predigten nicht über den engen Bereich erstarrter Meinungen und Redensarten hinaus gelangten und die Priester nur durch endlose dürre Wiederholung des Hergebrachten dem Verdachte der Ketzerei entgehen konnten, bot die Erforschung des heidnischen Alterthumes unvergängliche Frische reines Menschenthum gründliche Tiefe und freie Forschung. Auf christlichem Gebiete war die Forschung umschnürt, auf heidnischem

Gebiete dagegen durfte man sich frei bewegen, die weitestgehenden Meinungen offen lehren und vertheidigen. Es gab dort keine festen Glaubensbekenntnisse welche Rücksichtnahme erheischten, und die tiefsten Fragen über statliche oder menschliche Verhältnisse durften auf heidnischem Gebiete unbeschränkt erörtert werden, wenn man nur sich hütete in den Bereich des christlichen Glaubens und der Gegenwart damit vorzudringen. Diese großen Vorzüge wirkten anlockend auf alle begabten und selbst die dem Priesterthume geweiheten erquickten sich am frischen Heidenthume bevor sie in den dumpfen Bereich der Glaubenskenntnisse sich zwängen ließen; sie kehrten auch späterhin gern zu den heilspendenden Quellen zurück um von den beklemmenden Einwirkungen des erstarrten Glaubens sich zu erholen.

Es bildeten sich zahlreiche Klassen von Heiden, welche theils die Glaubensbekenntnisse unberührt ließen des Friedens halber oder um äußerer Vortheile willen, anderentheils aber Lehren vortrugen deren Zusammenhang keinen Raum ließ für die Lehren der Glaubensbekenntnisse, also letztere unvermerkt bei Seite drängten; oft auch solche die sich gedrungen fühlten den Glaubenslehren offen entgegen zu treten durch Anfechtung einzelner Sätze oder bekämpfen der Grundlagen des ganzen Bekenntnisses. In England begannen im 17. Jahrhunderte Freidenker den christlichen Glauben zu gefährden: Herbert Hobbes Blount Locke Toland Shaftesbury Tindal u. a. bildeten die Schule der sogenannten Deisten, welche in ihren Lehren die wichtigsten der christlichen Glaubenssätze bei Seite schoben ohne jedoch eine Änderung der bestehenden Statskirche oder ihres Glaubensbekenntnisses zu erwirken. Sie bildeten keine neue Sekte, aber wer ihnen folgte konnte kein gläubiger Christ bleiben; da sie jedoch das Besitzthum der Priester nicht geradezu angriffen so blieben sie auch einigermaßen von derem Hasse verschont. Die selbe Richtung der Fortbildung auf Grundlage des Alterthumes also außerhalb des Christenthumes machte sich in Frankreich geltend, nahm jedoch im 18 Jahrhunderte eine schärfere Form an; wie es überhaupt der Neigung des Volkes mehr entspricht kecke Angriffe zu machen als den Feind zu umgehen oder zu verdrängen. Der christliche Glaube ward scharf bekämpft und arg verspottet. An Bayle schloß sich eine Partei der Zweifler und Angreifer, welche unter den Namen „Encüklopädisten" zusammengefaßt wurden, als Holbach Diderot d'Alembert und andere Gelehrten eine Encüklopädie aller Wissenschaften und Künste herausgaben, in welcher die Vorstellungen und Deutungen jener Zweifler deutlich und ausführlich dargelegt wurden. In Deutschland begann die selbe Bewegung etwas später, ward aber ausgiebiger und nachhaltiger. Die Angriffe auf bestimmte Grundlehren gingen zuerst von Endelmann aus, demnächst von Rei-

marus Lessing u. a. und wird in der Gegenwart durch Strauß Bauer Feuerbach u. a. fortgesetzt. In der anderen Richtung, durch Aufstellung eigener Lehren das Christenthum verdrängend, wirkten Kant Fichte Schelling Hegel Herbart u. a. sowol im lehren wie der Mensch seine Überzeugungen bilde und zu bilden habe, wie auch indem sie vollständige Lehrgebäude aus dem Urgrunde menschlicher Erkenntniß aufführten, in denen sie dem christlichen Glaubensbekenntnisse keine Herrschaft einräumten.

Die christlichen Priester hatten den Einflüssen des Heidenthumes nicht gänzlich sich entziehen können; denn die Erforschung der alten Sprachen hatte unvermerkt auch einiges vom Wesen der alten Denker und Dichter ihnen eingepflanzt. Sie konnten im weiteren Verlaufe erkennen welche schwachen Punkte die christlichen Glaubensbekenntnisse den Angriffen der Heiden darböten, und suchten diese thunlichst zu schützen indem sie den schwachen Stellen entweder eine verständige oder eine bildliche Deutung unterlegten. Die Müstiker wählten Letzteres und wiesen den Glauben so sehr auf das Gefühl an daß Beweisen für oder wider den Glauben kein Anhalt geboten ward; sie fühlten das beseligende der Vorstellungen, deuteten Alles in Übereinstimmung damit um und suchten den selben Glauben bei Anderen nicht der Einsicht sondern dem Gefühle einzuprägen. Die Rationalisten dagegen wählten die verständliche Deutung, ließen Alles und Jedes bestehen in den Lehren der Glaubensbekenntnisse und den biblischen Berichten aus denen die Lehren hervorgegangen waren, suchten aber die Wunder und jedes Auffällige der Begebenheiten durch Deutungen in den Bereich des Verständlichen und gewöhnlichen Weltverlaufes zu bringen. Aber auch dieses bemühen hatte seine engen Grenzen, denn manche Geheimnisse und Wunder des Christenthumes, wie namentlich die Dreieinigkeit, Göttlichkeit Jesu und seine Auferstehung ließen keine Verständlichkeit zu ohne in ihrem Wesen zerstört zu werden. Dagegen ist den Rationalisten die Beseitigung des Glaubens an den Teufel zu verdanken, mit dem sie eine Hauptstütze der christlichen Priesterschaft aber auch des Gottesglaubens hingaben.

§. 219. Es hieße jedoch dem classischen Alterthume ein ungebührliches Gewicht beimessen, wenn behauptet würde es habe die Waffen zu allen diesen Bewegungen fertig dargereicht. Es war allerdings die Veranlassung zum lenken der Fortbildung nach dieser Richtung, auch die Schule in welcher die Nichtchristen sich bildeten; der Stab an welchem sie sich empor richteten; die frische Quelle an der sie sich stählten zum Kampfe wider den erstarrten Glauben; das freie Gebiet auf dem sie ihre Kräfte stärken und erproben konnten. Allein

die Hauptwaffe erwuchs erst dann als Christen und Nichtchristen die **Naturwissenschaft** zur Beherrschung des Völkerlebens herausbildeten; anfänglich auf der althelleniſchen Grundlage des Aristoteles u. a. fortbauend, späterhin diese verlassend um in selbständiger Entwicklung durch forschen und denken zum wissen zu gelangen unabhängig vom Alterthume.

Die Naturkunde führte bald dazu den Erzählungen der biblischen Schriften die Unfehlbarkeit zu entziehen; welche allerdings ihre Verfasser niemals beansprucht, aber die christlichen Priester aller Bekenntnisse sich gewöhnt hatten ihnen beizulegen. Sie rottete ferner den Glauben an Hexen aus, indem sie das wirkliche Ursachverhältniß der Vorfälle nachwies um derenwillen man die vermeintlichen Hexen verfolgt hatte. Im Anfange des 18. Jahrhunderts ward außer dem Teufelsglauben auch der Glaube an Zauberei beseitigt; die Verfolgung und Tödung der Hexen hörte auf bis auf einzele Nachklänge an entlegenen Orten, wie sie selbst die Gegenwart noch erleben muß. Die Tilgung des Glaubens an den Teufel, zu der die Priester durch die fortschreitende Naturkunde gezwungen wurden, brachte eine tiefgehende Umwandlung im Glauben aller Christen hervor; denn die Vorstellung vom Teufel ruhete auf ausdrücklichen Aussprüchen der Bibel, hatte einen festen und unantastbaren Glaubenssatz gebildet, dessen Geltung nicht allein die Päpste und Kirchenversammlungen sondern auch Luther Calvin und andere Häupter der Evangelischen festgestellt hatten. Die Beseitigung des Teufels machte es nöthig, alle Vorstellungen zu verändern, welche mit seinem vermeintlichen Dasein in Verbindung gestanden hatten; die Priester sahen sich gezwungen allmälig und mindest auffällig das ganze Glaubensgebäude demgemäß zu verändern; sodaß im 18. Jahrhunderte sämmtliche christliche Glaubensbekenntnisse, vor allen aber das luthersche, eine wesentlich verschiedene Bedeutung empfingen. Die großen Vortheile der persischen Vorstellung von der Weltspaltung (§. 120), welche auch der daraus hervorgegangenen christlichen Form zugestanden hatten, gingen verloren als der Glaube an einen wesenhaften Teufel aufgegeben ward; als damit die Weltordnung eines der beiden Gegenmächte verlor, aus deren widerstrebenden Thätigkeit man als gut und böse die Gegensätze der Eindrücke so einfach hatte erklären können. Zunächst konnte in der Kindertaufe nicht wie vorher der Teufel ausgetrieben werden, von dem nach Ansicht der römischen und lutherschen Priester jeder Neugeborene besessen sei; es dürften nicht länger unglückliche Menschen als Zauberer Hexen und Teufelsverbündete verfolgt werden, und, was am schwierigsten war, die Gottesvorstellung sollte wiederum auf den Standpunkt zurückgeführt werden den sie einnahm ehe die Vorstellung vom Satan

hinzugefügt worden war. Die einfachste Aushilfe hätte das Zurückgehen auf den altisraelitischen JHOH geboten, in seiner Gestaltung bevor der Glaube an Satan zu den Israeliten kam. Allein die Zeit war längst dahin in welcher alle dem Menschen feindlichen Weltvorgänge der Vorstellung vom höchsten Wesen eingefügt werden konnten und das Hervorragende bildeten. Die zunehmende Bildung, gesteigerte Naturkunde und die günstigeren Lebensverhältnisse der europäischen Völker hatten längst dahin geführt die überwiegenden freundlichen Weltvorgänge zu erkennen und daraus die Gottesvorstellung der Gebildeten zu gestalten. Die Erweckung des alten grimmigen JHOH war eine Unmöglichkeit geworden; denn Güte und Weisheit des Höchsten waren in der Gottesvorstellung der Gebildeten überwiegend, hatten sie um so mehr ausgefüllt als man daran gewöhnt worden war alles Böse dem Teufel aufzubürden. Als der Teufel hinwegfiel, sollte das Böse, welches nicht aufhörte und von Jedem zugestanden werden mußte, dem bisherigen Urheber des Guten auferlegt werden, weil es einen Urheber haben mußte und kein anderer als Gott anerkannt ward. Jetzt entstanden Verlegenheiten indem man die Vorgänge welche bis dahin als teuflische, Gott widerstrebende gedeutet worden waren, nunmehr aus dem göttlichen Wesen ableiten sollte, und es kann nicht verkannt werden daß die Versuche der Priester, auf Grund der christlichen Glaubenslehren gut und böse in Gott zu vereinen, sämmtlich gescheitert sind. So lange der Glaube an den Teufel alles Grobe Böse und Verabscheuenswerthe auf diesen ablenkte, war die Gottesvorstellung um so reiner höher und lichter; seitdem der Teufel vernichtet ward mußte die Gottesvorstellung sich vergröbern, es ward ihr eine Schattenseite gegeben entgegen gesetzt ihrer Lichtseite. Die Priesterschaft zu dieser Änderung gezwungen durch die Fortschritte der eigenen Erkenntniß und die der Gemeinden mußte sie vollziehen, konnte aber dabei keinen Bezug nehmen weder auf das Evangelium, noch auf die Glaubenssätze der katholischen oder evangelischen Bekenntnisse; denn Luther glaubte an den leibhaften Teufel, Päpste und Kirchenversammlungen hatten das Dasein des Teufels ebenso sicher hingestellt wie das Dasein Gottes; die Evangelisten bezeugten nicht allein seine leibliche Erscheinung sondern auch seiner Untergebenen, welche Jesus sichtbarlich aus den Besessenen vertrieben hatte.

Die christlichen Priester waren und sind genöthigt sobald sie den Teufel läugnen mehr oder weniger zu den Vorstellungen der alten Israeliten zurückzukehren, danach den Christengott als ein zürnendes rachsüchtiges Wesen darzustellen, welches ein Heer von Leiden zur Strafe Prüfung oder Demüthigung nach unerforschlichem Rathschlusse über die Menschen verhänge. Andere dagegen beginnen der urper=

zischen Vorstellung sich zu nähern, nach welcher die höchste Weisheit das höchste Wesen (Ahuromasdao) doppeltseitig sei, eine Schattenseite und eine Lichtseite äußere, so daß die Verschiedenheit der Eindrücke die der Mensch aus den Weltvorgängen empfängt, davon herrühre daß die Vorgänge je nachdem sie als gut oder böse erscheinen der einen oder anderen Seite des höchsten Wesens entstammen. Jene düster gestimmten Priester, welche vorwaltend das Ungünstige also Böse der Vorgänge auffassen, neigen sich zur altisraelitischen Vorstellung, übertragen die biblischen Bilder des grimmen Wüstenherrn auf den Himmelsherrn der Europäer, oder kehren anderentheils zur Teufelsvorstellung zurück und versuchen mit allen Mitteln den Satan aufs Neue zu beleben; weil sie bei ihren Erklärungen der Weltvorgänge des selben nicht entrathen können, auch mit Grund befürchten daß der Gottesvorstellung Gefahr drohe wenn mit ihr alles Böse in Einklang gesetzt werden solle. In der Mehrzahl bemüheten sich die christlichen Priester eine neue christliche Gottesvorstellung zu schaffen, sind aber auf diesem Wege allmälig dem Gottesbegriffe (§. 55) immer näher gekommen, so daß der Übergang aus der vorherigen Gottesvorstellung unmerklich fortschreitet.

Auf dem selben Wege mit dem Teufel ist aus dem Christenthume auch die Hölle geschwunden mit ihren Feuerqualen. Die alte Vorstellung daß die Erde eine flache Scheibe sei welche die dunkle Unterwelt bedecke in der ein Höllenraum sich befinde, ist längst verschwunden, seitdem der Mensch erkannte daß die Erde eine Kugel sei frei im Weltenraume schwebend. Mit der Hölle ging den Priestern das Schreckmittel verloren, dessen sie sehr wirksam sich bedienen konnten um die Handlungen der Menschen zu leiten. Die Vorstellungen von der Hölle waren in dieser Beziehung die wirksamsten, denn der christliche Himmel ist nicht mit sinnlichen Genüssen versehen auf die der Mensch im Vorgenusse sich freuen könnte; die Hölle dagegen war mit Qualen des Pech- und Schwefelfeuers ausgerüstet, deren Vorgenuß in Gedanken den Menschen mit Schauder erfüllte und ihn zu bewegen vermogte, nach Anleitung der Priester Alles zu thun um diese ewigen Qualen zu vermeiden. Einen wirksamen Ersatz für die Hölle zu finden ist sehr schwierig gewesen; denn die Vorstellung daß der Mensch je nach seinem Thun auf Erden im fortleben seiner Seele zur höheren Erkenntniß gelangen werde, kann nur auf den kleinen Theil der Menschen wirken, welche die Genüsse der fortschreitenden Erkenntniß erfahren haben und zu würdigen wissen. Die Furcht vor der dereinstigen Entbehrung jener höchsten Genüsse wird also nicht im Stande sein, die Mehrzahl der Menschen und besonders die welche der stärksten Zügelung bedürfen, derartig zu erschüttern uud zu be-

herrschen wie die Furcht vor den ewigen Höllenqualen. Andere haben die Hölle aus dem jenseitigen Leben in das diesseitige verlegt, indem sie durch fortschreitende Erkenntniß geleitet das Gewissen des Menschen als Richter über seine Handlungen deuten und dessen Regungen freudig oder peinigend als Himmel oder Hölle bezeichnen, dem Menschen sagen: „In dir trägst du den Himmel und die Hölle! Und deinen Richter in der Brust!" Diese Erläuterung gewährt jedenfalls den nächstliegenden Ersatz für die entschwundene Hölle; nur nimmt sie dem fortleben der Seele seinen bedingenden Zweck, seinen Inhalt, seine ausschließliche Bestimmung und gefährdet also den Unsterblichkeitglauben. Sie wandelt das fortleben in einen Zustand um ohne faßlichen Zweck und ohne Rückwirkung auf das Erdenleben, zu der die Vorstellung von einem ewigen Leben der Seele im Himmel oder in der Hölle so sehr geeignet erscheint; ebenso sehr wie die Vorstellung vom Teufel als Gottes Widersacher zur Erklärung der Weltvorgänge.

Den Naturforschern kann im Allgemeinen nicht zur Last gelegt werden daß sie den christlichen Glauben untergraben wollen; sie gehen vielmehr ihren Weg ohne den Glauben anzutasten; viele gehören sogar zu den Strenggläubigen die um keinen Preis etwas wider den Glauben reden mögten in dessem Kreise sie geboren worden sind. Indem aber jeder Forscher und Verkünder die Naturlehre zur höheren Geltung bringt und das Wissen der Menschen in Beschlag nimmt, drängt er die Geltung des erstarrten Glaubens zurück und macht den Menschen ungeneigt den Priestern blindlings zu folgen; die ihm selbst gestehen daß sie ebenso wenig wie er begreifen können was sie bezüglich der Glaubensgeheimnisse predigen. Die Verschiedenheit der herrschenden Glaubensbekenntnisse macht keinen Unterschied im Verhältnisse der Naturforschung zur Religion, des Wissens zum Glauben; denn im rechtgläubigen Italien ward die Forschung seit Jahrhunderten betrieben, während die Herrschaft der katholischen Kirche allseitig anerkannt und jede Ketzerei scharf verfolgt ward; im katholischen Frankreich ward und wird sie ebenso eifrig betrieben wie im evangelischen England, und der katholische Deutsche steht seinem evangelischen Landsmanne nicht nach im forschen und verbreiten der Wissenschaft; selbst der glaubenseifrige Schotte leistet Erstaunliches in der glaubensfeindlichen Naturforschung.

§. 220. Mit offenem Bewußtseine arbeiten dagegen die **Denklehrer und Sprachforscher** (Filosofen und Filologen) wider den Glauben, indem sie die Stützen prüfen und nach bester Erkenntniß verwerfen oder durch andere ersetzen welche nicht dem selben Zwecke dienen.

Die Denker haben seit Jahrhunderten ihre eigenen Lehrsätze und Lehrgebäude aufgestellt, in der klaren Absicht die entgegen stehenden Lehren des Christenthumes zurückzudrängen. Die Sprachforscher waren ebenso darauf gefaßt anerkannte Deutungen und daraus gefolgerte Glaubenslehren zu bestreiten und zu verwerfen sobald ihre Forschung deren Unrichtigkeit erweisen sollte. Die Auflehnung von Luther Zwingli und Calvin beruhete im Wesentlichen auf Sprachforschung und auch was sie von einander schied war der Streit über Wortdeutungen. Von keiner Seite ward die Giltigkeit der Bibel angefochten sondern nur die der Deutungen, zu denen jede Abtheilung auf Grund ihrer Sprachforschung sich berechtigt hielt. Bei den Denkern lag der Kern aller Fragen im deuten des Gemeinsamen der ganzen Welt; ihre Lehren gehören im Wesentlichen zu den Gottesbegriffen (§. 57) in welche der christliche Glaube als Ganzes nicht eingefügt werden kann; bei den Sprachforschern lag dagegen der Kern aller Fragen lediglich in dem engen Gebiete der biblischen Schriften.

Die Umdeutung begann längst vor der Reformation und war bereits von großem Einflusse auf die lateinische Bibelübersetzung welche die Päpste im 16. Jahrhunderte neu anfertigen ließen. Die Priester bedienten sich bei allen Völkern übereinstimmend einer lateinischen Übersetzung, durch welche nach päpstlicher Vorschrift die allein gültige Deutung gegeben werden sollte. Die vorhandenen Urschriften der Bibel sind aber theils ebräisch und chaldäisch theils griechisch abgefaßt; erstere in Ägüpten (im dritten Jahrh. vor Chr. G.) griechisch übersetzt, und dann aus der griechischen Gesammtabfassung war später jene lateinische Übersetzung für die katholischen Priester angefertigt worden. Als das Wiederaufleben der heidnischen Klassiker zur fortgesetzten Erforschung der lateinischen und griechischen Sprache anregte und zu neuen Ergebnissen führte, zeigte die Vergleichung daß alle vorherigen Übersetzungen mangelhaft seien, daß aus der griechischen Fassung nicht hervorgehe was die Priester aus der lateinischen Übersetzung gefolgert hatten, daß die Übersetzungen, wenn auch nicht gefälscht so doch unrichtig seien und die Priesterschaft zu irrigen Schlüssen verleitet hatten. Noch stärker ward der Zweifel als die fortschreitende Kunde der ebräischen Sprache lehrte, daß auch die griechische Übersetzung aus dem Ebräischen unrichtig sei. So ward das Verhältniß immer bedenklicher, denn entweder mußte Gottes Wort gelten wie es in der Ursprache lautete und der bestehende Glaube demgemäß umgewandelt werden, oder der Glaube mußte bestehen bleiben und Gottes Wort demgemäß falsch gedeutet also verleugnet werden. Jenes gefährdete den Glauben an die Unfehlbarkeit der Priesterschaft, dieses mußte das

Gewissen der redlichen Erkenntniß beschweren und späteren Angriffen einen berechtigten Halt verleihen.

Um allen bis dahin erhobenen Zweifeln ein Ende zu machen faßte die letzte Kirchenversammlung zu Trient (1562) den Beschluß, daß die bestehende lateinische Übersetzung (Vulgata) die allein geltende Ausgabe für den Kirchengebrauch sein solle, daß jede Frage welche die Fassung der griechischen und ebräischen Urschriften erregen könnte im Sinne der Vulgata und durch deren Wortlaut erledigt sein solle. Es entstanden aber sehr bald darauf gewichtige Bedenken in der Priesterschaft selbst und diese bewogen den Papst Clemens 8. jenen Beschluß bei Seite setzend eine neue Vulgata anfertigen zu lassen. Zu dieser ward die älteste lateinische Übersetzung benutzt (welche in der alten Vulgata nicht genügend berücksichtigt worden war) ferner eine gereinigte Umarbeitung der ägüptisch-griechischen Übersetzung der 70 Dolmetscher (der Septuaginta) in der Fassung des heiligen Hieronymus; diese „neue Vulgata" ist seitdem herrschend geblieben in der katholischen Kirche. Bei den Evangelischen sind dagegen die Bibelübersetzungen meistens nach den älteren lateinischen angefertigt, unter Benutzung der griechischen Fassung der Urschriften und Übersetzung der 70 Dolmetscher; in die semitischen Ursprachen drangen sie aber nicht tiefer ein, sondern begrenzten sich ungehöriger Weise die Abfasser der deutschen englischen französischen und nordischen Übersetzungen durch die griechische Übertragung aus den semitischen Sprachen.

Die fortgehende Forschung der Sprachgelehrten beruhigte sich nicht bei den priesterlichen Übersetzungen, die in ihren Schwankungen und Abweichungen genugsam erwiesen daß ihnen keine Unfehlbarkeit beiwohne. Nicht allein ungläubige sondern auch gläubige Forscher wurden Zweifler, wenn sie im ernstlichen bemühen nach Erkenntniß an der Urquelle entdecken mußten, daß Gottes Wort anders laute als die Glaubensbekenntnisse es deuteten. Man lernte ferner durch vergleichen der verschiedenen Handschriften unter sich und mit sonstigen alten Schriften, durch erforschen der Satzbildungen und Wortfügungen das ungefähre Alter der einzelen Ausfertigungen sowie den muthmaßlichen Ursprungsort zu erkennen; man entdeckte daß keine einzige der vorhandenen Abschriften von Evangelien oder Apostelbriefen älter sei als das vierte Jahrhundert nach Chr. G., daß sie also allen Gefahren ausgesetzt gewesen seien welche die Verfertigung von Abschriften im Verlaufe von drei Jahrhunderten begleitete. Man entdeckte ferner daß viele wichtige Stellen nicht allein des Alten sondern auch des Neuen Testamentes spätere Einschaltungen seien; sei es um vorhandene Härten oder Unschicklichkeiten zu mildern oder veraltete dunkle Stellen in der herrschend gewordenen neueren Deutung festzustellen. Noch

auffälliger waren die Stellen, welche eingeschaltet sein müssen um neu entstandenen Lehrsätzen eine Stütze zu schaffen; wie z. B. die Stelle (1. Joh. 5. 7) welche die Dreieinigkeit so deutlich ausspricht, daß die ersten Christen ohne Zweifel mit diesem Glaubenssatze nicht bis 325 nach Chr. G. gewartet hätten, wenn solche klare und unzweideutige Behauptung des Lieblingsapostels Johannis in seiner Urschrift vorhanden gewesen wäre. Die Arianer, welche so heftig für die Einheit Gottes stritten wären sofort durch ihre eigene Überzeugung bekehrt worden und hätten sich gebeugt wenn jene uns vorliegende Bibelstelle: „Denn drei sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins" vorhanden gewesen wäre; wenn die auffällige Einleitung des Evangeliums Johannis wo das „Wort" auf Jesus gedeutet wird ihnen hätte gezeigt werden können. Wenn aber keiner der streitenden beim beginnen des Kampfes solche Stellen kennt und anwendet, dann darf geschlossen werden daß sie erst hinterher eingeschaltet worden seien, in der wohlgemeinten Absicht nachträglich einzufügen was an dieser Stelle vom Johannis hätte ausgesprochen werden sollen.

Die Ermittelung daß die vorhandenen Urschriften des Neuen Testamentes nur Ausfertigungen und Abschriften sind, von unbekannten Männern zu unbekannten Zeiten irgendwo abgefaßt, ließ große Zweifel an die Echtheit und Übereinstimmung der verschiedenen Ausfertigungen aufkommen. Die Vergleichung aller vorhandenen Handschriften hat mehr als 50000 Abweichungen herausgestellt, von denen sehr viele den betroffenen Stellen eine wesentlich verschiedene Bedeutung geben. In neuester Zeit sind sogar sehr alte Abschriften im Morgenlande aufgefunden und nach St. Petersburg gebracht worden, in denen die Hauptstellen fehlen, welche zur Unterstützung der wichtigsten Glaubensgeheimnisse (Göttlichkeit Jesu, Dreieinigkeit u. a.) dienen. Es zeigte sich ferner daß die vier Evangelien stark von einander abweichen, nicht allein indem sie verschiedene Begebenheiten berichten, sondern die selbe Begebenheit in ganz verschiedenen Weisen, auch häufig einander geradezu widersprechen. Manches läßt folgern daß die Aufzeichnungen (welche nicht in der sürischen oder jüdischen Sprache vorliegen die Jesus und seine Jünger redeten sondern griechisch abgefaßt sind) erst lange nach Jesu Tode von unbekannten Männern verfertigt wurden, welche wahrscheinlich nur durch mündliche Überlieferungen dazu gelangt waren. Vergleichen der Wundererzählungen mit den Messias-Weissagungen des Alten Testamentes stellte ferner manche mißglückte Deutung und Bezugnahme heraus, ließ erkennen wie sehr die Abfasser vom streben nach Beglaubigung Jesu durch Wunder und Weissagungen beherrscht und verleitet worden seien. Erforschen anderer Schriften damaliger

Zeit erwies auch, daß manche Wunderberichte in Bezug standen zu Aussprüchen und Wundern anderer Messiasse, die zu damaliger Zeit sich erhoben, deren Jünger mit gleichen Ansprüchen auftretend in echt semitischer Weise nur durch überbieten in Wundern und Weissagungen besiegt werden konnten. Es zeigte sich ferner daß die Schriften nirgends beanspruchen Ausflüsse des heiligen Geistes zu sein, wofür die christlichen Priester sie beständig ausgeben; daß die Verfasser sie nur als Berichte von Augenzeugen geltend machen, die also günstigsten Falles nicht gleichzeitig sondern erst späterhin nach ihrem Gedächtnisse aufgezeichnet haben. Noch größere Ungewißheit bergen die vorhandenen Abschriften; denn die Abschreiber haben sich weder genannt noch sind die Schriften irgendwie beglaubigt; ebenso wenig steht erwähnt welche Urschrift ihnen vorgelegen habe, ob sie darauf sich beschränkten eine getreue Abschrift anzufertigen oder eine Zusammenstellung aus mehreren Urschriften, oder ob sie gar aus guter Absicht Einschaltungen und Umschreibungen vorgenommen haben.

Nicht minder umwandelnd hat die Sprachforschung in Bezug auf das Alte Testament gewirkt; denn nicht allein daß sie zeigte wie selbst die angeblich oder anscheinend ältesten Schriften in der vorliegenden Fassung aus der Zeit nach der babelonischen Gefangenschaft herrühren und manche Bücher (Jesaias Daniel u. a.) von mehreren Verfassern zu verschiedenen Zeiten angefertigt worden seien, sondern auch daß sie als Gleichzeitiges berichtet haben was in Zeit und Ort entlegen war, daß sie Einschaltungen und Ausschmückungen von späterer Hand wie auch zahlreiche Widersprüche enthalten. Am eingreifendsten ist die Entdeckung daß alle Übersetzungen aus dem Ebräischen den großen Fehler haben, die Namen der verschiedensten Verehrungwesen der Israeliten irrig und mißbräuchlich zu übertragen durch „Herr“ oder „Gott“, dadurch den folgenschweren Irrthum erregten als ob die Israeliten unter Moses Leitung wie in der nachfolgenden Zeit Eingottgläubige (Monotheisten) gewesen seien und das Christenthum nur eine geläuterte Fortsetzung des mosaischen Glaubens sei. Die deutlichen Aussprüche der Urschriften sind weit entfernt davon diese irrige Verknüpfung des Christenthumes mit dem mosaischen Glauben zu unterstützen; vielmehr erweisen sie offen und einfach (§. 41) daß die Israeliten von der Urzeit her eine ganze Reihe von Verehrungwesen besaßen, daß sie Heiden und Vielgötterer waren wie die übrigen Völker, daß sie selbst zur Zeit Moses und von ihm angeleitet mehrere Wesen gleichzeitig verehrten; auch in allen folgenden Jahrhunderten bei der Vielgötterei verblieben sind bis zur Zeit Jesus, vielleicht auch noch später bevor der vergeistigte Adonai in ihrem Glauben zur Alleinherrschaft gelangte und darin verblieben ist. Mit dieser Erkenntniß

haben alle Offenbarungen des altisraelitischen Orakelherrn die höhere Geltung verloren welche christliche wie jüdische Priester dafür in Anspruch nehmen; für die Christen fällt jeder Grund hinweg um ihren Glauben mit dem altisraelitischen Heidenthume in Verbindung zu setzen. Sie haben nicht länger den Christengott für gleichbedeutend zu halten mit dem grimmigen und fressenden Feuerherrn, den die israelitischen Heiden vor mehr als 3000 Jahren verehrten; den selbst ihre Nachkommen schon vor etwa 2000 Jahren beseitigten um den heiteren und allesumfassenden Adonai an seine Stelle zu setzen. Das Christenthum wird dadurch vom mosaischen Heidenthume erlöst, welches mit seinen blutsinnigen Opfervorstellungen wie ein Alp auf demselben lastet und unsägliches Elend über die Völker des Mittelalters brachte (§. 105).

§. 221. Durch die Ergebnisse der Naturforscher Denker und Sprachforscher ist eine tiefgehende Spaltung zwischen **Gläubigen** und **Freidenkern** bewirkt worden, welche die europäischen Völker viel gewaltiger durchzieht als die Scheidungen durch Glaubensbekenntnisse.

Die durch Kenntnisse und Stellung ausgezeichnete Menge der Freidenker hat unter allen europäischen Völkern ihre Vertreter; sie ist nicht dem griechischen römischen oder evangelischen Bekenntnisse sondern ihnen allen gefährlich. Sie ist fortwährend beschäftigt bewußt wie unbewußt die Grundlehren des Christenthumes wie des Judenthumes zu untergraben; sei es indem sie als Naturforscher Kenntnisse fördern welche die Geltung hergebrachter Glaubenssätze absterben lassen, oder als Denker eigene Glaubensgebäude aufstellen in denen die Sätze Jener keinen Raum finden, oder auch als Sprachforscher den Grundlehren ihre Begründung entziehen, indem sie zeigen, daß sie auf sprachlichen Mißverständnissen beruhen. Es finden sich solche Männer allenthalben und in allen Fächern, hervorragend an Bildung Aufopferungfähigkeit und Muth, weitaus die beschränkte und ängstliche Priesterschaft überragend, die in ihrem Glauben verknöchernd mit Schrecken auf den raschen belebenden Fortschritt blickt, der außerhalb ihrer beklemmenden Theologie seine frischen Blüten treibt und ihnen mehr und mehr ihre Geltung schmälert. Die fortschreitende Bildung ist allem hergebrachten Glauben fremd und nachtheilig; die freie Wissenschaft strebt wenn auch auf verschiedenen Wegen zum gleichen Ziele dahin, die Überzeugung an Stelle des blinden Glaubens zu setzen. Vor den Gläubigen, welche an den hergebrachten Grundlehren festhalten und sie zu vertheidigen suchen, haben die Männer der Wissen-

schaft den großen Vorsprung, daß sie ungehemmt fortschreiten können während Jene im Stillstande ihre Sicherheit finden müssen, gezwungen den Fortschritten der Menschheit feind zu sein. Beide Parteien sind sich allerdings darin gleich daß jede im Innern gespalten ist. Es läßt sich aber nicht verkennen und die Gläubigen selbst räumen es klagend ein, daß in ihrem Kreise die Schwäche zunehme, wogegen die Stärke der Freidenker wachse. Die Gläubigen unter den Evangelischen haben sich bemüht eine Vereinigung Aller wider den vordringenden römischen Glauben zu Stande zu bringen; in neuerer Zeit ist sogar versucht worden einen Bund der Evangelischen und Römischen wider die Freidenker zu bilden. Allein vergebens, denn den Bündnissen fehlte die Kraft des Zusammenhaltens, sie vermogten nicht den inneren Zwiespalt zu überwinden um gemeinschaftlich handeln zu können. Die Evangelischen haben in der erkämpften Freiheit der Bibelforschung selbst die Bahn eröffnet und müssen daran festhalten selbst wenn ihr Glaubensgebäude darüber zu Grunde ginge. Sie kämpfen auf abschüssiger Bahn, wogegen die römische und griechische Abtheilung auf ebenem Grunde den Freidenkern gegenüberstehen, indem sie jede Forschung verneinen die ihnen gefährlich scheint. Auch in der Beziehung haben die Freidenker einen großen Vortheil, daß sie nicht gezwungen sind wider die Gläubigen zu kämpfen. Sie können den Glauben abseits liegen lassen zum verkümmern oder wenn sie kämpfen wollen bedarf es keiner Vereinigung mit Gleichgesinnten, da jeder unter ihnen ausreicht um ein ganzes Glaubensgebäude zum Einsturze zu bringen; denn wenn er nur eine der Stützen und Grundlehren als irrig nachweist stürzt er dadurch in der Überzeugung Anderer eine ganze Reihe damit zusammenhängender Glaubenssätze.

§. 222. Die Geschichte des Christenthumes zeigt im Ursprunge wie in seiner Entwicklung, gleich jeder anderen Art der Heranbildung der Menschheit, die **allgemein menschliche Gestaltung.** Der Glaube hat sich wie jedes andere Gebilde menschlicher Art aus den kleinsten Anfängen entwickelt zur höchsten Gestaltung, welche seine innewohnende Kraft, der Eifer seiner Bekenner und seine Einfügung in den allgemeinen Weltlauf ermöglichen konnten; er ist nachdem er seinen Gipfelpunkt erreichte der Rückbildung verfallen, welche ihn abwärts führt um seine Stelle für ein höheres Gebilde frei zu machen.

Die Grundlagen, welche Jesus der anfänglich jüdischen Sekte gab waren nicht seine Schöpfungen, sondern Vorstellungen die längst vor ihm zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Völkern entstanden

waren, in seinen Gedanken sich zusammenfanden und von ihm gelehrt zur Bildung des Glaubens der neuen Judensekte Anlaß gaben. Nach den Erzählungen der Evangelien zu urtheilen war er von den Vorstellungen seiner Zeitgenossen erfüllt, hing am mosaischen Gesetze und anerkannte dessen Geltung, entnahm auch daraus seine beiden Hauptgebote der Liebe des Höchsten und der Nebenmenschen. Von der Sekte der Essäer hatte er die Lehren der Menschenliebe Versöhnlichkeit Uneigennützigkeit Ehelosigkeit Entäußerung des Besitzes Gütergemeinschaft empfangen; sämmtlich Lehren die aus Ägüpten stammten, woher der Grieche Püthagoras sie bereits 500 Jahre früher geholt und ebenso vergeblich versucht hatte unter den Hellenen sie zu verbreiten. Die Weissagung Jesu von der baldigen Wiederkehr zum Weltgerichte beruhete auf chaldäisch-persischen Vorstellungen, die den jüdischen Messiashoffungen angeschlossen worden waren; die Deutung seines Todes als Sühnopfer war eine seit Jahrhunderten unter den hart bedrängten Juden gangbare Vorstellung. Auch im übrigen dachte er wie seine Zeitgenossen: hielt den Satan für ein zum versuchen der Menschen daseiendes Wesen; glaubte an Dämonen, böse Geister welche in kranke Menschen fahren um sie zu plagen und durch beschwören sich austreiben lassen; dachte sich den Aufenthalt der Seelen in dem Himmel oder der Hölle mit irdischen Freuden oder Qualen: betrachtete den Himmel als ein ausgespanntes Gewölbe gleich einem Zelttuche u. s. w. Seine einfachen Lehren, der Auffassung und den Wünschen der Menschen angemessen, brachen sich Bahn unter den zerrütteten und zertrümmerten Glaubensgebäuden der verschiedenen Völker; das Menschenwesen bedingte ihre Aufnahme, begann aber auch sofort ihre Abänderung.

So lange sie im Kreise der Judenchristen verblieben behielten sie ihre jüdische Gestaltung; als sie aber zu den Griechen und Römern gelangten und die Heidenchristen das Übergewicht äußerten, ward allmälig alles rein Jüdische ausgeschieden und durfte nur bleiben was im Heidenthume seine Stütze fand. Der Grieche oder Römer konnte das in seinem Menschenwesen Liegende nicht auslöschen, um das Jüdische aufzunehmen welches in den Lebensbedingungen anderer Orte wurzelte; der Arier wollte bleiben was er war, und das semitische Christenthum konnte nur Eingang gewinnen dadurch daß es arisch-heidnisch ward, dem Menschenwesen anderer Völker sich unterordnete. Bei weiterer Ausbreitung trat die selbe rein menschliche Vorbedingung in den verschiedensten Gestalten hervor: fast allenthalben mußte das Christenthum dem örtlichen Menschenwesen Zugeständnisse machen, das Gepräge der Zeit wie des Ortes annehmen und sein lückenhaftes Lehrgebäude durch Bruchstücke der verschiedenen zertrümmerten Glaubens=

gebäude ausfüllen lassen. Als im weiteren Verlaufe die Vorgeschrittenen erkannten daß zunehmende Zersplitterung eintrete, vereinten sie die bereits unauslöschlichen örtlichen Verschiedenheiten in ein umfassendes Glaubensgebäude, dessen Spitze der dreieinige Gott ward und zu dessen Ausfüllung man die Heiligenanbetung, die Verehrung der Bilder und Reliquien verwendete, von einer reich gegliederten mächtigen Priesterschaft gepflegt und einem prachtvollen Tempeldienste begleitet, der vorwaltend nach alt-ägüptischen Gebräuchen und Einrichtungen gebildet ward. Die Fortbildung des Menschenwesens, welche die Lehren Jesu aus den vorhandenen Vorstellungen der Mischvölker Palästinas hatte erwachsen lassen, veränderte wiederum diese Gestaltung als sie zu anders gearteten Völkern gelangte. Selbst als die Vorgeschrittenen unter den Christen glaubten durch ein festes Glaubensbekenntniß das Christenthum allenthalben gleich zu einer allgemeinen (katholischen) Kirche gestalten zu können, ward dieses vereitelt durch die Unterschiede der örtlichen Lebensverhältnisse, welche dem Glauben je nachdem ein gänzlich verschiedenes Gepräge gaben.

Ebenso ward der Fortbau des Lehrgebäudes durch rein menschliche Verhältnisse bedingt: er ward zuerst in der griechischen Abtheilung unterbrochen, weil zunächst die Bedrängniß des griechischen Kaiserthumes durch die Muhammadaner alle Kräfte auf die Vertheidigung der Grenzen lenkte und jede andere Bemühung ruhen ließ; später aber nach der Zertrümmerung des Reiches durch die Türken die Knechtschaft und Unwürde der Priesterschaft jede Verbesserung hinderte. In Rußland verzögert die Ungunst der Lebensverhältnisse die rasche Entwicklung des Volkes und damit die Fortbildung des Glaubens; das Christenthum besteht dort aus einer Anzahl festgestellter Gebräuche, neben denen das gemüthliche Volk die Gewohnheiten seiner heidnischen Vorzeit fortsetzt mit oder ohne christliche Formen. In der römischen Abtheilung konnte die Fortbildung länger anhalten, weil die tragenden Völker herrschende waren, ihren Wohlstand mehrten und der aufblühende Welthandel vor allen das Stammland Italien zu Glanz und Reichthum erhob. Als die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien den Handelszug vom Mittelmeere ablenkte, die italienischen Häfen und Städte zurücksanken und dem Papstthume seine nächstliegenden Hilfsquellen versiegten konnte auch diese Abtheilung verkümmern.

Im ausscheiden der Evangelischen ist vor Allem zu erkennen die Auflehnung des arischen Wesens wider die ägüptisch-semitische Gestaltung, der das römische Christenthum jenseit der Alpen verfallen war. Es war abweisen der bunten Formen aus heißen Ländern, die vom Süden dem kühleren Norden zugetragen keine bleibende Wurzel

fassen konnten, zurückgewiesen wurden weil das arische Wesen nach Gründen verlangt wo das südliche Wesen schon eher mit Wundern und Weissagungen sich begnügt. Die Evangelischen wollten nur anerkennen was in den biblischen Schriften begründet sei, verfielen aber dabei den Mängeln des Menschenwesens, indem sie den Vorsatz nicht durchführten sondern Manches unausgeführt ließen was die Schriften enthalten, dagegen Anderes bestehen ließen was den Schriften nicht gemäß ist. Sie verwarfen die Gütergemeinschaft welche Jesus und seine Jünger eingeführt hatten, verneinten seine Weissagung von der baldigen Wiederkehr zur Aufrichtung des jüdischen Reiches und zum Weltgerichte und wollten den von Jesus anerkannten Fortbestand der mosaischen Gesetze (Beschneidung Fasten Sabbathfeier u. a.) nicht gelten lassen; behielten auch die Kindertaufe bei, das Abendmahl in der katholischen Gestalt, verneinten die von Jesus gefeierte Form des israelitischen Passahmahles. Diese Halbheiten und Willkürlichkeiten waren augenscheinliche Folgen der Mängel des Menschenwesens, deren Einfluß stärker war als die erlernte Vorstellung des göttlichen Ursprunges der biblischen Schriften. Das Menschenwesen der Evangelischen war hervorgegangen aus den Lebensverhältnissen des gemäßigten Erdgürtels und machte seine Besonderheit um so schroffer geltend, je unvermischter in Mittel- und Nord-Europa das arische Wesen sich erhalten hatte. Die mosaischen Vorschriften und ägüptischen Gebräuche, den Lebensverhältnissen heißer Länder vor Jahrtausenden angemessen, konnten bei den kühleren arischen Europäern viel weniger gedeihen als im Mittelmeerbecken; man schied noch mehr das Südländische aus und ließ willig das Arisch-Heidnische bestehen auch wenn man in beidem dem Evangelium widerstritt. Das Menschenwesen durchbrach jedes Hemmniß und zwang selbst die glaubenseifrigen Reformatoren ihre Vorsätze unausgeführt zu lassen. Dadurch wurden nicht allein die Schöpfungen des katholischen Priesterverbandes überwunden sondern auch das Evangelium selbst. Ebenso wie die Christenlehrer der ersten Jahrhunderte sich gezwungen gesehen hatten, ausdrückliche Lehren Jesu bei Seite zu setzen, weil sie den arischen (griechischen und römischen) Mischvölkern nicht genehm waren, ebenso mußten die evangelischen Lehrer Jesu Aussprüche bei Seite setzen oder ihnen entgegen verfahren in allen Fällen wo das Grundwesen der noch strenger arischen Nord-Europäer es bedingte.

Als die Evangelischen gleich den Katholiken die Fortbildung ihrer Glaubensgebäude zum Stillstand gebracht hatten, entwickelte das Menschenwesen seine Gestaltung um so übermächtiger außerhalb derselben. Seit dem 11. Jahrhunderte hatte es eine Reihe von Vorstellungen geschaffen auf Grund der aus den Trümmern des Alter-

thumes geretteten Schriften und Kunstwerke, denen Jedermann einen rein menschlichen Ursprung zuschreibt. Das Christenthum hatte im vorschreiten nicht allein allenthalben das Heidenthum als berechtigt anerkannt, sondern auch dem selben sich untergeordnet, hatte sich überdies durch heidnische Waffen und mit heidnischem Wissen ausgerüstet zum Siege verholfen. Es hatte die heidnischen Sprachen (griechisch und latein) fördern müssen, wie auch die Kenntniß der heidnischen Schriften um ihre eigenen Schriften verstehen und verbreiten zu können. Man hatte in rein menschlicher Befangenheit den Feind im eigenen Lager genährt, den Baum gepflegt der im fortwachsen Alles überschattete und dadurch das im Wachsthume zurückgehaltene Christliche erstickte. Auf Grund des rein Menschlichen welches den Werken des Alterthumes innewohnt, haben die daran geübten und entwickelten Kräfte die Kenntnisse der Europäer mehr und mehr erweitert und ihre Beziehung zum Christenthume allmälig umgekehrt; denn anfänglich geschah der Fortschritt auf heidnischem Grunde im Dienste der Kirche, späterhin ging er unabhängig vor und seit etwa 200 Jahren verhält er sich zum Christenthume verneinend verdrängend und ersetzend.

§. 223. In den weitest auseinander liegenden Gestaltungen der Vorstellungen und Begriffe welche als Glaubensinhalt des Christenthumes gelten, zeigt die Gegenwart die Erzeugnisse der **Fortbildung und Rückbildung** neben einander.

Der einfache Jesusglaube hat in seiner rasch eingetretenen Rückbildung vorgehen müssen bis zur Verehrung von Heiligenbildern Überresten verdienstvoller Männer (Körpertheilen Kleidern Geräten u. s. w.) wie es das in den bezüglichen Gläubigen herrschende rückständige Menschenwesen verlangte. Ebenso hat der Glaube in seiner Fortbildung vorgehen müssen bis er alles örtlich Jüdische und eigenthümlich Semitische abgestreift hatte, von einer einfachen Judensekte zu einer reichgestalteten Kirche sich erweiterte; bis im Gegensatze zum ursprünglichen spröden Judenthume das streben herrschend ward den Glauben allen örtlich verschiedenen Erfordernissen der Völker anzubequemen uud die Einheit Aller auf das gemeinschaftliche Glaubensbekenntniß und den gemeinschaftlichen Priesterverband zu beschränken. Zum Zwecke seiner eigenen Fortbildung hat das Christenthum heidnische Bildung erhalten und gepflegt, um dessen Blüten dem eigenen einfachen Wesen anzufügen; hat jedoch die selbständige Fortbildung ausgeschieden als die christlichen Glaubensbekenntnisse aller Abtheilungen in Stillstand geriethen und der fortdauernden Stütze des Heidenthumes nicht länger bedürftig waren. Seitdem hat das Ver-

hältniß sich ungünstig gestaltet für das Christenthum; denn am Gipfel angelangt ist mit dem Stillstand die Rückbildung eingetreten und die Fortbildung auf welche das Christenthum verzichtete geht außerhalb des selben seinen Gang. Das Menschenwesen schreitet auf der Bahn seiner Entwicklung rastlos weiter und muß das im Stillstand befindliche und der Rückbildung verfallene Christenthum seinem voraussichtlichen Verfalle überlassen.

Die Scheidungen in Fortbildung Stillstand und Rückbildung sind nicht so scharf ausgeprägt daß man die Völker Europas demgemäß eintheilen könnte, oder daß die durch alle Völker gehende Eintheilung an jeder Stelle die gleichen Gestaltungen offenbarte. Vielmehr zeigen sich allerwärts Zustände jeder der drei Arten neben einander und in manchfacher Stufenreihe je nachdem die örtlichen Lebensverhältnisse die Außenwelt des Volkes gestalten und der Bildunglauf des einzelen Menschen ihm seine besondere Stufe in der Bildungfolge seines Stammes anweist. Nächstdem bedingt der Weg, auf dem das Christenthum zu den Völkern gelangte die Art seiner Fortbildung wie seiner Rückbildung: das über Konstantinopel zu den Ostslaven gelangte Christenthum ist wesentlich verschieden von dem über Rom zu den Romanen gebrachte, letzteres wiederum verschieden von dem den Teutonen zugeführten. In Folge der getrennten Wege und örtlichen Verhältnisse ist das Christenthum im Mittelmeerbecken verschieden von dem nördlich der Wasserscheide, verschieden auch bei Slaven Teutonen und Romanen; selbst weit auseinander gehend bei den einzelen romanischen Völkern oder in den einzelen Glaubensbekenntnissen; unterschiedlich bei Gebirgs- und Flachland-Bewohnern, dem Christen auf öder Heide und dem in fruchtbaren dichtbevölkerten Thälern; am weitesten auseinanderliegend bei Menschen, deren denken von den Sorgen im Kampfe um das Leben in Anspruch genommen wird, im Vergleiche zu denen welche der Sorgen überhoben ihrer menschlichen Fortbildung Zeit und Kräfte ungehemmt widmen können.

In der Fortbildung wie im Stillstande und der Rückbildung zeigt sich allenthalben das vielgestaltige Menschenwesen; denn auf allen Bahnen herrscht die größte Zersplitterung und nirgends genaue Übereinstimmung. Keiner ist dem Andern gleich und Alle sind einander nur darin änlich, daß die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens die Grundlage des glaubens und denkens Aller bilden, daß sie Alle ihre Glaubens- und Denkformen gestalten nach Maßgabe ihrer Außenwelt, ihrer besonderen Bildungstufe und dem Wege auf dem Jeder zu seiner Erkenntniß gelangte.

In allen Glaubensbildungen der Europäer von den tiefsten Stufen, zu denen die Rückbildung der Rückständigsten gelangt ist, bis zu den

höchsten Stufen der Fortbildung welche die Menschheit zur Zeit in ihren Höchstbegabten erreicht hat, zeigt sich bei der unbegrenzten Mannchfachheit der Gestaltungen die einfache Grundlage im allenthalben gleichgearteten Menschenwesen; dessen Entwicklung innerhalb enger Grenzen, im steten Zusammenhange mit dem vielgestaltigen und vielläufigen Weltganzen, unausgesetzt fortschreitet und dem Alles angehört was in seinen Vorstellungen sich gestaltet, also auch das Christenthum.

Wissenschaft und Religion.

§. 224. Die Heranbildung der Menschheit zur vielgestaltigen Erkenntniß der Gegenwart hat nur durch vereintes bemühen aller Menschen geschehen können. Der Gesammtschatz der Bildung in der Gegenwart, das Gesammtwissen der Menschheit, ist eine **Ansammlung der Überschüsse,** welche die einzelen Lebensläufe ergeben und der fortlebenden Menschheit vererbt haben (§. 19). Der im Laufe der Zeit herangewachsene Gesammtschatz zeigt sich um so kleiner je mehr die Forschung rückwärts geführt wird zu den rückständigen Stufen der Völkerbildung, die wir sowol bei den rückständigen Völkern der Gegenwart betrachten können wie in der Urgeschichte der jetzigen Bildungvölker. Auf beiden Wegen der Forschung sind höchst einfache und beschränkte Verhältnisse zu erkennen, aus denen das Menschenwesen begann über den Bereich der Thierheit sich zu erheben.

Von den rückständigen Stufen hat die Menschheit sich empor arbeiten müssen durch eigenes bemühen; alle Bestandtheile ihres Wissens tragen das menschliche Gepräge und lassen sich erklären aus den Fähigkeiten und Mängeln des Menschenwesens, innerhalb dessen Grenzen sie ihre ausreichende Begründung finden. Die Fortbildung ist langsam und mühevoll gewesen; denn der Mensch lernte nur allmälig und unter großen Leiden sein Verhältniß zur Außenwelt verstehen, zunächst den sinnlichen Theil zu erforschen und darauf den außersinnlichen (§. 17). Im Einzelen wuchsen seine Vorstellungen und Begriffe heran, vom engen Bereiche seiner eigenen Erfahrung zum Bewußtseine der Gesammterfahrung seiner Stammgenossen, stufenweise sich erweiternd zur Erkenntniß der hauptsächlichsten Bildungen der gesammten Menschheit in der Gegenwart und Vergangenheit. Anfänglich fanden sämmtliche Vorstellungen und Begriffe, die ein Verband (Familie Horde Stamm) besaß, ausreichende Aufnahme in den Fähigkeiten und der Lebensdauer der einzelen Menschen, d. h. der einzelen Vorgeschrittenen, welche jeder Verband enthielt in Folge der Ungleichheit der Fortbildung in den gleichzeitig Lebenden. Bei fortschreiten-

der Ausbreitung reichten Einzele nicht aus und es ward die Theilung der Erkenntniß erforderlich, welche weiterhin fast jedem Einzelen seinen besonderen Bereich zutheilte.

Auf den rückständigsten Stufen beruht das Übergewicht der Höherstehenden vorwaltend auf überlegener Muskelstärke; bei weiterer Entwicklung gelangt das Alter zur überwiegenden Geltung, als Inbegriff der größten Selbsterfahrung und der Kunde von den Erlebnissen früherer Zeit; erst viel später macht die überlegene Denkbildung Einzeler sich geltend. Als die Muskelstärke das Übergewicht bedingte lag das Gesammtwissen lediglich in der Kenntniß der Muskelanwendung und so war der Stärkste auch der Vorgeschrittene seiner Familie oder Horde. Als die Ältesten die Spitze bildeten war schon das Gesammtwissen über die Kenntniß der einfachen Anwendung der Stärke hinaus und schloß die bisherigen Erfahrungen des Verbandes in sich, deren Kenntniß im Gedächtnisse der ältesten Genossen am ausgiebigsten angesammelt war. Als aber das Gesammtwissen über die Grenzen der bisherigen Erfahrung hinaus in den außersinnlichen Theil der Außenwelt einzudringen suchte, gelangten einzele Höherbegabte zur überwiegenden Geltung. Diese Vorgeschrittenen waren Priester, wie sie noch jetzt als Zauberer und Weissager wirken bei den rückständigen afrikanischen asiatischen und amerikanischen Völkern, in deren Kreisen solche die Vermittlung zwischen dem Menschen und seiner außersinnlichen Welt pflegen mit dem selben Eifer, wenn auch mit minderer Erkenntniß, wie die christlichen Priester in unserer Mitte.

Bei fortschreitender Ausbildung der Verbände und zunehmender Anhäufung der einzelen Erfahrungen erweiterte sich der Bereich des Gesammtwissens; die als durchgehendes Ergebniß daraus abgeleitete Wissenschaft wuchs zu solchem Umfange, daß der einzele Mensch nicht länger zur Aufnahme des Ganzen ausreichte und eine Vertheilung eintreten mußte um das Gesammte festhalten zu können. Allerdings erweiterten sich bei fortschreitender Bildung die Fähigkeiten der einzelen Vorgeschrittenen, aber nicht im Ganzen. Zudem blieb ihre Lebensdauer unverändert und ebenso das unausbleibliche eintreten der Rückbildung, sobald die Fortbildung des vorgeschrittenen Einzelen ihren Gipfelpunkt erreicht hatte. Deshalb mußte beim Eintreten des Unzureichens eine Vertheilung geschehen um den Gesammtschatz erhalten und bereichern zu können.

Unter den einfachsten Verhältnissen der Stämme ist noch alles Wissen im Ältesten vereint; er ist Herrscher im Frieden, Anführer im Kriege und Priester zur Vermittlung mit der außersinnlichen Welt. Jeder Genosse des Verbandes erkennt seine Überlegenheit an, folgt ihm in allem; man erleichtert und verschönert ihm das Leben nach

Möglichkeit um ihn in den Stand zu setzen dem Gemeinwohle sich gänzlich zu widmen. Sobald nun das Bedürfniß einer Scheidung eintritt, vollzieht sich solche in der Erkenntniß jenes Häuptlings; er giebt zunächst die rückständigste Überlegenheit ab, indem er die Kriegführung einem an Muskelkraft Hervorragenden überträgt; späterhin übergiebt er entweder die Priesterschaft einem Anderen der besondere Befähigung zur Vermittlung mit der außersinnlichen Welt offenbarte, oder auch er behält die Priesterschaft und überläßt die Herrschaft im Frieden anderen Ältesten. Die Scheidung zwischen dem Friedensherrscher und dem Priester ward am dringlichsten bei den Stämmen welche ihre Verbindung mit der außersinnlichen Welt durch Verzückung eröffneten: zum Herrscher bedurfte es des ruhigen beobachtens der Sinnenwelt und der folgerichtigen Herstellung der Urtheile, ihn mußte der nüchterne Verstand lenken; zum Priester und Profeten dagegen bedurfte es der lebhaften Einbildung, der willigen Hingabe an die nervenerregenden und zerrüttenden Anstrengungen um auf ungewöhnlichen Wegen Kunde aus der außersinnlichen Welt zu erlangen (§. 63). Diese Verschiedenheit der Erfordernisse schuf die tiefgreifende Scheidung, welche noch in der Gegenwart sich ausprägt in den gangbaren Bezeichnungen „Weltliches“ und „Geistliches“.

§. 225. Als in einzelen durch Umstände begünstigten Verbänden die Bildung so weit sich entwickelt hatte, daß **hervorragende Denker** darauf angewiesen wurden, dem Nachdenken über das Gemeinwohl ihres Verbandes sich zu widmen, richteten diese ihre Forschungen nach allen Seiten. Es handelte sich darum Alles zu erkennen was auf das Wohl und Wehe des Verbandes sichtbar einwirke, möge es der sinnlichen oder außersinnlichen Welt angehören; sie mußten suchen auf die erkannten oder vermeintlichen Ursachen Einfluß zu gewinnen um das Günstige zu erlangen oder das Ungünstige vom Verbande abzuhalten. Sie schufen zu dem Ende allgemeine Gesetze, vermittelten entstehende Streitigkeiten, entschieden über Krieg und Frieden und suchten überdies in die außersinnliche Welt einzudringen: sie waren also Priester Naturforscher Arzt Gesetzgeber Richter und Kriegsherr in einer Person.

Dieses Verhältniß findet sich in der Gegenwart bei manchen Stämmen in Ost- und Süd-Afrika, auf mehreren Gruppen der Südseeinseln und bei Urbewohnern Amerikas, überhaupt bei Völkern auf weit rückständiger Stufe. Das vollendetste und höher entwickelte Bild solcher Stellung ist uns aufbewahrt in den biblischen Erzählungen vom „Moscheh“ in seiner Wirksamkeit als Führer einiger Semitenstämme, die in Westasien sich ansiedelten. Wenn die Beschreibung auch Manches

enthält aus alter Zeit und Anderes was augenfällig viel später hineingefügt worden ist: so bleibt doch als Kern des Ganzen seine Stellung an der Spitze eines wandernden Volkes, aus dem er als vorgeschrittenstes Mitglied hoch emporragt; in dessen Mitte er wirkte, sowol als Oberpriester das Verhältniß des Volkes zu den verschiedenen Verehrungwesen vermittelnd, wie als Führer die Wanderung und Eroberung leitend; als Gesetzgeber und Richter die Verhältnisse der Einzelen zu einander regelnd; als Naturforscher und Arzt Quellen erforschend Wunder verrichtend Gesundheitregeln und Heilmittel vorschreibend, als Heerführer den Krieg lenkend. Die gesammte Wissenschaft fand noch Raum in einem Manne, der seine ganze Außenwelt sinnliche wie außersinnliche in den Kreis seiner Forschungen zog und umfaßte. Der Bereich des Wirkens ward aber doch zu groß für ihn wie der biblische Bericht zeigt: Moses übertrug auf Anrathen des Jethro (2. Mose 18) das Richteramt für die Mehrzahl der Fälle auf Untergebene; den Opferdienst übergab er (3. Mose 8) seinem Bruder Aharon und den Leviten; die Heerführung und Leitung der Schlachten überließ er dem Josua (4. Mose 27) beschränkte also seine Thätigkeit vor allem auf das Profetenamt, den Dienst bei der Orakellade, wo er durch Offenbarungen seines Verehrungwesens in Verzückung oder Losung zu ermitteln suchte Alles was zum Wohle des Wandervolkes dienen konnte.

Als nach Moses Tode das Orakel dem Oberpriester zufiel vollzog sich die Scheidung vollständig: der Kriegführer (Richter) ward auch Leiter im Frieden und ordnete sich die Gericht haltenden Ältesten unter; der Priester dagegen war Verwalter der Opfer und Orakel, Mittler zwischen dem Volke und der außersinnlichen Welt; es trennten sich Stat und Kirche, Wissen und Glauben. In der ersten Zeit hatte die Priesterschaft in sofern die Oberleitung in der Hand, als sie viele Gesetze des täglichen Lebens verwaltete und befragen des Herrn in allen wichtigen Fällen ihr oblag, sei es durch Träume die im Orakelzelte den Schlafenden die Zukunft enthüllten (1. Sam. 3), oder durch Losung im Allerheiligsten vor der Orakellade. Es waren sonach die priesterlichen Vorstellungen, welche unwissentlich oder wissentlich das Volk in allen wichtigen Fragen leiteten. Späterhin trat die Priestermacht zurück, nicht allein weil die Königsmacht erwuchs und sich ausbreitete, sondern auch das Profetenthum sich absonderte vom Priesterthume. Der ursprüngliche Verwalter des Orakelwesens, der Oberpriester konnte jetzt nur an äußerer Geltung hervorragen, inmitten eines Volkes, welches auf Wunder und Weissagungen das höchste Gewicht legte und deshalb Bileam Nathan Gad Elias Elisa und die übrigen Profeten im Gedächtnisse erhielt, während es die ganze

Folge von Hohenpriestern bis auf wenige daraus verschwinden ließ.

§. 226. Die ursprünglichste Verbindung aller Wissenschaften mit einander in einem pflegenden Kreise von Genossen findet sich noch bei den Chinesen, welche Kriegs- und Friedens-Madarinen in einem Verbande besitzen der alle Wissenschaften des Volkes in sich faßt. Die nächste Stufe auf welcher nach Ausscheidung der Kriegführung die übrigen Zweige der Wissenschaft vereint bleiben, fand sich in der **altägüptischen Priesterschaft** zur höchsten Entwicklung geführt.

Früh entstanden und unter den günstigsten Verhältnissen am rascheſten erblüht, ward die Bildung von einer Priesterschaft gepflegt der alle Kräfte eines reichen, fruchtbaren Landes dienstbar waren. In Folge dessen erwuchs die Bildung in einer Reichhaltigkeit, deren Einflüsse bei den Bildungvölkern des Alterthumes sichtbar walteten, wahrscheinlich noch weit mehr als zur Zeit nachgewiesen werden kann. Ihre Spuren sind auch in der Gegenwart vorhanden, im Glauben der Europäer, im Kirchendienste, im Rechtswesen, in der Heilkunde und allen Zweigen der Naturforschung; denen allen das Wissen der ägüptischen Priesterschaft viele Grundlagen und Formen gegeben hat. Von einem Verbande höher begabter Priester in einem reichen Lande gepflegt, dessen dichte Bevölkerung in unabläſſiger reicher Arbeit großen Reichthum anhäufen mußte, gab es so günstige Ursachen zur Entwicklung aller Wissenschaften wie sie im gleichen Maße nirgendwo wiedergekehrt sind; die aber auch in der selben Beschleunigung wie sie die Fortbildung förderten bei weiterer Steigerung die Rückbildung bewirken mußten.

Aus der erlangten Kenntniß der altägüptischen Einrichtungen ergiebt sich, daß die Gesetze und Anordnungen der alten Israeliten durch den ägüptisch erzogenen Moses nach denen seiner Heimat eingerichtet worden sind, daß also die Opfer Orakel Priestereinrichtung Gesundheitvorschriften Gesetzgebung und Alles was als Wissenschaft im Leben des Wandervolkes erscheint, ägüptischen Ursprunges sei, um so mehr als das Volk so wie das mitgezogene Gesindel (2. Mose 12. 38) auf der niedrigen Stufe eines Hirtenvolkes stand, also solche Bildung nicht aus sich selbst entwickeln konnte. Von Ägüpten aus empfingen auch die übrigen Semiten Süriens ihre Bildung: bei einzelen Völkern geben schon die erhaltenen Namen Rabbath Ammon und Rabbath Moab (§. 41) Andeutungen, daß diese beiden Nachbarvölker der Israeliten ebenso wie sie selbst ägüptische Orakelstätten RA-bath= Götterzelt) besaßen. Von den stammverwandten Kenitern (Fönikern) giebt es hinlängliche Beweise, daß sie ihre Wissenschaften von den

Ägüptern empfingen; in wie weit und seit wann die semitischen Chaldäer (Babeloner) und Assürer von den Ägüptern gebildet wurden, ist bei dem Mangel an erhaltenen Schriften schwierig zu ermessen; wiewol viele Änlichkeiten vorhanden sind und Vermuthungen darauf schließen lassen daß die Bildung der Ägüpter die ältere sei. Außerdem hat die ägüptische Bildung auf die arischen Anwohner des Mittelmeeres gewirkt: von den Hellenen erzählen es die eigenen Schriften, daß sie sowol durch Einwanderer aus Ägüpten, wie auch von ägüptisch gebildeten Semiten höheres Wissen empfingen, daß auch ihre ausgezeichneten Männer nach Ägüpten reisten um ihre Erkenntniß zu bereichern und in der Heimat nutzbar machten. Auch den Römern und anderen Anwohnern des Mittelmeeres floß ägüptische Weisheit zu und behielt durch sie im Glauben wie im Aberglauben der Europäer ihre Geltung bis zum heutigen Tage.

In fast allen Wissenschaften und Künsten der Gegenwart ist noch Altägüptisches zu spüren: die griechisch- und römisch-katholische wie die lutherisch- und englisch-evangelische Priesterschaft trägt in ihren Kleidern Reden Ausdrücken Gebärden und kirchlichen Gebräuchen Bildern Aufzügen u. a. überwiegend Ägüptisches zur Schau; unsere Kirchen mit ihrem Opfertische (Altare) als Hauptheil sind ägüptisch; auch der Unsterblichkeitglaube mit dem Glauben an dereinstige Belohnung und Bestrafung stammen dorther; unsere Gesetze und deren Handhabung, so weit unser Rechtswesen römischer Art ist, ruhen auf ägüptischer Grundlage; die Heilkunde Sternkunde und Schriftkunst Buchstaben und Zahlen Metallguß Vergoldung Webkunst Schnitzerei und Malerei stammen dorther; Naturforschung und Weltweisheit wurden dort am frühesten betrieben, und was davon den Hellenen zufloß und von ihnen fortgebildet ward, war fruchtbar genug um aus den geretteten Trümmern hellenischer Wissenschaft den neueren europäischen Völkern die Anfänge zur reichen Gestaltung des gegenwärtigen Wissens erblühen zu lassen.

Wie Ägüpten in verschiedene Reiche getheilt war so auch die Priesterschaft mit ihren Verehrungwesen und Haupt-Verehrungstätten; es paßt nicht jede Anführung für Alle, sondern sie kann an den verschiedenen Orten nur mit Abweichungen gelten, die es noch nicht gelungen ist sicher festzustellen. Jede Priesterschaft hatte einen Profeten an der Spitze und hatte unter ihren Mitgliedern solche denen der gesammte Tempeldienst oblag; andere die als heilige Schreiber arbeiteten und außerdem Sternkunde Landmessen und Erdkunde betrieben; andere Priester übten die Heilkunst; auch dienende Brüder gab es denen das Untergeordnete oblag. Alles was Wissenschaft und Kunst betraf war in ihrem Kreise vereint; dadurch konnten sie nicht allein das Volk in

jeder Beziehung beherrschen sondern auch die Krieger und den König; indem sie sowol als Willen der Götter den Krieg anordnen durften, wie auch dem Könige wenn er ihnen mißliebig ward die Mittheilung machen durften die Götter oder der Todenrichter begehre seiner, welchem Rufe er verpflichtet war durch Selbstmord zu folgen.

Die Weiterbildung des ägüptischen Wissens geschah jedoch bei den verschiedenen Völkern in abweichender Weise: bei den auf rückständiger Stufe stehenden Semiten Palästinas war um so mehr Raum zur Aufnahme fremder Kenntnisse und Einrichtungen, von denen aber die Bewohner der dürren Hochflächen bei minderem Kulturbedürfnisse weniger aufnahmen als die seßhaft gewordenen gedeihenden Israeliten und die am Meere durch ausgebreiteten Handel zum wohlhabenden Volke sich entwickelnden Föniker. Die Pelasger Hellenen und Römer hatten dagegen aus der Urheimat Mittelasiens ihre Verbände Gesetze und Einrichtungen mitgebracht, damit in Europa sich angesiedelt bevor das Ägüptische oder Ägüptisch-Semitische ihnen zugeführt ward; sie bereicherten sich dadurch, aber ihr arisches Grundwesen blieb vorherrschend. Zu den Ariern der griechischen Halbinsel kamen die ägüptischen Betäubung-Orakel und ersetzten zu Dodona die Urweissagung der Sellen oder Hellen aus rauschen der Wipfel. Allein wenn auch die Semiten zu Delfi ein Bundesorakel des Apollon stifteten dessen Entscheidungen für alle Hellenen galten, so konnte sich doch nicht ein Priesterverband nach ägüptischer Art bilden; denn die Priester fanden ein festbegründetes arisches Gemeinwesen vor, welches nach anderen Lebensverhältnissen geordnet war, die auch in Griechenland sich änlich vorgefunden hatten und diese Einrichtungen stützten. Die heiße Urheimat der Ägüpter und Semiten in ihren schwankenden ausschweifenden Verhältnissen hatte unaufhörlich zu Orakeln gedrängt; da der Mensch sich unfähig fühlte den Grund der regellosen jeder Voraussicht spottenden und dabei grimmig verderblichen Verhältnisse zu erforschen und nur im Profeten den geeigneten Mittler erkannte um Aufschluß zu erlangen über die verborgenen Rathschlüsse der verderblichen Übermächte. Dort konnte das Volk des Königs und jeder Obrigkeit weit eher entbehren als des Priesters, der in die außersinnliche Welt vordrang und alle Wissenschaften pflegte deren das tägliche Leben bedurfte. Bei den arischen Hellenen dagegen war das Verhältniß des Menschen zur Priesterschaft ein wesentlich anderes: die gemäßigte Urheimat mit ihren regelmäßigen Lebensverhältnissen hatte das Bedürfniß nach Orakeln nicht überwältigend gesteigert. Für sie gab es eben so wol eine außersinnliche Welt, denn die Grenzen ihrer Sinne waren dieselben, aber jener Theil der Außenwelt machte sich minder verderblich geltend, war minder ausschweifend in der Fülle wie im Elende, war zuverlässiger und bot

im regelmäßigen Verlaufe viel seltener Gelegenheit einen unerklärlichen Willen zu vermuthen der durch Orakel erforscht werden müsse. Sie hatten ihre weitergehenden Wünsche und Hoffnungen wie der denkende Mensch sie allenthalben pflegt; sie verlangten auch nach Einblick in die Zukunft und hatten zu dem Ende aus der Urheimat Priester und Weissager (Hellen oder Sellen) mitgebracht. Allein die Orakel waren von geringerer Geltung und es hing nicht beständig das ganze Volk am Munde des Profeten, um durch die Verkündigung des höchsten Willens die Mittel kennen zu lernen durch welche es grenzenlosem Elende sich zu entreißen vermöge. Die Priester konnten keine übermächtige Stellung erlangen; selbst als Ägüptisch-Semitisches eindrang und die Betäubung-Orakel an die Stelle der nüchternen Weissagung aus rauschen der Baumwipfel gesetzt wurden, konnten die Priester sich keine andere Geltung erobern als das arische Grundwesen des Volkes und die Lebensverhältnisse des gemäßigten Landes es gestatteten. Noch weniger als bei den stärker gemischten Hellenen fand solches bei den Römern statt; ihre Priesterschaft war angesehen und hochgeehrt, dabei aber den Statsbehörden untergeordnet; auch die Orakel zu Cumä aus Griechenland zugeführt verschwanden frühzeitig.

§. 227. Bei den **arischen Völkern** widerstrebte auch ihre Zersplitterung in eine Anzahl unabhängiger Völkerschaften und Stämme jeder übermächtigen Ausbreitung der Priesterschaft und ihrer Oberherrschaft.

Die einzelen Stämme gelangten auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten in die griechische und italische Halbinsel, drangen vor schoben und bekämpften sich bis sie einigermaßen zu festen Ansiedlungen gelangten; widerstrebten auch dann jeder Vereinigung welche irgend eine Unterordnung bedingen würde. Bei den Hellenen dauerte diese spröde Abweisung durch alle Zeiten; selbst die Perserkriege welche Alle mit dem Untergange bedroheten konnten keinen festen und dauernden Verband schaffen und nach wieder erlangter Freiheit begannen die inneren Kriege aufs neue um jede vereinende Übermacht zu verhüten. Eine herrschende Priesterschaft ward dadurch unmöglich gemacht; denn die heimischen Priester eines jeden Stammes theilten die Sprödigkeit ihrer Genossen, wollten auch in ihrem Kreise keinen allherrschenden Verband, und da überdies jeder Stamm oder Stat sein besonderes Verehrungwesen aus der vorhandenen Menge erwählte oder zur Ansiedlung aus der Heimat mitgeführt hatte und seitdem vorzugsweise verehrte: so gab es eine Menge sachlich gesonderter Priesterschaften des Zeus Apollon Poseidon u. a., die niemals zu einem geschlossenen Verbande sich vereinigen wollten.

Den Priestern waren auch von jeher die Hauptzweige der Wissenschaft entzogen, nicht in der Weise daß sie ihnen verschlossen gewesen wären, sondern dadurch daß sie außerhalb ihres Kreises gepflegt und verwaltet wurden. Die Gesetzgebung ruhete in der Gemeinde und ward entweder durch die Gesammtheit oder einen Ausschluß der Ältesten, des Adels oder der Fürsten mit ihren Räthen wahrgenommen und die Rechtspflege war angestellten Richtern aufgetragen. Der einflußreichste Theil der Wissenschaften, die Heilkunde, war von den ältesten Zeiten her bei den Ariern der Sorge des Weibes übergeben, welches als treue Gefährtin des Mannes eine höhere Stellung einnahm als bei den Semiten. In den heißen Ländern wo das Weib frühzeitig reift und durch Einsperrung sicher gestellt werden muß, kann es nicht einer gemeinnützigen Thätigkeit sich widmen, die es zwingen würde die Grenzen der Absperrung zu überschreiten; in gemäßigten Ländern dagegen wird das Weib mit seiner Reife mündig, vermag sich selbst zu sichern und durfte sich von jeher frei bewegen Kräuter sammeln und die Heilkunde pflegen, zu der seine Ausdauer zarte Sorgfalt und sein reges Mitgefühl es besonders befähigt. Es war damit den Priestern ein weiter Bereich der Wirksamkeit entzogen, der ihnen durch tägliche Berührung mit dem Volke und durch Heilung der Bedrängten zum gewaltigen Ansehen verholfen hätte; viel sicherer noch als die Weissagung, deren Mißerfolge öftmals sichtbar und schreiend zu Tage kommen, wogegen die der Heilkunde stumm in den Erdenschoß verschwinden.

Diese aus dem arischen Grundwesen stammenden Beschränkungen verhinderten es nicht allein daß die Priesterschaften der Hellenen oder Römer zu einem übermächtigen Verbande sich entwickelten, sondern machte sie auch ungeneigt in den Besitz der Wissenschaften sich zu setzen. Die Priester hielten ihre Fortbildung im Wesentlichen innerhalb des Bereiches den die Römer mit dem Worte „religio“ bezeichneten und der auch in der Gegenwart als Religion aufgefaßt wird, nämlich als Inbegriff der Wissenschaft aller Bezüge des Menschen zu seiner außersinnlichen Welt. Je nachdem der herrschende Glaube diese Bezüge deutete war der Inhalt der Religion ein verschiedener, doch blieb er im Wesentlichen zu allen Zeiten der selbe, indem er die Vorstellungen enthielt über die Einwirkungen der außersinnlichen Welt auf die Geschicke der Menschen und auf seine Außenwelt, so wie seine Kenntniß der Mittel zur Rückwirkung auf die außersinnliche Welt (§. 72). Die Stellung der Priester bei den arischen Völkern bedingte von der Urzeit her ihre Begrenzung auf die Religion; in der Gesetzgebung und Handhabung mogten sie mitwirken, denn der Priester war Mann in der Gemeinde der Männer, ein angesehener Mann aber

nichts mehr; in der Heilkunde mogte er mitwirken Heilquellen besitzen und anwenden, Heilarten (fasten baden Luftkühlung der Hölen u. a.) kennen und pflegen, aber die Heilkunst so wenig wie die Rechtswissenschaft ruhete in seinen Händen; die Priesterschaft war nicht alles in allem wie bei den Ägüptern. Die ägüptischen Priester mußten alle Forschungen in ihren Kreis aufnehmen, denn der gesammte Bereich der Wissenschaften war ihr Besitzthum und der Fortschritt durfte nur in ihrem Kreise stattfinden; daß sie rastlos geforscht haben stellt die erreichte hohe Stufe außer Zweifel. Die arischen Priester dagegen durften außerhalb ihrer Grenzen unbesorgt das Wissen fortschreiten lassen wenn nur innerhalb alles unverändert sich erhielt; denn alles außerhalb der Religion Liegende war ihnen fremdes, sinnliches oder weltliches, wie es die Priester späterer Zeit vorzugsweise benannten und der Religion des geistlichen gegenüber stellten. Die hellenische Priesterschaft überließ selbst die Weltweisheit und Naturforschung Anderen, welche Neigung Fähigkeiten und Zeit dazu besaßen; obgleich beide die Religion einschlossen welche im wesentlichen nur die ehemaligen Gestaltungen jener Wissenschaften enthielt. Die hellenischen Priester hatten aus ägüptischen Quellen unmittelbar wie mittelbar durch Föniker Karer u. a. Geheimlehren empfangen und gepflegt. Ihre Geheimnisse in welche sie Wißbegierige einweiheten deuteten die im Volke verbreiteten Sagen und Gebräuche in höherer Weise, mehrten aber nicht den Einfluß und die Geltung der Priester zum Übermächtigen; denn die Vorgeschrittenen des Volkes reisten in das Ausland um an den Quellen der Weisheit sich zu belehren, und waren nach ihrer Rückkehr der einheimischen Priesterschaft weit überlegen.

Es entstand eine stetig sich erweiternde Kluft zwischen der beschränkten verknöchernden Religion und der unbeschränkt fortschreitenden Wissenschaft; die um so weiter von einander getrennt wurden je mehr die allgemeine Fortbildung des Volkes die Wissenschaften erweiterte und die im Stillstande befindliche Religion rückständig ward. Während die Wissenschaften unabläßig fortschritten, begnügte sich das Priesterwissen (die Religion) mit den rückständig gewordenen Gestaltungen der Weltweisheit und Naturkunde früherer Zeiten; ohne zu begreifen daß solche mittlerweile rückständig geworden, daß die ehemals lebenden Gestalten nur noch abgestorbene Gebilde seien, denen sie durch die sorgsamste Pflege lediglich ein mumienartiges fortleben sicherten. Die Kluft zwischen der Religion (dem erstarrten Priesterwissen) und der lebendigen Wissenschaft ward weiter als jemals in allen nachfolgenden Zeiten in irgend einem Volke; größer selbst als in der Jetztzeit in unserer Mitte; sie wirkte auch viel nachtheiliger ein auf die Geltung der Priester im Volke, namentlich unter den Vorgeschrittenen. Der

gebildete Hellene fühlte sich nicht hingezogen zu den Priestern, welche in ihrem beschränkten Lehrkreise unentwickelt blieben, beschränkt waren in jeder Beziehung, nur endlos die unverständlich gewordenen Geheimnisse wiederholten und die hergebrachten Religionsgebräuche pflegten; die entweder ihre Unwissenheit offenbarten wenn sie als beschränkte Menschen erkannt werden mußten oder ihre Heuchelei wenn sich erkennen ließ daß ihr eigenes Wissen weit hinaus ging über das was sie als Priester äußern durften. Der Gebildete wendete sich ab von der rückständigen geistlosen Religion zu den freien fortschreitenden Wissenschaften, die ihm in Weltweisheit und Naturkunde mehr Aufschluß boten als die Religion und in höher entwickelten Formen; die ihm außerdem ein reiches Wissen zu Gebote stellten bezüglich der Sinnenwelt, welche in der Religion als Wissenschaft des Außersinnlichen keinen Ausdruck gefunden hatte. Nur die Menge des Volkes stand der Religion und den Priestern nahe; denn die rückständig gewordene Religion, als das Wissen ehemaliger Zeiten und tieferer Bildungstufen, stand gleich mit der gegenwärtigen Bildung der rückständigen Menge. Doch hatten die vorgeschrittenen Lebensverhältnisse das Volk unabhängiger gestellt von schädlichen Einwirkungen der außersinnlichen Welt; es bedurfte also um so weniger der Religion und vernachläßigte um so mehr die Priester.

Bei den Ägüptern konnten die Priester als Inhaber und Pfleger der ganzen Wissenschaft Jahrtausende hindurch die Oberherrschaft behalten; bei den Hellenen und Römern dagegen sanken sie zur Unbedeutendheit, wurden Werkzeuge der Anführer und Fürsten, Diener der Gewaltigen, die den Nutzen der Priester nur darin erblickten daß sie das Volk von der Erkenntniß der Aufklärung fern hielten, durch Verdummung verhinderten daß es seine gedrückte Lage erkenne und die Verbesserung derselben erzwinge.

Am frühesten hatten die Denklehrer unter den Hellenen die Kluft zwischen der fortschreitenden Wissenschaft und der erstarrten Religion offenbart, zum Schrecken der Priester und des Volkes. Dem edlen Sokrates kostete es das Leben, daß seine Erkenntniß über die engen Grenzen der Religion hinausging; angeklagt nicht an die Götter zu glauben die der Stat anerkenne und als Irrlehrer die Jugend ungläubig zu machen, ward er zum Tode verurtheilt (399 vor Chr. G.) und vergiftet. Seinen Schüler Aristoteles, den größten Naturforscher seiner Zeit und der nachfolgenden beiden Jahrtausende, verfolgte man ebenfalls mit der Anklage der Gottlosigkeit und des Unglaubens; er floh aus Athen, damit wie er sagte die Athener nicht zum zweiten Male an der Weltweisheit sich versündigen sollten. Die Weltweisen kamen allgemein beim Volke in Verruf, weil ihre Wissenschaft als höchste

menschliche Fortbildung ihrer Gegenwart und ihres Volkes, die rückständigen Vorstellungen ausschloß welche in der Religion der Priester und der Menge ihren Ausdruck hatte. Das Volk, dessen Hoffnungen und Befürchtungen an jenem rückständigen Glauben haftete, sah darin sich bedroht durch die Lehren der Weltweisen; welche zu erfassen ihm die Fähigkeiten mangelten und von denen es durch die Kluft zwischen Religion und Wissenschaft getrennt war die es nicht zu überspringen vermogte.

Die Stellung und Geltung der Religion und Priesterschaft bezeichnete schon der griechisch-römische Geschichtschreiber Polübios (2. Jahrh. vor Chr. G.), indem er schrieb: „Mir scheint, man habe um des gemeinen Haufens willen die Einrichtungen des States auf den Glauben an die Götter begründet. Wollte man aus lauter weisen Männern einen Stat bilden so wäre vielleicht ein solches Verfahren gar nicht nöthig. Da aber jeder Volkshaufe leichtsinnig und voll ausschweifender Begierde ist, voll unvernünftigen Zornes und heftiger Wuth, so bleibt nichts Anderes übrig als sie durch unsichtbare Schreckmittel und dergleichen Schaudergeschichten im Zaume zu halten. Darum erscheinen mir Diejenigen leichtsinnig und unvernünftig zu verfahren, welche die Vorstellung von den Göttern und die Lehre von der Unterwelt beseitigen.“ Ebenso unterschieden die römischen Redner und Statsmänner (Cicero u. a.) zwischen dem Glauben der Gebildeten (den Wissenschaften) und dem Glauben der Menge und Priester (der Religion); hielten auch fest an der Überzeugung, daß um des Volkes willen die Religion aufrecht erhalten werden müsse mit allen Gebräuchen Opfern und Weissagungen; denn in Sachen des Glaubens sei es zweckmäßiger das Volk zu täuschen als dasselbe zur Erkenntniß gelangen zu lassen.

§. 228. In dieser Zeit des Verfalles der Religion und Priesterschaft gelangte der **Jesusglaube** zu den Griechen und Römern. Er gewann allmälig das Übergewicht, so daß die christliche und christlich gewordene Priesterschaft in die Stellung Rechte und Besitzthümer eindrang, aus denen die heidnische Priesterschaft gewichen oder vertrieben worden war.

Die neue Religion hielt sich innerhalb des selben Bereiches den die alte ausgefüllt hatte, und soweit es ihr noch daran mangelte ward sie aus der alten ergänzt. Die Priester mußten sich wie ihre Vorgänger dem bestehenden Gemeinwesen einfügen und unterordnen, und da sie keine neuen Zweige der Wissenschaft aus der Fremde zuführten: so mußten sie auch die freien Wissenschaften nach wie vor außerhalb der Religion sich fortbilden lassen. Die christlichen Priester

gleich ihren heidnischen Vorgängern begnügten sich damit die Bezüge des Menschen zu seiner außersinnlichen Welt zu pflegen; sie waren beschäftigt die Lücken der neuen Lehre durch Heidnisches zu ergänzen um ein zusammenhängendes Lehrgebäude zu schaffen, und ließen von ihrer Pflege ausgeschlossen alle anderen Zweige der Wissenschaft: Weltweisheit und Naturkunde Rechtspflege wie Heilkunst Schriftwesen Künste und Gewerke, welche unabhängig von Männern fortbetrieben wurden die außerhalb des Priesterverbandes standen.

Bei weiterer Entwicklung ward jedoch die Priesterschaft gezwungen aus dem engen Kreise der Religion hinaus zu treten, um für dieselbe kämpfen zu können wider die heidnischen Angriffe die vom Standpunkte der Weltweisheit aus geschahen. Wären die Angreifer nur heidnische Priester gewesen so hätte es dessen nicht bedurft, denn die christliche Auffassung der außersinnlichen Welt konnte der heidnischen genügend widerstehen: sie hatte Wunder wider Wunder Weissagung wider Weissagung, den einzigen alles umfassenden Höchsten wider eine ungeordnete Menge von Verehrungwesen und stützte Alles auf den Glauben der Menschen wie Jene; auch war die christliche Religion der heidnischen an Einfachheit und Faßlichkeit überlegen. Allein die gefährlichsten Angriffe geschahen nicht durch Priester sondern durch Denker, nicht vom Standpunkte der Religion sondern der Wissenschaft. Die christlichen Priester mußten sich bemühen den Angriffen auf dem selben Felde zu begegnen, so lange die Christen noch in der Minderheit waren und sich darauf beschränken mußten durch Überzeugung zu wirken. Als sie jedoch im 4. Jahrhunderte die Oberherrschaft erlangt hatten bedurfte die Priesterschaft dieses Mittels nicht länger; denn die Gewalt führte leichter zum Ziele, und sie nahm keinen Anstand diese eben so rücksichtlos anzuwenden wie sie früher solche wider sich selbst erfahren hatte. Eine andere Veranlassung über die Grenzen der Religion hinaus zu wirken, war geboten in der herrschenden Vorstellung daß fallsüchtige tobsüchtige krampfhafte und andere kranke Menschen von bösen Geistern besessen seien, die nur von den Priestern ausgetrieben werden könnten. Sie ließen sich dazu herbei, versäumten es aber weiter in das Heilgebiet vorzudringen, weil die landüblichen Gewohnheiten aus der Heidenzeit die Priester davon ausgeschlossen hatten. Auch in das Rechtsgebiet hinein ward ihnen Gelegenheit geboten, als späterhin die Schließung der Ehebündnisse ihnen zufiel, sie veranlaßt wurden Ehegesetze zu machen und ihre Gelebung zu überwachen. Solchergestalt hätte der Priesterverband füglich mit der Weltweisheit Heilkunde (Naturforschung) und dem Rechtswesen sich befassen können, wenn nicht die innewohnenden Vorstellungen der Heidenzeit fortwirkend sie beschränkt hätten auf die Religion.

Es mangelte nicht an Männern welche den wissenschaftlichen Anforderungen gewachsen waren:

Tertullian in Karthago gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts vertheidigte den Jesusglauben auf dem Gebiete seiner Gegner mit Gründen der Weltweisheit, des gesunden Menschenverstandes. Anfangs heidnischer Sachwalter und Redner trat er dem neuen Glauben bei und ward dessen eifrigster Verfechter; wobei er seine heidnische Weisheit ungescheut zu Gunsten des Christenthumes anwendete. In ihm wirkte römische Bildung vereint mit den Eigenthümlichkeiten des Landes: feurig und gewandt, dabei streng und verständig schrieb und redete er wie ein begeisterter Dichter und geübter Redner; sein schwermüthiger Ernst ward vom Witze durchleuchtet der seinen lehrreichen Reden das Anziehende verlieh.

Noch entschiedener betrat Klemens von Alexandrien (2. Jahrh.) das Gebiet der Weltweisheit, um die christliche Lehre als die erhabendste und vollkommenste Filosofie zu erweisen. Auf diesem Grunde fortwirkend hat sein Nachfolger Origenes (185—254 nach Ch. G.) ein vollständiges Lehrgebäude geschaffen. Dieser bediente sich bei Auslegung der Bibel der bildlichen Deutung, indem er davon ausging, daß wie die Welt aus sichtbaren und unsichtbaren Dingen bestehe, aus Stoff und Geist, wie auch der Mensch aus Leib und Seele zusammengesetzt sei, ebenso bestehe die Bibel aus Sichtbarem und Unsichtbarem, aus dem geschriebenen Worte in seiner gangbaren Bedeutung und dem verhüllten Geiste der darin liege wie der Kern in der Schale und als tiefer Sinn die eigentliche Offenbarung sei. Durch Anwendung dieser Deutungweise konnte er vermöge seiner Kenntniß der heidnischen Weltweisheit ein Glaubensgebäude schaffen, welches von der Bibel sich nicht entfernte und doch auf heidnischem Grunde stand.

Der Bischof Athanasius zu Alexandrien (4. Jahr.) beschritt ebenfalls das Gebiet des Menschenverstandes um den Heiden entgegen zu treten; welche behaupteten der Glaube an Jesus sei unvernünftig. Er sagte: „wir wollen nach Kräften die Unwissenheit der Ungläubigen darthun, damit ihre falschen Einwürfe widerlegt werden und die Wahrheit durch sich selbst im Glanze erscheine“. Er bediente sich zur Beweisführung der heidnischen Vorstellung des Logos, jenes Ausflusses aus dem Göttlichen welches als Schöpferwort Verstand Weisheit Menschenseele Begeisterung u. a. von den Griechen aufgefaßt ward und späterhin den Christen als gleichbedeutend galt mit dem semitischen „heiligen Geist“ (§. 49). Beim Athanasius nähert sie sich mehr der heidnischen Bedeutung; denn er sagt: „der erste Mensch wurde von Gott nach seinem Bilde erschaffen, das Bild Gottes aber

ist der Logos, dessen Abbild der Mensch, der im Logos Gott selbst schaut. Wie der Logos im Menschen selbst sein Bild abdrückte so in der ganzen Schöpfung; in dieser ist seine Weisheit eingeprägt und abgebildet" u. s. w. Von diesem stark heidnischen Grunde aus, der auch in der fremdartigen Einleitung des Evangeliums Johannis zu Tage tritt, begründete entwickelte und vertheidigte er die damals festgestellten Lehren des Christenthumes. Er ward namentlich der eifrigste Vorkämpfer des hervorbrechenden Glaubenssatzes von der Dreieinigkeit, um den am eifrigsten von 321 bis 381 wider die Arianer als Verfechter der Einheit Gottes (des Theos) gefochten ward. Während dieses Kampfes ward Athanasius dreimal abgesetzt (335. 338. 362) mußte von seinem Sitze fliehen und ward wieder zurückgerufen bis er als vielgeprüfter Glaubenskämpfer 373 starb.

Erst im 9. Jahrh. offenbarte sich gleiches streben unter den bekehrten teutonischen Völkern, die seit Jahrhunderten Christen geworden waren bevor sie in den Besitz der Schriften des Alterthumes gelangten. Sie hatten nicht wider lebende heidnische Weltweisen zu kämpfen, wollten aber den christlichen Glauben rechtfertigen wider die anziehende Weisheit der heidnischen Schriften und begaben sich in deren Gedankenkreis um den Christenglauben als die höherstehende Weisheit zu erweisen.

Am frühesten ragt hervor John Scot (Johannes Scotus Erigena) im 9. Jahrh. in Groß-Brittanien geboren, der in Paris und späterhin in Oxford lehrend das Christenthum mit Gründen der Wissenschaft vernunftgemäß festzustellen suchte. Er bezeichnete Platon als den größten unter denen, die über die Welt filosofiert haben und Aristoteles als den scharfsinnigsten Ergründer des Unterschiedes der natürlichen Dinge; er erklärte es für ausgemacht daß die christliche Religion die wahre Filosofie sei, daß beide Eines seien und dieses sich erweisen lassen müsse. Seine Beweisführungen läßt er gänzlich auf heidnischem Grunde erwachsen, indem er ihre Darlegung folgendermaßen beginnt: „Etwas anderes als Gott und außer ihm giebt es nicht, denn in ihm ist Alles und außer ihm Nichts; Gott war nicht früher als Alles was er in das Dasein rief; das Dasein Gottes ist nichts Anderes als schaffen; er existirt als das Wesen von Allem, denn er allein ist an und für sich wirklich und Alles was in dem Seienden wirklich sein soll ist er allein; was aber als wirklich in ihm begriffen wird ist dieses nur durch Theilnahme an diesem Einen, der allein an und für sich ist." Aus diesem Gottallsein der hellenischen Weltweisen entwickelte er die christlichen Glaubensätze durch eine Beweisführung die bis in das 13. Jahrhundert hinein galt, als sie vom Papste Honorius 3. verdammt ward.

Gleiches streben den christlichen Glauben mit Gründen der Wissenschaft zu belegen, bethätigte Anselm Erzbischof zu Canterbury im 11. Jahrhunderte; der allerdings behauptete: „Ich strebe nicht einzusehen um zu glauben, sondern ich glaube um einzusehen," aber dennoch vom Urgrunde der altgriechischen Weltweisen ausging, um darauf das christliche Glaubengebäude zu errichten mit Einschluß der Engel und Teufel. Er ordnete jedoch die Wissenschaft dem Glauben unter indem er lehrte: „Darum soll der Christ durch den Glauben zur Einsicht fortschreiten, nicht aber durch die Einsicht zum Glauben gelangen; auch wenn er etwa nicht einzusehen vermag soll er nicht vom Glauben ablassen, sondern wenn er zur Einsicht hindurchdringen kann so hat er seine Freude daran, kann er dieses nicht, so bete er an was er nicht zu fassen vermag."

Die Priesterschaft erkannte die Gefahr, welche daraus erwuchs wenn die Wissenschaft als Stütze des Glaubens der Religion benutzt werde; denn sie bot allerdings ihre Waffen zur Vertheidigung, verlangte aber auch daß man ihr die Vertheidigung überlasse, und wenn man ihre Geltung anerkannte um sie zu benutzen, konnte man ihre Geltung nicht bestreiten wenn sie zum Angriffe auf die Religion verwendet ward; sie war eine verwendbare Dienerin, aber eine eigenwillige die durch Freiheit der Entwicklung die Fähigkeit und Neigung zum unterordnen verloren hatte. Die Verbindung mußte gelöst werden: der Priesterverband, die Kirche, wies die Wissenschaft zurück; die auf Denken beruhende Weltweisheit sollte selbst als Dienerin nicht gelten; die Religion sollte nicht durch die verfängliche und verleitliche Wissenschaft bedient und gestützt werden sondern auf dem eigenen festen Grunde des unbedingten Glaubens stehen, der besser durch Gewalt als durch Vernunftgründe festgehalten werden könne. Die Pfleger der Wissenschaft vollzogen ihrerseits die selbe Trennung, schlossen sich fernerhin nicht länger der Religion an um im kirchlichen Schutze und Gewande das Leben zu fristen, sondern entwickelten ihr Wissen selbstständig, frei von den Fesseln der Religion fortschreitend. Der Priesterverband schnitt die Verbindung ab durch Verdammung der heidnischen Beweisführungen seiner gelehrten Mitglieder, am eingreifendsten durch die vorerwähnte nachträgliche Verdammung der Lehren des John Scot. Diese Abweisung ward fortgesetzt durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit; zeigte sich auch noch 1835 als der Papst den Hermesianismus verwarf, nämlich das bemühen des Professors Hermes zu Bonn (1775—1831) die Glaubenlehren der evangelischen Kirche auf dem Grunde der neueren Filosofie zu erweisen und zu befestigen.

§. 229. Von Seiten der Gelehrten vollzog sich die **Abtrennung der Wissenschaft** zuerst in Abailard (1079—1142), der zu Paris lehrend auf die freie und unabhängige Entwicklung der Wissenschaft bestand, sie unbekümmert um die Religion fortbildete und den Glauben als einen Theil der Wissenschaft der selben unterordnete. Er sagte: „Ich vertraue auf die Fülle des Geistes der mir verliehen ist, und hoffe mit dem Beistande Dessen der alles Wissen verwaltet nichts Geringeres als die Vollendung der Wissenschaft zu vollbringen. Wissenschaft heißt die Wahrheit der Dinge begreifen; Wahrheit in welcher der Glaube beruht ist ein Theil von ihr. Der erste Schlüssel zur Wahrheit ist das unabläßige ernste fragen; ihm sollen wir uns mit ganzer Seele ergeben, denn der Zweifel treibt uns zur Untersuchung und durch Untersuchung erlangen wir die Wahrheit."

Von seiner Zeit her entwickelte sich eine Folgereihe von Weltweisen im Bereiche der christlichen Völker Europas, die Wissenschaft neben der Religion fortbildend; welche im Vergleiche zur unabläßig vordringenden Wissenschaft, als erstarrtes Gemenge verschiedenartiger Vorstellungen früherer Zeiten, in ihrem eingenommenen und festgehaltenen Zustande zurückblieb. Die Naturkunde war seit den Zeiten des Aristoteles (4. Jahrh. vor Chr. G.) nur wenig fortgebildet worden, so daß die meisten Glaubensätze der Kirche als durch die Naturkunde früherer Zeiten gebildet unangefochten blieben. Um so mehr litt aber die Religion unter dem Fortschreiten der Denkweisheit (der Filosofie), die sich bewegte auf dem selben Gebiete der außersinnlichen Welt welches die Religion durch ihre Glaubensgeheimnisse auszufüllen suchte. Der Priesterverband ließ unbekümmert die übrigen Wissenschaften sich entwickeln, die er als weltliches Wissen bezeichnete, über welches sein sogenanntes geistliches Wissen, die Gotteslehre (Theologie) hoch erhaben sei; da jene das Rohe Sinnliche Stoffliche zum Gegenstande hätten, wogegen die Theologie das Erhabene Übersinnliche Geistige pflege; jene nur das irdische Wohlergehen fördere, diese aber das ewige Heil des künftigen Lebens. Die Priester schauten hoch herab auf die Naturkunde, nahmen sie sogar unter ihren Schutz indem sie die Lehren des Aristoteles und die Vorstellung des Ptolemäus über die Sternenwelt schützte, als ob diese Üeberzeugungen gelehrter Heiden christliche Glaubenssätze seien; sie glaubten von diesen niederen Zweigen des menschlichen Thuns keine Gefahr befürchten zu dürfen. Dagegen ward ihnen das Gefährliche des freien Denkens um so einleuchtender, dem die Vorgeschrittenen und Wißbegierigen sich zuwendeten; denn diese Art von Denkern begab sich auf das Gebiet des Übersinnlichen, pflegte die selben Vorstellungen welche die Religion in ihren hauptsächlichsten Glaubenssätzen niedergelegt hatte, und untersuchte deren

Begründung auf anderen Wegen als denen welche den Priesterverband zu seiner Feststellung geleitet hatten. Letzterem war aber betreffs mancher Glaubenssätze die Spur ihres Ursprunges verloren gegangen, er wußte nicht mehr wie sie entstanden seien, kannte nicht ihre Begründung, machte aber geltend daß weil sie da seien und seit undenklichen Zeiten vorhanden gewesen, sollten sie als unzweifelhaft beibehalten und geglaubt werden. Es schieden sich aufs neue die beiden Grundwesen welche in der Fortbildung der Europäer wirksam waren: der Priesterverband mit seinen Lehren der Religion stützte sie auf semitischen Grund, strebte ihre Richtigkeit aus Wundern und Weissagungen zu erweisen; die Pfleger der freien Wissenschaft dagegen bewegten sich auf arischem Grunde und verlangten Gründe. Sie forschten nach Gründen, wiesen auch selbst zurück was ehemals die verwandten Vorstellungen des verlassenen Heidenthumes aus dem Semitenthume hatten fortbestehen lassen (§. 186); denn das heimatliche Heidenthum war als Religion gänzlich erstorben und damit hatte das Semitische im Christenthume seine Stütze in den vorherigen Vorstellungen verloren; es mußte seine Fremdartigkeit offenbaren und dahin schwinden.

Die gegenseitige Abstoßung blieb fortbestehen, als im 16. Jahrh. in der römischen Kirche die Spaltung einriß welche zur Ausscheidung der Evangelischen führte. Das Gebiet der Religion verblieb in seiner Umgrenzung und im verhalten der Priester: die Evangelischen wiesen eben so strenge wie die Katholiken die Unterstützung der Denkweisheit von sich. Luther lehrte daß es mit der Vernunft nichts sei, nur der Glaube könne erretten und zum Heile führen; der Zweifel sei der Teufel und führe die Menschen lediglich in Versuchung um sie durch Unglauben zu verderben. So blieben auch in den nachfolgenden Jahrhunderten die semitisch-christliche Religion und die arisch-heidnische Weltweisheit neben einander bestehen, gegenseitig sich abweisend. Erstere begründete ihren Werth auf die Unveränderlichkeit und den langen Bestand ihrer Sätze, auf ihre Verbindungen mit der außersinnlichen Welt durch Wunder Weissagungen Offenbarungen Gebete Opfer u. a. Letztere berief sich auf ihre rastlose vielgestaltige Fortbildung, ihre Verbindung mit dem Menschenwesen und dessen Beziehungen zur gesammten Außenwelt, welche sichtbar auf sein Wohl und Wehe einwirkt oder wirken kann.

Es hat nicht an wiederholten Versuchen zur Vermittlung gemangelt, um den Frieden an die Stelle der gegenseitigen Nichtachtung oder Anfeindung zu setzen. Sie sind aber jedesmal daran gescheitert, daß der starre und unbewegliche Grundzug der Religion unvereinbar war mit dem beweglichen rastlosen fortschreiten der Weltweisheit. Die Priester mußten Jeden aus ihrer Mitte verläugnen der die fest-

stehende Religion fortbilden wollte, wie die Denker Jeden der Ihrigen der die fortschreitende Erkenntniß in Stillstand versetzen wollte oder glaubte einen bleibenden Abschluß erreichen zu können.

§. 230. Eine dem Priesterverbande günstigere Gelegenheit bot sich dar zur **Verbindung der Religion mit der Rechtswissenschaft.**

Das Christenthum hatte die mosaische Gesetzgebung in sich aufgenommen und als göttlichen Ursprunges anerkannt. Die Priesterschaft konnte nicht der Aufgabe sich entziehen jene Gesetze zu erläutern einzuprägen und in der Erfüllung zu überwachen. Sie umfaßten jedoch einen großen Theil des bürgerlichen Rechtsgebietes; vor allem die zehn Gesetze des Moscheh¦, welche Mord Ehebruch Diebstahl Verläumdung Neid Habsucht verboten und Elternliebe befahlen, überdies auch in allen übrigen Vorschriften bezüglich des levitischen Verehrungwesens auf das höchste Wesen des Christenthumes umgedeutet wurden. Der Priesterverband gelangte ferner dazu, schließen und lösen der Ehe unter seine Fürsorge zu stellen, seitdem er die Ehe zum Heilsmittel (Sakrament) erklärt hatte. Er ward weiter auf das Rechtsgebiet gedrängt als er unter den meisten Christenvölkern große Besitzthümer erworben hatte, gleich allen anderen Besitzern den bürgerlichen Gesetzen sich unterwerfen sollte, fast allerorts verschieden. So wirkten allerwärts mächtige Ursachen zusammen um den Priesterverband an die Spitze des Rechtswesens zu drängen, ihm die Oberherrschaft auf diesem Gebiete zu verleihen soweit der Bereich der römischen Christen ging. Je mehr der Verband sich ausbreitete, alle hervorragenden Männer in seinen Kreis zog, alles höhere Wissen damaliger Zeit besaß und an Bildung die Zeitgenossen überragte, desto größer ward seine Befähigung für diese Aufgabe. Fast alleiniger Inhaber der Schreibkunst und Schriftenkunde besaß er allein die Fähigkeit das Geschehene dauernd festzulegen und jederzeit sicherer wieder hervor zu bringen als das Gedächtniß der Unbewanderten.

Der römische Priesterverband war nicht allein durch seine hervorragenden Fähigkeiten, sondern auch durch seine weite Verbreitung besonders geeignet zur Verwaltung des Rechtsgebietes. Durch alle Völker des wichtigsten Theiles von Europa verbreitet, in einer geschlossenen Körperschaft stufenweise geregelt, aus unverheiratheten also unabhängigen beweglichen Mitgliedern bestehend, mit dem Papste an der Spitze der einen unabhängigen Kirchenstat als Fürst beherrschte, war sie stärker und geeigneter dazu als irgend eine der Großmächte Europas. Inmitten aller Bildungvölker gegenwärtig, reich an Kenntnissen und Gütern, auch nach dem Glauben der Völker begabt mit

höheren Kräften (Eingebungen des heiligen Geistes) konnte es außer dem Verbande keine ebenbürtige Fähigkeit geben zur Beherrschung des Rechtsgebietes. Die Priesterschaft hätte ihre Pflicht verkannt, wenn sie nicht gestrebt hätte das Rechtsleben der ihr unterstehenden Völker zu beherrschen. Nur sie vermogte ein gemeingiltiges Recht zu schaffen, welches höher stehend als die zahllos verschiedenen Gesetze der einzelen Völker, zum allgemeinen Christenrechte werden konnte, dauernder die Unterscheidungen zwischen Recht und Unrecht feststellte als die sich widersprechenden Statsgesetze, tausendfach verschieden in der römischen Christenheit. Überdies ward der Papst oftmals zum Schiedsrichter zwischen Fürsten aufgerufen, als Oberhaupt der ganzen Christenheit auch im Rechtsleben anerkannt; es wäre also nichts Neues und Ungewöhnliches gewesen wenn ihm mit seinen Untergebenen das gesammte Rechtswesen unterstellt worden wäre.

Dem Priesterverbande standen allerdings keine Henker zu Gebote um seinen Rechtsprüchen Geltung zu verschaffen; der Glaube der Christen gab ihm aber schon frühzeitig anderweitige Handhaben um Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen zu strafen. Bereits 490 nach Chr. G. als der Kaiser Theodosius, nachdem er in Thessalonich 6000 Menschen im Circus hatte erschlagen lassen, in Mailand die Kirche betreten wollte, verwehrte der Bischof Ambrosius ihm den Eingang so lange bis er Kirchenbuße gethan. So auch im späteren Verlaufe reichten die Strafmittel der Kirche aus um die Übermüthigsten zu beugen, so oft die strafenden Priester der Zustimmung der Völker sicher waren. Päpste und Bischöfe thaten Übelthäter in den Bann, untersagten die Verwendung des Gnadenschatzes der Kirche zur Entsühnung der geängstigten Sünder. Die Furcht vor der ewigen Verdammniß wirkte alsdann weit allgemeiner und eingreifender als irgend eine Strafandrohung andrer Fürsten; denn das zitternde Volk zwang den mächtigsten Herrscher zur Unterwerfung unter die Priesterschaft. Der kräftige Papst Gregor 7. erhob sich zur Behauptung: „Ich finde nicht daß als der Herr dem Apostel das Amt der Schlüssel auftrug, er für die Könige eine Ausnahme gemacht habe; die Fürsten sind der Kirche unterworfen,“ und vor ihm mußte 1077 der deutsche Kaiser Heinrich 4. sich beugen. Die Geschichte hat zahllose Berichte aufbewahrt, wie die Priester ihre hohe Macht in edelster Weise benutzten um die Schwachen zu schützen, rohe Gewalt zu brechen und selbst den Höchstgestellten der Staten einleuchtend zu machen, daß es auch für sie ein höherstehendes Gesetz gebe. In vielen Fällen haben sie mit Lebensgefahr, selbst mit ihrem Tode dem Rechte den Sieg verschafft über frevle Willkür.

Vor allem kann dem schmälig unterdrückten Volke das streben

der Priesterschaft zum Nutzen; denn nur die Priester, aus dem Volke stammend, hatten Mitgefühl für seine Leiden und standen mannhaft zu ihm. Die Geschichte der Jahrhunderte ist erfüllt von Berichten über Unterdrückung und Verbrechen deren Opfer die Menge des Volkes war: Straßenraub und Todschlag Plünderung und Schändung endlose Fehden wider einander waren die gangbare Beschäftigung der rohen und müßigen Gewalthaber; das Volk mußte auf Seiten des Siegenden wie des Besiegten Gesundheit und Leben Ehre und Habe opfern den frevlen Gelüsten seiner Oberherrn; Kirchen und Klöster wurden erbrochen Priester ermordet Nonnen geschändet das Land verwüstet ohne daß die Statsgewalten das Elend des Volkes beachteten oder seiner weiter gedachten als beim steigern seiner Lasten und schärfen der Aussaugung. Der Priesterverband mit seinem weitreichenden Arme war die einzige Macht welche Einhalt gebieten konnte und wollte: den Frevler traf der Bann der ihm den Gnadenschatz der Kirche verschloß; den Beraubten und Verfolgten öffneten sich die Kirchen und Klöster als Freistätten; dem hochadlichen Räuber oder Mörder mit seinen Genossen lähmte die Höllenfurcht den Arm; denn es lagen Fälle im Gedächtnisse in denen die vom Kirchenbanne Betroffenen aus ihren Schlössern vertrieben von allen Menschen gemieden elend an der Heerstraße verkommen oder spurlos verschollen waren. Wem nichts Anderes den rohen Sinn zähmen oder beugen konnte, den vermogte der Hinblick auf derartige Verlassenheit abzuhalten vom wüsten beginnen. Er wußte daß der Kirchenbann ihn seiner Knechte und Mordgesellen berauben, dadurch hilflos der Rache seiner Feinde überliefern werde, sah also das traurige Ende voraus. Konnte ihn die Höllenfurcht nicht zähmen, so bebte er zurück vor solchem Ende, wenn ihn bei aller Rohheit etwas Voraussicht innewohnete. Die volksfreundliche Priesterschaft hat im Laufe der Jahrhunderte unschätzbare Verdienste um das bedrängte Volk sich erworben; sie konnte die Übel nicht ausrotten aber bedeutend mindern, und hat in den Zeiten der ärgsten Bedrängniß das Ihrige gethan.

Wie aber der Priesterverband (die Kirche, das Papstthum) aus verschiedenen Ursachen der Rückbildung verfiel, so auch in seiner Stellung zum Rechtswesen der Völker. Es waren zu verschiedenen Zeiten die Beschlüsse der Kirchenversammlungen, Erlasse der Päpste und Vereinbarungen mit den Fürsten gesammelt worden um das gesammte Kirchenrecht darzustellen. Daraus war aber niemals ein geordnetes Gesetzbuch entstanden, welches den örtlich verschiedenen Gesetzen der Völker hätte vorangestellt werden können. Den Päpsten und ihren Untergebenen stand die Wahrung und Mehrung ihres Güterbesitzes höher als die Ehre und Würde der Gesetzgebung für

Alle. Deshalb begnügten sie sich mit der Gesetzgebung für ihren Verband, so wie dem Richteramte über die Abweichungen vom Glauben, mit der Inquisition über die Ketzerei. Die Päpste mit wenigen Ausnahmen befanden sich nicht auf dem erhabenen Standpunkte, von dem aus sie hätten als Schiedsrichter über Alle wirken können; sie standen nicht außerhalb und über den streitenden Parteien sondern mitten drinnen; viele achteten selbst keine durchgehenden Rechtsgrundsätze sondern verfuhren nach reiner Willkür, mißbrauchten oft den Kirchenbann um zu Gunsten roher Gewalt das Recht zu beugen. Auch wurden sie nur zu oft Werkzeuge der Statsmächte und mußten ihre eigenen Entscheidungen wieder aufheben wenn Klugheit oder Gewalt geboten. Sie gestatteten Eheschließungen und Ehescheidungen im Widerspruche mit den Kirchengesetzen, widerriefen die Genehmigung zum heiraten im verbotenen Grade und widerriefen dann wiederum ihren eigenen Widerruf; so daß blutschänderisches heiraten gestattet verboten und aufs neue gestattet wurde nach Willkür des Papstes; wie es der Fall war bei der Fürstin Jacobäa von Holland. Zu den stärksten Verletzern des Rechtes gehörten in ihrer Glanzzeit die Päpste selbst, denn in ihrem eigenen Lande sah es mit der Rechtspflege am traurigsten aus; die Richter waren meistens käuflich, ihre Entscheidungen wurden häufig von oben her vorgeschrieben und statt der Gesetze herrschten Gewalt und Willkür; die Päpste waren nicht Richter deren Entscheidungen Anerkennung verdienten. Die schöne Gelegenheit zum verbinden der Religion mit dem Rechtswesen der Völker ging verloren; die Priesterschaft zog sich wiederum zurück auf das besondere Gebiet der Verbindungen mit der außersinnlichen Welt.

§. 231. Noch einmal ward die Verbindung zwischen der Religion und den übrigen Zweigen der Wissenschaft versucht, als der Jesuitenorden die Angelegenheiten der Kirche unter seine Leitung nahm und **die Jesuiten als Pfleger der Wissenschaft** auftraten.

Sie brachten aufs neue alle Mittel in Anwendung durch welche das Christenthum siegreich sich erhoben hatte, und gingen noch weiter, indem sie das Gebiet der Religion überschreitend die übrigen vorausgeeilten Zweige der Wissenschaft in ihren Bereich zogen, um sie im Einklange mit der Religion zu entwickeln. Sie erstrebten eine neue Priesterschaft, welche in allen Zweigen der Wissenschaft an die Spitze treten und die höchste Bildung der Völker der Kirche unterthan und nutzbar machen sollte. Sie wählten ihre Mittel mit großer Sachkenntniß, setzten sie mit beispiellosem Erfolge in Ausübung und hatten in allen Zweigen der Wissenschaft Männer ihres Ordens aufzuweisen, welche Zierden der Fächer waren denen sie sich gewidmet hatten.

Kein Gebiet der Erkenntniß blieb ungepflegt: Weltweisheit wie Naturkunde in allen Zweigen Statswissenschaft und Kirchengeschichte wurden Gegenstand ihrer Forschung Lehre und That; durch ihre Hochschulen Erziehunganstalten Kirchen Missionhäuser und Wanderboten nahmen sie die Lernbegierde der Gläubigen von Jugend auf unter ihre Pflege, bereiteten sie in der Weise daß die Wissenschaft mit Einschluß der Religion gepflegt werden konnte ohne gegenseitige Abstoßung.

Der Versuch erschien vielverheißend, gelang im Bereiche des römischen Glaubens im überraschenden Maße, erzielte auch wesentliche Fortschritte und verschaffte den neueren Wissenschaften eine geachtete Stellung neben der alten Wissenschaft, der Religion. Allein die Verbindung konnte nicht lange dauern, denn die Wissenschaft drängte vorwärts und die Religion hielt zurück; sollte jene ihre Geltung wahren, so mußte sie Schritt halten mit der Fortbildung, die außerhalb des Kreises der Kirche bei evangelischen Völkern vor sich ging. Es blieb also nur die Wahl, sie entweder ohne Rücksicht auf die Religion fortzubilden oder zurückbleibend an Geltung und Einfluß zu verlieren. Im Bereiche der römisch Gläubigen kam ihnen allerdings zu statten, daß die andren Lehrer der Wissenschaftzweige außerhalb der Religion ebenso sehr gebunden waren, nach Kräften den Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben verhüllen mußten wie sie selbst; daß also in Vergleich zu diesen die Jesuiten ihre Geltung wahren konnten, ohne wider den Glauben zu verstoßen; daß auch ihre Erziehunganstalten wie ihre Lehrer an den Hochschulen den Vorrang zu behaupten vermogten. Allein der wissenschaftliche Verkehr der Völker ward so lebhaft und innig, daß es nicht möglich war eine Abschließung des römischen Gebietes zu erreichen, um dem Wissen das Gepräge des Glaubens aufzudrücken und der Religion unterzuordnen. Es vollzog sich deshalb auch in ihrem Kreise die Scheidung zwischen der Religion und den übrigen Zweigen der Wissenschaft; letztere schritten fort und ließen die Religion auf ihrem Standpunkte verbleiben. Die Religion durfte nicht weiter entwickelt werden um mit den übrigen Wissenschaften Schritt zu halten; diese dagegen durften nicht erstarren um bei der Religion zu verbleiben, sondern mußten fortgebildet werden um ihren Wert zu behalten. Der Abstand zwischen der rückständigen Religion und den fortschreitenden Wissenschaften ward auch in diesem Kreise größer je mehr die Erkenntniß zunahm; der Versuch jenes tode Wissen mit dem Lebenden zu vereinen schlug fehl; die denkenden Jesuiten wurden theils ungläubig je mehr sie die Wissenschaften pflegten, theils verbreiteten sie Kenntnisse die den Päpsten und Statsgewalten mißfielen und die Auflösung ihres Ordens beschleunigten.

§. 232. In den Hauptabtheilungen der christlichen Kirche, der griechischen wie römischen und evangelischen, ist die **Beschränkung der Priesterschaft auf religiöse Handlungen** die Regel geworden. Die Pflege der übrigen Zweige des Wissens ist davon getrennt; sie wird nicht gefordert und mit wenigen Ausnahmen gemieden, als Etwas was zum Glauben nicht nöthig sei, dem Glauben nicht nütze wohl aber ihn bedrohe.

Im Kirchenstate leitete bisher die Priesterschaft allerdings noch die Statsverwaltung, selbst das Kriegswesen, aber vielfach durch Mitglieder die nur nebenher Priester sind: Rechtsgelehrte Geldmänner Krieger u. dergl. die im Priestergewande ihr ehemaliges Fach pflegen. Im Übrigen blieb ihre dortige Verwaltung so ungewöhnlich mangelhaft, daß sie als überzeugendster Beweis gelten kann von dem Zwiespalte zwischen glauben und wissen. Außerdem hat die Priesterschaft in Rom noch Gewalt über die Dispense, kann von der Erfülluug der Kirchenvorschriften entbinden (Eheschließung im verbotenen Grade oder Ehescheidungen u. a. gestatten); wacht auch für den Bereich der Kirche über Irrlehrer, zu deren Niederhaltung oder Bestrafung sie aber der örtlichen Statsgewalten bedarf. Die griechische römische und evangelische Priesterschaft hat fast allenthalben in Ehesachen richterliche Thätigkeit zu üben, aber meistens in untergeordneter Weise, so daß das Überwiegende in Händen der Statsgewalten liegt. Nur in der Türkei besitzt die griechische Priesterschaft ausgebreitete Gewalt über ihre Gemeinden und verwaltet die meisten Bezüge der Rechtspflege, mißbraucht sie aber auch zur vollständigen Ausbeutung so weit nur möglich.

Die jüdische Priesterschaft hat bis in die neueste Zeit einen größeren Bereich der Wissenschaft pflegen müssen, da in ihrem Kreise niemals die Scheidung zwischen der Wissenschaft und Religion sich vollzogen hat, sondern die in den Alles umfassenden Gesetzen begründete ägüptische Bedeutung der Priesterschaft in ihrem Kreise sich erhalten konnte. Die Rabbinen haben nicht allein mit voller Freiheit den ganzen Bereich des Wissens pflegen dürfen, sondern auch dieser Aufgabe sich gewidmet und in der Schriftensammlung welche als Talmud bekannt ist ihr reiches und vielumfassendes Wissen nieder gelegt. Wie das mosaische Gesetz die gesammte Wissenschaft jener Zeit enthielt, sowol die Religion als Wissenschaft der Wirkungen der außersinnlichen Welt und der Verbindung mit derselben, wie auch die Wissenschaften der Rechtspflege Sternkunde Heilkunde Gesundheitpflege Verwaltung u. a. so mußte auch das Wissen der Rabbinen über die Grenzen der Religion hinaus sich ausbreiten, konnte jedoch nicht zu höheren Stufen gelangen als der rückständigen Beschaffenheit der

mosaischen Gesetze und deren Anwendung gemäß war. Jede weitergehende Entwicklung der Wissenschaften mußten auch sie den außerhalb der Priesterschaft stehenden jüdischen Naturforschern Ärzten und Rechtsgelehrten überlassen; welche sie gepflegt und zur Fortbildung derselben kräftig mitgewirkt haben ohne das mosaische Gesetz als bedingend und hemmend gelten zu lassen. Den Rabbinen wird in neuerer Zeit ihr richterlicher Einfluß entzogen, was sie änlich den christlichen Priestern auf den veralteten kleinen Theil der Wissenschaft beschränkt, den man als Religion unterscheidet.

Die türkische Priesterschaft hat ihrer Obhut den ganzen Bereich des Korans ziemlich vollständig gesichert. Da Muhammad, Semit wie Moses und seinem Beispiele folgend, alle Zweige des damaligen Wissens in seinem Koran berücksichtigte soweit sich Veranlassung darbot, so haben die muhammadanischen Priester gleich den Rabbinen alle Zweige der Wissenschaft in ihrem Kreise gepflegt, auch ebenso vorwaltend in Anlehnung an das Religiongesetz, den Koran. Sie haben gleich den Rabbinen eine reiche Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen zum Koran verfaßt, die änlich dem Talmud der Juden oder den Schriften der Kirchenväter bei den Katholiken, nächst den Stammschriften hohe Geltung genießen. Die türkischen Ulema haben noch jetzt einen viel weiteren Bereich von Obliegenheiten zu erfüllen als die christlichen und jüdischen Priester; selbst wichtige Fragen der Verwaltung und Statskunst werden ihrer Prüfung unterbreitet, um die Sicherheit zu erlangen daß sie nicht im Widerspruche mit dem Koran entschieden werden.

Sobald die Priesterschaften, seien sie christlich jüdisch oder muhammadanisch, auf die Religion sich beschränken, wie jene den bezüglichen Inhalt bestimmter Schriften früherer Zeit (Bibel Altes Testament oder Koran) zur alleinigen Richtschnur nehmen, stellen sie sich zu den übrigen Wissenschaften ebenso wie die altgriechischen Priester (§. 227) in den letzten Jahrhunderten vor Chr. G. Sie verharren auf dem Standpunkte den die Erkenntniß der Vorgeschrittenen in alter Zeit beim abfassen jener Schriften einnahm, und lassen die Entwicklung der gesammten Wissenschaft außerhalb ihres Kreises unberücksichtigt. Sie verknöchern und verbinden ihr Geschick mit dem absterbenden, verfallen der Rückbildung und werden über kurz oder lang als abgestorbenes Gebilde ausgestoßen; vom Lichte der Wissenschaft verdrängt in änlicher Weise wie vor 1500 Jahren die Religion und Religions-Geheimnisse der griechischen und römischen Priester vor dem Lichte des Jesuglaubens erbleichten. Die außersinnliche Welt muß zurückweichen je mehr der Bereich der Wissenschaft sich erweitert.

§. 233. Die Religion des Einzelen, seine Vorstellungen vom Verhältnisse zur außersinnlichen Welt, gehört nur ihm an als Ausdruck seiner besonderen Denkthätigkeit; sie kann der Religion Anderer sehr änlich sein, wird aber doch mit mehr oder minderem Bewußtseine davon sich unterscheiden müssen. Denn wie jeder Mensch seine besondere Außenwelt hat so auch seine eigenthümliche außersinnliche Welt, zu der er sich in seiner besonderen Weise stellt und darin seine eigene Religion sich gestaltet. Dagegen sind die herrschenden Vorstellungen, welche den Religionen der Einzelen eines besonderen Glaubensverbandes gemeinschaftlich sind, in ein unterschiedliches **Religionsbekenntniß** niedergelegt; das entweder durch Überlieferung im Gedächtnisse der besonderen Priesterschaften fortlebt oder in Worte gefaßt jedem einzelen Mitgliede eingeprägt wird.

Die Priester eines Glaubensverbandes bekennen sich gleichmäßig zu jenen Glaubenssätzen und wachen darüber daß auch jedes Mitglied der Gemeinde die selben auffasse und anerkenne. Um jedoch die Gleichmäßigkeit für Alle festhalten zu können, ward es notwendig solches Bekenntniß endgültig festzustellen; denn nur das Gleichbleibende konnte Jeder sich einprägen, nicht das Veränderliche. Deshalb waren von jeher die Priester aller Völker bemüht die öffentliche Religion unverändert zu erhalten, selbst in ihren äußeren Formen Gebräuchen Schriftweisen u. s. w. weil es ihnen einleuchten mußte, daß Änderungen einmal begonnen unaufhaltsam weiter gehen würden. Die Priester mußten altgläubig (orthodox) sein wenn die öffentliche Religion ungeschmälert ihre Geltung behalten sollte.

Die altägüptische Priesterschaft scheint es möglich gemacht zu haben, Alles was die öffentliche Religion und deren Gebräuche betraf lange Zeit unverändert zu erhalten, dadurch daß sie alle weitergehenden Ergebnisse ihrer Forschungen, die gesammte Fortbildung aller Wissenschaften zum Geheimnisse ihres Verbandes machte, dem Volke statt der Lehren verhüllende Erzählungen und Gleichnisse mittheilte. So lange das ägüptische Volk seinen Bildunglauf ungestört fortsetzen konnte gelang dieses; selbst fremde Völker nahmen die sinnbildlichen Erzählungen auf ohne die Deutung zu kennen.

Die israelitischen Priester hatten unausgesetzt zu kämpfen wider andringende Neuerungen; denn je nach vorherrschen des einen oder anderen Stammes, je nach der Entwicklung der örtlichen Lebensverhältnisse und Verbindungen mit anderen Völkern, kamen verschiedenartige Verehrungwesen und Gebräuche zur höchsten Geltung. JHOH Moloch Bal und Adonai, jeder hatte seine Zeit der Oberherrschaft, aber keiner unter ihnen scheint jemals das ganze Volk beherrscht zu haben; denn noch zur Zeit Jesu galten den Juden Jerusalems die

Juden Samariens als Irrgläubige; die Juden in Galiläa wie Jesu Ausruf am Kreuze erweist verehrten keinen jener Götter, sondern waren dem ursprünglichen EL treu geblieben, den die Bewohner Jerusalems nicht mehr kannten, sondern mit Elias verwechselten (Matth. 27. 47). Ein durchgehendes allgemein gültiges Religionsbekenntniß scheint bei ihnen niemals geherrscht zu haben.

Die hellenische Priesterschaft war zu allen Zeiten altgläubig, hielt nicht allein an den Göttern und Orakeln fest sondern auch an den althergebrachten Opfern und Gebräuchen, selbst an den alten unförmlichen Götterbildern. Sie war jederzeit bereit auf alte Opfer und Gebräuche, von den Herrschern abgeschafft oder von selbst außer Übung gekommen, bei günstiger Gelegenheit zurück zu gehen. Die Verbesserungen, welche der künstliche Sinn bei Anfertigung neuer Göttergestalten anbrachte um ihre Formen menschlich schön zu gestalten, betrachtete sie als Ketzerei, als herab ziehen des Göttlichen zum Menschlichen; denn ihr waren nur die alten häßlichen und dürren Göttergestalten die orthodox richtigen. Das hellenische Religionsbekenntniß war aber kein gleichmäßig abgeschlossenes und Jedem bekanntes, sondern bestand allerorts in einer ungleich aufgefaßten Götterfolge, einer Anzahl unzusammenhängender Sagen und hergebrachter Gebete, die vom eindringen fremder Völker und Vorstellungen herrührend weder allgemein verbreitet noch allenthalben gültig waren.

Die Christen konnten von Anfang her kein Religionsbekenntniß haben, weil Jesus kein zusammenhängendes Glaubensgebäude zurückgelassen hatte, nicht einmal eigene Schriften aus denen ein solches hätte hergestellt werden können. Die von Anderen aufgeschriebenen Berichte und Erzählungen waren so manchfach und einander widersprechend, daß allerorts das Christenthum verschieden war und jeder Christ seine eigene Religion zur Geltung bringen durfte, jedes vorgeschrittene Mitglied nach seinem Sinne ein Religionsbekenntniß für seine Gemeinde oder einen ganzen Bezirk verfassen konnte. In seinen Grundzügen entwickelte sich der Glaube dreifältig; in der Art daß im fernen Osten der heilige Geist das höchste Verehrungwesen ward, im römischen Bereiche Jesus und nur in einem Theile der Christenheit der Theos (Gott) die höchste Anerkennung empfing. Die Priester, genöthigt die lückenhafte Lehre zu ergänzen, brachten jeder für sich seine eigene Religion hinein; das Volk nahm seine hergebrachten heidnischen Vorstellungen zur Richtschnur. So erwuchs eine Vielgestaltung, die das Christenthum in verschiedene Religionen zu spalten drohete. Den Spaltungen wurden viele Quellen verstopft als man die meisten der zahllosen Evangelien und Berichte über Jesus seine Jünger und die Personen des Alten Testamentes vernichtete oder verwarf, die

Giltigkeit zum Religionsbekenntnisse auf die Schriften beschränkte welche uns als Bibel bekannt sind. Ein durchgehendes Bekenntniß ward aber erst auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 nach Chr. G.) auf Befehl des Kaisers Konstantin festgestellt und durch seine Strafandrohungen eingeschärft. Das Bekenntniß stellte bereits die Dreieinigkeit auf, konnte aber im Westen Europas wie auch in den östlichen Ländern keine Geltung erlangen, bis durch Kriege und Ränke der Widerstand besiegt worden war. Die christlichen Kirchenversammlungen waren von den ältesten Zeiten her Tummelplätze der ärgerlichsten Streitigkeiten (§. 194) und wenn Worte nicht ausreichten gebrauchte man Gewalt: Fußtritte und Knittelgefechte der beiderseits mitgebrachten Mönche brachten Glaubenssätze zur Entscheidung; die Dreieinigkeit konnte nur durch das Machtgebot des Kaisers zum Beschlusse gelangen. Aber der wandelbare Kaiser wie auch sein Nachfolger und das Volk erkannten so wenig den Wert des beschlossenen an, daß sie die Hauptstütze des Bekenntnisses, den großen Bischof Athanasius wiederholt vertrieben und wiederum einsetzten.

Das nicäische Bekenntniß, welches seitdem die Grundlage der christlichen Religion bildete, umfaßt aber bei weitem nicht den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens; denn es betrifft wenig mehr als die Dreieinigkeit und zwar in folgenden Worten:

„Ich glaube an einen Gott, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, alles Sichtbaren und Unsichtbaren."

„An einen Herrn Jesum Christum den eingeborenen Sohn Gottes vom Vater vor aller Zeit gezeugt, Gott aus Gott, Licht aus Licht und wahrhaften Gott vom wahrhaften Gotte gezeugt nicht erschaffen, dem Vater gleich wesentlich, durch welchen Alles erschaffen ist. Derselbe ist um uns Menschen willen und für unser Heil vom Himmel herabgestiegen, durch den heiligen Geist empfangen und aus der Jungfrau Maria geboren und Mensch geworden; für uns aber ist er gekreuzigt worden unter Pontius Pilatus; hat gelitten und ist begraben worden; am dritten Tage aber stand er wieder auf nach der Schrift und fuhr zum Himmel, wo er zur Rechten des Vaters sitzt und von wo er kommen wird in seiner Herrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Toden; dessen Reich kein Ende nehmen wird."

„Ich glaube ferner an den heiligen Geist, den Herrn der da lebendig macht, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, mit dem Vater und dem Sohne zugleich verehrt und verherrlicht wird, der auch durch die Profeten geredet hat."

„Ich glaube an eine heilige katholische und apostolische Kirche; ich bekenne eine Taufe zur Vergebung der Sünden, erwarte die Widererweckung der Toden und das Leben im kommenden Weltalter."

Das Bekenntniß enthält nichts über die 7 Heilsmittel sondern erwähnt nur der Taufe, bezeichnet auch diese nicht als reinigende Wiedergeburt, als Lossagung vom Teufel, sondern „zur Vergebung der Sünden", eine Wirkung die späterhin der Beichte und dem Abendmahle beigelegt ward. Der Priesterweihe durch Verleihung des heiligen Geistes wird nicht erwähnt, auch nicht der Ehe als Heilsmittel (Sakrament) und eben so wenig der Spitze des Priesterverbandes (des Patriarchen oder Papstes) und dessen Stellung. Es stellt nichts fest über die Geltung der heiligen Schriften, des mosaischen Gesetzes, der Rechtfertigung im künftigen Leben; redet vom künftigen Weltalter statt von Himmel und Hölle und läßt Jesus bereits von Ewigkeit her gezeugt sein. Dieses Glaubensbekenntniß blieb durch alle Folgezeit insoweit angefochten durch die Griechisch-Katholischen, daß sie ausfließen des heiligen Geistes vom Sohne bestreiten, im übrigen aber den Inhalt anerkennen. Die Römisch-Katholischen und Evangelischen erkennen den gesammten Inhalt als Religions-Bekenntniß an; es darf also mit jener geringfügigen Ausnahme als allgemein christlich gelten.

Die erwähnte Lückenhaftigkeit hatte zur Folge, daß das streben nach ergänzen des Bekenntnisses unausgesetzt die Religion des Einzelen zur Geltung brachte, daß jeder dazu berufene seine Vorstellungen zur Ausfüllung der Lücken verwenden wollte. Die Folge war, daß das Christenthum vor allen anderen Religionen reich ward an Glaubensspaltungen; die in endlosen Verfolgungen und verheerenden Kriegen ihren äußeren Ausdruck empfingen, so daß die Glaubenssätze meistens durch die Waffen entschieden wurden. Was eine Priesterversammlung beschloß hob die andere wieder auf, je nach den Einzel-Religionen die zufälliger Weise sich zusammen gefunden hatten. Als die Päpste (Bischöfe zu Rom) die Gewalt erlangt hatten und notgedrungen die Ergänzungen selbst vornahmen, trat an die Stelle der Unterschiede zwischen den einzelen Mitgliedern der Versammlungen die Verschiedenheit der Religionen der einzelen Päpste die einander folgten; durch deren Geltendmachung sie oftmals in Widerspruch geriethen mit den Entscheidungen ihrer Vorgänger, wie auch der vorhergegangenen Kirchenversammlungen. Was zu einer Zeit als stattnehmig oder notwendig erkannt und gelehrt ward, verfiel zu anderen Zeiten der Verdammung; was vordem verdammt ward späterhin befohlen. Seitdem die letzte Kirchenversammlung zu Trient die zur Zeit in der römischen Abtheilung herrschenden Glaubenssätze zusammen faßte um daraus ein Religionsbekenntniß zu bilden, schnitt sie allerdings die Gelegenheit ab zu ferneren Ergänzungen und Spaltungen, schuf aber damit kein allgemein christliches sondern nur ein römisches Bekenntniß. Als im Christenthume vorherrschend kann nur das vorhin angeführte

nicäische gelten; wenn man außer Acht läßt die Geringfügigkeit der griechischen Abweichung und die kleinen evangelischen Abtheilungen welche den Inhalt nicht vollständig anerkennen wollen.

§. 234. Den christlichen Glaubensbekenntnissen jeder Art liegt die Bibel zum Grunde; deren Inhalt jede Haupt-Abtheilung als unzweifelhaft gelten läßt und alles darin berichtete zu vertreten sucht, möge es die eigentliche Religion (die Beziehungen zur außersinnlichen Welt) betreffen oder jeden anderen Zweig der Wissenschaft. Die christlichen Priester jeder Art haben deshalb auch allezeit die **Bibel als Grundlage der Religion** geltend gemacht; davon ausgehend daß ihr Inhalt göttlicher Offenbarung entstamme, auch nicht allein die Richtigkeit der Lehren vertreten sondern auch die geschichtliche Bedeutung jeder berichteten Begebenheit, die wissenschaftliche Begründung jeder darin geäußerten Ansicht.

Sie sind allerdings dazu gezwungen auch das zu vertreten was nicht zur Religion gehört, weil sie die Bibel im Ganzen als Ausfluß des heiligen Geistes geltend machen müssen, um die Unwandelbarkeit ihres bezüglichen Glaubensbekenntnisses zu stützen; denn nur was einer vollkommenen Quelle entstammt also unübertrefflich ist, darf den Vorzug genießen unverändert zu bleiben. Würden sie in irgend einer Beziehung diese Geltung der Bibel bezweifeln, sei es auch in den Fragen die außerhalb der Religion liegen, so wäre sie in ihren Grundfesten erschüttert; denn vom heiligen Geiste darf nicht angenommen werden daß er nur in religiösen Dingen unfehlbar sei, dagegen in wissenschaftlichen Fragen irren könne. Wollten also die Priester dem Verstande gestatten den wissenschaftlichen Inhalt anzutasten, dann würden sie es genehmigen müssen daß dieser auch den übrigen Theil der Bibel seiner Prüfung unterziehe. Die Priester haben deshalb auch folgerichtig für den gesammten Inhalt der Bibel den Offenbarung-Ursprung geltend gemacht und haben die Ausreden Einzeler, daß die Bibel in nichtreligiösen Fragen irren dürfe weil sie nicht zum wissenschaftlichen Unterrichte dienen solle, gebürend zurück gewiesen; in der richtigen Erkenntniß, daß man damit den heiligen Geist der Nachlässigkeit beschuldigen würde, als ob er sorglos irgendwo Irrthümer eingeflößt hätte während ihm die reine Wahrheit bekannt sein mußte.

Die Priester im Allgemeinen halten deshalb auch den ganzen Inhalt der Bibel für Gotteswort d. h. Eingebungen des heiligen Geistes, welche in den Aufzeichnungen der verschiedenen Verfasser ihren unmittelbaren Ausdruck gefunden haben. Sie gerathen dabei allerdings in die zwiefache Verlegenheit:

daß sie für den größten Theil der biblischen Schriften die Offenbarung nicht erweisen können;

daß sie Erzählungen Vorstellungen und Weissagungen als göttliche Eingebungen vertreten müssen, die mit späteren Erfahrungen und Entdeckungen im Widerspruche stehen.

Die Offenbarung können sie nur für den kleinsten Theil der Schriften damit belegen, daß in denselben bestimmte Worte als höhere Eingebungen bezeichnet werden, als lautbare Verordnungen des Höchsten oder offenbarende Gesichte und Träume. Aber alles Übrige wird von den meistens unbekannten Verfassern nicht als höhere Eingebung berichtet, sondern ausdrücklich als eigene Erfahrung oder Erzählungen Anderer oder als Ergebnisse des eigenen Nachdenkens. Überdies sind die Schriften in so unterschiedlichen Weisen abgefaßt, daß sie nicht das Werk eines vollkommenen unveränderlichen göttlichen Wesens sein können; sie tragen die Merkmale der verschiedenen Zeiten ihrer Entstehung an sich, die wechselnden Stimmungen ihrer Verfasser, lassen auch häufig erkennen von welchem Einflusse die Vorstellungen fremder Völker gewesen sind. Auch sind manche Anordnungen und Weissagungen so ungerecht oder unanständig (2. Sam. 24; 1. Kön. 11. 12; 2. Kön. 1; Jes. 8. 3; Hes. 4. 15 u. a.), daß die Angabe ihres Offenbarung-Ursprunges keine schickliche oder annehmbare Vertheidigung zuläßt. Auch der kleine Theil, welcher selbst als höhere Eingebung sich bezeichnet, kann dem Christen nicht als göttliche Offenbarung gelten; denn das Orakel von dem sie ausgegangen sein soll ist für uns Eropäer ganz bedeutunglos. Wir Christen glauben an den arischen Himmelsherrn (Theos Deus Gott Bog) der vom altisraelitischen Feuerherrn so verschieden ist wie der Tag von der Nacht; die Muhammadaner glauben an den altsemitischen Allah (EL) der viel älter ist als JHOH; selbst die Juden glauben seit 2000 Jahren nicht mehr an ihn den grimmigen Verderber, sondern an den gütigen Adonai den befruchtenden Sonnenherrn. Die Vorstellung vom grimmigen fressenden Wesen lebt nur noch in Denen, welche vorwaltend die Eindrücke der dem Menschen bedrohlichen oder verderblichen Weltvorgänge in sich aufnehmen, weit rückständig sind in ihren Vorstellungen und Gefühlen.

Die andere Verlegenheit, daß Erzählungen Vorstellungen und Weissagungen mit nachfolgenden Erfahrungen und Entdeckungen im Widerspruche stehen, ist noch auffälliger. Jesu Weissagung von seiner Rückkunft bei Lebzeiten seiner Jünger ist unerfüllt geblieben; von den unzähligen Verheißungen und Weissagungen des Alten Testamentes, von Abrahams Zeiten her bis zu Ende, sind die wenigsten eingetroffen; bei vielen die eingetroffen sein sollen hat nur die irrige

Deutung des Volkes die anscheinende Übereinstimmung zu Wege gebracht.

Die Naturforschung hat außer Zweifel gestellt daß die Erde viel älter sei als die Bibel berichtet, daß auch die Entstehung der Welt nicht so geschehen sein kann wie der Schöpfungbericht sie darstellt. Die Sonne ist kein untergeordneter Körper, der entstand nachdem die Erde und deren Beleuchtung bereits vorhanden, sondern sie ist 1400000 Mal größer als die Erde; sie ist das Licht für uns, denn das Tageslicht der Erde stammt von der Sonne, auch das Licht welches der Mond uns zuwirft. Die Untersuchung der Erdrinde hat erwiesen, daß die Zeitrechnung der Bibel welche bis zum ersten Menschen etwa 6000 Jahre zurückrechnet, weit unter der Wirklichkeit verbleibt; denn es sind Menschenüberreste gefunden worden unter aufgeschwemmten Schichten, deren allmäliges bilden durch Niederschlag viel weiter zurück geschätzt worden ist. Die berichtete Sündflut kann nicht in der beschriebenen Weise geschehen sein; denn ein 40 tägiger Regen vermögte nicht die ganze Erdoberfläche zu überschwemmen bis auch die höchsten Berge unter Wasser ständen; eben so wenig giebt es Brunnen der Tiefe, aus denen die Erde überströmt werden und in welche die Überschwemmung zurückfließen könnte. Die berichtete Größe des Schiffes Noah war weitaus unzureichend um ein Zuchtpar jeder Thiergattung und dessen Futter aufzunehmen; da es, so weit man gegenwärtig das Land-Thierreich kennt, 1400 Par Säugethiere 5000 Par Vögel und 150000 Par Insekten hätte bergen müssen; mit Fütterung an Fleisch und Pflanzenstoffen bis zur nächst folgenden Ernte für die Fleisch- wie Pflanzenfresser. Die Entdeckungen in der Sternkunde haben überzeugend gelehrt, daß die in der Bibel gegebenen Vorstellungen von der Gestalt der Erde der Beschaffenheit des Weltenraumes der Bewegung der Sonne um die Erde u. a. nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen; sie beweisen die Unmöglichkeit von Josuas Wunder, der die stetige Veränderung der Stellung der Erde zur Sonne unterbrach (die Sonne stille stehen ließ), wie desgleichen die Unmöglichkeit von Jesaias Wunder der den Schatten des Zeigers auf der Sonnenuhr rückwärts schreiten ließ (2. Kön. 20). Die Thierkunde hat längst erwiesen daß die Eintheilungen der Thiere in reine und unreine auf irrigen Voraussetzungen beruheten. Die Erdkunde lehrt daß es nirgends einen so hohen Berg gebe oder geben könne, von dessem Gipfel alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu überschauen wären (Matth. 4. 8) nicht einmal das damalige römische Reich oder die bei Palästina liegenden römischen Provinzen. Die Heilkunde lehrt daß die von Jesus geheilten Krankheiten nicht vom Besessensein herrühren konnten, daß nicht böse Geister in die fallsüch-

tigen krampfbehafteten oder fiebernden Kranken gefahren gewesen seien, aus ihnen reden und durch Beschwörungen von ihnen ausgetrieben werden konnten, sondern daß die Zustände von Erregungen und Nervenreizen abhingen, wie sie noch gegenwärtig in jenen Ländern vorkommen und keine Spur von innewohnenden bösen Geistern offenbaren, auch ohne Beschwörungen bekannten Heilmitteln weichen.

Man kann allerdings aus der Bibel alles entfernen oder bei Seite setzen was mit den Entdeckungen der Naturkunde im Widerspruche steht oder durch die Erfahrungen nicht bestätigt worden ist, und wird dennoch die Bibel als ein schätzbares Werk erkennen müssen; ihr voller Wert würde um so stärker hervorleuchten nachdem alles hinfällige ausgeschieden wäre. Dieses Verfahren würde aber die Voraussetzungen der Priester und ihrer Religionsbekenntnisse zerstören; denn diese beruhen darauf daß die ganze Bibel der göttlichen Eingebung entstamme, also nicht theilweise anerkannt und anderntheils bei Seite gesetzt werden dürfe, sondern im ganzen wie im einzelen als unfehlbar gelten solle. Einzele deren wissenschaftliche Bildung sie abhält das den Entdeckungen Widersprechende oder Unschickliche als göttliche Eingebung anzuerkennen, haben sich zu helfen gesucht durch die Annahme, daß die Eingebung nur auf den religiösen außersinnlichen Theil Bezug habe, wogegen in den weltlichen Beziehungen nur die besonderen Vorstellungen der Verfasser zu erkennen seien. Dem steht aber entgegen, daß die Verfasser der biblischen Schriften nirgends einen Unterschied zwischen Religiösem und Wissenschaftlichem machen, daß es für sie nur eine Wissenschaft gab die Alles in ihren Kreis zog und z. B. in den mosaischen Vorschriften jeden einzelen Theil bis zur Zimmerarbeit Stickerei dem Gewandschneiden der Anfertigung von Zaubertränken u. s. w. mit der selben Sorgfalt behandelt wie die wichtigsten Glaubenssätze; daß dabei auch der geringfügigste Theil als höhere Eingebung in wörtlicher Anordnung des Orakelherrn bezeichnet wird. Wenn die Priester nicht die Bibel in allen Theilen als Ausfluß göttlicher Offenbarung festhalten, dann rufen sie den Verstand zum Richter auf, der die Wissenschaft nur als Ganzes kennt, keinen Unterschied gelten läßt zwischen Religiösem und Wissenschaftlichem Göttlichem und Natürlichem Geistlichem und Weltlichem, vielmehr den gesammten Inhalt seiner Prüfung unterzieht. Es bleibt also für die Priester nur übrig das Ganze der Bibel als Erzeugniß der Offenbarungen des heiligen Geistes anzuerkennen.

Bei solcher Geltung der Bibel sollte man erwarten, daß die christlichen Priester sich bestreben würden, den Inhalt als Ausfluß göttlicher Offenbarung und Gotteswort unweigerlich und getreulich

in Ausführung zu bringen, sowol im eigenen Leben wie in der Ausübung ihres Berufes. Ein jeder Vergleich zwischen den ausdrücklichen Bestimmungen der Bibel und den Ausführungen der Priester zeigt jedoch, daß sie selbst ihr keine Unfehlbarkeit beimessen, sondern ihre eigenen weit abweichenden Meinungen an die Stelle gesetzt haben.

Die Bibel verordnet, daß der siebente Wochentag geheiligt sein solle als Sabbath, als Ruhetag nach sechstägiger Arbeit; die Christen feiern statt dessen den ersten Tag der Woche und arbeiten am Sabbath, was die Bibel mit Todesstrafe belegt. Die Bibel verbietet den Genuß des Schweinefleisches und des Blutes bei Todesstrafe; die Christen mit Einschluß ihrer Priester genießen beides. Die Bibel erlaubt Vielweiberei; die christlichen Priester verwenden ihren ganzen Einfluß, damit Jeder bestraft werde welcher hierin der Bibel den Erzvätern und frömmsten Königen des auserwählten Volkes Gottes folgen wollte. Jesus befiehlt Güterlosigkeit im vollsten Maße; die christlichen Priester folgen lieber dem Beispiele ihrer heidnischen Vorgänger und sammeln Schätze so viel wie möglich. Jesus verbietet den Eid; die christlichen Priester helfen zur Eidesleistung und schwören selbst. Jesus gebietet Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit in solchem Maße, wie kein christlicher Priester sich verpflichtet hält sie zu üben. Im ganzen Verlaufe der Geschichte des Christenthumes haben dessen Priesterschaften sich geradezu ausgezeichnet durch Zanksucht Verfolgunggier Haß und Blutgier Treulosigkeit und Grausamkeit; wie sie im Kreise der heidnischen Völker selten vorkamen. Die Bibel verordnet die Taufe der Erwachsenen nach vorheriger Belehrung; die christlichen Priester (mit wenigen Ausnahmen) taufen im Gegentheile die Säuglinge ohne alle Belehrung, wiederholen auch nicht die Taufe nachdem späterhin die Belehrung geschehen ist. Jesus feierte das Abendmahl als jüdisches Pessachfest, als gemeinsames Mahl bestehend aus Lammsbraten, Brod und Wein; die christlichen Priester haben es willkürlich abgeändert, in der Art daß es nur für sie eine reichliche Spendung geworden ist. Jesus mit seinen Jüngern lebte in Gütergemeinschaft; auch die Apostel vom heiligen Geiste geleitet verordneten sie für die ganze Gemeinde, unter Fluch und Todesstrafe; die christlichen Priester dagegen suchen ihren Eigenbesitz aus allen Kräften zu mehren und würden ohne Zweifel der Einführung jener biblischen Vorschrift den äußersten Widerstand leisten. Die Abweichungen gehen aber noch weiter. Jesus lehrte als höchstes Verehrungswesen den „EL“ erkennen; die christlichen Priester haben diesen ganz bei Seite gelassen, um die heimatlichen oder vordem landüblichen heidnischen Verehrungwesen (Theos Deus Gott Bog u. a.) an die Stelle zu setzen; nur im Kaukasus kennen die Christen noch den EL als heiligen Elias

und opfern ihm. Die Bibel lehrt ausdrücklich daß die Elohim die Welt geformt haben; die christlichen Priester setzen ohne weiteres den eigenen Christengott an die Stelle, den sie überdies für gleichbedeutend ausgeben mit dem altisraelitischen EL und JHOH, so wie dem nachherigen Adonai und Bel Zebaoth; obgleich sie alle verschieden sind unter sich, auch verschieden vom EL des Jesus und noch mehr vom arischen Himmelsherrn, dem Christengotte der Europäer.

Das obwaltende Sachverhältniß ist demnach der Stellung der Priester sehr ungünstig und kann nur nachtheilig für die Geltung der Religion sein. Die Priester können nicht erweisen daß die Bibel einer unfehlbaren, höheren Eingebung entstamme; es beruht also der größte Theil ihrer Vorstellungen über die außersinnliche Welt nicht auf unwandelbarem Grunde. Sie zeigen ferner in ihren Religionsbekenntnissen Einrichtungen und eigenen Handlungen, daß sie selbst die Bibel nicht als bindende Richtschnur anerkennen, sondern ihr nur so weit Geltung einräumen wie es ihrem Verstande richtig erscheint. Es ergiebt sich daraus, daß die Glaubensbekenntnisse keiner unfehlbaren Quelle entstammen sondern menschliche Folgerungen sind, aus einer Anzahl von Vorstellungen welche erleuchtete und vorgeschrittene Männer verschiedener Zeiten und Völker hegten und lehrten; daß ferner die gesammelten Schriften einen Theil dieser Vorstellungen und Folgerungen enthalten, aus denen die christlichen Priester in ihre Lehre nur die aufgenommen haben, welche ihrem Verstande als richtig und brauchbar erschienen. Damit fallen aber die Glaubensbekenntnisse, die Religionen, in das Gebiet menschlicher Wissenschaft, werden erkannt als Inbegriff der Wissenschaft ferner Zeit; entstanden aus den Vorstellungen und Begriffen welche die Menschheit bis dahin gebildet und angehäuft hatte, offenbart in den Lehren ihrer Vorgeschrittenen die auf uns vererbt wurden. Sie waren jedoch mit dem Grundfehler behaftet, daß sie auf der vorliegenden Stufe ihrer Ausbildung erstarrt und der Rückbildung verfallen waren; weil ihre Pfleger diesen Zweig des menschlichen Wissens von der rastlos vorschreitenden Fortbildung der Gesammt-Wissenschaft zurückgehalten hatten. Sie müssen in Folge dessen, als veralteter Zweig der menschlichen Erkenntniß früherer Zeiten, der Auflösung anheimfallen.

§. 235. Die Priester des Christenthumes haben deshalb von jeher sich gezwungen gesehen, gleich ihren hellenischen Vorgängern, die entgegenstehenden Ergebnisse der Wissenschaft abzuweisen und ihre Verkündigung zu unterdrücken. **Die Verfolgung der Wissenschaften durch die Priester** begann jedesmal sobald jene ihre unabhängige Fortbildung begannen und geltend machten.

Wo der Priesterglaube seine ursprüngliche Verbindung mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft gelöst hatte, durch Stillstand rückständig und durch Rückbildung geschwächt worden war, blieb nur die Wahl entweder von der rastlos fortschreitenden Wissenschaft überwachsen und erstickt zu werden, oder zu versuchen die ganze Wissenschaft zum Stillstande zu bringen um alle Zweige im Einklange mit der Religion und ihr untergeordnet abzuschließen. Sie verlangten zu dem Ende, die übrigen Wissenschaften sollten sich beschränken auf das sinnlich Erkennbare und keinenfalls das Gebiet des Außersinnlichen, der Religion, erforschen wollen; auch ihre Untersuchungen stets im Einklange mit dem Priesterglauben zu halten um diesen dadurch zu stützen. Wer dem entgegen handelte, den behafteten die Priester der Hellenen wie der Christen und Juden mit dem Namen eines Gottesleugners (Atheisten) und überwiesen ihn dann der Verachtung und Mißhandlung der Menge der Rückständigsten.

Schon die hellenischen Priester verfolgten (im 5. Jahrh. vor Ch. G.) den Weltweisen Anaxagoras als Atheisten, weil er nicht anerkennen wollte daß die Sonne ein göttliches Wesen sei auf feurigem Wagen die Erde umkreisend, sondern erklärte sie sei ein Körper von gleichem Stoffe wie die Erde, aber im glühenden Zustande und deshalb leuchtend und wärmend. Diagoras — 450 ward verfolgt weil er nicht an die Götter glaubte; Protagoras — 400 aus Athen verbannt und seine Schriften verbrannt; Prodikas ward hingerichtet. Ebenso ward Sokrates, wenn auch nicht unmittelbar von den Priestern, so doch auf Grund ihrer Lehre der Gottlosigkeit und Gottesleugnung angeklagt und zum Tode verurtheilt (399 vor Ch. G.). Sein Schüler Aristoteles entging nur durch die Flucht dem gleichen Schicksale.

Im Mittelalter ward Jeder von den Priestern verachtet oder gar verfolgt, welcher bekannte, daß die Erde eine Kugel sei und es Gegenfüßler gebe; nach ihrer Ansicht, die sie als Glaubensmeinung hinstellten, war die Erde eine Scheibe, vom Himmel überwölbt, und unter ihr die Hölle. So ward der bairische Bischof Vergilius im 8. Jahrh. vom heiligen Bonifaz als Ketzer verschrien, weil er das Vorhandensein von Gegenfüßlern annahm, und als er dessen Aufforderung „seine Albernheiten zu widerrufen und nicht länger die einfältige Weisheit in Christo durch seine Verrücktheiten zu besudeln" nicht achtete, verklagte ihn Bonifaz beim Bischofe oder Papste Zosimus in Rom, welcher vom heiligen Geiste geleitet verordnete: „Den Filosofen Vergilius sollst du aus dem Tempel Gottes und aus der Kirche vertreiben und ihn des Priesterthumes auf einer Sünode entsetzen, wenn er zu jener verkehrten Lehre sich bekennt." Unter den Arabern wurden vier ihrer größten Denker: Alkendi Alfarabi Abusina

Averrons als Ungläubige und Verdächtige verfolgt. Roger Bacon im 13. Jahrh. ward mit lebenslänglicher Haft bestraft weil Naturforscher. Als Colon (Columbus) dem Könige von Spanien anbot, auf dem Westwege nach Indien zu fahren und der Prüfung einer Versammlung von gelehrten Priestern unterstellt ward, belachten diese es als thörichte Meinung, das Colon annehme, auf der entgegen gesetzten Seite der Erde wohnten Menschen; nur die Rücksicht auf den König, den der Name Indiens als Inbegriff alles Reichthumes reizte, konnte ihn vor der Verachtung und dem Hasse der Priester schützen. Als Kopernikus 1517 entdeckte, daß nicht die Sonne und der ganze Sternenhimmel in jeden 24 Stunden einen Umlauf um die Erde vollbringen, sondern dadurch daß die Erde sich umdrehe jener scheinbare Umlauf entstehe, und sein Werk darüber 1530 vollendet hatte, verschob er die Veröffentlichung aus Furcht vor den Priesterverfolgungen, so daß es erst 1543 erschien unmittelbar vor seinem Tode. Der evangelische Melanchthon eiferte heftig wider die neue Lehre und rief die Obrigkeiten auf gegen die Verbreiter einzuschreiten. Dagegen achteten die römischen Päpste und Kardinäle anfangs der gefährlichen Lehre wenig, waren ihr sogar günstig gesinnt; späterhin folgte größerer Eifer für die Religion und als der große Galilei (1564—1642) die Umdrehung der Erde lehrte ward er in Rom verurtheilt zur Gefangenschaft und die Lehren wurden verdammt. Nach den Erklärungen der Inquisition „entsprangen aus dieser Lehre fortwährend Unordnungen und Mißbräuche zum Nachtheile des Glaubens, und aus Eifer derselben ein Ziel zu setzen und nach dem Wunsche Seiner Heiligkeit und Ihrer Eminenzen“ ernannte das Gericht eine Priester-Commission, welche Folgendes beschloß:

„die Behauptung daß die Sonne im Mittelpunkte des Weltalls sei, ist abgeschmackt filosofisch falsch und offenbare Ketzerei, denn sie ist ausdrücklich der heiligen Schrift zuwider;“

„der Satz daß die Erde nicht der Mittelpunkt des Weltalls noch unbeweglich sei sondern daß sie sich bewege und zwar auch täglich, ist ebenfalls abgeschmackt filosofisch falsch und theologisch betrachtet mindestens irrig im Glauben.“

Weiteres verordneten die Priester als Galilei, jener Verdammung ungeachtet 1632 eine Schrift herausgab, in der er die Gründe für die verdammte Lehre nachdrücklich entwickelte „ohne eine Lösung zu geben, und dadurch der Ketzerei stark verdächtig wird, so rufen wir den allerheiligsten Namen Jesu Christi und seiner glorwürdigsten Mutter der Jungfrau Maria an und verurtheilen euch Galilei in das Gefängniß des heiligsten Gerichtes auf so lange wie uns beliebt und befehlen euch zu heilsamer Busübung in den drei ersten Jahren

wöchentlich einmal die Bußpsalmen herzusagen. Also beschlossen und von uns unterzeichnet: Felix von Ascoli (und von sechs anderen Kardinälen)". Der 70 jährige Galilei ward zur Abschwörung der besagten „Irrthümer und Ketzerei" gezwungen, murmelte aber vom Knien sich erhebend: „und sie bewegt sich doch."

So fand jede neue Entdeckung der Wissenschaften, welche nicht dem Wortlaute der Bibel gemäß war oder die dem Glauben der herrschenden Priester gefährlich erschien, nicht allein ihren Widerstand sondern auch harte Verfolgung, wenn die Macht dazu in ihren Händen lag. Die besondere Religion machte keinen Unterschied; denn auch die jüdischen Rabbiner straften mit Bann und dadurch beabsichtigten Hungertod jeden ungläubigen: den edlen Spinoza in schimpflichster Weise, weil er nicht so dumm war wie sie. Die spanische Inquisition, noch eifriger als diejenige zu Rom zog jeden Fortschritt der Wissenschaft in den Kreis ihrer Untersuchungen; jeder Denker dessen Lehre bedenklich erschien für die Religion verfiel ihrer Bestrafung, die sehr oft zum Scheiterhaufen führte. Bei evangelischen Völkern mangelte es nicht am Willen, nur waren die Priester gezwungen gelinder zu verfahren. Dem englischen Naturforscher Priestley ward 1791 von der aufgehetzten Menge in Birmingham das Haus erstürmt, seine Bücher und Geräthe zerstört weil seine Untersuchungen der Religion gefährlich erschienen. Der große Denker Kant ward 1794 zum Stillschweigen gezwungen und Fichte verlor (1799) seine Stellung als Lehrer an der Hochschule zu Jena, weil seine Untersuchungen „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" der Priesterwissenschaft gefährlich erschienen. So haben noch in den letzten Jahrzehnden Strauß Büchner Moleschot u. a. den Haß der Priester und ihrer Anhänger erfahren müssen weil ihre Lehren der Religion gefährlich waren. Priester wollen allerorts am wenigsten dulden, daß die Bedeutung angefochten wird welche sie den Vorstellungen über die außersinnliche Welt sowie dem Inhalte der Bibel willkürlich unterlegen.

§. 236. Es wäre aber unrichtig daraus zu folgern, daß der **Werth der Religion** wie sie in den verschiedenen Glaubensbekenntnissen der Christen ausgesprochen ist, nur geringe zu schätzen sei.

Vorstellungen früher Zeiten sind ebenso wenig wertlos wie wertvoll um ihres Alters willen. Ein großer Theil der Vorstellungen und Begriffe der Jetztzeit stammt aus den entlegensten Zeiten ohne an Wert zu verlieren, steht vielmehr der vorgeschrittensten Erkenntniß der Jetztzeit ebenbürtig zur Seite oder liegt ihr zum Grunde; manche Vorstellungen dieser Art sind in den Glaubensbekenntnissen enthalten.

Ebenso finden sich in den sonstigen Vorschriften der Bibel viele, welche unvergänglichen Wert besitzen weil sie mit den Lebensbedingungen des Menschenwesens im Einklange stehen. Diese sind aber keineswegs ausschließliches Eigenthum der Bibel, sondern finden sich in gleicher oder höherer Entwicklung bei anderen Völkern, deren Fortbildung durch die Bibel nicht beeinflußt worden ist. Vorschriften der Menschenliebe Wohlthätigkeit und Elternliebe, so wie Verbote des Mordes Ehebruches Diebstahls Meineides u. a. finden sich in gleicher Bedeutung in den Schriften der Ägüpter Inder Chinesen Perser Griechen und Römer; welche außerdem noch andere schätzenswerthe Vorstellungen über Vaterlandsliebe Tapferkeit Duldsamkeit u. a. enthalten an denen es der Bibel mangelt. Unsere in Europa einwandernden Vorfahren hatten manche Vorstellungen und Einrichtungen die weit höher standen als die jüdischen. Es kann nicht mit Grund behauptet werden die Bibel sei Ausfluß der höchsten Bildung ihrer Zeit, da andere gleichzeitig lebende Völker höhere Stufen der Bildung erreicht hatten, auch in ihren Vorstellungen und Werken das jüdische Volk welches die Bibel schuf weitaus überragten.

Der dem Menschenwesen entsprechende Theil der Bibel behält seinen Wert; nur dürfen die Anhänger der aus der Bibel gefolgerten Glaubensbekenntnisse nicht als Vorzug ihrer Quelle beanspruchen, daß sie Erhabeneres enthalte als die Quelle der Erkenntniß eines jeden anderen Volkes; vielmehr muß anerkannt werden daß andere nicht-biblische Völker nicht allein das selbe Wertvolle besaßen, sondern noch Besseres was die Bibel nicht enthält. Was in der Bibel Gediegenes von bleibendem Werte sich vorfindet, enthalten auch bei anderen Völkern die Schriften für welche keine höhere Eingebung beansprucht wird, sondern anerkannt dem Nachdenken ihrer Verfasser entstammen. Der bleibende Wert der Bibel wie der Religion überhaupt liegt in ihren rein menschlichen Theilen, d. h. in denen welche den Lebensverhältnissen des Menschenwesens gemäß sind. Diese kommen aber in den öffentlichen Religionsbekenntnissen am wenigsten zum Ausdrucke, sollen nicht die unterscheidenden Merkmale abgeben, vielmehr werden diese gesucht in den Deutungen des Verhältnisses der Menschen zu ihrer außersinnlichen Welt. Diese Deutnngen in rückständigen Zeiten auf Grund der erlangten Bildung entstanden, sind als Ergebnisse der Wissenschaft der Entstehung Fortbildung und Rückbildung unterworfen. Jede Religion, welche in der Menschheit geltend war oder ist, hat diesen Lebenslauf durchgemacht oder noch zu vollenden; sobald ihre Fortbildung den Gipfel erreicht, tritt die Rückbildung ein und schreitet fort bis zur völligen Auflösung. Damit schwindet aber keineswegs der gesammte Inhalt der Religion

sondern nur das Vergängliche, anderweitig durch höhere Bildungen Ersetzte; das Wesentliche Unersetzte bleibt bestehen, wird in den Gesammtschatz der Menschheit aufgenommen und nützt für alle Folgezeit. Auch das Vergängliche Abgeworfene ist nicht wertlos gewesen; es hat gegolten und gewirkt in seiner Zeit und hat erst dann aufgehört zu leben als seine Zeit abgelaufen war, als es Raum geben mußte den höheren Bildungen des rastlos fortschreitenden Menschenwesens.

§. 237. Der **Einfluß der Wissenschaften** auf die Erschütterung der rückständig gewordenen Glaubensbekenntnisse, ward am einschneidendsten als die Entdeckung des Kopernikus durch die erste Umseglung der Erde ihre unleugbare Jedem begreifliche Bestätigung erhielt; nunmehr um so williger die Lehre Eingang fand daß die Erde nicht inmitten der Welt stehe und Alles um dieselbe sich drehe, sondern daß sie eine der Sterne sei welche die Sonne umlaufen, daß sie durch eigenes umdrehen den täuschenden Eindruck erzeuge als ob die Welt um sie kreise. Wenngleich die Entdeckung des umdrehens der Erde schon bei den Hellenen gemacht worden war, so äußerte sie doch ihren gewaltigen Einfluß erst nach der Wiederentdeckung durch Kopernikus, als Galilei sie bestätigt und Keppler sie erweitert hatte. Sie vernichtete die bis dahin gangbare Überschätzung der Erde, wies nach daß sie kein Haupttheil der Welt sei sondern ein kleiner Stern unter Millionen großen; daß die frühere Eintheilung der Welt in die überirdische (den Himmel) die irdische (Erdfläche) und. unterirdische (die Hölle) unrichtig sei, daß die Sternenwelt aus einer unzählbaren Menge großer kugelartiger Weltkörper bestehe, welche nicht neben einander am blauen Gewölbe befestigt seien, sondern in ganz verschiedenen sehr großen Abständen frei schwebten im Weltenraume. Es erwies sich ferner daß die Wolken Dunstmengen seien die in dem Luftmeere umher treiben, welches zu unserer Erde gehörig ist und sie umhüllt, daß außerhalb der Lufthülle der Erde nur der unermeßliche Weltraum sich ausdehne nach allen Seiten. Der Himmel verschwand den man sich gedacht hatte über den Wolken, ebenso die Hölle unter der Erde; denn man vermogte nicht neue Räume für sie aufzufinden.

Indem die Vorstellung schwand daß die Erde ein Haupttheil der ganzen Welt sei, verlor sich auch die Vorstellung von dem hohen Werte den die Menschheit sich selbst beigelegt hatte, von der besonderen Sorgfalt welche die Weltregierung einzelen Völkern, vor allem dem jüdischen, gewidmet haben sollte. Der Mensch durfte sich hinfort nur als das höchstentwickelte Wesen der kleinen Erde betrachten, die einen winzigen Theil der sichtbaren Welt bildet. Während er vordem geglaubt hatte die ganze Welt sei nur für ihn erschaffen und alle Vorgänge

geschähen nur um seinetwillen, Alles was auf ihn wirke befinde sich in seiner Nähe, mußte er jetzt erkennen wie weit Alles in die Ferne reiche. In dem Maße wie er sich kleiner fühlte zur Welt ward seine Gottesvorstellung größer, immer größer bis ihm jedes Maßverhältniß zum vergleichen fehlte. Er fand sich gemüßigt aus seiner Gottesvorstellung alles Menschenartige auszuscheiden; er fühlte wie vermessen es sein würde fernerhin als Ebenbild Gottes sich zu betrachten, das Staubkorn dem Unermeßlichen gegenüber. Er sah auch ein wie wenig es diesem Verhältnisse angemessen sei, die Vorstellungen beizubehalten welche man vordem gehegt hatte über das Verhältniß Gottes zum Menschen, abgemessen nach der vergleichsweisen wichtigen Stellung die der Mensch sich selbst in der Welt zugewiesen hatte. Was ihm vordem so überaus wichtig erschienen war um Gottes unmittelbares einschreiten und oftmaliges bemühen zu erheischen, mußte ihm jetzt so geringfügig erscheinen daß eine menschenartige Einmischung Gottes nicht länger gedacht werden konnte. Die wichtigsten Vorstellungen der christlichen Glaubensbekenntnisse verloren ihren Halt im Bewußtseine Derer, welche ihre Vorstellungen als Inhalt ihrer Religion nach jenen Entdeckungen gestalteten.

Eine andere tiefeingreifende Entdeckung war die Erkenntniß des Unvergänglichen der Stoffe in den wechselnden Gestaltungen der Erde, der Thiere und Pflanzen wie der übrigen zeitweiligen Formen. Es ergab sich aus den Zerlegungen, daß Jedes unter dem vorhandenen das Ergebniß von Zusammensetzungen und Auflösungen bekannter einfacher Stoffe sei, die je nach ihren Bindverhältnissen und den Einwirkungen anderer Körper (Druck Wärme u. a.) unterschiedliche Gestaltungen bilden; aus einer Mischung und Form in die andere übergehen können, ohne daß die einfachen Stoffe ihre Urbeschaffenheit einbüßen, an Menge oder Gewicht verlieren. Mit der Entdeckung daß diese Stoffe alle Räume erfüllen schwand die Vorstellung des Nichts, welche vordem von großem Einflusse gewesen war. Man überzeugte sich, daß wenn ein Sichtbares unsichtbar werde sei es keineswegs vernichtet wie man vordem glaubte, sondern habe nur seine Körpergestaltung geändert, könne in seiner Unsichtbarkeit festgehalten und durch neue Verbindungen Wärmeentziehung oder Druck wiederum sichtbar gemacht werden. Es war deutlich daß keine Pflanze und kein Thier aus dem Nichts entstehe oder sich auflöse in das Nichts bis auf ein Häuflein Asche, sondern daß alle Vorgänge, entstehen wie vergehen, nur Wandlungen der Stoffverbindung sei, wägbar und meßbar in ihrem Verlaufe und derartig nachweisbar in allen Änderungen der Gestaltung, daß die Überzeugung begründet ward kein einziges Stofftheilchen verliere sich in Nichts oder komme aus dem Nichts hinzu.

Diese Bereicherung der Erkenntniß beseitigte eine Reihe bisher gehegter Vorstellungen, machte sie rückständig und überwies sie dem Untergange durch Rückbildung; darunter vor allen die Vorstellung der plötzlichen Entstehung der Welt aus Nichts und der dereinstigen Auflösung in Nichts; vordem gefolgert aus dem sichtbaren entstehen und vergehen der Einzeldinge, deren Stoffe in ihrer vorherigen Gestalt wie in der nachherigen man zum größten Theile nicht hatte erkennen können, weil sie luftförmig (gasig) und unsichtbar waren, also unbemerkt kamen oder verflogen. So lange man sich vorstellte daß Einzeles aus Nichts (dem Unsichtbaren) entstehen und in Nichts (Unsichtbares) sich auflösen könne, durfte man schließen daß auch die ganze Welt in derselben Weise entstanden sei und am Ende vergehen werde. Seitdem aber erkannt worden ist, daß nur die Verbindungen der Stoffe entstehen und vergehen, nicht die Stoffe selbst, zieht man den entgegen gesetzten Schluß daß die Welt als Ganzes weder einen Anfang genommen habe noch ein Ende nehmen werde, daß der Stoff in seiner Gesammtheit ewig sei; daß ferner entstehen wie vergehen lediglich in den unzähligen Gestaltungen vor sich gehe von denen jede einzele eine beschränkte Dauer habe, so lange bis die zum Grunde liegende Stoffverbindung durch übermächtige Wahlverwandschaft anderer Stoffe aufgelöst werde. Es ward der außersinnlichen Welt die ganze Menge der unsichtbaren Stoffe und Verbindungen entzogen, sie ward aus dem Gebiete der Einbildung in das der Sinnenwelt des messenden und wägenden Verstandes versetzt. Damit fielen alle Folgerungen hinweg welche die Wissenschaft des Außersinnlichen, die Religion, vordem gebildet hatte, als die Erkenntniß des Unsichtbaren fehlte und man noch glaubte auf seine Sinne unbedingt sich verlassen zu dürfen.

Mit der Ewigkeit des Stoffes erkannte man auch die Ewigkeit der Kräfte, welche zur Erscheinung kommen bei Wandlung der Stoffverbindungen, der Gestaltung oder der Weltstellung der Gegenstände. Man erkannte, daß in jedem dieser Fälle die vorgehende Änderung die Folge einer vorhergegangenen Bewegung sei und wiederum einwirke auf den Zustand anderer Gegenstände. Man unterschied diese Einwirkungen je nach ihrer Erscheinung als Anziehung Wahlverwandschaft Electricität Magnetismus Galvanismus Wärme oder Licht, begann diese Einwirkungen zu prüfen und zu messen, lernte sie willkürlich hervorzurufen und in einander umzusetzen. Sämmtliche Wirkungen wurden zuletzt als verschiedene Geschwindigkeiten der selben Bewegung erkannt, welche die einfachen Stoffe zu den zahllosen vorhandenen Gestaltungen vereinte; deren Erscheinung alsdann in zweierlei Weise Eindrücke in uns erzeugt, als Raumerfüllung (Stoff) in der zeitweiligen

Gestalt der Verbindungen, als Kraft in den vorgehenden Veränderungen derselben.

Damit schwanden die Vorstellungen von geheimen außersinnlichen Kräften geistiger Art, die weit entfernt und erhaben über menschliche Faßlichkeit bewirken sollten was verborgen und unerklärlich vor sich gehe. Hatte man früher geglaubt jeder Stern werde von einem Geiste (Dämon oder Engel) geleitet damit sie nicht zusammenstoßen, so erkannte man jetzt daß die Eigenbewegung und ihre gegenseitige Anziehung sie aus einander halte und zur Umkreisung zwinge. Hatte man früher angenommen allerorts schwebten Geister umher (Seelen Verstorbener, Dämonen Engel Teufel) denen die Vorgänge zuzuschreiben seien zu denen kein sichtbares Ursächliches erkannt wurde, so konnte man jetzt sich überzeugen daß das Ursachgebende sichtbar in seinen Wirkungen vorliegend, genau gemessen und willkürlich in andere Formen übergeführt werden könne. Indem die vorherige Verborgenheit erhellt ward, verlor das Gebiet des Außersinnlichen und die Religion als dessen Wissenschaft ganze Reihen von Vorstellungen, welche in Ermangelung der Erkenntniß durch die Einbildung hergestellt worden waren. Der Verstand erkannte, daß was er vordem als ein den Stoffen Fremdes, als Geist oder Geistiges sich gedacht hatte, sei im Gegentheile ein den Stoffen in der vorliegenden Verbindung Innewohnendes; nämlich ihre Bewegung, ohne welche sie nicht in den vorhandenen Gestalten als Raum und Kraft auf die Sinne wirken könnten. Man erkannte daß unsere Vorstellungen vom Dasein eines jeden Gegenstandes und Wesens lediglich aus ihrer Raumerfüllung und Kraftäußerung (Bewegung) herrührten, welche Eindrücke der Mensch vordem als verschiedene Wesen (Leib und Geist) aufgefaßt hatte, statt als verschiedene Eindrücke die ein besonderes Dasein oder Wesen auf ihn machte.

§. 238. Das **Zurückdrängen der außersinnlichen Welt** mittelst der Erkenntniß schreitet unausgesetzt fort; der Mensch erweitert den Umfang seiner Fähigkeiten, zieht weite Bereiche des Außersinnlichen in den Bereich seiner Sinnenwelt, das Wissen tritt an die Stelle des Glaubens, der wägende Verstand an die Stelle der dichtenden Einbildung. Der Zweig menschlicher Wissenschaft, welcher sich beschäftigte mit der außersinnlichen Welt, die Religion, wird entblößt von den höchsten Gestaltungen welche sie geschaffen hatte. Sie war Vorläuferin gewesen, hatte mittelst der Einbildung zu erforschen gesucht was dem Wissen noch verborgen lag; jetzt nachdem die übrigen Zweige der Wissenschaft sie überholt haben verliert sie die Früchte ihrer Mühen,

muß jenen den bisher beherrschten Bereich übergeben und sich allmälig in die Verborgenheit zurückziehen.

Manche der erwachsenen Schlußfolgerungen waren bereits vor mehr als 2000 Jahren von hellenischen Weltweisen gezogen und verkündet worden, jedoch in Ermangelung ausreichender Forschungen und umfassender Naturkunde mehr durch kühne Voraussetzungen und gewagte Fernblicke geschaffen als durch faßliche Beweise begründet. Sie waren deshalb auch von keiner unmittelbar eingreifenden Wirkung gewesen. Dagegen hat in den letzten Jahrhunderten die Naturkunde solche Ausdehnung und Tiefe erlangt, daß die fühlbaren Lücken des Alterthumes vielfach durch Thatsachen ausgefüllt worden sind; so daß die selben Schlußfolgerungen nunmehr auf festem Grunde beruhen und es nicht länger der kühnen Voraussetzungen bedarf um das Mangelnde zu ergänzen, sondern die Erkenntniß Schritt vor Schritt auf fester Bahn vorzudringen vermag. Die Beweise werden immer faßlicher und gemein verständlicher, und da gleichzeitig die Bildung der Einzelen sich steigert so ist die Annäherung eine gegenseitige geworden; die Wissenschaft dringt in alle Kreise menschlicher Bildung und die gesteigerte Auffassung und Lernbegier der Menschen kommt den Verkündern der Wissenschaft entgegen. Neben den Erforschern und Verknüpfern der Beobachtungen, den sogenannten Naturforschern, sind nicht minder wirksam gewesen die Denkforscher, sogenannten Filosofen; indem sie nicht allein die Denkgesetze ergründeten und feststellten, die Logik schufen, sondern auch bei ihren Versuchen zum Kern des All vorzudringen das Gemeinsame und Vorwaltende in der Fülle der einzelen Erscheinungen erforschten, die Metafüsik bearbeiteten. Wenn auch der Weg den sie in letzterer Beziehung einschlugen, wie bei den hellenischen Denkern vorwiegend durch kühne Voraussetzungen und Fernblicke zum Ziele führen sollte und sie deshalb ebenso wenig von unmittelbar weitreichendem Einflusse gewesen sind, so haben sie doch im hohen Grade zur Steigerung der Erkenntniß gewirkt. Sie haben das Denken der Naturforscher geleitet, indem sie nicht allein lehrten den Verstand zweckmäßig anzuwenden und die aus seinen Mängeln entstehenden Irrthümer zu meiden, sondern auch das Ziel aller Wissenschaft die Vereinigung der zahllosen Einzelheiten zum All unausgesetzt erstrebten und die Forscher veranlaßten dieser Hauptbeziehung größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als ohnedies geschehen wäre.

Indem jedem Einzelen die Erkenntniß der Welt vom Kleinsten bis zum Größten, vom Beschränkten bis zum Umfassenden nahe gelegt ist, findet Jeder das für seine Besonderheit Genügende, möge seine Bildungstufe und Auffassung noch so eigenthümlich sein. Er

vermag aus dem angehäuften Schatze des menschlichen Wissens seine Erkenntniß vollständig auszufüllen; wie ehedem das öffentliche Glaubensbekenntniß und dessen Grundlagen (Bibel und Priestererläuterungen) sein Streben nach Erkenniß befriedigten, entnimmt er jetzt aus dem großen Schatze der Weltkunde den für sich geeigneten Theil. Da sein gesammtes denken aus dieser unerschöpflichen Quelle angefüllt werden kann, er auch für seine Eigenthümlichkeit die geeignetste Befriedigung darin findet: so bleibt kein Raum für die Glaubensbekenntnisse und ihre Geltung muß schwinden. Der Naturlehrer nimmt die Stelle des Priesters ein und findet willigere Aufnahme für seine Lehren, weil sie faßlich sind, durch sichtbare Versuche sinnlich erläutert uud bestätigt werden können; wogegen der Priester gezwungen ist die hauptsächlichsten seiner Lehren als unfaßliche Geheimnisse zu bezeichnen, die ohne Einsicht geglaubt werden sollen, von denen er überdies bekennen muß daß er selbst sie ebenso wenig begreife wie andere Menschen. Die Klage der Priester aller Glaubensbekenntnisse über Abnahme der Religion, des Glaubens an ihre Lehre ist wohlbegründet; denn je mehr der Mensch die Erkenntniß also den Bereich seiner Sinnenwelt ausdehnt, desto weiter müssen die Grenzen des Außersinnlichen zurückweichen; je weiter die Erkenntniß in die Gebiete des vordem Außersinnlichen vordringt und dieses in seinen Bereich zieht, desto mehr verliert die Religion den Grund auf dem sie steht. Himmel und Hölle sind unauffindbar geworden.

In der Gegenwart zeigen sich die im Kreise der Europäer vorhandenen Glaubensbekenntnisse der verschiedensten Art in ihren Grundlagen erschüttert und zerrissen; der Glaube der Vorgeschrittenen ist zerstört und die Kämpfe der Priesterschaften wider einander sind von geringer Bedeutung im Vergleiche zum Untergange der sie alle bedroht. Die standhaften Anhänger der Glaubensbekenntnisse, welche sie unverändert erhalten mögten an Inhalt und Deutung oder sie auf den früheren Stand zurückbringen mögten wenn sie verändert worden sind, diese Altgläubigen (Orthodoxen) befinden sich selbst im Kreise der Priesterschaften in der Minderheit; denn die Mehrzahl hat sich nicht den Wissenschaften verschließen können und hat Vorstellungen empfangen welche das Glaubensbekenntniß erschüttern. Sie sind gezwungen entweder ihre Lehre offen oder versteckt vom Glaubensbekenntnisse zu entfernen, oder wider besseres wissen, also als Heuchler und Lügner, den Bekenntnißworten gemäß zu lehren. Der überzeugendste Beweis von jenem stillen wirken abweichender Überzeugung ist niedergelegt im entschwundenen Teufelsglauben, der einen so wesentlichen Theil der christlichen Religion bildet und dennoch bei der Mehrzahl ausgestorben ist. Von dem traurigen wirken der Lüge und Heuchelei bieten

die Priester aller Statsreligionen die größte Zahl der Belege in den Männern, welche bei hoher wissenschaftlicher Bildung Glaubenssätze zu stützen suchen die ihrer eigenen Überzeugung fremd sind, aber von ihnen gepflegt werden um nicht ihre Stellung und Einnahme zu verlieren, oder um einträglichere Stellungen zu erringen. Die Zwiespältigkeit solcher Stellung ward schon (410 nach Chr. G.) vom Bischofe Sünesius erkannt, indem er sagte: „Das Volk will durchaus daß man es täusche, man kann auf andere Weise gar nicht mit ihm verkehren. Die alten ägüptischen Priester sind stets auch so verfahren. Deshalb schlossen sie sich in ihre Tempel ein und dort stellten sie ohne Vorwissen des Volkes ihre Müsterien an. Wenn das Volk in die Geheimnisse eingeweihet gewesen wäre, würde es unwillig geworden sein darüber daß man es täusche. Wie soll man gleichwol mit dem Volke anders umgehen weil es das Volk ist? Ich meinentheils werde stets Filosof sein für mich, aber Priester in Bezug auf das Volk." Und ebenso schreibt Gregor von Nazianz an den Hieronümus: „Es bedarf nichts als Geschwätz um beim Volke damit Eindruck zu machen. Je weniger es begreift desto mehr bewundert es. Unsere Väter und Lehrer haben oft nicht das gesagt was sie dachten, sondern was ihnen die Umstände und das Bedürfniß in den Mund legten." Diese Männer waren beide hoch angesehene Priester, erfahrene Lehrer und große Kirchenlichter ihrer Zeit, die ihre wahre Meinung offen aussprachen und darin Grundsätze darlegten die fast jeder gebildete Priester der Jetztzeit hegt, sich aber sorgsam hütet an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen.

Die Nichtpriester finden sich ebenfalls gespalten: die Mehrheit begnügt sich mit dem öffentlichen Glaubensbekenntnisse, läßt sich aber nicht davon übermächtig beherrschen, sondern will jedem Anderen überwiegende Bedeutung einräumen sobald es ihr größere Vortheile bietet. Die Minderzahl welche durch eigenes Urtheil sich übermächtig beherrschen läßt, enthält zum geringsten Theile solche welche am öffentlichen Glaubensbekenntnisse festhalten würden wenn ihnen Vortheile dadurch entgehen oder sie Opfer dafür bringen müßten; zum größeren Theile stehen sie offen und anerkannt außerhalb der Glaubensbekenntnisse, weil die Erkenntnißwissenschaften ihnen Vorstellungen bieten die ihrer gewonnenen Bildungstufe angemessener sind. Es ist eine Schichtenfolge, auf der breiten dicken Grundlage des blinden Glaubens stufenweise sich erhebend zur höchsten Spitze der Wissenschaft, welche die Menschheit zur Zeit in ihrer Erkenntniß erreichen konnte.

§. 239. Im Verlaufe der Geschichte sind die **Religionen und Priesterschaften** eng verbunden, denn jene erlangen nur durch diese ihren allgemein gültigen Ausdruck. Jedem Mitgliede der einzelen Glaubensverbände stand es frei in seinem Inneren eine eigenthümliche Religion für sich auszudenken, die außersinnliche Welt in seiner Weise zu gestalten und Verbindungen mit ihr abweichend von anderen zu eröffnen. Als Gemeinde= oder Volks=Religion durfte aber nur Das gelten was die leitende Priesterschaft als solche darstellte und durchführte.

Auf den rückständigen Stufen der Entwicklung oder bei gesonderter, ungestörter Fortbildung der Völker bildete alles Wissen höherer Art ein Ganzes. Was man seit der Römer Zeiten als Religion bezeichnet und hervorhebt war vordem als einzeler Zweig des Wissens nicht vorhanden; vielmehr vereinten die hervorragenden Männer, welche der Pflege höherer Erkenntniß sich widmeten, darin sämmtliche Wissenschaften ohne irgend eine auszuschließen oder eine andere Eintheilung und Abstufung gelten zu lassen als die nach Maßgabe der Fähigkeiten der einzelen Mitglieder des Priesterverbandes. Moses und Jesus wie Muhammad hielten keine Kenntniß zu gering um ihrer Sorge entzogen zu werden; sie waren Profeten und Lehrer Gesetzgeber und Ärzte Denker und Dichter. Am umfassendsten sind die Vorschriften des Moses und Muhammad; denn sie gebieten allgemeine Menschenliebe und höchste Ehrfurcht vor dem Verehrungwesen, ordnen die Kriegführung und Beutetheilung wie auch häusliche Einrichtungen und Gemeindeeinrichtungen. Moses giebt zudem Vorschriften zu Zaubermitteln Salben und Räucherwerk wie zu den Stickereien an den Vorhängen des Orakelzeltes, regelt auch gleichzeitig die Krankenheilung und Ehegesetze, den Opferdienst wie die Landvertheilung. Den Semiten ist alle Wissenschaft Eines, es giebt keine Religion als geschiedenes Wissen des Priesterverbandes, sondern dieser mußte wie bei den Ägüptern in allen Zweigen des Wissens bewandert sein; der Profet gehörte zum Verbande und stand nur voran als Vermittler mit der außersinnlichen Welt.

Im Laufe der Zeit schieden sich einzele Zweige ab welche von Nichtpriestern gepflegt wurden, und zuletzt verblieb den Priestern aus dem gesammten höheren Wissen nur der Theil welcher allgemein Religion genannt wird. Die christlichen Priesterschaften haben seitdem nicht allein die übrigen Wissenschaften von sich abgewiesen, sondern auch sich selbst wie ihr Wissen von allem Übrigen zu scheiden gesucht durch die besondere Bezeichnung des „Geistlichen" zum Unterschiede vom „Weltlichen" welches außerhalb ihres Bereiches liege; sie sehen sich als Nachfolger der Profeten an, und als Bewahrer angeblicher

Geheimnisse suchen sie ihre Beschränkung als die höhere Art des Wissens darzustellen.

Seitdem die Religion sich ausschied, auf Fortbildung verzichtete und rückständig ward, lebt sie fort wie eine verlassene Mutter, deren mündig gewordene Töchter ihrer Leitung sich entzogen haben als sie das mütterliche Haus verließen und den eigenen Herd gründeten. Die Töchter wuchsen heran zu blühenden Frauen und Müttern, wogegen die Mutter zur hinfälligen Greisin ward deren Kraft und Einfluß schwindet, in dem Maße wie die strebende Menschheit fortschreitet und sie in ihrer Rückbildung tiefer sinkt. Die Töchterwissenschaften haben beim verlassen des Mutterhauses ihre Jugendarbeiten zurück gelassen, bestehend in Sagen Berichten Anordnungen u. dergl. wie sie das Zusammenleben auf damaliger Bildungstufe schuf, in Wundererzählungen über das wirken der Natur, in Erklärungen vermeintlicher Ursachverhältnisse, in Heiligen- und Reliquien-Deutungen u. s. w., welches alles die würdige Mutter als geliebte Angedenken werthschätzt und sorgfältig hütet, während die Töchter im eigenen Hause Höheres schaffen und geringschätzig auf ihre Kinderwerke zurückblicken. Die Mutter mit der Hartnäckigkeit des Alters hält fest am längst Gewohnten, will die liebgewonnene wohnliche Umgebung nicht durch Änderungen oder neue Einschaltungen stören lassen. Die rüstigen Töchter dagegen erweitern und bereichern unabläßig ihr Hauswesen, schaffen das Veraltete hinaus um Neues an die Stelle zu setzen, suchen jedoch vergebens die sich sperrende Mutter zu bewegen in gleicher Weise ihre morsche Umgebung, namentlich die mangelhaften Jugendarbeiten der Töchter zu entfernen um einer neuen zeitgemäßen Ausstattung Raum zu schaffen. Aber alle Rathschläge und Beweise sind erfolglos; die ehrwürdige Mutter weist jede Änderung und Erneuerung zurück, erfreut sich täglich ihrer Alterthümer, läßt sie in gewohnter Stellung und stäubt sie sorgfältig ab, um sie wohlerhalten dem Besucher vorzuzeigen; sie sind ihr Stolz, sie will nicht von ihnen lassen, mit ihnen leben und sterben. Zu ihrem Schmerze muß sie bemerken, daß die Menschen welche ihre alten Sachen lobten und ihr Haus besuchten, nach und nach aussterben, dagegen die heranwachsende Jugend vorzugsweise den Töchterwissenschaften sich zuwendet, deren vorwärts streben täglich Neues und Besseres schafft und zur Geltung bringt, während die Mutter mit der Redseligkeit des Alters und endlosen Wiederholungen nur das zu oft Gehörte und Gesehene vorzubringen weiß. Die Priester als Diener der ehrwürdigen Alten haben einen schweren Stand: das enge dunkle Haus umschließt ihr ganzes wirken und sie dürfen die Schwelle nicht überschreiten um frische Luft zu schöpfen; sie sollen Alterthümer bewahren und anpreisen, die vor

Jahrtausenden schön und nützlich waren, aber im Laufe der Zeit vom Wurme durchbohrt vom Roste durchlöchert und mit Grünspan überzogen nicht länger verwendbar sind. Nur als wichtige und lehrreiche Denkmäler zur Bildunggeschichte der Menschheit gehörig, ehrwürdig als ehedem wirksam und förderlich gewesene Bildungmittel, sind sie dem Denker und Forscher lieb und wert; aber unbrauchbar für die Zwecke der fortgeschrittenen und anders gestalteten europäischen Menschheit der Gegenwart.

Diese Vereinsamung der altehrwürdigen Religion zeigt sich am deutlichsten an dem geschlossenen Lehrgebäude des römischen Christenthumes. Seit der Kirchenversammlung zu Trient (1545 — 1562) sind keine Veränderungen daran vorgenommen worden, als durch Einfügung des Glaubensatzes der unbefleckten Empfängniß Mariä und die päpstliche Unfehlbarkeit welche der Papst Pius 9. veranlaßte. Die im übrigen unberührt gebliebenen Vermächtnisse entlegener Zeiten, bestehend aus den religiösen naturwissenschaftlichen und filosofischen Lehrsätzen und Vorschriften weit rückständiger Bildungstufen, soll die alleinstehende Mutter Religion schützen; weil sie als Erbin und Nachfolgerin des alten Profetenthumes, welches an der Spitze der Wissenschaften stand, in den hinterlassenen Stammschriften die Ergebnisse aller damaligen Wissenschaft ererbt hat und deren Erhaltung als Pflicht erkennt. Sie will die Hinterlassenschaft nicht allein schützen gegen den fortschreitenden Verfall, sondern auch wider die Mitbewerbung der Wissenschaften die in ihrer Unabhängigkeit übermächtig sich entwickeln, durch den Glanz und die Mannigfaltigkeit ihrer Blüten und Früchte sichtbar günstig einwirken auf das Leben und Wohlbefinden der Menschen und dadurch die Gunst vorweg nehmen. Die nächstliegenden im Erdenleben fühlbaren Vortheile der Wissenschaften erlangten längst das Übergewicht über die Heilsmittel der Religion; welche nur Vortheile in Aussicht stellen die erst in einem nachirdischen Leben eintreffen sollen, also jenseit der Zeitgrenze innerhalb derer dem Menschen das Leben und seine Genüsse bekannt und erfaßlich sind; Vortheile überdies von derem Vorhandensein der Mensch sich nicht im voraus überzeugen kann, sondern daran glauben soll auf die Versicherung seiner Priester, denen ebenso sehr die Gelegenheit und Fähigkeit mangelt von dem Vorhandensein der Vortheile und Genüsse eines nachirdischen Lebens die Gewißheit sich zu verschaffen.

Die evangelischen Priesterschaften haben minderes Recht zur Klage, denn sie besitzen kein Lehrgebäude so fest abgeschlossen wie das römische, und haben selbst die Freiheit der Forschung zur Geltung gebracht um sie wider das römische Glaubensgebäude zu verwenden. Wenn auch die Priester die Forschung dahin zu beschränken suchten,

daß sie solche nur für das gelten lassen wollten was außerhalb der Bibel liegt, so konnte dieser Zweck nur verfehlt werden; denn jede erlaubte Freiheit im forschen läßt sich nicht in Grenzen halten, sondern einmal in Gang gesetzt dringt sie vorwärts ohne Grenzen zu beachten; kann wol durch Übermacht erstickt werden, aber nicht leben in der Beschränkung. Die Bibel ist auch keineswegs dazu geeignet ohne Forschung hingenommen und verstanden zu werden. Was uns vorliegt sind Übersetzungen, die in vielen Theilen fehlerhaft sind und deren Richtiges und Mangelhaftes nur durch forschen herausgestellt werden kann. Ihr Inhalt ist kein zusammenhängendes Ganze, denn es besteht aus Theilen die in einem langen Zeitraume an verschiedenen Orten von einer Anzahl theils bekannter größtentheils aber unbekannter Männer verfaßt worden sind, einander widersprechen und aufheben; die auch nur zum Theile bei den Christen Geltung haben, indem andere Theile nicht scharf abgegrenzt, bei Seite gesetzt werden weil nicht ebräisch. Das Verständniß der Bibel und der darauf gegründeten Glaubenslehren darf also vom evangelischen Standpunkte aus beurtheilt, der Forschung nicht entzogen werden, es sei denn daß man gänzlich auf die freie Forschung verzichten wollte, welche von den Evangelischen bisher als Kleinod behandelt ward. Die Stifter der verschiedenen evangelischen Unterabtheilungen schufen Glaubensgebäude, welche an Größe und Kunstreichthum weit zurückstehen hinter dem römischen; allein sie eröffneten auf dem Gebiete der Religion der freien Forschung die Bahn um ihren Abfall zu rechtfertigen, und weder sie noch ihre Nachfolger konnten es verhindern daß die Forschung weitergreifend zur beherrschenden und erdrückenden Übermacht für sie ward.

§. 240. Die Priester bedienen sich zur Unterscheidung des verhaltens der Wissenschaft zur Religion der Bezeichnungen **Glaube und Unglaube** und klagen allerorts über zunehmen des Unglaubens. Sie sind unzweifelhaft von ihrem Standpunkte aus dazu berechtigt, nur darf der Ausdruck „Unglaube" nicht aufgefaßt werden als Mangel an Glauben überhaupt, sondern nur als mangelnder Glaube an das was die Priester lehren. Die sogenannten Ungläubigen sind solches nur den Priestern gegenüber, welche selbst einräumen müssen daß sie ihren eigenen Glauben nicht begreifen können; im übrigen gehören jene zu den Gläubigen der umfassendsten Art, glauben auch viel mehr als die Priester lehren, nur in anderer Weise weit reichhaltiger und tiefer; ihnen gegenüber verhalten sich wiederum die Priester als Ungläubige. Die Wissenden halten allerdings vieles für wahr was sie nicht haben prüfen können, aber von andren geprüft

worden ist, denen sie Glauben schenken dürfen. Die Priester dagegen verlangen zu glauben was niemand geprüft hat und prüfen kann; nach ihrer eigenen Behauptung unerklärlich ist und von ihnen nur gelehrt wird, weil vor Jahrtausenden die alten Ägüpter und Chaldäer es geglaubt und gelehrt haben.

Aus diesem Zwiespalte, der die Priester und Nichtpriester aller europäischen Völker zerklüftet, erwächst fortwährend Haß und Unduldsamkeit Heuchelei und Lüge: das bestreben den alten Glauben in seinem Ausdrucke zu erhalten führt dazu, einentheils den Unterricht zu beschränken, die Wissenschaft zu verkümmern und das Fortschreiten der Erkenntniß mit Haß und Verfolgung zu überwachen; anderntheils die Geltung von Glaubensbekenntnissen erzwingen zu wollen an die der Zwingende selbst nicht glaubt. Man stellt sich gläubig oder altgläubig wann und soweit es vortheilhaft erscheint, und übergiebt sich der Klugheitregel: „Glaube an nichts, aber bekenne jedes was dir Vortheil bringen kann.“ In den meisten Ländern Europas ist es dahin gekommen, daß kein Bekenntniß eines herrschenden Glaubens Zutrauen verdient sobald es unmittelbaren Vortheil bringt: man ist in solchem Falle ebenso wenig sicher daß der strenge Orthodoxe wirklich altgläubig sei und sich gebunden erachte seinem Glaubensbekenntnisse gemäß zu leben, noch daß der Nichtorthodoxe glaube was sein Mund bekennt, oder es so glaube wie er Anderen lehrt. Was früher als Religion galt und im gemeinschaftlichen Glaubensbekenntnisse einer größeren oder geringeren Zahl von Anhängern seinen Ausdruck fand hat seine Geltung verloren. An die Stelle ist im Bewußtseine der Einzelen der besondere Glaube getreten, den er aus seiner eigenen Erkenntniß sich aufbauete, die Einzel-Religion welche in früheren Zeiten gegen den Gemeinglauben zurückstand, jetzt aber das Übergewicht erlangt hat. Man darf in jetziger Zeit nur erwarten daß jeder Denkende eine eigene Religion besitze, nicht aber daß er einem gemeinschaftlichen Religionsbekenntnisse in solcher Art anhänge, daß er dessen Gesammtinhalt in sich aufgenommen habe oder Opfer dafür bringen mögte.

Es offenbart sich darin eines der Grundgesetze der Fortbildung der Menschheit, nämlich das ungleiche Maß des Fortschrittes in den einzelen Völkern wie in den einzelen Menschen die gleichzeitig leben. Es sind daraus die großen Bildungunterschiede entstanden welche jeden Verband in Vorgeschrittene und Rückständige theilen; in Stufenfolgen von der höchsten zur Zeit erreichten Bildung bis zu der rückständigsten. Die Vorgeschrittenen prägten zu irgend einer Zeit und im Laufe der Zeit fortbauend ihre Wissenschaft aus in Lehren, deren Gesammtinhalt bei fortschreitender Ausdehnung und Bereicherung die Fähigkeiten des

einzelen Menschen übertrafen. Es traten Abscheidungen ein und die einzelen Zweige der Wissenschaft wurden Lebensaufgaben für verschiedene Menschen, von denen jeder einem besonderen Zweige sich widmete. Einer dieser Zweige, die Wissenschaft vom Verhältnisse des Menschen zur außersinnlichen Welt, verblieb nach Abscheidung der übrigen Zweige den Priestern; die auf Grund des Geheimnißvollen der außersinnlichen Welt und des großen Einflusses derselben auf die Geschicke der Menschen, eine höhere Stellung beanspruchten und eingeräumt erhielten. Zur Durchführung der Gleichmäßigkeit faßten sie ihre Lehren in Glaubensbekenntnisse zusammen und setzten im Laufe der Zeit deren Unveränderlichkeit fest.

Das Gebiet ihrer Lehren, die außersinnliche Welt, bildet aber keinen streng geschiedenen Theil der ganzen Welt, sondern findet seine Abgrenzung lediglich in den Fähigkeiten des Menschen und den ihm anhaftenden Mängeln (§. 17). Es mußte also sich verändern in dem Maße wie die Entwicklung der Menschen fortschritt, das Gebiet der Erkenntniß sich erweiterte, die Sinnenwelt größer ward, die Grenze zwischen ihr und der außersinnlichen Welt sich dehnte und durch Beseitigung der erkannten Mängel der Mensch seine Fähigkeit.n mit größerer Sicherheit anwenden lernte. Wären die Priester Inhaber der gesammten Wissenschaft geblieben, so hätten sie fortschreitend die einzelen Zweige im Einklange mit einander erhalten, nach den Ergebnissen ihrer Forschungen die Sinnenwelt erweitert und die außersinnliche Welt zurücktreten lassen; sie wären Herren beider Gebiete geblieben und hätten deren Scheidegrenze beliebig verschieben können. Da sie aber nur einen Zweig verwalteten und zwar den unsichersten außersinnlichen Theil, diesen Theil als Religion unverändert zu halten strebten: so mußten sie die gesammte Fortbildung der Wissenschaft anderen Menschen überlassen; von denen in Folge der Verschiedenheit menschlicher Entwicklung ein Theil auf dem Standpunkte der Priester verblieb und den Religionsbekenntnissen anhing, während ein anderer rastlos nach Bereicherung der Wissenschaft strebte und deren Spuren verfolgte. Die Priester mit ihren Religionen wurden um so rückständiger je mehr die Wissenschaft fortschritt, und da sie selbst ihre Grenzen nicht zurückziehen konnten vor dem Andrängen der Wissenschaft: so drang diese in das Gebiet der Religion ein, beleuchtete das vordem Außersinnliche, brachte das den Priestern Unerklärliche und Geheimnißvolle in den Bereich der Faßlichkeit und hob in so weit das Außersinnliche auf. Die Priester wurden mehr und mehr verlassen von denen, deren Anerkennung und Mithülfe ihnen die werthvollste gewesen wäre; sie vereinsamten auf ihrem Gebiete und nennen die Wissenschaft Unglauben, weil sie als vorgeschrittene Form der Erkenntniß nicht

länger die rückständigen Formen ehemaliger Wissenschaft anerkennen kann, welche die Priester als Glauben oder Religion bezeichnen und pflegen.

Wie einzele Völker oder einzele Menschen ihren Lebenslauf vollenden im entstehen fortbilden und rückbilden, so hat auch die Religion als einzeler Zweig des menschlichen Wissens ihren Lauf vollbringen müssen: sie ist aufgeblüht, hat sich zum Scheitelpunkt ihres Lebens entwickelt, ist erstarrt der Rückbildung verfallen und befindet sich im Zerfalle. Selbst wenn sie das Versäumte nachholen und mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft in Einklang sich setzen wollte wäre ihr Untergang gewiß; denn sie würde aufgehen müssen in die Wissenschaft. Alles Rückständige in ihr würde fallen und vergehen, das Fortbildende dagegen Wissenschaft sein und nicht länger als Religion gelten können.

§. 241. Die **Religion als Zweig der Wissenschaft** in ihrem von den Glaubensbekenntnissen und Priesterlehren aufgestellten Umfange, umfaßt eine Anzahl von Lehrsätzen deren hauptsächlichste folgende sind:

Die Entstehung der Welt aus Nichts. Diese Vorstellung ward gefolgert aus entstehen wachsen und vergehen der Thiere und Pflanzen, deren Stoffe sich zusammensetzten und wieder zerfielen ohne daß der Mensch sie in ihrer vorherigen oder nachherigen unsichtbaren Gestalt erkennen konnte; sie tauchten auf aus seiner außersinnlichen Welt und verschwanden wiederum darin und was der Mensch nicht mit seinen Sinnen erfassen konnte nannte er das Nichts. Die Vorstellung ist nicht ursprünglich christlich sondern findet sich schon längst vorher bei den damaligen Bildungvölkern; auch die biblische Schöpfungsage spricht sie nicht aus. Sie hat sich aber im Christenthume angefunden und ist zum Glaubensatze ausgebildet worden.

Seitdem der Mensch lernte die Stoffe vor eingehen in Thier- oder Pflanzengebilde und nach ihrem ausscheiden zu erkennen und zu wägen, ist die Vorstellung des Nichts verschwunden; es erweist sich daß kein einziger Theil der Gebilde aus Nichts entstehe sondern aus vorhandenen und nachweisbaren Stoffen, daß er ebenso wenig in Nichts sich auflöse sondern in die bekannten Stoffe und Stoffverbindungen zerfalle aus denen er sich aufgebaut hatte.

Die Erschaffung der Welt durch ein außerhalb stehendes unsichtbares Wesen. Jesus hat in dieser Beziehung keine Vorstellung hinterlassen. Es wird in Ermangelung dessen der Religionssatz auf den Schöpfungbericht der Israeliten begründet nach welchem die Welt vor etwa 6000 Jahren gebildet worden sei durch die Elohim, eine Mehrzahl von höheren Wesen die im Fortgange der Berichte als zwei

(1. Mose 19. 1) oder drei (1. Mose 18. 2) Personen dargestellt werden. Die europäisch-christlichen Glaubensbekenntnisse schreiben die Erschaffung der Welt weder den altisraelitischen Elohim zu noch dem EL des Jesu sondern dem arischen Himmelsherrn, dem sie je nach dem Volke in dessen Sprache sie abgefaßt sind die althergebrachten vorchristlichen Namen beilegen, ihn auch in seiner Stellung zur Welt in verschiedenen Weisen auffassen.

Seitdem hat die Naturforschung überzeugend erwiesen, daß alle Gestaltungen vorübergehende Bindungen der vorhandenen Stoffe sind ohne Verlust oder Gewinn an Stoffen und Kräften; auch daß die Wandlungen im Wesen der Umgestaltungen durch menschliche Einwirkung geleitet werden können, daß die selben einfachen Stoffe je nach ihrer Mischung oder den Umständen unter denen sie sich verbinden, in verschiedenartigen Weisen auf Anderes einwirken die wir mit den Namen Erstarrung (Kristallisation) Wachsthum oder Leben bezeichnen. Die Wissenschaft hat daraus gefolgert daß die Erschaffung der Welt durch ein außerhalb stehendes Wesen, wie die Glaubensbekenntnisse es lehren, nicht zu begründen sei und daß die Welt in keiner Weise Etwas offenbare woraus geschlossen werden müßte daß sie jemals einen Anfang genommen habe.

Die Dreieinigkeit. Dieser Glaubenssatz liegt weder im Judenthume noch in den Lehren Jesu begründet. Im alten Semitenthume lag die Vorstellung daß die qualvolle Opferung eines Unschuldigen das zornige und rachsüchtige höchste Wesen versöhnen könne, um so mehr je höheren Ursprunges und größerer Geltung der Geopferte sei. Überdies haben die Menschen zu allen Zeiten hochbegabten sich aufopfernden Genossen einen höheren Ursprung beigemessen, und so entstand aus zweierlei Gründen im Christenthume die Vorstellung von der Göttlichkeit Jesu. Ferner lagen im Heidenthume der Chaldäer und Perser, welches auf die Vorstellung der Juden und ersten Christen einwirkte, die geeigneten Voraussetzungen um die altisraelitische Vorstellung vom heiligen Geiste der Weissagung zur Vorstellung von einem Wesen zu steigern, welches gleich stehe mit dem Höchsten als Ausfluß desselben. Im Laufe der ersten drei Jahrhunderte entwickelten sich unter den Christen, je nach ihren gewohnten vorchristlichen Vorstellungen dreierlei höchste Verehrungwesen: der Weltschöpfer und Himmelsherr, der geopferte Stifter des Glaubens, der heilige Geist als Schöpferwort; diese drei ward man genöthigt im vierten Jahrhunderte zur Dreieinigkeit zu verbinden, um jedes der drei höchsten Wesen in gleichem Werte neben einander gelten zu lassen und doch die Einheit zu retten. Da aber die dringenden Gründe welche damals zur Schaffung der Vorstellung von der Dreieinigkeit zwangen, für die

Gegenwart nicht mehr vorhanden sind und es ganz unbegreiflich ist wie drei trennbare Wesen Eins sein können: so hat dieser unerklärliche Religionsatz allmälig seine Geltung verloren.

Jesus als Gottessohn und Erlöser. Die Schriften der alten Völker lehren daß die Vorstellungen von sühnenden und erlösenden Göttersöhnen, die das Böse überwinden, längst vor Jesu Geburt herrschend waren. Der ägüptische Hor (Sohn des höchsten Osir), der den Verderber (Tiube Seb Tüfon) besiegte und die Welt von der Herrschaft des Erzbösen erlöste; der indische Wischnu, welcher wiederholt zur Erde herabstieg um in verschiedenen irdischen Lebensläufen die Sünden der Menschen zu sühnen; der persische Mithrasch, Sohn des Höchsten (Ahuromasdao) der das Reich der Finsterniß überwinden und die Menschheit erlösen soll; selbst der griechische Apoll, als Sohn des Zeus die Frevel der Menschen sühnend, und Herakles ebenfalls Sohn des Zeus, erlangen den selben Sieg: alle sind wenn auch in verschiedener Art Erlöser der Menschheit, sie befreiend vom Bösen und dem quälenden Bewußtseine der Schuld.

Seitdem der Ursprung der Vorstellung aus den vorhergegangenen Lehren der alten Bildungsvölker erklärt werden konnte schwand das Geheimnißvolle des selben. Man begreift wie auch im Christenthume diese Vorstellung Gestalt annehmen konnte, erkennt aber auch daß die Grundvorstellung von einem zornigen rachsüchtigen Wesen welches durch ein hohes Opfer versöhnt werden müsse, mit den Vorstellungen der Gegenwart von einem gütigen milden nachsichtigen höchsten Wesen unvereinbar sei; daß die Vorstellung von einem wirklichen Sohne des Höchsten nur so lange gelten konnte, wie man ein sichtbares Wesen oder gestaltig erscheinendes Menschenartiges verehrte oder nur in der Bedeutung gelten dürfe wie alle Menschen als Kinder des Höchsten aufgefaßt werden.

Dasein und Fortleben der Seele. Aus den Kunden des Alterthumes erweist sich, daß zuerst die alten Ägüpter die Vorstellung schufen den Menschen beseele ein Lebenswesen, welches ihn befähige zur Entwicklung, aber ihn im Tode verlasse und alsdann selbständig fortlebe. Bei den alten Israeliten findet sich die Vorstellung daß die Seele im Blute liege und hauchartig sei. Bei den christlichen Völkern Europas hat die ägüptische Form dahin sich fortgebildet, daß die Seele ein unsichtbares stoffloses Wesen sei, Ursache aller Lebensthätigkeiten im Menschen und nach dem abscheiden sofort zu einem freudigen oder qualvollen ewigen fortleben eingehend, abgemessen nach der Güte oder Verderbtheit des vorhergegangenen Erdenlebens.

Seitdem hat die Naturforschung erkannt, daß das hauchartige im rauchenden Blute vorhandene Wesen nur Wasserdunst sei, daß alle

Bewegungen die wir als Leben auffassen lediglich Thätigkeiten des Menschenwesens seien, die sich äußern sobald die Stoffe aus denen der Mensch besteht, durch Fortpflanzung in die zum Menschenwesen erforderliche Verbindung gebracht werden. Damit hat die Vorstellung eines trennbaren den Menschen bewohnenden Wesens ihre Begründung verloren; denn die Bewegungen welche vordem als Inhalt eines einwohnenden verschiedenen Wesens gedeutet wurden, erweisen sich als Thätigkeitsäußerungen des Menschenwesens selbst, deren Dauer von seinem entstehen und vergehen abhängig ist. Leib und Geist erweisen sich als die Bezeichnungen für zweierlei Eindrücke die das lebende Menschenwesen in Anderen erregt.

Weltgericht. Bei verschiedenen Völkern des Morgenlandes fand sich die Vorstellung, daß die bestehende Welt nur eine beschränkte Lebensdauer habe und zwar nach Ablauf einiger Jahrtausende vergehen werde um einer neuen Platz zu machen. Zum Grunde lagen die scheinbaren Erneuerungen welche die Sternforschung zu erkennen glaubte, indem man Zeiträume erkannte innerhalb derer verschiedene Sterne ihre Wandlungen oder Umläufe vollendeten; z. B. der Mond in je 28 Tagen nach derem Ablaufe der Vollmond wiederkehrt; der höchste Sonnenstand nach je 365 Tagen; der Vorübergang des Merkur vor der Sonne in je 651 Jahren u. s. w. Aus änlichen Beobachtungen hatten, wahrscheinlich die Chaldäer, die Dauer eines Weltalters auf 5000 Jahre berechnet und weil man glaubte daß dieser Zeitraum seit der vermeintlichen Erschaffung der Welt bald verflossen sein werde, so erwartete man den Untergang nach derem Ablaufe. Damit war die Vorstellung verbunden worden daß alsdann die im Grabe ruhenden Leiber auferstehen und sich vereinigen würden mit ihren Seelen, die bis dahin getrennt ein Gespensterleben geführt hätten, und daß diese wiedergeborenen Menschen ein neues Leben beginnen würden. Bei den Juden zur Zeit Jesu hatte die Vorstellung dahin sich gestaltet daß jener Auferstehung das Weltgericht folgen solle, welches die wiedergeborenen Menschen zur himmlischen Seligkeit oder zur höllischen Qual führen werde je nach dem Verdienste ihres Erdenlebens. Da die Gelehrten berechnet hatten, daß die Dauer des gegenwärtigen Weltalters ihrem Ende sich nahe: so war bei den westasiatischen Völkern, als Hoffnung oder Befürchtung, das erwarten des baldigen Weltunterganges herrschend geworden, eine Vorstellung die auch in Jesu Weissagungen sich ausprägt. Als seine Weissagung nicht in Erfüllung ging, bildete sich die Vorstellung im Christen dahin aus daß zu einer unbekannten zukünftigen Zeit der Weltuntergang geschehen solle, alsdann Jesus als Weltenrichter die Himmelswürdigen von den der Hölle Verfallenen trennen werde, um die Gerichteten der ewigen Seligkeit

oder Qual zu übergeben. In schwachen Zügen hat dabei noch die ehemalige Vorstellung einer Auferstehung der Leiber sich erhalten.

Die fortschreitende Sternkunde hat gelehrt daß die Vorbedingungen zur Erdenkung derartiger chaldäischer Weltalter nicht vorhanden sind, daß die einzelen Sterne welche Kreisläufe vollenden dadurch nicht verändert oder gar erneuert werden, vielmehr die Umläufe in einer ununterbrochenen Folge wiederholen. Zudem reden die gewichtigsten Wahrscheinlichkeitgründe für die Ewigkeit der Welt; denn die Beobachtungen und Berechnungen welche gegenwärtig viel schärfer und zuverlässiger sind als zur Zeit der Chaldäer, lassen keine Abweichung erkennen, aus der geschlossen werden müßte daß zu irgend einer noch so entlegenen Zeit die Welt oder auch nur die Erde vergehen müsse. Es werden zudem Sterne beobachtet in solchen Entfernungen, daß ihr Licht theils Jahrtausende theils Jahrhunderttausende selbst Millionen Jahre unterwegs war, bevor es zu unseren Augen gelangte; die Sterne müssen also schon vor so vielen Jahren vorhanden gewesen sein, um das Licht auszusenden welches den Forschern der Gegenwart in die Augen dringt. In Betreff des Alters unserer Erde hat die Erforschung der Erdrinde überzeugende Beweise geliefert, daß diese viele Hunderttausende von Jahren alt sei; auch Millionen Jahre vergangen sind ohne Änderung die als allgemeine Erneuerung ihrer Oberfläche gedeutet werden könne. Ebenso haben die Entdeckungen, namentlich in neuerer Zeit überzeugende Beweise geliefert, daß auch das Menschengeschlecht viel älter sei als die vermeintliche Dauer jenes Weltalters, daß also Letzteres keine Geltung hätte selbst wenn man es auf die Dauer des Menschengeschlechtes beschränken wollte.

Bezüglich der Auferstehung der Leiber lehren die Forschungen, daß der gestorbene Mensch in die einfachen Stoffe und Stoffverbindungen zerfalle aus denen er sich gebildet hatte; daß diese Bestandtheile, so weit sie gasig sind, theils in die Lufthülle der Erde sich erheben, darin sich vertheilen und von den Luftströmungen nach allen Richtungen aus einander geführt werden, theils aber mit den Wasseradern welche den Boden durchziehen sich verbinden, vom Grundwasser aufgesogen und nach den Wassersammlungen (Brunnen Quellen Flüssen Meeren) geführt werden; daß die wässerigen Bestandtheile, welche den größten Theil des Menschen ausmachen, entweder verdunsten und in die Luft sich erheben, oder vom Boden aufgenommen werden der die verwesende Leiche umgiebt; daß die festen Bestandtheile aber von anderen Erdstoffen gelöst in den Boden übergehen und als Theile der fruchtbaren Erdrinde fortwirken. Es ergiebt sich, daß alle Stoffe nach den verschiedensten Richtungen aus einander geführt, sich vertheilen und zerfließen in das große Meer des Lebens, aus dem unausgesetzt

andere Verbindungen sich aufbauen. Der Mensch bleibt also nicht als Leib unverwest liegen von seiner Seele umflattert, um beim erschallen der Trompeten des Weltgerichtes sich zu erheben und mit seiner Seele sich zu vereinen, wie die Chaldäer Perser und Galiläer glaubten, sondern der gestorbene Mensch zerfällt in seine Urbestandtheile die zu anderen Verbindungen eingehen, in denen sie demgemäß wirkend ein anderes Leben führen.

Erbsünde. Dieser Religionssatz rührt nicht von Jesus her, ward aber schon viel früher in der orfischen Geheimlehre erläutert und ist später in das Christenthum aufgenommen, gestützt durch die zu allen Zeiten sichtbare und oft klagend ausgesprochene Wahrnehmung, daß der Mensch in rückständiger Bildung also auch im Beginne der Fortbildung als Kind die Neigungen und Handlungen äußere welche der Vorgeschrittene als sündhaft bezeichnet. Aus dieser Wiederholung in jedem Kinde ward gefolgert daß die Sünde forterbe, daß sie ein Fluch der Menschheit sei der von Geschlecht zu Geschlechte sich fortgepflanzt habe als Bestandtheil des Menschen vom Urpare her, welches diesen Fluch verschuldet haben müsse. Dieses verschulden prägte der Verfasser der biblischen Urgeschichte aus in der Sage vom Sündenfalle im Paradiese.

Die fortschreitende Erkenntniß der menschlichen Heranbildung lehrt dagegen, daß die Sündhaftigkeit der ersten Thaten des Kindes nichts Anderes sei als die unvermeidliche Gestaltung der rückständigen Stufen der Fortbildung des Menschenwesens, die jeder Mensch in seinem Lebensgange von den Grenzen des Thierreiches beginnend zurücklegen muß. Die Entwicklung des Einzelen beginnt nicht vom Gipfelpunkte der Bildung seiner Eltern sondern auf der untersten Stufe des Menschenwesens, von der er mit Hilfe Anderer sich hinaufbilden muß so weit seine Fähigkeiten und die Gelegenheit zur Fortbildung solches ermöglichen. Daß seine Fähigkeiten durch Ererbung von seinen Eltern bedingt werden läßt sich erkennen; allein die sogen. Sündhaftigkeit ist Eigenschaft des Menschenwesens überhaupt. Sie ist das Erzeugniß der unteren Stufen der Bildung; auf welchen viele Menschen während ihrer ganzen Lebensdauer verbleiben, wenn die Fortbildung gehemmt wird oder so langsam fortschreitet, daß ihre Lebensdauer nicht ausreicht um zu höheren Stufen zu gelangen. Jene Eigenschaft findet sich deshalb nicht allein bei den Kindern, sondern auch bei den Erwachsenen der rückständigen Völker und der rückständigen Genossen in unserer Mitte. Sie wird bei der Ungleichheit der Fortbildung der Einzelen niemals aufhören können; denn wenn auch die Bildung der Menschheit im Ganzen fortschreitet, so werden doch zu allen Zeiten rückständige Menschen gleichzeitig mit vorgeschrittenen

leben, von denen letztere das Thun ersterer als unsittlich verderblich oder sündhaft erkennen und bezeichnen werden. Was man Erbsünde nennt ist demnach nicht ein forterbender Fluch, sondern eine der Grundbedingungen des Fortschreitens der Menschheit; nicht denkbar ohne eine Stufenfolge der Bildungen, also auch rückständiger Lebensäußerungen welche den Inhalt des Sündhaften ausmachen.

Taufe. Die Reinigung durch Wasser, als einen Theil der religiösen Handlungen, findet sich im Alterthume am frühesten bei den Ägüptern, welche sowol das Weihwasser in ihren Tempeln zum reinigen und besprengen verwendeten, als auch bei ihren Weihungen das Untertauchen in Bäder, die eigentliche Taufe. In dieser Urform findet sie sich auch bei den Semiten Indern und anderen Völkern, nicht allein zur Hautreinigung bestimmt sondern auch als Läuterungmittel für den ganzen Menschen, als abstreifen des Alten beim eingehen zu einem neuen Leben. Sie ist nicht ursprünglich christlich sondern aus Jesu Lehre in das Christenthum aufgenommen worden; hier aber zu einer sinnbildlichen Handlung abgeschwächt, die nur an Säuglingen und Überläufern vollzogen wird.

Die Wissenschaft lehrt, daß die Läuterung des Menschen vor allem durch Berichtigung und Bereicherung seiner Erkenntniß geschehen müsse und dazu wol die Lehren Jesu, aber nicht die Taufe in irgend einer Art wirksam sein könne; daß allerdings reinigen durch Wasser jedem Menschen zuträglich sei, jedoch benetzen des Scheitels dazu nicht ausreiche sondern das volle Bad erfordert werde; eine Reinigungart die aber in keiner Verbindung zu irgend einem Religionsbekenntnisse stehe, sondern für jedes Mitglied der gesammten Menschheit unter gleichen Zuständen den selben Wert habe, auch bei manchen unchristlichen Völkern allgemeiner gepflegt werde als bei den Christen.

Abendmahl. Das von Jesus gestiftete Abendmahl war die bei den Israeliten gebräuchliche Feier des Passah- (Pessach-) Festes, eines der größten Opferfeste jährlich nur einmal gefeiert, an welchem das vom Hausvater geweihete Opferlamm mit ungesäeurten Fladen verzehrt ward. Im Christenthume ward daraus eine beliebig oft wiederholte Feier, bei der die Form des wirklichen Mahles verloren ging und eine Art der Darreichung angenommen ward, die nur der indischen Spendung des Somatrankes änlich ist; weil auch dabei der dargereichte (Soma-) Wein, als göttliches Blut gedeutet, in der Weise gespendet wird daß die Priester anstatt des Volkes ihn genießen. Die Feier in der gebräuchlichen Form ist nicht das von Jesus gestiftete Jahresfest, sondern dem Christenthume fremd und aus unbekannter Quelle entstammend.

Die Deutung als Mittel zur Vergebnug der Sünden, ergibt sich

nicht aus dem nicäischen Stammbekenntnisse der Christen, welches die sühnende Kraft nur der Taufe beilegt (§. 233). Die fortgeschrittene Erkenntniß lehrt überdies, daß eine Tilgung der bewußten rückständigen Gedanken oder Handlungen (Sünden) nicht durch kirchliche Gebräuche geschehen könne, sondern durch ausgleichen der nachtheiligen Folgen, welche die schädlichen Handlungen dem Begehenden oder anderen Menschen zugezogen haben.

Höhere Weihe der Priesterschaft. Die Einführung eines Priesterverbandes stammt nicht von Jesus her, ist auch nicht aus seinen Lehren zu begründen, sondern erst bei späterer Ausbreitung des Jesuglaubens durch die übertretenden jüdischen und heidnischen Priester eingerichtet worden, in ihrer vordem gewohnten Weise. Der Ursprung läßt sich zurückführen auf das ägüptische Volk, welches bereits 2000 vor Chr. G. geschlossene Priesterverbände besaß; von denen die Vorstellungen und Einrichtungen ausgebildet wurden welche noch jetzt der christlichen Priesterschaft zur Begründung ihrer Ansprüche und kirchlichen Verrichtungen dienen. In der Vorstellung von der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Tempel und Gebräuche folgen sie getreu den ägüptischen Vorbildern; ihre Abscheidung von den übrigen Genossen ihres Volkes durch gegenseitige Weihungen ist der ägüptischen Priesterkaste entlehnt, welche noch weitergehend geschlossene Abtheilungen bildete in denen die Würden vererbten. Ihre vermeintlich höhere Stellung als Vermittler der Beziehungen des Menschen zu seiner außersinnlichen Welt stammt ebenfalls dorther und findet sich bei allen mit Opferpriestern versehenen Völkern. Es bedurfte kundiger Männer um zu wissen welches der verschiedenen Verehrungwesen in vorkommenden Fällen als Nothelfer angerufen werden solle und wie die Opfer angemessen und wirksam darzubringen seien. Die Priester ragten also wirklich durch überlegene Kenntniß der Bezüge zur außersinnlichen Welt über das Volk empor und hatten einen berechtigten Anspruch darauf als höhere Mittler zu gelten.

Diese Vorbedingungen fehlen aber bei der christlichen Priesterschaft aller Bekenntnisse: sie sind weder Profeten die durch Verzückung mit der außersinnlichen Welt in Verbindung stehen, noch zeichnen sie sich aus durch höhere Keontniß, vielmehr werden sie durch die Forscher und Bearbeiter der übrigen Zweige des menschlichen Wissens weitaus überragt. Sie sind auch nicht Pfleger der höheren Erkenntniß sondern der rückständig gewordenen Vorstellungen früherer Jahrtausende. Das Gebiet der außersinnlichen Welt in welchem ihre höchsten Vorstellungen geheimnißvoll und ohne eigenes Verständniß sich bewegen, ist längst durch die vorwärts strebenden und höher entwickelten Wissenschaften der Weltweisheit und Naturkunde tiefer durchforscht und zur

deutlichen Erkenntniß der Menschen gebracht worden. Der Ursprung der Priesterschaft liegt nicht in Jesu Lehren, ist also nicht christlich sondern nachweisbar heidnisch; die Priester haben also keinen berechtigten Anspruch auf unverändertes fortbestehen im Christenthume und keinen Grund zur Behauptung daß von ihrem Fortbestande das Christenthum oder gar die Religion abhängig sei.

Religionsübungen. Was die Priester hiezu rechnen und anwenden als Kirchenwesen und Kirchengebräuche Wiederholung vorgeschriebener Gebete und Gesänge Altardienst Musik Umzüge Kirchenschmuck Weihungen Räucherungen u. a. ist nicht von Jesus gestiftet worden also dem Christenthume fremd. Mit wenigen Ausnahmen stammen sie aus Ägüpten, von dortigen Priestern gestiftet und eingerichtet. Selbst die Art und Form wie auch Farben und Stoffe werden noch jetzt dem Ägüptischen getreulich nachgeahmt: die langen Gewänder und Hüte der Priester, Form der Altäre als Opfertische, deren Stellung als Hauptheil des Kircheninneren, die Bischofstäbe Kelche Rauchfässer Weihgefäße, besprengen mit gesegnetem Wasser, Segnungen und Beugungen Halbdunkel der Tempelräume, das Gemessene und Feierliche des Tempeldienstes der Gesänge und Gebete, Umzüge mit Bildnissen und Fahnen, die Wechselreden zwischen Priester und Volk sind alle dem ägüptischen Tempeldienste entnommen; dem auch entstammt was als Heiligung oder Weihung sichtbare Gegenstände befähigen soll Segen zu verleihen, gegen Krankheiten zu schützen, in das künftige Leben einzuführen, aus der Unterwelt zu erlösen u. s. w.

Die fortgeschrittene Erkenntniß lehrt, daß jenes Ägüptische weder mit dem Jesuglauben zusammenhänge noch zur Kenntniß der außersinnlichen Welt führe; denn die Wissenschaft hat überzeugend erwiesen daß in der vordem außersinnlichen Welt keine Wesen vorhanden sind auf welche der Tempeldienst und die Religionsübungen einwirken können, wie es die Ägüpter u. a. voraussetzten als sie selbige schufen und ausbildeten.

Es ergiebt sich aus Vorstehendem daß die den christlichen Glaubensbekenntnissen zum Grunde liegenden Vorstellungen und daraus hervorgegangenen Einrichtungen nur zum geringsten Theile den Lehren Jesu entstammen, im Übrigen aber aus der freien Wissenschaft der heidnischen Ägüpter Chaldäer Inder Perser u. a. entstanden sind; theils dem Volke zugetragen in welchem Jesus lebte und wirkte, theils aber in das nachherige Christenthum aus dem Heidenthume der Übertretenden herübergenommen. Manche ruhen auf altsemitischem Grunde am höchsten entwickelt bei den Chaldäern; die meisten der übrigen auf ägüptischer Wissenschaft; ein späterer Theil läßt die Einflüsse des Persischen erkennen und die Neugestaltungen welche das hellenische und

römische Heidenthum den älteren Vorstellungen jener Völker gegeben hatte. Die Ansammlung von Lehrsätzen, wie sie von verschiedenen Seiten in die christlichen Glaubensbekenntnisse gezogen und geflossen sind, kann demnach nur gelten als eines der zahlreichen vorübergehenden Systeme, wie die Menschheit sie wiederholt in verschiedenen Weisen gestaltet hat. Sie hat ihren Wert als Ausdruck der zu einer Zeit in einem oder mehreren der Bildungvölker geltenden Vorstellungen über das Verhältniß des Menschen zu seiner Außenwelt; ist aber als solcher allen Erweiterungen und Ergänzungen unterworfen welche die fortschreitende menschliche Erkenntniß schafft. Die Religion ist ein Zweig des Gesammtwissens der Menschheit, untersteht als solcher den selben Gesetzen wie die übrigen und diese Gesetze machen jeden Stillstand, jedes beharren unmöglich; sie überweisen Alles was auf Fortschritt verzichtet der Rückbildung. Die Religion als stehen gebliebene Wissenschaft des Außersinnlichen ist dieser längst verfallen; sie sinkt zum Untergange, um als abgestorbenes Gebilde des Menschenwesens der lebenskräftigen Wissenschaft Raum zu geben.

Vater und Sohn.

Gespräch über Gott und Unsterblichkeit.

§. 242. Vater. Deine Erläuterungen gefallen mir nicht; ich sehe sie führen dahin den **Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele** zu zerstören und damit die Grundlagen der Moral des Familienlebens des States und aller sittlichen Ordnung zu untergraben. Wer den schönen Glauben von sich stieße, den wollte ich nicht hassen aber innigst bedauern. Wie willst du jene Folgen verhüten?

Sohn. Meine Abhandlungen haben nicht den Zweck irgend Jemandem seinen Glauben zu nehmen; sie sollen nur die Gelegenheit bieten den Glauben auf jeder Stufe seiner Entwicklung fortzubilden, zu bereichern und zu erweitern. Jeder mag dem Zuge sich anschließen oder zurückbleiben nach eigener Wahl (§. 29). Ich suche zu erweisen daß die Menschheit zu jeder Zeit ein Ganzes war und ist, dessen Einzele mit gleichartigen Fähigkeiten ausgerüstet in weit verschiedenen Abstufungen sich entwickeln; daß ferner die Fortbildung, durch gleichartige Mängel beeinflußt sämmtliche Vorstellungen und Begriffe auf gleichen Grundlagen erschuf und fortbildete, jedoch nach Maßgabe der örtlich verschiedenen Lebensverhältnisse verschiedenartig gestaltet. Indem ich erläutere woraus die menschlichen Vorstellungen und Begriffe in den kleinsten Anfängen entstanden sind und unter welchen Einflüssen sie sich entwickelt haben bis zu den höchsten Stufen der Gegenwart, untergrabe ich sie nicht sondern bilde sie fort. Daß dabei altes abgestorbenes Gebilde zerfällt um höheren Bildungen Raum zu geben ist Naturgesetz, denn in Allem geht sterben dem Leben zur Seite; vergehen ist notwendig um des entstehens willen. Die Befürchtung welche du hegst, hat sich jedesmal geregt wann die Menschheit irgendwo veraltetes abstreifte um sich zu verjüngen; sie ist aber auch jedesmal unerfüllt geblieben.

V. Du deutest hin auf die Befürchtungen der Römer bei Einführung des Christenthumes oder der Katholiken bei Einführung der

Reformation. Diese Vergleiche passen aber nicht, denn das Christenthum brachte den erhabenen Glauben an Gott und unsere Unsterblichkeit in das Reich des verwilderten Heidenthumes; ebenso als das Christenthum späterhin in der römischen Kirche entartet war stellte die Reformation den wahren Glauben in seiner Reinheit wieder her. In beiden Fällen wurde das Bessere, das Beste an die Stelle des Entarteten gesetzt. Wenn aber jetzt der Glaube verloren ginge könnte nur etwas Schlechteres an die Stelle treten. Den Glauben, unsere Religion, müssen wir heilig halten und bewahren, denn kein Neues kann uns Ersatz dafür bieten.

S. Wohlan! laßt uns untersuchen, ob die Menschen wirklich den Glauben hegen den du beschreibst; denn man kann nicht verlieren oder von sich werfen was man nicht besitzt. Darauf wollen wir untersuchen, worauf der Glaube beruht und was an die Stelle treten würde wenn er verloren ginge.

V. Ich bin begierig deine Erläuterungen zu vernehmen, denn ich bin sicher daß du am Ende meinen Ansichten beitreten mußt. Du wirst nicht bezweifeln wollen, daß die Menschen wenn auch in verschiedener Weise den Glauben hegen auf dem unsere Moral beruht, unser gesammtes religiöses Leben so wie alle unsere Verhältnisse; den nicht allein alle Christen sondern auch die Juden und Muhammadaner hegen, den selbst der rohe Heide ahnt und lallend bekennt?

S. Du wirst mit mir einverstanden sein, daß das Bekenntniß nicht ausreiche um den Glauben zu erweisen; denn das tägliche Leben zeigt wie oft der Mensch Etwas sagt oder bekennt was er nicht glaubt, wie oft unwissentlich oder wissentlich Etwas unrichtig dargestellt werde; bekennen und glauben ist zweierlei.

V. Von einzelen geredet mag es richtig sein, sie lügen oft genug oder täuschen sich und Andere. Allein wenn Millionen oder Hunderte von Millionen, Geschlecht auf Geschlecht das Gleiche bekennen, dann kann es nicht Lüge sein oder Selbsttäuschung.

S. Ich will dir einen klaren Gegenbeweis geben. Die Menschen haben Jahrtausende hindurch fest geglaubt, daß Sonne Mond und alle Sterne täglich einmal sich dreheten um die Erde, welche in der Mitte der Welt unverrückbar ruhend Alles um sich wandeln lasse. Sämmtliche Bildungvölker, die Vorgeschrittensten langer Zeiten (mit wenigen Ausnahmen) wie alle auf einander folgenden Geschlechter hielten daran fest; die griechischen und römischen Priester bewiesen es aus den Verhältnissen ihrer Götter, ihren Grundlagen der Welt; die jüdischen und christlichen Priester erwiesen es aus der Bibel, wie die muhammadanischen aus dem Koran; Tausende mogten bereit sein ihr Leben für diesen Glauben zu opfern, der so fest und unzweifelhaft er-

schien, daß man Jeden der ihn bestreiten wollte einfach für verrückt erklärt hätte, weil er etwas leugnete was so sichtbar vor sich gehe, so deutlich daß man es fast mit Händen greifen könne.

Dennoch war der Glaube irrig und ist gefallen. Die Befürchtungen, welche wohlmeinende Leute hegten sind nicht in Erfüllung gegangen. Der alte Glaube, welcher Katholiken wie Evangelischen theuer war, den sie als Grundlage der Weltordnung ansahen, als Erforderniß des Glaubens an die Göttlichkeit der Bibel, den selbst angesehene Sachkenner wie Tycho de Brahe vertheidigten, ward erkannt als Irrthum und eine neue gegentheilige Überzeugung an die Stelle gesetzt ohne daß die Moral und statliche Ordnung darüber zu Grunde gingen.

In gleicher Weise könnte ich aus dem Buddhaglauben, den ein Drittel der ganzen Menschheit bekennt, oder aus dem Muhammadglauben oder dem Katholicismus den Beweis führen, daß Vorstellungen und Glauben welche Hunderte von Millionen hegen deshalb doch nicht von dir als richtig und unzweifelhaft anerkannt werden. Die Menge der Bekenner kann die Gewähr leisten daß sie nicht lügen, aber keineswegs als Beweis gelten daß sie sich nicht irren oder nicht in Selbsttäuschung befangen sind.

V. Das räume ich ein so weit es Überzeugungen betrifft welche der Mensch durch seine Sinne sich erwirbt, wie die Umdrehung der Welt um die Erde; die Sinne täuschen so daß der Mensch vom Augenscheine verleitet etwas für wahr hält was späterhin als Irrthum sich erweist. Das kann aber nicht gelten für den religiösen Glauben, den der Mensch durch höhere Eingebung empfängt oder durch die höchste Fähigkeit seines Geistes, durch die Vernunft, den auch seine innigsten und heiligsten Gefühle bestätigen und den er ahnt wenn er ihn nicht zu begreifen vermag. Der höhere Glaube kann nicht trügen. Es mag Menschen geben unfähig den Glauben zu empfinden oder absichtlich ihn zurückweisend, weil er ein unbequemer Zügel ist für ihre Gelüste. Aber die Millionen fühlen den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit ihrer Seele, hegen ihn als köstlichstes Besitzthum, von dem erfüllt sie leben und sterben. Wohl dir wenn du dieses Gefühl kennst und sorgsam pflegst.

S. Ich freue mich das selbe Gefühl zu besitzen wenn auch aus anderen Vorstellungen erwachsend; es erfüllt mein Herz mit der selben Wonne, wenn auch in andere Ausdrücke gefaßt. Was uns unterscheidet ist nicht das Gefühl sondern die Vorstellungen und Ausdrücke.

V. Das leuchtet mir nicht ein. Wer nicht glaubt kann auch nicht von dem Glauben erfüllt sein welches den Gefühle beseelt, kann

es also auch nicht überzeugend in Worten ausdrücken. Möge Jemand noch so schön seine Worte fügen und sie in herrliche Reden oder Gedichte fassen; wer das rechte Gefühl hegt wird sofort erkennen ob der Glaube den Mann beselige oder ob es eitele Künstelei sei.

S. Du trauest Dir und Anderen zu viel zu. Vergiß nicht die Erfahrung, daß Männer die den Glauben predigten und so rechtgläubig waren wie nur möglich, auch das beseligende Gefühl so überzeugend darlegten daß ihnen tausende zuströmten, hinterher als Wölfe in Schafpelzen erkannt wurden die man verachten mußte. Sie hatten durch Anwendung der allgemein herrschenden Vorstellungen und Ausdrücke das Gefühl in Anderen erregt, waren aber selbst unberührt davon geblieben.

V. Solche Fälle kommen häufig vor; allein ich habe mich niemals täuschen lassen, denn ihre Thaten zeigten mir längst vordem daß sie falsche Brüder seien.

§. 243. S. Wohlan! so lasset uns ebenso das **Verhältniß zwischen glauben und thun** zur Bildung unseres Urtheiles verwenden und ermitteln nicht was die Zunge der Menschen bekennt, sondern was ihre Handlungen als Glauben erweisen.

Der Glaube an den allweisen allgegenwärtigen allgerechten Gott und an die Unsterblichkeit der Seele mit ewiger Vergeltung für das Gute oder Böse des Erdenlebens, muß unfehlbar in Werken der Menschenliebe und gewissenhafter Pflichterfüllung sich bethätigen, wenn er die Menschen erfüllt und beherrscht. Ist solches der Fall? Erblickst du nicht wie die Menschen zu Millionen von niederer Selbstsucht beherrscht werden, ihre Nebenmenschen hilflos darben und dahin siechen lassen, Lastern und Verbrechen zur Beute werdend? Wie so viele angesehene und hochgestellte Männer ihre Mitmenschen nur zur Ausbeutung mißbrauchen, ihrer mangelnden Voraussicht sich bedienen um reich zu werden und Jene im Alter gleich ausgesogenen Früchten fortwerfen? Läßt sich darin jener hohe beseligende Glaube erkennen oder müßten nicht solche Menschen zurückschaudern wenn sie wirklich glaubten daß ein allwissender allgerechter Gott diese empörenden Handlungen sehe, daß er die verborgenen Triebfedern kenne und im ewigen Leben schwere Vergeltung üben werde? Du wirst alle solche Menschen als bar des wahren Glaubens erklären müssen, auch wenn sie vor dir stehend mit fester Stimme und glühendem Angesichte das Bekenntniß ablegten, daß sie unwandelbar an Gott und die Unsterblichkeit ihrer Seele glaubten.

V. Leider müßten diese Bekenner als falsche Gläubige ausge=

schlossen werden; die tägliche Erfahrung lehrt oder läßt ahnen wie überaus groß deren Zahl sei.

S. Es geht aber noch weiter. Der Glaube, wenn er gehegt wird also den Menschen beherrscht, müßte ihn so sehr durchdringen daß er in jedem Augenblicke und unter allen Umständen sich gezwungen fühlte demgemäß zu handeln. Wo dieser sittliche Zwang zum Rechtthun mangelt schließe ich auf das Fehlen des Glaubens; denn selbst der rohe Sklave scheut sich verbotenes zu thun, wenn er glaubt daß sein Vorgesetzter ihn überwacht; er weiß daß er seinem Blicke sich nicht entziehen könne, auch sofort Peitschenstrafe zu gewärtigen habe wenn er nicht das befohlene thue oder verbotenes ausübe. Wie viel mehr sollte nicht der Mensch durch den Glauben an einen allwissenden Wächter und ewig strafenden Richter gezwungen werden, wenn er wirklich davon beseelt würde.

V. Du gehst zu weit. Wir Menschen sind allzumal Sünder in Folge der Schwächen unserer Natur. Der Glaube beseelt uns, wenngleich wir dann und wann fehlen. Der Mensch kann nicht fehlerlos sein.

S. Du wirst aber finden, daß die Mehrzahl hoch wie niedrig nicht ausnahmsweise fehle sondern ihr Lebelang, daß ihr ganzes Leben eine wenig unterbrochene Kette von Fehlern sei. Ich gehe in meinen Behauptungen noch lange nicht so weit wie die Priester der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse, die so uneinig auch sonst doch fast alle einig sind in der Behauptung die Menschen seien stätig Sünder, mit wenig Anlage zum Guten wie zur Besserung, von der Geburt an mit der Erbsünde behaftet und dem Bösen zugethan. Demnach sind böse Werke die Regel, gute Werke die Ausnahme. Es kann also nicht sein daß die Menschen vom Glauben beherrscht werden, der sie zwingen würde nur gut zu handeln, der sie zum mindesten hindern müßte schlecht zu handeln. Wenn aber die Priester aller Genossenschaften bekennen daß ihre Bemühungen wirkunglos seien, daß bei der Mehrzahl die Einprägung des Glaubens an den Allwissenden und die Androhung ewiger Höllenstrafen wirkunglos bleibe, dann ist man genöthigt anzunehmen daß ihre Handlungen nicht von dem Glauben beherrscht werden, daß die meisten Menschen den Glauben nicht hegen wenngleich ihr Mund denselben bekennt.

V. Traurig daß es so ist. Es liegt darin, daß der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit zu erhaben ist um von der Mehrzahl der Menschen erfaßt werden zu können. Der unverkennbare allmälige Fortschritt wird auch diesen erhabensten Glauben zur allgemeinen Geltung bringen, wenn nur Alles vermieden wird was ihn schwächen oder erschüttern könnte.

S. Du stehst im Widerspruche zu den Priestern, deren Lebensaufgabe und fortwährende Beschäftigung sie am besten in den Stand setzen sollte darüber zu urtheilen. Sie behaupten oder wenigstens die welche den Glauben immerfort voranstellen, daß die Menschen im Glauben keine Fortschritte sondern Rückschritte machen, daß die Kirchen veröden, die Menschen immermehr in Genuß versinken, daß Selbstsucht Eitelkeit und Trug zunehmen und die Menschen immer weniger nach Gott und Gotteswort fragen. Mit Zahlen läßt sich erweisen daß die Kirchen weniger besucht werden als früher, daß kirchliche Handlungen sofern sie nicht erzwungen werden weniger Theilnehmer finden als früher. Es scheint also daß die Priester sich nicht irren, daß kein zunehmen auf dem religiösen Gebiete stattfinde, keine Sehnsucht nach fortschreiten in dem Glauben den die Priester lehren; daß auch dieser Mangel sich offenbare bei den Höhergebildeten und Höhergestellten wie bei der rückständigen Menge.

Betrachtet man demnächst solche welche in die Kirche gehen und an den kirchlichen Handlungen theilnehmen, so findet sich daß auch diese meistens dem Glauben nicht näher stehen. Theils geschieht es aus Gründen die keine Verbindung mit dem Glauben haben, theils ohne alle Wirkung auf ihr thun. Die meisten wissen genauer welche Bekannte sie in der Kirche gesehen haben und in welchen Anzügen, als welchen Inhaltes die Predigt war. Wenn man ihre unmittelbar folgenden Handlungen untersucht, findet sich daß der Glaube welcher in der Kirche gepredigt ward ohne Einfluß darauf sei, daß sie nach eigenem Geständnisse weit mehr sich leiten lassen durch die Rücksicht auf das was andere Menschen, namentlich ihre Bekannten oder Vorgesetzten darüber urtheilen als was der Glaube, die Religion dazu sage; daß sie weit mehr daran denken wie sie ihre Handlungen anderen Menschen je nachdem zeigen oder verbergen können, als auf einen allwissenden Wächter und allgerechten Vergelter Bedacht nehmen.

Gehen wir über auf die Männer welche den höheren Stufen der Bildung angehören, so zeigt sich daß bei den meisten das religiöse glauben mit ihrem thun nicht in Verbindung stehe; daß sie als Ungläubige geltend demungeachtet recht handeln und zu den sittlichsten Menschen gehören. Dieses Rechtthun ohne den Glauben findet sich bei den Weltweisen (Filosofen) wie bei den Naturforschern; von denen letztere alle Fächer bearbeiten deren Kenntniß von besonderer Wichtigkeit für den Menschen ist. Es ist in den meisten Fällen schwierig überzeugende und unzweifelhafte Beweise darüber beizubringen daß der Verdacht des Unglaubens begründet sei; denn ihre Lehren bedingen weder das Bekenntniß noch die Ableugnung des Glaubens; ihre Handlungen aber geschehen aus anerkannten Gründen der Menschenliebe

und des Pflichtgefühles, welche den Ungläubigen wie den Gläubigen beseelen können. Der allgemeine Verdacht, den die Priester wider alle Denker und Naturforscher hegen und den die Pfleger der Wissenschaften so wenig bemüht sind abzuwehren, darf als begründet angesehen werden und den Beweis liefern, daß wie der Glaube in unzählichen Fällen fast bekannt wird ohne gute Werke zur Folge zu haben, so auch umgekehrt daß gute Werke geschehen können ohne den Glauben zu hegen und zu bekennen; daß also glauben und thun nicht gegenseitig sich bedingen.

V. Leider hast du in Manchem Recht. Die Priester vermögen nicht mehr die Kirchen zu füllen; das Volk in Menge faßt nicht die erhabenen Lehren der Religion und die Gebildeten sind der veralteten Darstellungweise entwachsen. Den Grund kann ich nicht nach allen Seiten ermitteln. Hauptsächlich scheint es daran zu liegen daß die Gotteslehre, die Theologie nicht fortschreitet, sondern in den Bildern und Ausdrücken längst entschwundener Jahrhunderte verknöchert, daß sie das Leben der Menschen wie die ganze Weltregierung nur aus der biblischen Vorzeit erforscht, nicht aus der lebendigen Gegenwart; daß sie mehr um Jerobeam und Rehabeam sich kümmert als um die großen Männer ihres Jahrhunderts. Die Reden der meisten Priester bewegen sich in einem engen Kreise, sind dürre Wiederholungen dessen was sie und Andere viele hundert Male in den selben Ausdrücken, mit den gleichen Bildern und Belegstellen gesagt haben, begründet auf Bibelaussprüchen die ganz verschiedene Deutungen zulassen, sowie auf die Behauptungen höchst ehrenwerther und für ihre Zeit aufgeklärter Männer, deren Anschauungen aber längst durch richtigere ersetzt worden sind. Den meisten Priestern hört man es an wie beschränkt ihr wissen sei, wie wenig sie gelernt haben über den Bereich ihrer hergebrachten Theologie hinaus. Zudem kommt es mir vor als ob die meisten Priester der verschiedenen Kirchen ihr Amt nur als Geschäft betrachten, welches sie betreiben wie die Vorgänger im alten Gleise, mit dem Wunsche in Bequemlichkeit zu leben und im streben ihre Einnahmen thunlichst zu vergrößern. Sie nennen sich Seelsorger, aber nur zu oft ist ihre Sorge auf den eigenen Bauch und den Geldsack gerichtet; es werden Predigten Tauf- Trau- und Grabreden gehalten auf Bestellung, abgemessen nach der Bezahlung welche der Zungenwerker empfangen hat oder zu erlangen sucht.

Ich habe versucht durch Auswahl einen Priester zu finden, der als gediegener untadelhafter Mann bekannt ist, dabei strebsam und fortschreitend; aber auch dieser kann dem engen Kreise der hergebrachten Theologie sich nicht entwinden. Sobald sie den Priesterrock angezogen, glauben sie die Heiligkeit liege nur in der Beschränktheit; den

Kreis der hergebrachten Sätze und Sprachwendungen zu überschreiten sei ein gefährliches beginnen. Ich finde mich immer mehr auf mich selbst angewiesen und ebenso wird es Vielen ergehen die nicht unausgesetzt das Selbe wiederholt hören mögen. Die Predigten sind gewöhnlich dürre eng und kernlos; dem Volke unverständlich also wirkunglos, dem Gebildeten zu beschränkt und einförmig. Gott bessere es.

S. Die Besserung liegt nicht so fern wie du glaubst. Die frühere Gotteslehre seit Jahrhunderten erstarrt, ist nachweisbar im Laufe der Jahrtausende aus Naturbeobachtungen entstanden (§. 61) ist das Ergebniß ehemaliger Naturforschung, des ältesten Zweiges der Wissenschaft. Sie ist durch die Priester der Fortbildung entzogen worden also der Rückbildung verfallen und wird untergehen um der neuen Gotteslehre Raum zu geben, der höheren Naturkunde des Ganzen und Einzelen.

§. 244. Vater. Bleib mit den **Naturwissenschaften** fern vom Gebiete des Gottesglaubens; sie mag die materielle Welt, das Stoffliche und Irdische erforschen, aber das Geistige, das Überirdische entweicht ihren plumpen Griffen. Eure Naturwissenschaften sind es die den höheren Glauben überwuchern und zu ersticken suchen; sie sind das Unkraut welches durch schön geformte Blätter weitstreckende Entfaltung duftende und betäubende Blüten und leicht erreichbare Früchte den Menschen locken und fesseln, dabei so bequem niedrig an der Erde sich halten daß man den Blick nicht nach oben zu richten braucht, keines mühsamen ringens und strebens bedarf, sondern nur zu riechen und zu pflücken braucht was einem fast von selbst in die Hände fällt. Die Menschen können nur durch Rückkehr zur Religion, der Mutter aller Wissenschaften, zum wahren Glauben gelangen und darin sich vervollkommnen; die verführenden Natur-Wissenschaften sind gut für irdische Dinge, aber im Gebiete des höheren Glaubens führen sie irre. Auf Eurem Wege geht Alles zu Grunde.

Sohn. Laß dich nicht durch den Schein trügen. Deine Klage ist jedesmal erschollen wann eine alte ehrwürdige Glaubensform sich auflöste. Jedesmal fiel nur die Form in Trümmer, der Kern blieb und stralte in neuer Schönheit. Der Glaube blieb und ward in verjüngter Gestalt wiedergeboren; denn die Menschheit bedarf der Vorstellungen über das All und ihr Verhältniß zum selben; sie hält daran fest für alle Zeiten, möge sie deren Gestaltungen ändern so oft sie wolle. Was die Klagenden jedesmal täuschte war nur zerfallen der Form, sie zitterten für den Kern während die Schale zerriß und abbröckelte; sie oder ihre Nachfolger gewahrten aber mit freudiger Über-

raschung, daß nach zerfallen der Schale der Kern schöner und fester als zuvor stehen geblieben sei.

Du erkennst selbst daß der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, wie ihn die verschiedenen Bekenntnisse lehren, die meisten Menschen nicht beherrsche, indem das sicherste Merkmal fehle, die Bethätigung in ihren Handlungen. Mit den Naturwissenschaften ist es anders: ihre Ergebnisse sind faßlich, liegen dem Menschen nahe, so nahe daß du darin das Gefährliche zu erkennen glaubst; auch wirken ihre Lehren unmittelbar, so daß es der Hinweisung und Vertröstung auf eine ferne Zukunft nicht bedarf, vielmehr der Mensch durch Erfahrung an sich selbst oder an Anderen erproben kann, welche Folgen die Handlungen herbeiführen und in welchem Zusammenhange sie mit seiner eigenen Wohlfahrt stehen.

V. Sein leibliches irdisches Wohlergehen mag sein; aber sein höheres geistiges Wohl hat mit euren Naturwissenschaften nichts zu schaffen. Meßt zählt und wägt so viel ihr wollt was körperlich ist, aber der Geist und sein höheres Gebiet des Glaubens, die Religion, läßt sich mit euren Zangen nicht fassen; sie will gefühlt, nicht gewogen sein.

Der Glaube ist so einfach, so leicht faßlich, so deutlich dem Menschen in das Herz geschrieben daß es mir unmöglich wäre ihn abzuwehren, selbst wenn ich wollte. Er ist trostspendend dem bedrängten, erhebend dem gebeugten, heilbringend dem Menschen in jeder Beziehung, so daß es herzlos und unmenschlich erscheint wenn man ihn gefährdet.

S. Daß der Glaube nur für die Wenigsten so einfach leichtfaßlich und von selbst sich aufdrängend sei, wird genügend dadurch erwiesen daß nur die Wenigsten durch ihm sich beherrschen lassen. Das Bekenntniß ist uns allen in der Jugend mit gleichen Worten eingeprägt worden, unter Strafandrohung in unser Gedächtniß festgelegt längst bevor wir ihren Inhalt kannten oder begreifen konnten. Wir mögen die erlernten Worte wiederholend den Glauben bekennen; allein wenn du weiter und tiefer forschest, wirst du entdecken daß die Meisten nicht einmal das Bekenntniß hersagen können und bei der Mehrzahl der übrigen das Verständniß, der Glaube, nicht weiter reiche als was dem Gedächtnisse eingeprägt worden war. Leichtfaßlich ist der Glaube nicht oder nur in so weit wie es möglich ist den wörtlichen Ausdruck, die Worte des Bekenntnisses, dem Gedächtnisse einzuprägen; zum Glauben gehört aber mehr als hersagen erlernter Worte und Sätze.

Wirkliches wissen ist ohne erkennen nicht möglich und dieses können nur die Wissenschaften lehren weil sie faßliches zum Gegenstande haben. Lehren dagegen welche Unermeßliches darstellen sollen, können

wir nicht aufnehmen und erkennen weil sie unfaßlich sind. Es ist dem Menschen ganz unmöglich, eine Vorstellung sich zu machen von der Unendlichkeit Ewigkeit Unermeßlichkeit; denn was ihm begreiflich sein soll muß Grenzen haben, muß von anderem getrennt sein in der Erscheinung, um durch vergleichen eine Vorstellung daraus bilden zu können (§. 4). Nur was in Raum und Zeit begrenzt ist kann Gegenstand seiner Vorstellungen sein und nur aus dem Gemeinsamen solcher Vorstellungen kann er Begriffe bilden. Deshalb kann er auch die Vorstellung von einem unermeßlichen ewigen Wesen nicht fassen, weil es keinen Vergleich mit endlichem und faßlichem zuläßt. Die Menschen können solchen Glauben nicht fassen mögen sie noch so angelegentlich danach streben; was sie fassen sind die Worte des Bekenntnisses und wenn Etwas verloren geht und gehen kann so sind es nur die Worte des Bekenntnisses, nicht der Glaube, welcher fehlt und deshalb unverlierbar ist.

V. Dem muß ich widerstreiten, denn der Gottesglaube ist wenn auch nicht so vollkommen wie im vorgeschrittenen Christenthume seit Jahrtausenden gehegt worden. Die Israeliten haben von Ägüpten her an den ewigen allwissenden und allgegenwärtigen Gott geglaubt. Du wirst in der Bibel lesen, daß Gott bei der Berufung Mosis (2. Mose 3. 14) zu ihm sagte: „Ich werde sein der ich sein werde, also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde es sein der hat mich zu euch gesandt."

S. Deine Anführung ist in sofern richtig als diese Worte stehen in unserer Bibelübersetzung. Allein zuvörderst muß ich bemerken, daß die Bezeichnung „Gott" unrichtig sei, denn in der Urschrift heißt es Jehovah oder richtiger gelesen „JHOH" und dieser Name wird dort erklärt als gleichbedeutend mit den Worten „ich werde es sein" oder „der Unsterbliche". Es giebt Gründe zu schließen (§. 38), daß hier als JHOH der Feuerherr benannt sei, die Verkörperung des Waldbrandes, und bei dieser Deutung würde man allerdings sagen dürfen daß die Israeliten unter Moses ihr Hauptverehrungwesen erkannt hätten; denn das Feuer in seiner jedesmaligen Erscheinung war etwas Faßliches und die im Orakelzelte beständig genährte Flamme konnte ihnen eine unsterbliche sein wenn auch keine ewige. Ihr Glaube war Naturwissenschaft auf tiefer Stufe. Von höheren Vollkommenheiten hatten sie keine Vorstellungen wie der gegenwärtige Gottesglaube sie hegt; denn als der Feuerherr dem Moses auf dem Berge Sinai erschien (2. Mose 19) dachte man ihn so wenig allwissend, daß er erst durch befragen von Moses erkundete ob das Volk durch ein Gehege abgehalten worden sei; ebenso schwört und droht er, bereut aber auch und läßt sich besänftigen durch Gründe wie durch grausame Opfer.

Bei anderen Gelegenheiten muß er die Menschen (Abraham David Hiob u. a.) auf die Probe stellen bevor er wissen kann wie sie sind. Er hegt Haß Rache Blutdurst und blinde Zerstörungwut, läßt Unschuldige leiden statt der Schuldigen und droht den Menschen in Redensarten und Flüchen die in der Jetztzeit jedem Menschen zur Unehre angerechnet würden. Du wirst Derartiges nicht mit deinem Gottesglauben verbinden, obgleich Moses und die Israeliten solche ganz passend für ihren JHOH fanden. Du kannst deinen Glauben nicht aus jenem finsteren Heidenthume herleiten um ihn als einen alten zu bezeichnen.

V. Jenes geschah in den alten Zeiten als das einfache Hirtenvolk nicht so umfassende und ausgebildete Vorstellungen fassen und hegen konnte wie die Gegenwart. Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen sind mehr und mehr zur Erkenntniß gelangt, zum Glauben an den allmächtigen allweisen alliebenden ewigen unveränderlichen allgegenwärtigen allgerechten allheiligen und allseligen Schöpfer und Lenker der Welt.

S. Du sagst „man glaubt"; ich aber sage „man bekennt", denn man spricht nur die Eigenschaftwörter aus die du nennst, kann aber nicht ihre Bedeutung fassen weil das Unermeßliche unbegrenzt ist, also nicht in die Vorstellung aufgenommen werden kann. Wird nicht in unserer Gegenwart fast in jeder Kirche Gott so menschlich kleinlich dargestellt, daß es klar vorliegt der redende Priester habe keine Vorstellung von jenen vollkommenen Eigenschaften? Die welche Gott recht faßlich darstellen wollen, geben von ihm die Vorstellung eines alten milden gütigen Mannes, dem man seine Wünsche und Bitten in deutlichen Worten eindringlich vorlegen müsse um Gehör und Gewährung zu finden; am zweckmäßigsten in einer zahlreichen Versammlung im Hause Gottes (der Kirche) und möglichst laut. Wiederum Natur-Wissenschaft auf tiefer Stufe. Wie vereint sich dieses mit Gottes Allwissenheit und Allweisheit, die Alles weiß ohne daß wir es zu sagen brauchen und die Mittel zu unserem Wohle besser kennt als wir sie in unseren Gebeten angeben können? Gott wird dargestellt als prüfender oder strafender Herrscher, der Krankheiten häuslichen Kummer und dergl. verhänge, auch zu Zeiten ungehalten und beleidigt sei, jedoch durch Reue zur Versöhnung sich umstimmen laße. Wie läßt sich dieses mit der Vorstellung seiner Allseligkeit und Unveränderlichkeit vereinen? Es wird gepredigt, daß die Menschen welche er erschuf von Grund aus böse seien, und obgleich er die erste Menschenschöpfung um ihrer Bosheit willen durch eine Sündflut vertilgt habe, doch der Nachwuchs vom geretteten guten Noah herstammend wiederum böse geworden sei. Wie verträgt sich dieses mit der Vorstellung von Gottes Allweisheit? Es wird aus der Bibel erwiesen, daß ungeachtet

der von Gott selbst gegebenen Gesetze Ermahnungen und verhängten schweren Strafen die Menschen ihr Sündenmaß so hoch angehäuft gehabt hätten, daß Gott nur durch die Opferung seines eigenen Sohnes versöhnt werden konnte; der als Unschuldiger von den sündenbeladenen Menschen sich kreuzigen ließ um sie dadurch mit seinem Vater zu versöhnen. Wie ist diese Darstellung vereinbar mit dem Glauben an Gottes Allgerechtigkeit? Die Priester der Evangelischen wie der Katholiken lehren, daß Gott noch jetzt von Zeit zu Zeit Übel und Leiden verhänge um die Menschen zu warnen zu zügeln oder zu züchtigen; wie namentlich Krieg Seuchen Erdbeben Überschwemmungen Feuersbrünste Unschuldige mit den Schuldigen träfen, um Alle daran zu erinnern, daß ein zürnender und strafender Richter über sie wache. Kann solches übereinstimmen mit der Vorstellung vom liebenden und allweisen Vater, wenn man lehrt daß ihm solche Mittel die richtigen seien um die Menschheit zu lenken?

Es ist keine beabsichtigte Herabwürdigung Gottes, wenn ihm in jener Weise Gesinnungen und Handlungen zugeschrieben werden die zu einer rückständigen Stufe menschlicher Bildung hinabreichen; die lehrenden Priester auf niederer Bildungstufe hegen vielmehr die Überzeugung daß die angeführten und änlichen Gesinnungen und Handlungen gottgemäß seien. Du wirst erkennen, daß sie unmöglich erfüllt sein können von der Vorstellung jener vollkommenen Eigenschaften welche du mit deinem Gottesglauben verbindest. Du wirst dir den allweisen Schöpfer und liebenden Vater der Menschen nicht denken können als zürnend über die Mängel seiner eigenen Geschöpfe, sie grimmig strafend für alle Fehler welche ihrer Natur anhaften, die er selbst schuf. Wie würden wir über einen Familienvater urtheilen, der seine Kinder immerfort züchtigen wollte weil sie unerzogen sind, oder über einen Hervorbringer von Arbeiten dem sie wiederholt mißrathen, so daß er sie im Zorne zertrümmert, oder über einen Mann der seinen Sohn tödten läßt um sich selbst zu versöhnen?

Du wirst, wenn du deinen Gottesglauben vergleichst mit dem anderer Menschen, die Überzeugung gewinnen daß dein Glaube kein alter sei sondern ein neuer, keine Regel sondern eine Ausnahme. Du wirst erkennen daß die Gottesvorstellungen der Einzelen nicht aus unendlichen vollkommenen Eigenschaften des höchsten Wesens zusammen gesetzt sind, sondern aus menschenartigen begrenzten und nur dadurch faßlich gewordenen Thätigkeiten, zum Bilde eines Wesens zusammen gefügt welches den Anforderungen entspricht die der Einzele an seinen Gott stellt, nach Masgabe der eigenen Eigenschaften. „Sage mir an welchen Gott du glaubst und ich will dir sagen wie du bist,“ ließe sich anwenden auf die meisten Menschen.

V. Ich gebe zu, daß die Menschen der Gottheit nur gesteigerte menschliche Eigenschaften beilegen, vornämlich diejenigen welche Jeder nach seiner besonderen Sinnesart am geeignetsten hält, um die ihm zusagende Gottesvorstellung zu schaffen. Harte zornige Prediger stellen ihn vorzugsweise als zürnenden allgewaltigen und strafenden Richter dar; schlaffe dagegen schaffen die Vorstellung als ob Gott Alles bequem gehen lasse wie es wolle; schwächliche reden von seiner Allgüte und Langmuth; so spiegelt sich jeder Redner in seiner Darstellung Gottes. Das sind aber nur Fehler die dem einzelen Menschen anhaften, mit ihm leben und sterben; sie beweisen nicht wider den Gottesglauben selbst, vielmehr bestätigen sie dessen Vorhandensein in Allen, weil Alle ihn auszuprägen suchen; ein bestreben welches dem unvollkommenen Menschen natürlich nur unvollkommen gelingt.

S. Darin liegt aber der Beweis, daß auch der Mensch der Gegenwart eine unmögliche Aufgabe möglich zu machen sucht, wenn er eine Vorstellung vom Wesen Gottes mit unbegrenzten Eigenschaften schaffen will; daß er jetzt wie früher den Ausweg wählt sein eigenes Wesen in seine Gottesvorstellung hineinzutragen, unbewußt sich selbst zu erhöhen und Gott zu nennen. Darum sind auch die verschiedenen Gottesvorstellungen um so edler je mehr der sie bildende Mensch diese Eigenschaft besitzt, um so mangelhafter und roher je mehr der hegende Mensch rückständig ist. Millionen mögen die gleichen Bekenntnißworte hersagen, aber ihre Gottesvorstellungen sind so verschieden wie ihr eigenes Wesen.

Viel einfacher gestaltete sich das Verhältniß, wenn die Weltkunde, die Naturwissenschaft an die Stelle der Religion träte. Der Mensch würde nicht vergeblich sich abmühen unendliches zu fassen, würde nicht seine Einbildung in die außersinnliche Welt hinaus schweifen lassen um unbegrenztes zu umgrenzen, damit er das Bild eines Wesens sich machen könne, sondern würde bescheiden und verständig das Einzele zu erkennen suchen, begrenztes also faßliches. Wenn er dann weiterstrebend in die Unermeßlichkeit hinausdringt, wird er demutvoll gestehen daß die Reihenfolge unabsehbar sei, wird sich bescheiden mit dem was er zur Zeit erkennt, aber niemals sich vermessen zu glauben, daß er was jenseit der Grenze liege, das Außersinnliche in seine Vorstellungen aufgenommen habe oder aufnehmen könne. Der Forscher mag sein Auge schärfen bis er Entfernungen sieht die er nach Millionen Lichtjahren schätzt, oder Wesen erkennt von denen Billionen zu einem Cubikzoll gehören; er wird immer nur begrenztes erkennen und in seine Vorstellungen, seinen Glauben fassen. Jeder Mensch würde seinen Fähigkeiten entsprechend mit der Erkenntniß des Theiles der Welt sich begnügen der ihm zugänglich und faßlich

ist, statt den vergeblichen Versuch anzustellen unbegrenztes sich faßlich zu machen. Er würde in seinem Bereiche weise werden, seine Erkenntniß stufenweise erweitern und erhöhen, statt die Weltordnung herab zu ziehen in den engen Bereich seiner Vorstellungen und ihr eine Form zu geben, die er sich selbst änlich gestaltet damit er daran glauben könne.

V. Nichts da mit euren Naturwissenschaften, sie lehren nicht Gott erkennen sondern verfehlen. Die Naturforscher Ärzte und derartige Leute sind meistens Ungläubige; denn sie forschen und grübeln und meinen ihr erkennen genüge; aber zum Glauben gehört mehr, gehört fühlen des Unermeßlichen. Ich kann nicht begreifen, wie du Anstoß nehmen kannst an der großen Verschiedenheit der Gottesvorstellungen. Die Sonne spiegelt sich an jeder Oberfläche verschieden: von trüben Flächen fällt ein trübes Bild zurück, farbige Spiegelflächen geben farbige Bilder, vom blanken Messing oder Kupfer anders als vom polirten Stale. Die Sonne ist und bleibt trotzdem die selbe und ihr Vorhandensein in einer bestimmten Gestaltung und Leuchtung steht deshalb nicht in Zweifel; sie ist und bleibt das Gemeinsame welches allen verschiedenen Spiegelbildern zum Grunde liegt. Ebenso ist Gott die Grundlage aller Vorstellungen und bleibt die selbe wenn auch die Menschen ihre Vorstellungen noch so verschieden gestalten.

§. 245. Sohn. Richtig! Die Verschiedenartigkeit der Einzelen ist Ursache der verschiedenen Gestaltung. Auch ich erkenne ein **Gemeinsames im Gottesglauben jeder Art** und zwar

in der Gleichartigkeit der Außenwelt die der Mensch erkennt;
in der Gleichartigkeit aller Menschen, ihrer Fähigkeiten und Mängel.

Die Außenwelt ist allenthalben darin gleichartig, daß sie den Menschen günstigen wie ungünstigen Einflüssen unterstellt die stärker sind als er; die ihm in verschiedener Gestaltung als Übermächte erscheinen denen gegenüber er sich schwach fühlt. Die Fähigkeiten und Mängel aller Menschen sind darin gleichartig, daß sie mit begrenzten Sinnen ausgerüstet sind und ihr Gedächtniß wie ihren Verstand in gleicher Weise entwickeln müssen.

Dazu kommt,

daß die Übermächte der Außenwelt örtlich verschieden sind;
daß die Fähigkeiten in den Einzelen ungleichmäßig sich fortbilden.

Die Folge von dieser Gleichartigkeit im Ganzen und der Ungleichartigkeit im Einzelen zeigt sich in der unzähligen Verschiedenheit

des örtlichen Ausdruckes und der Entwicklungsstufe der Gottesvorstellungen.

Der Fetischanbeter wie der Götzendiener, der Gottgläubige wie der Freidenker erkennen alle das Vorhandensein von Übermächten und suchen sie zu erforschen, eine Vorstellung von ihnen zu gewinnen. Der weit rückständige Fetischanbeter schafft solche höchst mangelhaft: er gestaltet alles ungewöhnliche, jedes unerklärliche zu einer Übermacht; denn jedes was seine Verwunderung erregt muß nach seiner Annahme Wunder verrichten können; er hegt und verehrt es als Fetisch. Dem Götzendiener gelingt schon mehr; denn er beobachtet wirkende Übermächte in sichtbaren Formen, wie Waldbrand Wüstensturm dörrenden Wüstenwind Flußüberschwemmungen Meeressturm den Gewitter- und Wolkenhimmel und bildet sich daraus wie die Ägüpter Semiten und Arier thaten sichtbar gestaltete Übermächte; sie schufen Bilder, die anfänglich den sichtbaren Formen der Übermächte nachgeahmt, späterhin bei höherer Erkenntniß den Menschengestalten genähert wurden, bis sie bei den Hellenen zur vollen Schönheit der Menschenform herausgebildet worden sind. Die Gottesgläubigen haben die sichtbaren Formen der örtlichen Übermächte oder örtlichen Bilder überwunden und die Verschiedenheit in einen Gesammtausdruck vereint, den sie als ein Alles umfassendes Wesen unter einem Namen verehren. Diese höchste Vereinigung war Folge der Verschmelzung der vordem geschiedenen Völker und Religionen: aus dem Gewirre der durch einander gemengten Götzen, der Bilder örtlich oder allenthalben herrschender Übermächte, erhob sich die Vorstellung einer Alles beherrschenden Übermacht der alle örtlich wirkenden untergeordnet seien.

Je nach den Lebensverhältnissen der verschiedenen Völker, den Erdgürteln, in denen ihre Urheimat lag und in denen sie sich nachher fortbildeten, wurde nicht allein die ursprünglich örtliche Übermacht gestaltet sondern auch die spätere Alles umfassende Weltmacht: die ausschweifenden Verhältnisse des heißen Gürtels und der heißen Länder, überschwänglich an Fruchtbarkeit wie im Verderben, gab der Gottesvorstellung die Eigenschaften der großen Güte wie der grimmen Rachsucht; die minder schwankenden geregelten Verhältnisse des gemäßigten Erdgürtels gaben ihr die Eigenschaften der Mäßigkeit Gerechtigkeit Zuverlässigkeit im Lohne wie in der Strafe. Allenthalben ist beobachten der Übermächte der Welt die gleichmäßige Grundlage gewesen; die Gleichartigkeit der Fähigkeiten lenkte die Fortbildung der Vorstellungen in gleichen Bahnen nach gleichen Gesetzen; aber die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse und die ungleichmäßige Fortbildung der Einzelen haben das Gleichartige in so unzähliger Verschiedenheit der Formen sich ausprägen lassen. Auch die Freidenker

bewegen sich auf dem selben Gebiete, halten den Menschen keineswegs für allmächtig sondern erkennen waltende Übermächte, glauben auch daß derem wirken ein Allherrschendes zum Grunde liege; daß ferner die Weltordnung von solcher Größe sei, daß sie mit menschlicher Beschränktheit und menschlichen Beweggründen verglichen als Allmacht Allgüte Allweisheit Allgegenwart u. s. w. bezeichnet werden dürfe, wenn man das übermächtige Verhältniß deutlicher bezeichnen wolle. Sie behaupten aber, daß solche Vergleichungen mit dem beschränkten Menschenwesen zu begrenzten Vorstellungen verleiten, und daß überhaupt kein Grund vorliege die Alles umfassende Übermacht von der Welt zu trennen, um in Gedanken ein geschiedenes Wesen, einen persönlichen Gott daraus zu gestalten; da Alles, was wir als übermächtig wirkend erkennen immer als Gestaltung der Welt erscheine, niemals geschieden als ein besonders Gestaltetes. Bei den alten Völkern seien die Gestaltungen der Übermächte sichtbar gewesen, man habe sie in Formen wirksam gesehen, je nach der Örtlichkeit als verzehrende Flamme verschüttende Sandwolke Sonne Himmel u. a.; uns aber fehle jeder Beweis daß die in allem wirkende Übermacht ein von der sichtbaren Welt Geschiedenes sei oder sein könne.

Es ergibt sich daraus, daß alle Gottesvorstellungen eine gemeinsame Grundlage haben; aber nicht den Gottesglauben, sondern das tiefer liegende streben nach Erkenniniß der Übermächte. In diesem streben offenbart sich die Welt änlich der Sonne, deren unzählige Spiegelbilder sich abstufen vom rußfarbigen bis zum blendenden Sonnenglanze.

Vater. Der Vergleich erscheint mir zu weitgreifend. Ich kann nur die wirklichen Gottesvorstellungen zum Vergleiche zulassen, die der Christen Juden Muhammadaner; auch unter diesen kann nur eine wahr sein.

S. Im Sinne meiner Darstellung antworte ich: jede Vorstellung ist wahr sobald sie der Überzeugung entspringt; alle Vorstellungen sind richtig weil sie auf derselben Grundlage ruhen, und jede ist richtig für den Einzelen der sie aufrichtig hegt. Keine einzige von der des dumpfen Fetischanbeters bis zu der des Erleuchtetsten der Menschheit ist frevelhafte Erfindung, sondern die Frucht des beobachtens der Natur und denkens von Menschen, welche ehrlich sich bemüheten ihre Erkenntniß von der Außenwelt zu erweitern und die darin herrschenden Übermächte zu erkennen. Jede Gottesvorstellung ist das Ergebniß einer bestimmten Zeit und Bildungstufe; alle sind sie Glieder einer Kette vom Rückständigsten bis zum Vorgeschrittensten.

V. Unter Anwendung deiner Bezeichnungen würde ich also sagen müssen: aus den unzähligen Gottesvorstellungen kann nur eine die höchstentwickelte sein.

S. Die höchstentwickelte zur Zeit, aber nicht für immer.

§. 246. Vater. Das bestreite ich; der **christliche Gottesglaube** ist und bleibt der allein richtige für alle Zeiten.

Sohn. Du übersiehst, daß es nur christliche Glaubensbekenntnisse gibt aber keinen christlichen Gottesglauben. Die Christen haben niemals eine allgemein giltige Gottesvorstellung feststellen können, sondern streiten noch immer darum. Die meisten Abtheilungen bekennen den Glauben an die Dreieinigkeit, aber Griechen und Römer verschieden; die Unitarier dagegen erkennen die Dreieinigkeit nicht an. Je nachdem man Heilige als Vermittler anerkennt oder nicht, ist die Gottesvorstellung verschieden; bei Denen welche noch an das Dasein des Teufels glauben ist die Gottesvorstellung lichter als bei allen Anderen welche auch das Böse darin aufnehmen müssen. Du findest in den Glaubensbekenntnissen der verschiedenen Abtheilungen der Christenheit eine ziemlich gleichlautende Aufzählung der Eigenschaften Gottes, aber nirgends einen von allen Christen anerkannten Gottesglauben.

V. Mögen die Christen von einander abweichen in Einzelheiten; ihr Gottesbewußtsein leitet sie auf richtiger Bahn durch Dämmerung dem Lichte zu, durch Irrthum zur Wahrheit; der Christ sieht den fernen Stern blinken und folgt den Stralen bis er zum vollen Lichte des Glaubens vordringt. Ich bin dessen gewiß.

S. Ich theile deine Zuversicht, denke aber den Stern als ein Anderes. Alle Menschen streben dorthin und Jeder ist auf dem Wege; zur Erkenntniß des Einzelen gelangt aber nur das Ziel, welches er in seiner kurzen Lebensdauer erreicht; die erreichten Ziele sind verschieden wie die Menschen.

V. Dennoch gibt es einen allgemeinen Gottesglauben. Kein Mensch, wenn er nicht verthiert ist, kann den sternbesäeten Nachthimmel betrachten, ohne die Allmacht Gottes zu fühlen und zu bewundern; Niemand sollt ich denken, könne die unzählichen Wohlthaten erkennen, die uns Menschen zufließen, ohne Gottes unermeßlicher Güte zu gedenken. Allenthalben im Gröſten wie im Kleinsten zeigt sich seine Allweisheit; sein walten in den Jahrtausenden der Geschichte wie in den Schicksalen der Menschen und Völker; Alles offenbart seine Gerechtigkeit und Allbarmherzigkeit. Wer kann dieser Überzeugung sich entziehen; diesem beseligenden Gefühle sich entziehen wollen?

S. Was du siehst am Abendhimmel, im Großen und Kleinen der Wesen, im Menschenleben und im walten der Geschichte, das erkennen auch Andere, fühlen es auch wie du wenn sie auf deiner Bildungsstufe stehen, sonst aber weniger oder mehr. Wenn sie gleiches sehen und fühlen, so wird aber dadurch nicht bedingt daß sie es in gleichen Worten ausdrücken. Den Eindruck den der Sternenhimmel auf dich macht, fassest du in den Ausdruck „Allmacht Gottes“ und in änlicher Weise gibst du jedem anderen Eindrucke eine Bezeichnung die dir angemessen erscheint. Du wirst aber einräumen, daß nach deiner Vorstellung Gott nicht in Eigenschaften zersplittert sein könne um seine Allmacht auf den Sternenhimmel zu verwenden, seine Allweisheit auf die Menschengeschichte u. s. w., sondern daß du dem Höchsten Untrennbaren diese Eigenschaften nur beilegst, um dir und Anderen sein verschiedenartiges wirken zu verdeutlichen oder vielmehr die verschiedenartigen Eindrücke, welche du durch beobachten des Sternenhimmels oder erforschen der Menschengeschichte empfängst.

V. So ist es. Die Eigenschaften sind Bezeichnungen, welche man verwendet um das mannigfaltige wirken Gottes zu verstehen. Gott aber ist ein untheilbares geistiges Wesen.

S. Das eigentlich Wesenhafte des Ausdruckes deiner Vorstellung ist also Gott; darin ist Alles enthalten, was du mit den zahlreichen Eigenschaftwörtern bezeichnest. Man kann also die Eigenschaftbezeichnungen gänzlich bei Seite setzen und doch gottgläubig sein und bleiben.

V. Sofern man nur die Vorstellung seines Wesens und seines wirkens festhält, überzeugt bleibt daß es sein wirken sei aus dem die Eigenschaften gefolgert werden. Das Wesen Gottes ist Gegenstand des christlichen Glaubens, ist was ihn zum Gotte des gläubigen Christen macht; die Eigenschaftwörter sind nur zur Verdeutlichung dienend, aber dazu fast unentbehrlich.

S. Du gebrauchst den Namen „Gott“, weißt aber doch daß er kein christlicher sondern heidnischer sei. Jesus nannte sein höchstes Verehrungwesen „EL“ und der Name „Gott“ rührt von unseren heidnischen Vorfahren her, die ihr höchstes Verehrungwesen, den Himmelsherrn, als Woden Weden Goden Odin u. a. benannten, in örtlich verschiedener Aussprache desselben Grundwortes. Die übrigen Christenvölker Europas haben ebenso die griechischen romanischen oder slavischen Namen der heidnischen Vorzeit beibehalten; kein einziges hat den eigentlich christlichen Namen „EL“ aufgenommen. Du wirst also auf den Namen Gott kein besonderes Gewicht legen dürfen, wenn nur die Vorstellung vom wirken des Höchsten die selbe bleibt.

V. Ich kann die heidnischen Namen nicht als wesentlich ansehen und will sie nicht festhalten, obgleich mir ahnt daß du mit dem gewohnt gewordenen Namen etwas wichtiges und wesentliches entziehst. Ich kann den Namen nicht aufgeben, wenn du mir nicht einen anderen bietest mit dem ich meine Vorstellungen verbinden kann.

S. Deine Ahnung trügt nicht, denn mit dem heidnischen Namen schwinden unwillkürlich die damit aus dem Heidenthume übernommenen Vorstellungen von menschenänlichen Eigenschaften; namentlich schwindet die Persönlichkeit welche unsere Vorfahren mit ihrem Goden verbanden. Die Vorstellung nimmt mit anderen Namen sofort eine weitere Gestalt an: der heidnische Stoff zerfällt, die menschenänlichen Äußerungen schwinden und es bleibt nur die Vorstellung der Thätigkeiten, welche der Mensch in seiner Außenwelt wie in der Menschengeschichte wirksam sieht und das Gefühl der Bewunderung welche die daraus empfangenen Eindrücke in ihm erregen. Du stehst deinem Gotte um so ferner, nachdem du das Heidnische Persönliche abgestreift hast.

V. Das kann ich nicht. Als ich das Sprechen erlernte, lehrte mich meine Mutter zum lieben Vater im Himmel beten; im unschuldigsten Glauben faltete ich die Hände richtete die Augen empor dankte für die empfangenen Gaben und bat den lieben Gott, daß seine Engel mich und die lieben Ältern beschützen mögten. Dieser kindliche Glaube vom persönlichen Gotte im Verkehre mit seinen Menschenkindern, hat mich geleitet von der Wiege bis in das Alter, und in ihm habe ich Trost Zuversicht und Erhebung gefunden. Dem Allgütigen dankte ich für die unzählig empfangenen Wohlthaten mit denen seine Vaterhand mich beglückte; zum Allmächtigen flehete ich wenn ich Gefahren entgegen ging und bestand sie um so muthiger; dem Allweisen vertrauete ich mein Schicksal an, beugte mich vor seinem unerforschlichen Rathschlusse und bestand seine Prüfungen. Er hat mich bis hierher geleitet und soll auch bis an das Ende meine Stütze sein.

Ich sollte Alles als Tand von mir werfen als heidnischen Irrthum, um in das öde Nichts, in die kalte Auflösung der heiligsten Gefühle einzutreten? Sollte mich auf den starren Felsgipfel stellen nur um eine weite Aussicht von verlassener Höhe zu genießen? Nimmermehr! Ich bleibe im engeren Thale wo ich heimisch bin, wo mich Wärme und Gedeihen umfängt, auch das Behagen der Sicherheit, wo Blumen und Früchte sprießen und die Luft schwer genug ist für meine Brust. Klimmt immerhin hinauf zu euren kühlen öden Felsenspitzen, ich lasse euch allein!

S. Lieber Vater! Du hast das Zwiegespräch veranlaßt und ich hege keinen Wunsch dich in deinem Glauben zu stören. Wie Melanchthon seiner Mutter rieth lieber im gewohnten katholischen Glauben fortzuleben als ihr Alter durch Glaubenszweifel zu verkümmern, so mögte auch ich dir rathen deiner Überzeugung treu zu bleiben. Du kannst es um so unbedenklicher, als es mehr um den Namen als um das Wesen deiner Vorstellung sich handelt. Deine Thaten und Gesinnungen werden die selben bleiben, ob du den Namen „Gott" beibehälst oder nicht. Da der Mensch einer wörtlichen Bezeichnung nicht entbehren kann um die beobachteten Thätigkeiten zu vereinen, so bleibt es im Wesentlichen gleich ob du und andere Christen der Namen Gott Bog Deus Theos u. a. euch bedient oder auf den Namen EL zurückgeht den Jesus anwendete (Matth. 27. 46; Mark. 15. 34). Jedes Wort ist nur Laut; das Wesentliche liegt allein in den damit verbundenen Vorstellungen. Nur wirst du einsehen, mit jedem der Namen des Heidenthumes sei die Gefahr verknüpft daß heidnische Vorstellungen daran haften; eine Gefahr die zur Wirklichkeit wird in dem allgemeinen bemühen der christlichen Priester die Persönlichkeit Gottes als Glaubenssatz aufzustellen, unter der Annahme daß er christlich sei und daß darauf der christliche Gottesglaube beruhe; während das Persönliche und Beschränkte aus dem Heidenthume stammt und mit dem heidnischen Namen in das Christenthum aufgenommen worden ist.

§. 247. Vater. Das ist ein Irrthum. Unser Gott war schon der **Gott Moses**; denn er hat sich Moses zu verschiedenen Zeiten offenbart. Sein Geist redete durch Moses und andere Profeten, durch Jesus und seine Jünger. Unsere Gotteserkenntniß beruht auf der heiligen Schrift, die von Gott selbst eingegeben ist. Mögen die gangbaren Namen heidnischen Ursprunges sein, der Glaube ist christlich; wer der Persönlichkeit Gottes bestreitet der ist kein Christ!

Sohn. An den Offenbarungen des Alten Testamentes hat der Jude den ersten Anspruch; der Glaube an einen persönlichen Gott wäre also nach deiner Anführung nicht allein christlich sondern auch jüdisch. Auch der Muhammadaner hat ihn auf Grund des Koran.

V. Sie besitzen beide einen änlichen Gottesglauben wie wir, aber nicht so erhaben und erhebend wie der christliche.

S. Wir werden wiederum dahin gelangen, den Gottesglauben den du als christlich bezeichnest als den deinigen zu erkennen.

V. Wir wollen sehen.

S. Ich will die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Offenbarungen hier nicht in Zweifel ziehen, weil es uns zu weit ablenken würde. Nehmen wir die Offenbarungen wie sie in der Bibelübersetzung stehen, und zwar die, welche Ihr Gott selbst zuschreibt.

Gott befiehlt (1. Mose 22) dem Abraham, seinen eigenen Sohn zu töden und als Opfer zu verbrennen. Kannst du diese Offenbarung mit deinem Gottesglauben vereinen?

V. Gott hat Abraham nur prüfen wollen ob er gehorchen werde, und ist sofort vom begehren abgestanden als er den Gehorsam sah.

S. Kannst du solche Prüfung mit Gottes Allwissenheit vereinen, vermöge welcher er Abrahams Gesinnung im voraus wissen mußte ohne der Prüfung zu bedürfen? Wie vereint es sich mit seiner Allgüte das Vaterherz eines geliebten Mannes mit solchem grausamen begehren zu peinigen? Wie mit seiner Allweisheit, die den unschuldigen Sohn einer Todesgefahr aussetzte, um die Befriedigung zu erlangen den Vater zu erproben? Das Ganze erscheint nicht göttlich sondern sehr menschlich; ein Mensch der in solcher Weise Proben anstellte könnte uns nicht zum Muster dienen, sondern würde von uns als kurzsichtig und grausam betrachtet werden.

V. Ich mögte annehmen, daß die Erzählung durch Überlieferung entstellt worden sei; was von allen Berichten aus der Zeit vor Moses gelten dürfte.

S. Du stellst also deinen Gottesglauben höher als jene Offenbarung, die auf Eingebung des heiligen Geistes niedergeschrieben sein soll. Gehen wir über zu den Offenbarungen die Moses empfing:

Gott (JHOH) gibt den Israeliten Anleitung, die Ägüpter zu bestehlen (2. Mose 3. 21 u. 22). Erwartest du derartiges von deinem Gotte?

V. Gewiß nicht.

S. Ferner heißt es nach Luther's unzutreffender Übersetzung:

„Ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied Derer die mich hassen.“ (2. Mose 20. 5.)

„So wird mein Zorn ergrimmen, daß ich euch mit dem Schwerte töde, und eure Weiber Wittwen und eure Kinder Waisen werden.“ (2. Mose 22. 24.)

„Und der Herr sprach zu Mose: Ich sehe, daß es ein halsstarriges Volk ist. Und nun laß mich, daß mein Zorn über sie ergrimme und sie auffresse; so will ich dich zum großen Volke machen.“ (2. Mose 32. 9, 10.)

„Also gereuete dem Herrn das Uebel, das er gedrohet hatte seinem Volke zu thun." (2. Mose 32. 14.)

„Und der Herr sprach zu Moses: Sage zu den Kindern Israels: Ihr seid ein halsstarriges Volk. Ich werde einmal plötzlich über dich kommen und dich vertilgen." (2. Mose 33. 5.)

„Und ich will wilde Thiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen und euer Vieh zerreißen und eurer weniger machen." (3. Mose 26. 22.)

„So will ich euch im Grimme entgegen wandeln und will euch sieben mal mehr strafen um eure Sünde, daß ihr sollt eurer Söhne und Töchter Fleisch fressen." (3. Mose 26. 28.)

„Und der Herr redete mit Mose und Aron und sprach: Scheidet euch von dieser Gemeinde, daß ich sie plötzlich vertilge." (4. Mose 16. 20.)

„Da ergrimmte des Herrn Zorn über Israel und sprach zu Mose: Nimm alle Obersten des Volkes und hänge sie dem Herrn an die Sonne (kreuzige sie), auf daß der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewandt werde." (4. Mose 25. 3, 4.)

Erkennst du darin deine Gottesvorstellung?

Vergleiche nun damit das höchste Wesen unsrer heidnischen Vorfahren, wie es in den Eddaliedern der stammverwandten Nordländer dargestellt wird. König Gülfa oder Gangleri wandert nach der Götterwohnung und fragt den Har (eine der drei Gestalten des Odin):

„Wer ist der höchste und älteste der Götter?"

Har antwortet: „Allvater heißt er in unserer Sprache und im alten Asgard (der Götterheimat) hatte er zwölf Namen."

Gülfa: „Wo ist dieser Gott oder was vermag er oder was hat er Großes gethan?"

Har: „Er lebt durch alle Zeitalter, beherrscht sein ganzes Reich und waltet aller Dinge großer und kleiner. Er schuf Himmel und Erde, die Luft und Alles was darin ist. Das ist das Wichtigste, daß er den Menschen schuf, und gab ihn den Geist der leben soll und nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zur Asche verbrannt wird. Auch sollen alle Menschen fortleben, die wohlgesittet sind und mit ihm sein an dem Orte der Gimil heißt oder Wingolf. Aber böse Menschen fahren zur Hel und danach gen Nebelhel."

In den eigenen Worten des jüdischen JHOH wirst du deinen Gott nicht erkennen. Aber wie sehr heimelt uns der heidnische Allvater an? Sollte er es nicht sein der noch jetzt als Gottvater verehrt wird?

§. 248. Vater. Unser Gott ist der **Gott Jesu** den unser Heiland uns kennen lehrte. Als das israelitische Volk aus seiner Verstocktheit und Halsstarrigkeit sich erhob bedurfte es nicht länger der göttlichen Strenge. Jesus lehrte ihn als gütigen langmüthigen Vater erkennen wie wir ihn verehren.

Sohn. Wenn Moses und Jesus verschiedene Vorstellungen geben, so beweist dieses keineswegs daß Gott selbst während dem sich verändert habe, oder ein anderes Verfahren anwende; denn als vollkommen unveränderlich kann er sich nicht ändern in seinen Beweggründen. Wenn der jüdische „JHOH" der selbe sein sollte wie der „EL" Jesu oder unser „Gott", so müßte er in späteren Zeiten ebenso grimmig und rachsüchtig sein wie zur Zeit Mosis, müßte auch als solcher jederzeit dem Gottesbewußtsein offenbar werden. Die Juden zur Zeit Jesu waren halsstarrig genug und die nachherigen Christen sind wie ihre Priester klagten in allen Jahrhunderten verstockt gewesen, sollen auch wie sie behaupten gegenwärtig gottloser sein als je zuvor. Du wirst aber finden, daß es mit deinem Glauben ganz unvereinbar sei Gott zu denken als ein zorniges und demnächst seine Übereilung bereuendes Wesen, dabei rachsüchtig und boshaft; als ein Wesen welches ganze Völker fressen wolle, dabei fähig wilde Thiere zu senden, um unschuldige Kinder zu zerreißen, das sogar die ungehorsamen Eltern dahin bringen wollte ihre eigenen Kinder zu fressen. Alle Gefühle empören sich dagegen, dem Gotte der Jetztzeit solche Eigenschaften beizumessen, und so wird der iraelitische JHOH auch nicht als gleichbedeutend mit dem EL Jesu oder dem Gotte der Jetztzeit gelten dürfen.

Was Jesus über den EL gelehrt hat bietet nirgends eine zusammenhängende Vorstellung, beruht auch nicht auf unmittelbaren Äußerungen des Höchsten sondern auf berichteten Aussprüchen Jesu:

„Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen." (Matth. 4. 10.)

„Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." (Matth. 5. 8.)

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." (Matth. 5. 9.)

„Lasset euren Vater im Himmel preisen. (Matth. 5. 16.)

„Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." (Matth. 5. 48.)

„Unser Vater im Himmel, . . . gieb uns heute unser tägliches Brod, vergieb uns unsere Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns vom Übel." (Matth. 6. 9.)

Gott sollen alle Sorgen anheim gestellt werden. (Matth. 6. 24—34.)

„Habt ihr nicht gelesen von der Toden Auferstehung, das euch gesagt ist von Gott, da er spricht: Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; Gott aber ist nicht ein Gott der Toden, sondern der Lebendigen." (Matth. 22. 31.)

„Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut und sprach: mein EL! mein EL! warum hast du mich verlassen." (Matth. 27. 46.)

„So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt je das Reich Gottes zu euch." (Luk. 11. 20.)

„Und er sprach zu den Farisäern: Ihr seid es, die euch selbst rechtfertigt vor dem Menschen; aber Gott kennet eure Herzen, denn was hoch ist unter den Menschen, das ist Gräuel vor Gott." (Luk. 16. 15.)

„Jesus aber sprach: Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich." (Luk. 18. 27.)

„Darum seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist." (Luk. 6. 36.)

„Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten." (Joh. 4. 24.)

„Denn wie der Vater die Toden auferweckt und macht sie lebendig, also auch der Sohn macht lebendig welche er will. Denn der Vater richtet Niemanden, sondern alles Gericht hat er dem Sohne gegeben." „Der Vater hat das Leben in ihm selbst." (Joh. 5. 21—26.)

In diesen und anderen zerstreueten und unzusammenhängenden Anführungen kann schwerlich die Gottesvorstellung liegen welche du und so viele der Jetztlebenden hegen. Es ergiebt sich vielmehr, daß beim Eintritte in das Christenthum die Heiden ihren Theos Deus Gott oder Bog nicht allein im Namen sondern auch in der Vorstellung hinüber brachten und diese bei zunehmender Bildung bereicherten; wobei die Evangeliensprüche, so wie die Lehren der Kirchenväter und Kirchenversammlungen mitwirkten. Nur dadurch daß die heidnische Grundlage verblieb, läßt sich die eigenthümliche Verschiedenheit der Gottesvorstellungen in Europa erklären: wie man südlich der Alpen Deus in den Hintergrund stellt, um Jesus, Mutter Maria und den zahlreichen Heiligen den Vordergrund einzuräumen, dagegen nördlich der Alpen Gott voransteht und selbst Jesus dagegen zurücktritt. Es ist nicht der Unterschied zwischen Katholiken und Evangelischen, sondern zwischen den Nachkommen der ehemaligen Verehrer der griechisch-römischen Götterwelt (Zeus-Jupiter überwuchert von Untergöttern und Helden) und den Nachkommen ehemaliger Verehrer des Woden-Odin, des Allvaters der Menschen. Bei den Südländern war die arische Grundlage noch vorhanden; allein in Folge einge-

drungener fremder Religionen die Zahl der höheren Wesen so sehr angewachsen, daß jeder Ort jeder Tempel jedes Gewerbe jedes Haus ja jeder Mensch seinen besonderen Götzen hatte der ihm näher stand als der ferne Jupiter. Diese bunte Manchfachheit konnte bei Einführung des Christenthumes nur zeitweilig unterdrückt werden; die Neigung war aber nicht auszurotten, sondern kam sehr bald zur neuen Geltung und suchte im Heiligendienste ihre Befriedigung. Die arischen Völker nördlich der Alpen dagegen hatten die ursprüngliche Einfachheit bewahrt und fortgebildet: man erwartete sein Heil vom Allvater gegen den alle übrigen höheren Wesen hatten zurücktreten müssen; diese Neigung verblieb auch im Christenthume, so daß der Heiligendienst nur vorübergehend Wurzel fassen konnte.

Die Gottesvorstellungen der Europäer ruhen nicht auf biblischem Grunde, denn sonst müßten sie allenthalben gleich sein wie der Inhalt der Bibel gleich ist in allen Sprachen. Sie stehen auf dem Grunde des Glaubens der heidnischen Vorfahren und deshalb sind sie vielfach verschieden.

V. Das kann ich nicht zugeben, denn die weltbesiegende Macht des Christenthumes hat den heidnischen Unsinn getödet, hat den einigen Gott an die Stelle der griechischen römischen gälischen teutonischen und slavischen Vielgötterei gesetzt. Der Gott, welchen jeder gebildete Europäer anerkennt möge er evangelisch oder katholisch sein und ihn benennen wie er wolle, ist der christliche; denn der Name macht es nicht sondern das Wesen, und dieses ist das gleiche in den Vorstellungen Aller.

S. Wolan wir wollen den Namen „Gott" aufgeben.

§. 249. Vater. Nein! am Namen halte ich fest, denn daran haftet die Vorstellung daß er ein **persönlicher Gott** sei, ein Wesen unabhängig von der Welt und selbige aus sich bewegend.

Sohn. Wie schon früher gesagt, verleitet die Unmöglichkeit die unermeßliche Welt zu fassen, den Menschen seine Gottesvorstellung zu begrenzen, um sie in seine beschränkte Fassunggabe zu zwängen. Zu diesen Begrenzungen gehört auch die Persönlichkeit. Die Bezeichnung ist eine unglückliche gewählte; denn wir kennen sie sonstig nur in der Anwendung auf Menschen und sie führt deshalb leicht dahin Gott zur Menschlichkeit herab zu ziehen. Laßt uns einen anderen unverfänglichen Namen wählen; enthalte dich des aus dem Heidenthume stammenden Namens und sage „Vorsehung". Macht dieser den selben Eindruck auf dich?

V. Nein. Der Name „Vorsehung" mag höher stehen heimelt mich aber nicht an, giebt nicht den Eindruck eines Wesens sondern

einer geistigen Thätigkeit, des Vorausblickes, nichts weiter. Mein Innerstes fühlt sich erst dann befriedigt wenn ich sage: Die Vorsehung ist Gott.

S. Deutlicher gesprochen: du fühlst dich nur dann sicher und heimisch, wenn du an dem Namen festhältst welcher es gestattet alle menschlichen Eigenschaften und Gefühle mit dem Allvater zu verbinden, der als Gestalt, als persönlich Begrenztes dem Fassungvermögen anpassend ist. Setzt man das Wort Vorsehung an die Stelle, so fühlt der Mensch das Fremde Menschenunänliche; denn es läßt keine Beschränkung zu um faßlich zu sein, steht zu hoch über den Menschen dem die Voraussicht mangelt: in Folge dessen beschleicht ihn das unheimliche Gefühl allein zu stehen. Er befürchtet verlassen zu sein und kehrt zur beschränkten faßlichen Gottesvorstellung zurück, die er seinem eigenen Wesen anpaßt indem er sie als dessen Erweiterung gestaltet.

Bei den meisten Menschen ist die Fassung noch viel enger: sie vermögen nicht einmal die Gottesvorstellung aufzunehmen wie sie in den Glaubensbekenntnissen gelehrt wird, obgleich die Priester ihnen Anleitung geben, jede menschliche Eigenschaft selbst menschliche Schwächen damit zu verbinden. Sie stehen gänzlich von dem persönlichen Gotte ab und beschränken ihre Vorstellung von der außersinnlichen Welt auf Mittelwesen oder sichtbar vorliegende Gegenstände, Heilige oder Heiligenbilder Reliquien u. dergl., zu denen sie beten Hilfe erflehend, denen sie danken und opfern; dagegen aber ihren Glauben an das Dasein Gottes nur in Flüchen und Betheuerungen zu erkennen geben. In den katholischen Kirchen wird der Heiligendienst viel eifriger gepflegt als der Gottesdienst; nicht etwa daß die Priester so tief ständen in ihrer Erkenntniß, sondern weil sie die Fassung des Volkes zu beschränkt halten um die Gottesvorstellung selbst in der beschränkten Form der Persönlichkeit zu fassen. Das Volk erhebt sich nur zum Schutzheiligen, zur Mutter Maria oder zu Jesus; denn es vermag nur in Menschengröße das Außersinnliche zu erkennen, und wallfahrtet zu wunderthätigen Bildern oder Reliquien, um unmittelbar mit dem Sichtbaren zu verkehren, dem Heiligen selbst vorzutragen was man wünscht oder ihm ins Gesicht zu sagen wie nichtswürdig es sei der Bitte nicht zu willfahren.

V. Das ist nicht christlich sondern heidnisch, findet sich auch nur selten.

S. Keineswegs selten sondern allenthalben, ist auch weder christlich noch heidnisch sondern rein menschlich. Schon Hanna, die Mutter Samuels, wallfahrtete nach Silo (1. Sam. 1. 9) um beim Orakelzelte um Fruchtbarkeit zu flehen und angesichts der Lade ihr Gelübde auszusprechen. Die Muhammadaner wallfahrten nach Mekka

zum Grabe des Profeten und verehren nicht allein dieses, sondern auch den heiligen Stein, der aus dem früheren Heidenthume stammt; sie wallfahrten zu Derwischgräbern wie zu denen der Nachfolger des Profeten und halten den Mantel wie die Barthare und andere Überreste Muhammads als wunderthätige Reliquien aufbewahrt. Das Gleiche findet sich bei den Indern Tibetanern u. a. im Brama- wie im Buddhaglauben. Es muß allen diesen Verehrungweisen, die gleichartig auftreten aber weit entfernt von einander in Zeit und Raum, etwas rein Menschliches zum Grunde liegen, und dieses läßt sich erkennen als die Unfähigkeit des begrenzten Menschenwesens die unermeßliche Welt zu fassen. Dieses treibt auch dich an, vom Begriffe der Vorsehung zurück zu weichen zur Vorstellung vom persönlichen Gott, drängt die Minderbegabten noch weiter zurück vom persönlichen Gott zu Heiligen und Reliquien.

V. Deine Zusammenstellung meines Gottesglaubens mit solchen Abgöttereien muß ich abweisen; ich habe im Glauben Nichts gemein mit solchen Menschen als —

S. Die menschlichen Fähigkeiten und Mängel. Du stehst höher, aber auf dem selben Grunde auf dem alle Menschen stehen, gleichartig sich bewegen in vielgestaltig abgestuften Vorstellungen, je nach der Stufe welche der Einzele in seiner Fortbildung erreichte. Alle streben nach dem selben Ziele, aber in weiten Abständen hinter einander wandernd. Die Abgötterer der Jetztzeit sind so weit rückständig wie unsere Vorfahren vor einigen Jahrtausenden; sein wir froh daß deren raschere Wanderung uns dem Ziele so viel näher brachte; es ist ihr Verdienst, nicht unseres.

Was uns so weit ablenkte war mein Wunsch dir begreiflich zu machen, daß deine Unlust den Namen „Gott“ durch das Wort „Vorsehung“ zu ersetzen, auf rein menschlichem Grunde ruhe, daß sie das dunkle Bewußtsein von dem Persönlichen und Menschenänlichen kennzeichnet, welches am Namen haftet und welches du nicht aufgeben kannst, weil es dir nur dadurch möglich wird die Vorstellung deinem begrenzten Menschenwesen faßlich zu machen. Du willst es vermeiden zum Unbegrenzten, Gestaltlosen über zu gehen, wie es das Wort „Vorsehung“ bedingen würde.

V. Mögen wir Gott oder Vorsehung sagen, immer werden wir anerkennen müssen daß das allesumfassende Wesen die Welt erschaffen hat und mit unergründlicher Weisheit regiert. Unter jedem Namen bleibt die Thatsache die selbe. Gott als Baumeister und Lenker der Welten muß unabhängig sein von seinen Werken, also ein persönlicher Gott sein. Wir sind Christen, keine Pantheisten oder Atheisten.

§. 250. Sohn. Mit diesen verschiedenen Namen wird wie du weißt vielfach Mißbrauch getrieben. Du unterscheidest sie darin, daß der

Christ an einen persönlichen Gott glaube, der als Schöpfer und Lenker der Welt unabhängig von ihr sei, als ewiger vollkommener Geist verschieden von der endlichen stofflichen Welt;

Pantheist dagegen glaube die Welt sei Eines, nicht geschieden in Schöpfer und Schöpfung, Geist und Stoff, sondern die ganze Welt sei Gott oder Gestaltung Gottes;

Atheist glaube es gebe keinen Schöpfer, auch keine Weltregierung, sondern der Zufall oder ein sonstiges Unbekanntes füge Alles so wie es komme.

Nun weißt du aber auch, daß es viel weniger Atheisten gegeben habe d. h. solche die den Atheismus deutlich bekannt und gelehrt haben, als solche Männer die man fälschlich mit dem Namen belegte, um Haß und Verfolgung wider sie zu erwecken. Wer den gangbaren Volksglauben erläutern wollte oder nicht seinen Glauben mit den selben Worten ausdrückte wie die Priester und der große Haufe, den nannte man Gottesleugner oder Atheist. Anaxagoras Sokrates Aristoteles und andere Weisen wurden von ihren Zeitgenossen dessen beschuldigt; die Juden wurden von den Römern dessen angeklagt weil der Tempel zu Jerusalem leer sei, kein Gottesbild enthalte also Mangel an Gottesglauben verrathe; die ersten Christen wurden von ihnen aus gleichem Grunde beschuldigt Gottlose zu sein, Leugner und Verächter des Göttlichen und der göttlichen Weltregierung; Paulus ward von Griechen und Römern verfolgt weil er ihren Göttern, den Welterhaltern, das Dasein und die Persönlichkeit absprach; die katholischen Christen haben Giordano Bruno u. a. deshalb verfolgt wie die Juden den Spinoza, und die evangelischen Christen haben es auch nicht daran fehlen lassen, um Pristley Kant Fichte u. a. als Atheisten zu verketzern und zu verfolgen.

Der Atheismus wird in jener Deutung von Niemandem bekannt. Dagegen fürchte ich, daß er weit mehr als wir denken im täglichen Leben herrscht und zwar bei Denen, welche keinerlei Vorstellung von einer Weltordnung auf sich wirken lassen, die ganze Welt als ein großes Gewirre betrachten in welchem das Ungefähr die Lose mische und Jeder nur dahin zu streben habe, durch Gewalt oder List ein gutes Los für sich zu erhaschen, möge es den Übrigen ergehen, wie es wolle.

V. Es mag sein daß der Glaube tod ist in sehr Vielen, die äußerlich gläubig sind, die Kirchen fleißig besuchen, aber innerlich alle Religion als Aberglauben verachten, dessen man sich bedienen könne

um die Gläubigen zu täuschen und auf deren Kosten gut zu leben. Ich habe wie du die überaus Frommen sehr in Verdacht daß sie im Grunde Atheisten seien. Dahin wirkt aber auch der Pantheismus der so viele Bekenner zählt und den einfachen erhabenen Gottesglauben untergräbt.

S. Diese Ansicht theile ich. Allein du wirst einräumen daß so weit der alte Glaube auf rein menschlichen Annahmen beruht und dem göttlichen Wesen nicht allein menschliche Eigenschaften überhaupt, sondern auch menschliche Schwächen (Zorn Reue Rachedurst u. a.) beilegt, dieser unwürdige Theil fallen kann ohne den Glauben zu vernichten.

V. Sicherlich! Je mehr der Gottesglaube geläutert wird desto sicherer kann er den Angriffen Widerstand leisten.

S. Der Gottesglaube (Theismus), wie du und überhaupt die meisten gebildeten Europäer jeder Religion ihn auffassen, hat gleiche Grundlage mit Pantheismus und Atheismus im betrachten der Welt mit gleichen Sinnen und gleichem Verstande. Nur im deuten der Welt unterscheidet er sich davon indem er Gott und Welt von einander geschieden denkt, den ewigen Gott als Schöpfer von der endlichen erschaffenen Welt derartig unabhängig, daß Gott ohne die Welt sein könnte, nicht aber die Welt ohne Gott. Der Pantheismus dagegen nimmt an, jene Scheidung sei nur vorhanden in den Vorstellungen des Menschen, der die zweierlei Eindrücke der Raumerfüllung und Raumveränderung, welche in ihm die Weltvorgänge erregen, getrennt von einander auffasse und aufbewahre; dann aber sie außer sich versetzend (§. 5) als Zweierlei in der Außenwelt deutet. Es sei wie in so manchem anderen die Verwechselung der Innenwelt mit der Außenwelt; jene könne und müsse in ihren Eindrücken und Vorstellungen Unterschiede machen um sich solche verständlich zu machen; alles Daseiende gehöre aber als Untrennbares zusammen, sei Eines in vielen Formen, von denen jede sowol als Raumerfüllung wie als Raumveränderung sich äußere; wenn auch nicht immer so stark daß beide Eindrücke innerhalb der Grenzen unserer Sinne fallen. Was wir Stoff nennen oder Geist seien nur die von der Außenwelt empfangenen zweierlei Eindrücke; es gebe aber weder geistlosen todten Stoff noch stofflosen lebenden Geist, sondern nur ein All welches Raum erfüllend sich bewege in steten Umgestaltungen, die als Körper und Wesen faßliche Eindrücke auf uns machen und dadurch uns zur Erscheinung kommen. Was wir kennen sei nicht die Welt, sondern die Eindrücke welche wir empfangen.

V. Ich möchte sagen, der Pantheist glaubt die Welt habe sich selbst erschaffen, es sei alles Stoff oder Materie; ein Geist sei nirgends

vorhanden; ein Höheres als der Stoff nirgends zu entdecken. Der Stoff gestalte sich um man wisse nicht wie noch warum; ein planloses durcheinander wühlen von Stoffen und Kräften umringe uns, bedrohe uns von allen Seiten; der Einzele möge sich zurecht finden so gut es gehen wolle, denn heute roth morgen tod. Am besten sei es lustig zu leben, gut zu essen und zu trinken, der Liebe zu pflegen wo man sie finde und überhaupt Alles zu genießen so viel wie möglich; da man nicht wissen könne wie der Wirrwarr sich gestalte, wohin der Strudel uns werfe und unser Stoff auseinander fliege. Roher Materialismus, nichts weiter.

Mein Glaube ist die Zuversicht zum allwaltenden Gott, der mit höchster Vernunft das Gute vollbringt, in höchster Vollkommenheit daseiend, die rohe Materie schuf und gestaltete, den toden Stoff belebt, die ganze Welt also auch die Menschheit lenkt und fortbildet und Alles zum Besten führt; der die Menschen nach seinen Geboten leitet, damit es ihnen in diesem wie in jenem Leben wohlgehen könne; dessen Willen gemäß wir die Selbsucht unserer Natur überwinden und Gutes thun sollen so viel wir können, dessen Vatergüte und Weisheit wir vertrauensvoll das Ende anheimstellen dürfen. Unsere Losung ist nicht „genieße“ sondern „wirke Gutes“.

S. Deinen Glauben hast du trefflich dargestellt, er ist deine eigene Überzeugung und die kann Jeder selbst am besten ausdrücken; er ist das Innerste, der Kern deines Wesens und macht auf mich einen erhebenden Eindruck. Dagegen verkennst du die Pantheisten, denn weder ihre Lehren noch ihr Leben gibt Anlaß zu solcher Deutung und viele der größten Männer der letzten Jahrhunderte gehörten zu ihnen. Sie lehren von keinem planlosen Gewirre, sondern im Gegentheile wie in gesetzlicher Ordnung Alles sich regle und wie der Mensch sein Leben mit der übrigen Welt in Einklang zu setzen habe um dauernd glücklich sich zu fühlen. Sie lehren auch nicht Genußsucht sondern im Gegentheile Mäßigkeit, um sich die Fähigkeit des Genusses zu bewahren, ebenso weit entfernt von Genußsucht wie von Selbstpeinigung. In ihrem Leben zeigt sich eher eine Geringschätzung der Genüsse als eine Überschätzung. Ihren Eifer Gutes zu wirken bezeugt schon der Muth, mit dem sie herrschenden Vorstellungen entgegen treten und den Verfolgungen sich aussetzen, obgleich deren unmittelbare Folge eine Schmälerung ihrer Genüsse ist, das ruhige behagen stört und ihr erwerben der Mittel zum Leben mindert. Als Pantheist hat er geringe Aussicht auf Genüsse, die ihm viel eher zufließen würden wenn er seinen Glauben verleugnete oder versteckte, wenn er sich bemühete den herrschenden Glauben zu lehren, zu vertheidigen, zu stüzen, um als stralende Größe in der Kirche zu glänzen.

Es würden seinem Scharfsinne hohe Würden und reichliche Einnahmen zufließen, er könnte stolz herabblicken auf die dummen Menschen, welche vor ihm sich neigen und ihn durch Gebüren und Geschenke bereichern. Wenn er dabei in seinen Genüssen die übliche Grenze überschritte, den Leib zu sehr pflegte, dem Weine mehr als dienlich sich hingäbe, oder der Liebe zu auffällig und ungebürlich huldigte, würde er von allen Seiten Hilfe finden um seine Ausschweifungen mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken; alle Frommen würden beispringen und selbst die Obrigkeit an den meisten Orten die Augen schließen damit der Skandal verborgen bleibe. Wenn beim ableben sich fände daß der fromme Mann anvertrautes Gut verpraßte, würde man allseitig sich bemühen die Öffentlichkeit fern zu halten, die betrogenen Wittwen und Waisen mit einem theilweisen Ersatze abfinden oder sie so stellen daß ihre Klagen ungehört verhallen; dem Andenken des frommen Mannes weihete man aber ein Denkmal. Der Pantheist hat nicht solche Aussichten: fette Würden und Ämter stehen ihm nicht offen und jede seiner Schwächen würde man an das Licht ziehen und thunlichst vergrößern um sie seinem Glauben zur Last zu rechnen. Die Genußsucht hängt demnach nicht mit dem Pantheismus zusammen, sie gehört weit mehr zum herrschenden Glauben der so viel größere Aussicht auf Befriedigung bietet. Der Freidenker weiß daß er sich sein Leben verdirbt durch Genußsucht und daß er mit seinem Erdenleben abschließt. Der Fromme dagegen mag genießen so viel er will, darf rechnen auf Sünden-Vergebung und geht dann ein zur himmlischen Seligkeit; hat also Beweggründe genug um den Erdengenüssen sich hinzugeben ohne vermeintliche Nachtheile.

V. Immerhin! ich will den Leuten kein Unrecht zufügen, noch weniger die Heuchler vertheidigen welche den reinen Gottesglauben entweihen, ihn lehren und empfehlen, aber dabei keinen anderen Gott kennen als ihre Begierden; die mit frommer Gier nach fetten Einnahmen haschen, mit Hochmuth auf ihren Nächsten herabsehen und mit keiner anderen Liebe ihre Gemeinde betrachten als der zu einer Herde die sich scheren läßt. Ich hasse diese Farisäer wie Jesus es that.

Nicht begreifen kann ich aber wie Männer von Einsicht glauben können, die Welt sei nicht erschaffen sondern aus sich selbst entstanden, und es gebe keine höhere Macht welche sie leite. Stralen uns doch Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit aus Allem entgegen, so daß eine moralische Weltordnung nicht verkannt werden kann? Es muß ein Wesen da sein welches diese Ordnung und Schönheit schafft und erhält, mögen wir das Wesen nennen wie wir wollen. Dieses höchste Wesen, Schöpfer und Erhalter des Weltalls, vermag Keiner zu ver-

kennen welcher menschlicher Einsicht zugänglich ist und nicht etwa absichtlich leugnen will. Das ist meine Ansicht, jetzt sage deine.

S. Es kann Niemand etwas verkennen wollen was er erkennt, denn die Überzeugung ist eine Macht die den Inhaber beherrscht, ihn fesselt und zwingt. Er vermag es über sich zu gewinnen andere Worte zu reden um eine andere Überzeugung zu bekennen als die er besitzt; allein seine eigene Überzeugung ist mit ihm verwachsen und er kann sich erst dann ihrer entledigen, wann ihm eine andere deutlich wird die jene verdrängt. Wir Menschen sind gar zu geneigt anzunehmen, daß Jeder dessen Überzeugung eine entgegen gesetzte sei, entweder ein Unverständiger oder ein Heuchler und Lügner sein müsse; unsere eigene Meinung sei eine verständige und wahrhafte, die entgegengesetzte könne also nur unverständig oder unwahr sein.

Es gibt allerdings viele Heuchler und Lügner in der Welt, doch weniger als wir denken, am wenigsten aber unter Denen welche Überzeugungen bekennen die ihnen nicht Vortheile sondern Nachtheile bringen müssen. Wir werden uns und Anderen weit eher gerecht, wenn wir beachten daß die einzelen Menschen auf den verschiedensten Stufen der Bildung sich befinden und die meisten Irrthümer der Gegenwart ihr Zeitalter gehabt haben in welchem sie irgendwo allgemein als richtig galten, als das Höchste der Erkenntniß zu dem man zur Zeit vorgeschritten war. Wenn wir demnach finden daß ein Anderer ganz verschiedener Meinung sei, so ist zweierlei denkbar: entweder steht er auf einer rückständigen Stufe, so zu sagen in dem früheren Jahrhunderte als die Vorgeschrittenen damaliger Zeit diese Meinung für richtig hielten; oder er ist uns vorangeeilt und unsere eigene Meinung ist rückständig geworden, so daß wir selbst in einem verflossenen Jahrhunderte uns befinden und er in der Gegenwart oder wir in der Gegenwart und er bereits ein Jahrhundert voraus, in die Zukunft hinein ragend.

V. Die Bescheidenheit gebietet mir anzunehmen ich sei der Rückständige, der Irrende; doch möchte ich gern wissen warum.

S. Wie in allem Übrigen handelt es sich zunächst um den Standpunkt den der Mensch einnimmt. Jenen Regenbogen im Osten bewundern in diesem Augenblicke Tausende Menschen, von denen wahrscheinlich keiner daran denkt daß Jeder seinen besonderen Regenbogen betrachte, änlich den anderen, aber doch verschieden gestellt je nach dem Standpunkte des Beobachters. Jeder glaubt sein Regenbogen sei der allgemeine, wie ein entfernter Kirchthurm der selbe sei für alle Betrachter; er will es nicht glauben, wenn einer der Bewunderer ausruft der Regenbogen durchwebe links jene Eichengruppe, weil er ganz deutlich sieht daß der linke Fuß auf dem Landsee ruhe und

die Eichen gar nicht berühre; es scheint ihm, der Andere könne nicht richtig sehen oder lüge. Erst dann wenn er auf den Standpunkt des Anderen sich stellt, wird ihm klar daß dort das Sonnenlicht von anderen Stellen zurückgeworfen einen anders gestellten Regenbogen in seine Augen sendet.

V. Die Verschiedenheit der Regenbogen begreife ich. Allein im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um Lehren der Optik zu denen besonderes Verständniß gehört, sondern um einfache Beobachtungen die Jeder ohne höhere Kenntniß begreifen kann; es handelt sich um Handgreifliches, das man wie mir scheint nicht verkennen kann wenn man seine Augen offen hält. Ich will keine Böswilligkeit annehmen, aber es ist mindestens schiere Verblendung.

S. Du berufst dich auf das Handgreifliche, sichtbar Vorhandene, was Niemandem einfallen kann, zu leugnen. Aber der Glaube den du damit verbindest ist nicht handgreiflich, sondern lediglich durch nachdenken, den Verstand der Menschen gefolgert worden. Es genügt nicht das Bewußtsein des Vorhandenseins der Welt um an Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt zu glauben, sondern dazu haben die Menschen durch Schlußfolgerungen Beweise schaffen müssen, an denen sie sich halten und betreffs derer das in Betracht kommt was über die Fähigkeiten und Mängel des Menschenwesens erörtert worden ist.

V. Wolan! laßt uns die Beweise kennen lernen.

§. 251. Sohn. Zuerst möchte der sogenannte **ontologische Beweis** zu erörtern sein, herrührend von Anselm von Canterbury (1033—1109) und lautend wie folgt:

> „Wem alle möglichen Vollkommenheiten zugehören, dem kommt auch das Dasein zu: das vollkommenste Wesen muß also da sein.“

Vater. Das scheint mir sehr einfach.

S. Es scheint aber auch nur so, denn der ganze Satz schwebt in der Luft. Was er in der Schlußfolgerung beweisen will setzt er schon voraus im Vordersatze; er hätte noch einfacher sagen können: Gott ist da (in seinen Vollkommenheiten) folglich muß er da sein.

V. Die anderen Beweise sind hoffentlich stärker.

§. 252. Sohn. Der nächstfolgende ist der sogenannte **kosmologische Beweis,** von Leibnitz Clarke und Wolff vertheidigt; er lautet:

> „Aus der Zufälligkeit Dessen was sei, müsse auf ein absolut Nothwendiges geschlossen werden, welches den Grund seines

Daseins in sich habe und selbst letzter Grund aller Möglichkeiten sei."

Dieser Beweis geht ebenfalls von einer Voraussetzung aus, die zuvor des Beweises bedarf ehe sie hingestellt und gebraucht werden kann. Man braucht nur die Zufälligkeit des Daseienden zu bestreiten um den ganzen Beweis umzukehren; denn wer darf sagen daß das Vorhandene zufällig da sei? Die Beweisart wäre für den Pantheisten weit brauchbarer als für den Deisten, denn Jener könnte sagen:

Da keine Zufälligkeit die Welt beherrscht sondern gesetzliche Ordnung, Nichts außerhalb der selben zu erkennen ist: so muß die Welt als ein absolut Nothwendiges erkannt werden, welches den Grund seines Daseins in sich habe und selbst letzter Grund jeder Möglichkeit sei.

Vater. Du setzest jener Behauptung eine andere entgegen; das ist keine Beweisführung. Ich will aber eben so wenig die Zufälligkeit des Daseienden anerkennen; verzichte darauf hieraus auf das Dasein eines absolut Nothwendigen zu schließen und dieses als Gott aufzustellen.

§. 253. Sohn. Es folgt der sogenannte **füsiko-theologische Beweis:**

„Aus der Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit der Natur ergibt sich die Nothwendigkeit eines vernünftigen Urhebers und Regierers."

Vater. Das ist auch mein Grund, auf den ich mehr Gewicht lege als auf alle anderen: der besteht jede Prüfung und sollte in goldener Schrift die Wände aller Kirchen und Schulen schmücken.

S. Dieser Grund findet am leichtesten allgemeinen Eingang, denn er schließt ungezwungen allem Menschlichen sich an. Er haftet auch fester, denn der Einzele welcher ihn auf seine Urbegründung prüfen und bestreiten wollte, müßte seine gewohnten und auf anderen Bahnen richtig gefundenen Ansichten abstreifen, sich außer sich setzen. Solches hält überaus schwer; er bleibt deshalb um so eher seinem Gotte getreu. Wir wollen es versuchen zum Urgrunde einzudringen, da du auch andere Wege als deine bisherigen kennen lernen willst.

Das Vorhandensein Dessen was wir Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit nennen leugnet Niemand; denn der Pantheist hat wie der Deist die selben Sinne um Eindrücke zu empfangen, den selben Verstand um die Verhältnisse zu erkennen. Allein er sagt weiter:

a) daß anerkannt nicht alles vorhandene jenen Bezeichnungen entspreche und wenn man also die beobachtete Welt der Gottesvorstel=

lung zum Grunde legen wolle, unzählbar vieles unzweckmäßig unordentlich und unschön befundene eingeschlossen werden müsse. Es genüge nicht einen Theil der Welt heraus zu reißen und darauf einen Schluß für die ganze Welt zu bauen, vielmehr müsse auch der andere Theil in gleicher Weise berücksichtigt werden; z. B. der endlose Vertilgungkampf aller Wesen, die mörderischen Kriege der Menschen, nicht einmal zur Ernärung nötig wie bei anderen Wesen, sondern stets frevelhaft begonnen und geführt. Ferner alles was Haß Neid Sünde und Schande genannt werde gehöre weder zur Ordnung noch zur Schönheit der Welt, auch nicht die Zerstörungen durch Sturm Gewitter Fluten Feuer Erdbeben u. a. die häufig geradezu das verderben und verwüsten was zweckmäßig ordentlich und schön war, also zum Beweise des Daseins Gottes diente. Endlich die zahllosen verunglückten und verkrüppelten Wesen, welche entstehen und vergehen ohne ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. den gleichen Lebenslauf der Anderen zu vollenden; wie auch alles unreife, im Keime oder in der Blüte geknickte, alles schädliche giftige, so wie Krankheiten und Seuchen welche gute wie böse Menschen hinraffen, Ungeziefer Unkraut u. s. w. Wenn man also die Welt in dieser Weise betrachten wollte, müsse man sagen, sie offenbare

zu einem Theile Zweckmäßiges Ordentliches und Schönes;
zum anderen Theile Unzweckmäßiges Unordentliches und Unschönes.

Wenn man hieraus auf Urheber und Regierer schließen wollte, so könne es nicht genügen einen weisen und vernünftigen anzunehmen ohne einen unweisen und unvernünftigen daneben zu stellen. In dieser Weise verfahren auch die strenggläubigen Priester der Neuzeit weit folgerichtiger als die Theisten, indem sie den längst verstorbenen Teufel wieder aufleben lassen um seinem wirken alles beizumessen was sie mit einem vernünftigen Schöpfer und Regierer nicht in Einklang zu bringen wissen. Sie betrachten beide Seiten der Weltvorgänge in Bezug auf die Menschheit und unterstellen sie demgemäß zweien höheren Wesen. Freilich ist in Folge dessen ihr Gottesglaube nicht tröstlich oder erfreulich; denn sie glauben zu erkennen daß das Reich des Bösen sich ausbreite, und sind in Folge dessen je nach der Stimmung ihres Wesens entweder trübsinnige Kopfhänger oder zornmuthige Kämpfer wider das vermeintliche Reich des Teufels. Will man also die Vorsehung gestalten nach den Verhältnissen der Weltvorgänge, dann ist erforderlich entweder einen zweiseitigen Schöpfer und Erhalter anzunehmen wie die Perser ursprünglich ihren Ahuromasdao sich dachten, oder zwei Wesen: Gott und Teufel wie die altgläubigen Christen.

b) Wenn man auch alles Unzweckmäßige Unordentliche und Unschöne außer Acht ließe, so sei es doch nur eine dem Menschenleben entnommene Schlußfolgerung der Gottesgläubigen, daß die Welt einen unabhängigen Urheber haben müsse. Der Mensch falle auch hier in den Fehler (§. 18) sich selbst als Maßstab für die ganze Welt zu betrachten und anzuwenden. Wir wissen allerdings daß jedes Menschenwerk einen Urheber habe, möge er uns bekannt sein oder nicht. Allein dieses wissen ist reine Erfahrung und leitet uns nur so weit wie ein vorhandenes einem anderen gleich ist dessen anfertigen durch Menschen wir kennen. Daß der Stul oder Tisch den wir benutzen einen menschlichen Urheber habe, wissen wir daraus daß wir gesehen oder von Glaubwürdigen gehört haben, daß es Menschen gebe welche Holz zerschneiden und zusammensetzen in der Form von Tischen oder Stülen. Diese Schlußfolgerung ist aber nur zulässig beim Menschenwerk und auch nur solchem zu dem der Mensch den Stoff nicht in sich trägt, sondern von außen her entnehmen muß. Wenn wir aber diese Erfahrung benutzen wollten um über die außer dem Menschen liegende Welt zu urtheilen, dann läge es weit näher folgenden Schluß zu ziehen:

> da mir bekannt ist daß Menschen so viel Zweckmäßiges Ordentliches und Schönes schaffen: so schließe ich daß alles Zweckmäßige Ordentliche und Schöne in der Welt durch bekannte oder unbekannte Menschen hervorgebracht worden sei.

Wir ziehen nur deshalb nicht diese Schlußfolgerung, weil die Erfahrung uns lehrt, daß Wesen vor unseren Augen entstehen ohne von Menschen geschaffen zu sein, und daß unzählige Veränderungen vor sich gehen die kein Mensch erregt. Der Mensch sieht sich dadurch verhindert die Welt Seinesgleichen zuzuschreiben; statt aber diese Bahn zu verlassen verfolgt er sie über den Menschen hinaus und denkt sich einen übermenschlichen Urheber, den er möglichst menschenänlich sich vorstellt; jedoch um so viel übermächtiger als ein Mensch sein müßte wenn er zu solcher Wirksamkeit fähig sein sollte. Daher kommt es, daß je beschränkter die menschliche Erkenntniß von der Welt war desto beschränkter auch seine Vorstellung von dem Urheber: die Krähen-Indianer Nord-Amerikas glauben die Krähe sei Schöpfer und Lenker der Welt; die ältesten Semiten schrieben es den Wüstengeistern zu (Elim oder Elohim) und dachten diese so menschenänlich, daß die Elohim zur Erde herabkämen um bei den Menschen zu übernachten Speise und Trank genießen, mit ihnen zu reden und zu wandeln (1. Mose 18). Je mehr die Erkenntniß sich erweiterte desto umfassender ward die Gottesvorstellung und in der Gegenwart strebt man dahin sie zur Unermeßlichkeit zu erweitern, weil der Mensch einsieht daß er die Welt nicht ausmessen könne.

V. Es steht nichts entgegen bei diesem Glauben zu verbleiben; denn der Mensch als das edelste Geschöpf darf sein Wesen als Maßstab anlegen bei Beurtheilung der Welt, von der er selbst ein Theil ist und zwar der ausgebildetste den wir kennen. Was kann der Pantheist dagegen haben?

S. Er sagt, der Mensch war nicht gezwungen auf ein unabhängiges Wesen zu schließen, sondern es lag viel näher bei der Beobachtung stehen zu bleiben und zu sagen:

„da Menschen die Welt nicht gemacht haben und ich keinen anderen Urheber erblicke: so muß ihr bestehen aus sich selbst geschehen, in ihr liegen".

Statt dessen übersprang der Mensch dieses nächstliegende, um jenseit seiner Erkenntniß in der außersinnlichen Welt eine Veranlassung zum bestehen der Welt zu suchen.

V. Ich sehe nicht ein was damit gewonnen wäre; denn man käme doch wiederum darauf zurück, die Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit der Welt anzuerkennen. Dieses muß aber seinen Ursprung haben in einer Vernunft und in einer Summe von Eigenschaften sich ausprägen. Will er diese nicht Gott nennen so sage er Vorsehung, wenn er damit die höchste Vernunft und Vollkommenheit sich verständlicher machen kann.

S. Dieses führt zurück auf seinen ersten Einwand, in welchem er sagt die Welt biete allerdings nach menschlichem Urtheile allenthalben Zweckmäßiges Geordnetes und Schönes dar, aber auch zahllose Beweise vom Gegentheiligen. Wolle man also die Entstehung und Regierung durch übermenschliche Wesen sich erklären, dann bedürfe es eines zweiseitigen (gut-bösen) Wesens oder zweier Wesen, eines vollkommen guten vernünftigen und eines vollkommen bösen unvernünftigen, um die Welt als Kampfplatz und Erzeugniß der beiden widerstreitenden Mächte zu betrachten. Es genüge nicht einseitig das Gute hervor zu heben und daraus auf Vernunft zu folgern, sondern es müsse auch die entgegengesetzte Seite aufgefaßt werden welche ebenso unleugbar vorhanden sei. Er verweist ferner darauf, wie die Hauptkirchen der Christenheit darüber einig seien der Mensch sei von Grund aus böse, ihm hafte die Erbsünde an als Grundlage seines Wesens; diese Gläubigen müßten also folgerichtig die Schöpfung des Menschen aus einem bösen Willen herleiten. Er hebt ferner hervor, daß nach den Behauptungen der Priester nur solche den dereinstigen Lohn des Guten, die Seligkeit, zu gewärtigen hätten, die den christlichen Glauben der bezüglichen Kirche festhielten und ihre Sünden tilgten. Es wären danach nicht allein alle Heiden Muhammadaner und Mosaiten der ewigen Verdammniß verfallen, sondern auch alle Christen, welche

nicht der besonderen allein selig machenden Kirche angehören; auch aus dieser Kirche alle welche sündig handeln und nicht ihre Sünden tilgen. Wenn also der Mensch vorwaltend böse sei in seiner Grundlage und aus 10 Menschen mindestens 9 der ewigen Verdammniß verfielen, dann dürfe der Gläubige nicht behaupten daß Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit die Grundlagen der Welt seien; denn ein Geschöpf, welches zum Bösen geboren werde während es zum Guten bestimmt sei, dürfe nicht zweckmäßig genannt werden; eine Menschheit die zu 9 aus 10 der Hölle verfalle durch ihre Bosheit gebe keinen Beweis der Ordnung; die Bestrafung durch Höllenqualen lasse sich nicht als schön erkennen. Zu diesen Ansichten stimme es weit eher, wie die gläubigsten Priester es thun, in allem den Teufel voran zu stellen.

V. Die Priester der meisten christlichen Kirchen übertreiben ihre Behauptungen in Bezug auf die Sünden der Menschen; manche verläumden förmlich die Menschheit und damit auch den Schöpfer, auf den es zurückfallen müßte wenn seine Geschöpfe so überaus mißrathen wären. Allein leugnen läßt es sich nicht daß die Bosheit bedauernswerth groß sei, daß das Gute einen schweren Kampf zu bestehen habe in dem es häufig unterliege. Namentlich offenbaren die mörderischen grundlosen Kriege so viel Schlechtes, daß man Gefahr läuft seinen Glauben an die allwaltende Vorsehung zu verlieren, wenn nicht dieser schöne Glaube so fest in uns wurzelte. Alles läßt sich aber erklären ohne an einen Teufel zu glauben; denn alles böse läßt Gott geschehen zur Prüfung und Läuterung der Menschen in ihrem irdischen Lebenslaufe, zur Vorbereitung auf das künftige Leben, welches um so herrlicher sich gestaltet je mehr das Menschenkind sich frei hält von der Sünde. Der Allweise nimmt böses auf in seinen Weltplan um es seinen höheren Zwecken dienstbar zu machen. Das Vorhandensein des bösen ist wol vereinbar mit dem Glauben an den Allgütigen und man ist richtig verfahren als man im vorigen Jahrhunderte den Glauben an ein Hirngespinst, den Teufel, abschaffte.

S. Du verstößest wider den christlichen Glauben; denn das Alte wie das Neue Testament, die Bekenntnißschriften der Katholiken wie der Evangelischen lehren das Vorhandensein des Teufels. Dieser Glaube stand vor 200 Jahren noch so fest, daß ein Christ welcher behauptet hätte er glaube nicht an den Teufel, allgemein als verachtungwürdiger Freigeist betrachtet und behandelt worden wäre, als ein Mensch von dem man das Schlechteste zu gewärtigen habe. Gottesglaube galt als halber Glaube; erst der Glaube an den leibhaftigen Teufel machte ihn vollständig und wer nicht an den Teufel glaubte dessen Gottesglauben hielt man nicht für ächt.

V. Immerhin! Der Teufel ist von jeher ein Geschöpf der Einbildung gewesen. Die Menschen, unbekannt mit der höheren Bestimmung des Bösen, haben es einem bösen Urheber zugeschrieben, den sie Ariman Satan Diabolus Teufel u. s. w. nannten.

S. Du sagst, das Böse gehöre zum Weltplane und Gott lasse es zu um die Menschen zu läutern und auf ein künftiges Leben vorzubereiten. Das Böse kann aber deinen Ansichten gemäß nicht von selbst entstanden sein, sondern ward erschaffen; da du aber den Teufel leugnest mußt du erklären daß Gott das Böse erschuf, und da das Böse eine so ausgedehnte Geltung in der Welt hat, daß es nahezu dem Guten gleich steht, nach den Ansichten anderer Gläubigen es gar überwiegt, so wirst du dem Schöpfer und Lenker nicht allein Gutes zuschreiben können, sondern auch das Böse zur Last legen müssen und sagen die Welt sei theils zweckmäßig ordnungsmäßig und schön, also gut, theils aber auch unzweckmäßig ordnungswidrig und häßlich, also böse; beide Seiten sind neben einander und mit einander vorhanden. Demgemäß würde deine Gottesvorstellung sich umgestalten müssen, aber auch der Beweis für das Dasein Gottes; denn es dürfte nicht länger aus der guten Seite allein sondern müßte aus beiden Seiten erwiesen werden, was sehr schwer fallen dürfte. Wäre es nicht viel bescheidener, wenn wir den Zwiespalt auf uns nähmen und sagten: die Welt ist wie sie ist weder gut noch böse; wir Menschen nennen gut was uns gefällt, böse was uns mißfällt; jeder nach seinem Bildungstande verschieden. Wir wissen nicht alles zu erklären, denn unser begrenzter Verstand kann nicht Alles erfassen.

V. Ich finde nichts dawider.

S. Dann müssen wir auch unsere Deutungen aufgeben, darauf verzichten der Weltordnung menschenartige Beweggründe zuzuschreiben über die wir nichts wissen können; wir müssen den Glauben an die Prüfung der Menschen fallen lassen, an die ewige Bestrafnng Derer welche dem Bösen anhangen. Wenn unter 100 Menschen nur einer die Prüfungen besteht, so wäre damit gesagt daß die Menschen höchst mangelhaft erschaffen wären, was mit der Allweisheit nicht vereinigt werden kann; wenn man annehmen wollte aus je 10 sollten 9 ewig bestraft werden für die ihnen anerschaffenen Mängel, so würde damit die Allgerechtigkeit geleugnet; wer behaupten wollte daß für die Fehler eines kurzen irdischen Lebens die Sünder mit den peinigenden Höllenqualen ewiglich bestraft werden sollten, würde die Allgüte und Allbarmherzigkeit leugnen; ein Weltenlenker der seine mangelhaft erschaffenen Menschen so schrecklich quälen mögte könnte unmöglich allselig sein. Mit dem Teufel muß auch die Hölle und ewige Verdammniß abge-

schafft werden; denn mit dem Glauben an einen allweisen allgütigen und allseligen Gott sind sie nicht vereinbar.

V. Ich brauche sie nicht aufzugeben, denn ich habe längst nicht mehr daran geglaubt. Sie sind uns gelehrt worden und es darf nicht verkannt werden, daß die haarsträubenden Darstellungen wol geeignet sind dem Volke heilsamen Schrecken einzujagen. Aber mein Herz hat sich stets dagegen gesträubt und den Glauben an einen bösen Vater, der seine Kinder so quälen könne, nicht aufkommen lassen. Keine menschliche Gesellschaft, selbst unter den rohen Völkern würde einem Vater gestatten seine ungehorsamen Kinder so wüthend und anhaltend zu quälen. Solches vom allliebenden himmlischen Vater zu denken grenzt an Gotteslästerung.

S. Es freut mich, daß du dich nicht mit gräulichen Gedanken gequält hast und einsiehst, daß der böse Glaube den viele fromme und eifrige Priester predigen der Gotteslästerung änlicher sei als der Gottesverehrung. Mit dem Teufel haben wir also die Hölle und ewige Verdammniß abgestreift. Die Menschheit hat sich einer bösen Last entledigt, aber damit ist nicht das Böse aus der Welt geschafft; es bleibt und läßt sich nicht verleugnen.

V. Leider! Aber ich folgere, daß der allweise und allgütige Vater der so unendlich viel Gutes in der Welt erschaffen hat, aus nothwendigen Gründen das Böse erschaffen haben werde, auch wenn mein Verstand nicht ausreicht um die Gründe zu erkennen.

S. Wenn der Verstand nicht ausreicht um die Gründe des Bösen zu erkennen, dann darf er auch nicht sich anmaßen die Gründe des Guten deuten zu wollen. Er würde sonst einem Teufelsgläubigen das Recht geben den umgekehrten Schluß zu ziehen: „da so unendlich viel Böses in der Welt vorhanden ist, so glaube ich daß auch das wenige vorhandene Gute vom Teufel herrühre und von ihm aus nothwendigen Gründen erschaffen ward, auch wenn mein Verstand nicht ausreicht um sie zu erkennen.“ Wollen wir unsern Verstand bescheiden, dann müssen wir folgerichtig darauf verzichten überhaupt menschenartige Beweggründe in die Welt hinein zu legen und es vorziehen die Welt zu nehmen wie sie ist.

§. 254. Vater. Warum? Je mehr wir forschen und zwar zu unserem Heile forschen, desto mehr erkennen wir die **Zweckmäßigkeit der Schöpfung**. Es ist doch klar, daß der Vogel nicht die Weisheit besitzt um seinen Körper mit Flügeln zu gestalten und sich so einzurichten wie es am zweckdienlichsten zum fliegen sei. So in allem Übrigen kann nicht jedes Wesen selbst seinen zweckmäßigen Bau, seine durchdachten Einrichtungen aus sich gemacht haben;

selbst die Weisheit des Menschen würde nicht dazu ausreichen und wäre es auch der klügste Freidenker.

Sohn. Zuvörderst kommt in Betracht, daß wir Menschen zweckmäßig nennen, was uns geeignet scheint einen nützlichen oder nothwendigen Zweck zu erreichen. Je nach unserer Erkenntniß suchen wir zu erkannten Einrichtungen den Zweck oder zu erkannten Zwecken die Einrichtungen. Wir nennen es zweckmäßig daß der Mensch aufrecht gehe weil er aufrecht geht; wenn er auf allen Vieren ginge würden wir dieses zweckmäßig finden, weil er um so besser sein Futter und die Spuren seiner Feinde auf der Erde suchen könnte. Wenn der Mensch fliegen könnte würden wir es überaus zweckmäßig finden; nun ihm aber diese Gabe fehlt sollten wir eigentlich den Mangel als überaus unzweckmäßig erklären, schweigen aber darüber weil wir unsern Verstand nur berechtigt halten nach dem Zweckmäßigen zu forschen, nicht nach dem Unzweckmäßigen. Wir erforschen den Nutzen den jedes Wesen aus seiner Gestaltung zieht und nennen alsdann diese zweckmäßig, vergessen aber die Nachtheile welche damit verbunden sind und und auf Grund derer wir sie ebenfalls unzweckmäßig nennen dürften. Daß die künstlich gebaueten Fliegen mit ihren bewunderungwürdig gestalteten Augen die Spinngewebe nicht sehen und vermeiden können ist menschlich geurtheilt unzweckmäßig; denn dieser Mangel kostet ihnen das Leben um Spinnen zu ernären die wiederum sehr zweckmäßig eingerichtet sind zum Fliegenfang, aber nicht zweckmäßig zum Schutze wider die eigenen Feinde. Daß viele Vögel ihre Nester in Grasbüschel legen wo Eier und Junge leicht zertreten und von Raubthieren zerstört werden, ist nach menschlichem Verstande unzweckmäßig; wir würden bezeichnen können wie es zweckmäßiger einzurichten wäre. Daß die Lungen des Menschen so leicht beschädigt und zerrüttet werden können erscheint unzweckmäßig; denn sie bereiten in Europa dem sechsten Theil aller geborenen Menschen ein vorzeitiges Ende. Daß Krankheiten der Eltern auf die Kinder oder Enkel forterben kann der menschliche Verstand nicht als zweckmäßig erkennen; denn er würde solches vermeiden indem er nur kerngesunden Menschen die Fähigkeit zur Fortpflanzung verliehe und dadurch die vielen Mißbildungen verhinderte. Wenn wir unsern Verstand anwenden um das Zweckmäßige zu entdecken, dann dürfen wir unsere Augen nicht schließen wider das Unzweckmäßige; denn wenn wir uns fähig halten das Eine zu erkennen und uns berechtigt glauben dieses zu bezeichnen, so dürfen wir uns dem Anderen nicht entziehen. Wenn alles anders wäre und dabei bestünde, so würden wir dieses zweckmäßig ordentlich und schön nennen. Würden die Katzen singen können wie Nachtigallen, umherfliegen mit buntbeharten Flügeln, so würden wir darin Schönheit und

Zweckmäßigkeit erkennen und einen hervorragenden Beweis zu Gunsten der Weltordnung darin finden. Wären alle Bäume goldfarbig und alles Wasser rosig würden wir es als prachtvoll bewundern, als Beweis der Schönheit der Welt. Wenn alle Eichen Buchen und Nadelhölzer große Brodfrüchte trügen würden wir es weise und gütig nennen; wenn Milch- und Weinquellen aus den Felsen rieselten würden wir besondere Zweckmäßigkeit darin entdecken. Den Mangel an diesem und unzähligem anderen müßten wir also als unzweckmäßig bezeichnen, wenn wir unseren Verstand als Maßstab gebrauchen. Wir dürfen uns nicht erlauben den Verstand nur dann anzuwenden wenn es uns gelüstet zur Beweisführung in einem Sinne, dagegen ihn in allem Übrigen als nicht vorhanden ruhen zu lassen.

Überhaupt dürfen wir nicht vergessen, daß wenn Pflanzen oder Thiere überwiegend unzweckmäßig eingerichtet wären könnten sie nicht bestehen. Was wir zweckmäßig nennen ist demnach lediglich ihr Vorhandensein; nur was ihnen ihr Dasein erhält nennen wir zweckmäßig, was den einzelen oder ganzen Arten den Untergang bereitet, sind die Eigenschaften welche wir als unzweckmäßig bezeichnen. Die Eintheilung in zweckmäßig und unzweckmäßig, schön und häßlich ist lediglich Menschenwerk, geht nur in unserem Verstande vor sich. Wir sind jeden Augenblick bereit die selbe Wahrnehmung den selben Eindruck von der einen Seite nach der anderen zu versetzen, wenn die Steigerung der Erkenntniß unser Urtheil berichtigt. Wir Menschen bleiben aber nicht dabei das Ergebniß der Erkenntniß in uns zu behalten, sondern versetzen es außer uns, bilden aus dem erkannten eine Anzahl menschenänlicher Eigenschaften, benennen sie wie am Menschen der änlich handelt und nehmen an diese Eigenschaften müßten ebenso unabhängig sein von den Gegenständen und Vorgängen aus denen wir ihr Vorhandensein folgerten, wie beim Menschen seine Eigenschaften vom Werke seiner Hände. Der persönliche Gott an den die meisten glauben ist das mehr oder weniger erweiterte Menschenwesen; je nach den Weltvorgängen die der Mensch erkennt folgert er menschenänliche Eigenschaften, vereinigt diese in Gedanken zu einer Persönlichkeit. Wie er einem Menschen der seine Werke zweckmäßig ordentlich und schön gestaltet, die Eigenschaften des Verstandes der Kraft Weisheit Güte Glückseligkeit u. a. beimißt, so denkt er sie auch in seinem persönlichen Gotte. Findet er dagegen andere Eigenschaften zweckmäßig, wie Zorn Rache Grimm Verderben u. s. w., so gestaltet er daraus seinen persönlichen Gott, wie Moses und die Israeliten ihre verschiedenen Götter. Kann man dagegen die Menge des vorhandenen nicht absehen, nicht fassen, so fühlt man sich gedrungen die Eigenschaften also die Persönlichkeit unbegrenzt zu erweitern, den persönlichen Gott uner-

meßlich und vollkommen zu nennen. Wie rein menschlich dies verfahren sei, kannst du daraus abnehmen daß jeder Mensch seinen persönlichen Gott gestaltet nach Maßgabe dessen was er erkennt, ihm je nachdem die Eigenschaften eines Wütherichs gibt oder eines allliebenden Wesens; daß selbst der Theist sich erlaubt nur die Eindrücke zum Grunde zu legen, welche er zweckmäßig schön und gut nennt, dagegen alles gegentheilige unbedenklich bei Seite schiebt.

§. 255. Vater. Wie ist es aber möglich eine Vorstellung von der Schöpfung zu erlangen wenn man nicht die **Ordnung der Welt** erkennt, nicht den Glauben hat daß ein unabhängiger Schöpfer mit vollkommenen Eigenschaften sie erschaffen habe und lenke?

Sohn. Man kann sich denken, die Welt habe ihre Regierung in sich und lenke sich selbst, habe aus einfacheren Formen zur jetzigen Gestaltung sich gebildet und bilde sich auch fernerhin fort in einer Weise, über die der Mensch von jeher grübelnd Rückschlüsse wie Vorausschlüsse folgerte. Die Rückschlüsse führten zu den Darstellungen der Weltschöpfung; die Vorausschlüsse zu den Beschreibungen des dereinstigen Weltunterganges. Beides seien Schlußfolgerungen des menschlichen Verstandes aus bekannten Vorstellungen, wir wüßten aber nur daß die Welt da sei. Wir selbst könnten und dürften uns auch über ihre Bildung Vorstellungen machen, müßten aber jederzeit bereit sein sie zu berichtigen oder durch andere zu ersetzen sobald die gesteigerte Erkenntniß solches bedingt.

V. Die Welt aus und in sich selbst bestehend? Das ist der unsinnige verstand- und gefühllose Materialismus, der alle Thatkraft Moral und Sitte zu zerstören droht und leider in der Genußsucht unserer Zeit seine Früchte treibt. Die geistlose Materie, der rohe Stoff ist also irgend einmal von selbst auf den Einfall gerathen etwas werden zu wollen, hat sich in Bewegung gesetzt vermischt entmischt und umgemischt bis daraus zufälliger Weise das geworden was wir Welt nennen. Es hätte auch ebenso zufällig ein Anderes daraus sich zusammenfügen können und wir müßten uns darauf gefaßt machen, daß im nächsten Augenblicke das Ganze sich umkehre und das Gegentheil erscheine. Etliche 60 einfache Stoffe setzen sich zu zweien dreien u. s. w. zusammen und wie es sich gerade trifft entstehen aus den Stoffen die Sonnen oder Kometen, Sternschnuppen u. s. w. oder aus wenigen Stoffen die Felsen oder Weichthiere Seetang oder Adler Mücken oder Elephanten. Die Materie kann Alles hervorzaubern, sich beliebig umwandeln; wenn eines Tages fliegende Kamele die Luft durchsegelten oder Haifische in den Bäumen kletterten oder die Löwen

im Weltmeere umherschwömmen, dürften wir uns nicht verwundern, denn der Stoff vermöge alles. Die Welt wäre also nichts als ein stätig wechselndes Gaukelspiel, ohne Plan und Ziel, ein tolles Durcheinanderwirbeln; je nachdem die Stoffe sich zusammen ballen oder auseinander stieben: ganz das Spiegelbild der leichtsinnigen und genußsüchtigen Menschen. Wenn die ganze Welt so leichtsinnig besteht warum sollte der Mensch es anders treiben? ist er doch aus den selben einfachen Stoffen zusammen gesetzt. Heute lustig gelebt, denn wer weiß wie morgen der Zufall es fügt; das ist das Ergebniß solcher verderblichen Weisheit die nichts Göttliches kennt, keine höhere Ordnung anerkennen will. Schierer Atheismus, nichts weiter!

Dieses sinnlose Menschentreiben hat aber ein Ziel. Man sieht deutlich die Klippen, denen das steuerlose Schiff mit trunkener leichtsinniger Mannschaft zutreibt: Sitte und Ordnung gehen unter, es schwindet augenscheinlich die Achtung vor dem Gesetze und der Obrigkeit, der Glaube erstirbt und wird als veraltet geringschätzig abgeworfen. Alles was die Menschen vereinigte, die Bande der Familie wie des Blutes lösen sich, bis zuletzt die Zerrüttung unsere Nachkommen so weit entwürdigt wie die alten Völker, welche daran zu Grunde gegangen sind.

S. Zu allen diesen betrübenden Schlüssen führt dich ein Grundirrthum, den du nicht erschaffen sondern wie wir alle in der Kindheit erlernt hast; wird er ausgerodet dann fallen auch die Folgerungen. Es ist ein Irrthum, daß es einen toden Stoff, eine ruhende Materie gebe; denn Alles was wir erkennen ist in Bewegung; was wir körperlich nennen ist nirgends für sich seiend zu erkennen und ebenso wenig was wir Geist nennen. Der Stoff ist ein Begriff, den die Menschen sich gemacht haben als sie alles vorhandene zur Erleichterung des Verständnisses eintheilten in rohen sichtbaren greiflichen Stoff und feinen unsichtbaren unfaßlichen Geist, in Sinnliches und Übersinnliches, Materielles und Spirituelles. Der Irrthum ist eine Folge der Mängel des Menschenwesens in der Begrenztheit der menschlichen Sinne; in Folge derer er Alles tod nennt dessen fortgehende Veränderung ihm nicht auffällig oder erkennbar wird, dagegen lebend dessen Veränderungen des entstehens und wachsens er durch seine Sinne messen und erkennen kann.

In den Gegenständen selbst ist diese Unterscheidung oder Trennung nicht vorhanden; denn es gibt keinen Stoff der tod wäre d. h. unverändert verharrend: jeder Fels, ja jedes Sandkorn und jeder Metallsplitter befindet sich fortwährend im bewegen und ändern. Wir kennen weder Stoffe die nicht zur Gestaltung kommen können, noch kennen wir Gestaltungen oder Bewegungen und Leben ohne Stoff,

weder Materielles ohne Spirituelles, noch umgekehrt. Die Stoffe sind niemals tod oder geistlos, sondern äußern die Fähigkeit zu vielen Gestaltungen je nachdem sie gesondert da sind oder mit anderen wahlverwandten Stoffen Verbindungen eingehen. Der gasige Sauerstoff wird mit fester Kohle zu gasiger Kohlensäure, dagegen mit gasigem Wasserstoffe zu flüssigem Wasser; wird aber auch mit anderen Stoffen verbunden zu Felsen Pflanzen oder Thieren. Er bleibt unter allen Gestalten Sauerstoff, möge er Felsen bilden oder Metalle lockern, im Rohre Zucker erzeugen oder im Menschenhirne zur Schaffung der erhabensten Gedanken mitwirken. Der feste Kohlenstoff geht in Diamantform über oder sprudelt mit Sauerstoff verbunden aus Quellen hervor, geht in Blätter Holz und Früchte der Bäume über, verbindet sich mit gasigem Wasserstoffe zu Fetten und Leuchtstoffen oder durchströmt im Blute unsere Adern, belästigt unser Gehirn oder erwärmt unsere Sohlen. In allen Fällen zeigt der selbe Stoff verschiedenartige Wirkungen je nach den Verbindungen in welche er aufgenommen ist, und je nach den Verhältnissen zur übrigen Welt in denen er zur Zeit sich befindet. Je nachdem z. B. die umgebenden Wärmezustände zur Zeit sich äußern, wirkt die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff entweder als Dunst Dampf Wasser Reif Schnee oder Eis; von der unsichtbaren Gasform mit unbeschränkter Ausdehnung bis zur Kristallform, die in beschränkter Ausdehnung erstarrt wie Felsen.

Jedes erforschen der Vorgänge befestigt die Überzeugung, daß die einfachen Stoffe die Fähigkeit besitzen, nicht allein in die vorhandenen Verbindungen einzugehen sondern in zahllose andere. Der Mensch hat viele Verbindungen erfunden und hergestellt die noch nicht vorhanden waren, und manche der vorhandenen auch auf anderen Wegen hergestellt als sie in den Wesen sich verbinden. Indem er Früchte in Gärung versetzt stellt er aufregende Getränke her, schafft die Verbindung Alkohol welche er sonst nirgends vorfand; aus dem selben Eisenstein macht er durch verschiedene Behandlung Gußeisen Schmiedeeisen oder Stahl; andere Verbindungen die nur im organischen Leben erzeugt werden, wie Ölsüß Ameisensäure Milchsäure Gallenstoff u. a. stellt er ohne jene Vermittlung her. Die Mischverhältnisse in denen die einfachen Stoffe sich verbinden sind meistens genau bekannt, ebenso die Umstände welche dazu mitwirken müssen, wie z. B. Metalle mit Sauerstoff zu Oxüden unter Mitwirkung des Wassers sich verbinden. Andere Verbindungen gehen so weit bekannt nur im Leben der Pflanze vor sich oder nur im thierischen Leben; viele Verbindungen bedürfen des Lichtes um sich zu bilden oder aufzulösen, und andere Verbindungen ändern ihre Körperformen je nach dem Drucke dem sie ausgesetzt sind. Der Mensch hat so viele Verbindungen und Bewegungen

willkürlich erzeugt, daß er mit Sicherheit daraus Schlüsse ziehen darf und deren Gemeinsames in Gesetze zusammenfaßt, um die festen Verhältnisse zu bezeichnen die er in jedem einzelen Falle vorfindet. Man kennt die verschiedenen Wahlverwandschaften der Stoffe, d. h. die größere oder geringere Zuneigung zu einander, welche eingehen in Verbindungen oder auflösen derselben bedingen; vermöge welcher ein Stoff der mit einem verwandten in Berührung kommt sich mit ihm verbindet, selbst aus einer bestehenden Verbindung scheidet um mit einem näher verwandten eine andere Verbindung einzugehen. Man hat die verbreitetsten Stoffe durch alle bekannten Verbindungen verfolgt, gefunden wie die Stoffe in den verschiedenen Verbindungen andere Wirkungen oder Eigenschaften offenbaren und hat aus jeder Verbindung die einfachen Stoffe in der Gestalt hervorziehen können, in welcher wir irrthümlich gewohnt sind den Stoff tod zu nennen. Keiner der Stoffe ist jemals tod sondern wirkt in jeder Gestaltung auf andere; nur ist der Bereich und die Art seiner Einwirkung abgestuft je nach den Verhältnissen unter denen er da ist: am beschränktesten im unverbundenen Zustande, erweitert sobald er mit anderen Stoffen zur unorganischen Form sich verbindet, manchfacher wenn er in das Pflanzenleben aufgenommen wird und am größten im Thierleben; in steigender Folge von den rückständigsten Organismen bis zu den vorgeschrittensten im Menschen. Was ihr toden Stoff nennt sind die Stoffe in ihrer beschränktesten Wirkung auf andere, in ihrem scheinbaren Ruhestande. Sie sind aber nicht leblos d. h. nicht ohne Äußerung ihres Daseins, sondern die Einwirkungen sind so gering daß sie euren Sinnen entgehen und darum nennt ihr sie tod. Der Fosfor mit Kalk zum Knochen verbunden erscheint tod und ist doch der selbe welcher mit Fett und andren Stoffen im Gehirne verbunden zum schaffen der Gedanken mitwirkt. Je nach den Mischungen und Lebensumständen äußert der Stoff verschiedene Wirkungen.

§. 256. Vater. Das liefe also hinaus auf Stoff und Kraft oder **Kraft und Stoff,** auf die erhabene Lehre daß in unserem Gehirne wie am Zündholze Fosfor verbrenne, mit dem alleinigen Unterschiede daß dort Gedankenblitze daraus entstehen, hier eine Flamme zum anzünden der Cigarre. Man brauchte also nur die dummen reichlich mit Knochenmehl zu füttern, um durch deren Fosfor ihr Gehirn mit Gedankenblitzen zu erfüllen, sie zu großen Denkern oder Dichtern zu machen.

Sohn. Ich wiederhole, daß jeder Stoff wirkt je nach der Verbindung welche er mit anderen eingeht und je nach den Umständen (Weltverhältnissen) unter denen es geschieht. Der Fosfor am Zünd=

holze befindet sich in einer anderen Verbindung als der im Gehirne und hat deshalb beim entzünden durch Reibung eine andere Wirkung als der Fosfor den die Anstrengungen des Gehirnes verbrauchen. Die Wirkung eines jeden Stoffes ist verschieden je nachdem er in unorganischer oder organischer Verbindung sich äußert, ob er im Pflanzenleben oder im Thierleben wirke und nach der Stufe auf welcher das bezügliche Einzelwesen steht welches ihn aufgenommen hat. Das Knochenmehl dem dummen eingegeben könnte vielleicht seinem Gehirne Fosfor zuführen, aber dort keine anderen Gedankenblitze erzeugen, als zu denen seine besondere Bildungstufe ihn befähigt; es mag der selbe Fosfor sein den das Gehirn des Denkers oder Dichters empfängt, aber die Wirkung ist eine andere Gestaltung.

Du entgehst auch dieser Schwierigkeit nicht wenn du die Thätigkeiten oder Wirkungen als Seele auffassest; denn alsdann ist es ebenso unerklärlich wie es dumme sowol wie denkende Seelen geben könne, da doch alle menschlichen Seelen von der selben Beschaffenheit sind. Die Erklärung geht in beiden Fällen von der gleichen Grundlage aus, nämlich den verschieden abgestuften Wirkungen der Wesen und Gestaltungen der Welt: du erklärst sie im Menschen durch die verschiedene Abstufung der Menschengeister, im Thiere durch die Abstufungen der Thierseelen, in den Pflanzen durch das Pflanzenleben und in den Mineralien u. a. durch Kristallisation u. s. w. Der Freidenker dagegen erklärt alle Verschiedenheiten aus durchgehenden Ursachen, aus dem verschiedenen verhalten der Stoffe je nach den Verbindungen in welche sie eingehen und den Umständen, unter denen es geschieht. Dieser forscht, gestaltet sich Regeln und Gesetze und betrachtet die Lösung in der Erscheinung, in den Äußerungen des vorhandenen; ihr dagegen schiebt ein fremdes Wesen (Geist Seele) dazwischen und legt in dieses die stufenweisen Verschiedenheiten. Was der Freidenker Stoffe nennt bezeichnet ihr als Stoff aber ohne Fähigkeiten; was er Kraft nennt spaltet ihr in Geist Seele Leben Kristallisation u. s. w. Er scheidet aber Kraft und Stoff nur in Gedanken, hält dafür daß sie in Wirklichkeit nicht geschieden seien, sondern nur die Verschiedenheit der Eindrücke bezeichnen welche wir von der Raumveränderung (Bewegung) und der Raumerfüllung (Ausdehnung Schwere u. a.) der einzelen Gestalten der Welt empfangen. Ihr dagegen trennt beide Erscheinungformen zu verschiedenen Wesen, nennt sie tod als Stoff und lebend als Geist Seele u. s. w., jenen als bewegunglos und diesen als anregend und bewegend. Was der Denker als innewohnend betrachtet bringt ihr von außen hinein, laßt es wie die Schnecke im Gehäuse darin wohnen und den vermeintlichen toden Stoff gestalten zu einem lebenden Wesen.

B. Die lächerlichen Gebilde der Kraftstoffler führen aber keinen Schritt weiter; denn es bedarf eines Anstoßes und Innewohnenden um die in den lebenden Menschen aufgenommenen Stoffe menschlich wirken zu lassen. Möge er noch so getreu die Mischungverhältnisse nachmachen, er wird nie ein organisches Gebilde schaffen können, nicht einmal die einfache Zelle viel weniger einen Gehirntheil. Wenn einem lebenden Wesen eine Partie des Gehirnes genommen und statt dessen die Stoffe hineingeschüttet würden aus denen das Gehirn besteht (Fett Fosfor u. a.) würde der Kraftstoffler bald finden daß die Stoffe nicht genügen um als denken oder fühlen sich zu bethätigen.

S. Das behauptet er auch nicht; denn er lehrt daß es bestimmter Umstände bedürfe um Verbindungen besonderer Art zu schaffen, daß Vorbedingungen vorhanden sein müssen ohne welche die Stoffe nicht in einer besonderen Art wirken können. Die Stoffe zum Gehirne können nicht in den Schädel geschüttet wirken, sondern müssen durch den lebenden Menschen verarbeitet dorthin gelangen; so lehrt es die Erfahrung und der Denker bescheidet sich demgemäß in seinen Voraussetzungen. Nur die Gläubigen lassen ihre Einbildung weiter schweifen und schaffen sich ein fremdes Wesen, dem sie Alles zuschreiben und das sie unabhängig vom Stoffe aufstellen so weit es ihnen behagt. Wenn der Mensch oder das Thier bei Verkümmerung oder Herausnahme eines Gehirntheiles bestimmte Lebensäußerungen verliert ohne das Leben einzubüßen, so ist die Erklärung des Denkers einfacher als die eurige; denn er sagt die Stoffe im Gehirne des lebenden Menschen hätten an jener Stelle vermöge der Umstände bestimmte Wirkungen geäußert, welche mit dem fehlen der Stoffe aufhören. Ihr dagegen dürft nicht sagen daß die Seele verkümmert sei oder mit Herausnahme des Gehirntheiles ein Stück verloren habe, sondern müßt einräumen daß die Seele noch ganz vorhanden sei, daß sie aber einen Theil ihres Werkzeuges verloren habe und daraus der Blödsinn oder aufhören der Fortbewegung u. s. w. entstand, daß also die Wirkung mit den Stoffen verloren gegangen sei wiewol das Wirkende bestehen blieb. Schwierigkeiten in der Erklärung zeigen sich in beiden Fällen, nur sind seine Erklärungen faßlicher und zusammenhängender; er kann auch nicht alle Fragen lösen, sondern muß sehr wichtige den Nachkommen überlassen; nur was er löst geschieht einfacher als in eurer Weise. Da aber Erkenntniß wichtiger ist als Glauben, so neigen sich die Menschen mehr dorthin; zum Ärger der Theologen, die nur den Glauben an das Außersinnliche Unbegreifliche Unfaßbare zu lehren wissen und offen dabei bekennen müssen daß sie es ebenso wenig erkennen und erfassen können wie Andere.

§. 257. Vater. Das erledigt aber immer noch nicht die Frage woher der **Anstoß zur Bildung der Welt** erfolgt sei; denn auch eure Gestaltung mußte beginnen. Es war ein Wille erforderlich der die Stoffe anregte zur Verbindung und der die Verbindung zu fortschreitenden Gestaltungen entwickelte. Irgend einmal sei es vor Millionen oder Billionen Jahren muß die erste Verbindung, die einfachste Formwandlung geschehen sein. Zu diesem Anstoße bedurfte es eines Willens, der auch in allen weiteren Umgestaltungen zu den Formen führte welche wir als Einzelheiten der Welt um uns sehen. Da wir bemerken, daß die Stoffe nach bestimmten Gesetzen innerhalb fester Grenzen sich verbinden und demgemäß gestalten, so müssen wir einen gesetzmäßig wirkenden vernünftigen Willen anerkennen, kommen also wiederum auf Gott zurück.

Du siehst daß alle Weisheit und alle Forschungen, mögen sie sich ausbreiten oder vertiefen so viel sie wollen, immer wieder zurückführen zur Urquelle, zu Gott. Der Erdenwurm mag sich krümmen wie er wolle um sich zu verkriechen vor seinem Glauben; nehme er Flügel der Morgenröthe und entfliehe an das äußerste Meer, steige er hinab in der Erde Tiefen oder erhebe sich über die Wolken, zerlege er die Wesen zu den einfachen Stoffen oder erfinde er neue Verbindungen, blicke ahnend hinaus in die fernste Zukunft oder forsche rückwärts zur entlegensten Vergangenheit, zu dem Augenblicke in welchem der erste Atom den ersten Anstoß empfing: er wird zu seiner Freude und Beschämung erkennen müssen daß er seinem Gotte nicht entfliehen könne. Er muß anerkennen daß ein Erstes, ein Ursprüngliches übrig bleibe und verhanden sei, welches er nicht zu seinen 60 oder 70 einfachen Stoffen zählen dürfe, das auch nicht in seinen Tiegeln und Töpfen übrig bleibe, sondern außerhalb seiner Stoffe und über den selben stehe. Zerlegt und verbindet so viel ihr mögt, forscht auf allen Wegen, geht streitend aus einander so weit ihr wollt; auch durch Zweifel und Finsterniß müssen alle Wege zu Gott führen; denn er lebt und wirkt in Allem, ihn trefft ihr auch wo ihr ihm entfliehen wollt, denn er ist allgegenwärtig, also unvermeidlich.

Dieses Bewußtsein tröstet mich über Alles und giebt mir felsenfeste Zuversicht. Deshalb höre ich gern weiteres von den Versuchen, welche das blöde Menschenkind anstellt um seinem Gotte zu entrinnen. Möge der Forscher sich abmühen das schadet nicht; denn sein Gottesbewußtsein wird um so lebhafter erwachen, wird auch um so sicherer haften, wenn er am Ende niedergebeugt gestehen muß es gebe keinen anderen Weg zum Heile; jeder Irrweg den er einschlug habe ihn zurückgeführt zu der dem Reuigen erschlossenen Liebe des barmherzigen Gottes.

Sohn. Deine Zuversicht ist so groß, dein Bewußtsein so beglückend für dich, daß ich ungern dazu schreite sie zu erschüttern. Ich befürchte daß was ich dagegen biete dich nicht so glücklich machen würde, lasse dich lieber in deinem gewohnten Glauben als daß ich dein Alter beunruhige.

V. Mache dir keine Sorgen, mein Sohn; denn du erschütterst mich nicht. Denke dir wir hätten den Kampf auszufechten zwischen altem und neuem Glauben, der unvermeidlich ist und viel besser öffentlich geführt wird als schleichend im Gebüsche, heimtückisch mit giftigen Waffen oder gar mit Hilfe der Polizei und Ketzergerichte. Nur die Atheisten welche Frömmler spielen sind gefährlich; sie wären aber unschädlich wenn sie öffentlich auftreten und ihr Inneres offenbaren müßten. Je mehr den Menschen die Gelegenheiten geboten werden ihre Überzeugungen zu bekennen und festzustellen, desto sicherer kommen sie zu Gott. Ich glaube nicht daß ein dummer Christ der gläubigste oder beste sei oder daß ein unwissender Mensch der vorzüglichste Statsbürger sein könne. Nur rechtes Wissen macht gut und glücklich. Ich finde es unrecht die Freidenker zu hindern oder gar zu bestrafen, denn ihr widerstreben, ihr forschen und erläutern kann kein anderes Ergebniß liefern als die Gotteserkenntniß; sie müssen dem Gottesglauben dienen auch wenn sie nicht wollen.

Laß hören was die weisen Forscher mitzutheilen haben über den ersten Anstoß, den anfänglichen und fortbildenden Willen, die Urvernunft, Gott.

S. Die Forscher sagen eines Anstoßes habe es nicht bedurft; denn die Welt in ihrer Erscheinung und unausgesetzten Veränderung gebe nicht den mindesten Anlaß zu glauben, daß sie jemals einen Anfang genommen habe; vielmehr leiste uns die Unveränderlichkeit der Stoffe die Gewähr oder lasse als wahrscheinlichste Voraussetzung erkennen, daß die Umgestaltungen in einer anfang- und endlosen Folge vor sich gehen. Was wir Menschen Zeit nennen ist die Dauer eines oder mehrerer der sichtbaren Gestaltungen oder Bewegungen, deren Aufeinanderfolge wir als Zeitlängen auffassen. Die Dauer eines Umlaufes der Erde um die Sonne nennen wir ein Jahr, einen Zeitabschnitt; der Abschnitt vollzieht sich aber nur in unsern Gedanken, denn der Umlauf der Erde geht ununterbrochen fort. Wenn Stoffe sich zu Gestalten in sichtbaren Wesen verbinden, welche wachsen und sich auflösen, waren nicht die Stoffe das Zeitliche sondern es war nur die vorübergehende Verbindung der Stoffe welche zeitweilig in besonderer Gestaltung auf uns wirkte; die Stoffe waren sind und bleiben dieselben, wenn auch ihre Wirkungen wechseln d. h. die Eindrücke auf unsere Sinne je nach der Weise ihrer Verbindung.

Die ewige Welt aus unverwüstlichen Stoffen hat den Grund ihrer Bewegungen in sich, bedarf keines Anstoßes und keines äußeren Willens; sie ist Eines in jeder Beziehung und zu jeder Zeit; es giebt keinen Stoff ohne Kraft und keine Kraft ohne Stoff. Unsere Scheidungen in Kraft und Stoff, Bewegung und Raumerfüllung, Geist und Körper, Gott und Natur sind Gedankenvorgänge im Menschen; nicht etwas außer ihm sondern seine eigenen Vorstellungen oder Begriffe, die er sich schafft um die Verschiedenheit der Eindrücke zu bezeichnen und zu erklären, welche er empfängt von der Außenwelt oder den Äußerungen seine Eigenwesens. Den Eindruck den die Raumerfüllung der einzelen Formen auf ihn macht nennt er Stoff, den anderen den ihre Bewegungen und gegenseitigen Einwirkungen auf ihn machen nennt er Kraft Seele Geist u. s. w. je nachdem er die verschiedenen Einwirkungen in seinen Gedanken stufenweise über einander stellt. Alle Geschiedenheiten sind aber Schöpfungen unseres Verstandes, Vorstellungen in uns, nicht Geschiedenes außer uns. Der Mensch verfällt dem Mangel seines Wesens (§. 15) daß er seine Innenwelt in seine Außenwelt hinaus trägt, irrthümlich glaubt daß weil er seine Innenwelt nach den geschiedenen Eindrücken von der Außenwelt bildete, so müsse auch umgekehrt seine Außenwelt nach seiner Innenwelt sich scheiden und gestalten. Wir sehen die Welt mit den selben Augen an wie ihr, empfangen auch die selben Eindrücke, deuten sie aber einfacher als ihr; wir senken nicht unsere Einbildung in die außersinnliche Welt um das erkannte unerklärlich zu machen und als Geheimniß zu bewundern, sondern begnügen uns mit dem erkennbaren ohne weiter zu schweifen.

V. Deine Erläuterungen treffen aber noch immer nicht den Kern; denn du bist Gott noch immer nicht entronnen. Du sagst der Geist oder die Kraft sei nicht trennbar, sondern die innewohnende und dem Stoffe unter allen Umständen verbleibende Fähigkeit, in ihrer Äußerung Kraft benannt. Wenn der Freidenker nicht tiefer eingreift, als die vollkommenen Eigenschaften welche wir Gott nennen dem Weltall als Ganzen beizulegen, dann ist der Unterschied nicht so gefährlich. Er wählt nur andere Bezeichnungen, die mir allerdings nicht gefallen wollen weil ihnen der warme Lebenshauch mangelt. Der Stoff, die Materie ist eine gewohnte Bezeichnung, aber beim Aussprechen des Wortes Kraft oder Bewegung an die Stelle des Namens Gott, fröstelt mich; es kommt mir gottlos vor wenn auch die Ewigkeit und alle vollkommenen Eigenschaften damit verbunden werden.

S. In Göthe's Faust heißt es:

Faust: „Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blinkend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Erfüll' davon dein Herz so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür; Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Margarethe: Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen anderen Worten."

Es geht dir wie der Margarethe. Der Herr Pfarrer hat seit 1000 Jahren den heidnischen Namen angewendet; der gläubige Hörer von Jugend auf daran gewöhnt kann den Namen nicht missen; er ahnt daß es mehr sein würde als eine Änderung der Bezeichnung. In dem gewohnten Namen liegt nämlich die aus dem Heidenthume stammende Vorstellung der Persönlichkeit, des menschenartigen wirkens, der Trennbarkeit und Unabhängigkeit vom sogen. Stoffe. Sobald du Stoff und Kraft, Körper und Geist, Natur und Gott als zusammenfallend bekennst, wird dir der Herr Pfarrer sagen du glaubtest nicht mehr an Gott, selbst wenn du der Kraft alle göttlichen Eigenschaften beilegtest oder den gewohnten Namen Gott dafür anwenden wolltest.

V. Mag sein. Darin liegt aber eine bequeme Aushilfe für alle, welche ihren Gottesglauben aufgeben und doch mit dem Herrn Pfarrer in Frieden leben wollen; sie sagen „Gott" und denken „Kraft" als Denkvorgang.

S. Unter Denkern mit wenig Muth bei tiefer Kenntniß wird es deren geben; noch mehr unter den vorgeschrittenen Priestern. Ich fürchte aber es giebt hundert Mal mehr die sagen „Gott" und denken an gar nichts, oder nur daran daß es nothwendig sei den Glauben zu pflegen um das Volk im Zaume zu halten.

V. Schändlich die Religion so zu entwürdigen. Wie ist es aber möglich, mit der Kraft oder Bewegung oder Einwirkung irgend eine Vorstellung von Weisheit und Planmäßigkeit zu verbinden? Das Vorhandensein beider kann doch Niemand in Abrede stellen?

S. Was du Weisheit oder Plan nennst wird kein denkender Mensch in Abrede stellen, sondern auf dem selben Wege wie du gelangt auch er zur Erkenntniß des Vorhandenen; wie er die selbe Fülle der Vorgänge auf sich wirken läßt, so gelangt er auch in seinen Gedanken zu den gleichen Ergebnissen. Nur beschränkt er sich nicht auf das was du Weisheit und Plan nennst, sondern nimmt auch die Vorgänge in seine Betrachtungen auf in denen er diese Eigenschaften nicht erkennt und sagt dann daß Weisheit und Planmäßigkeit nicht von außen her den Vorgängen eingepflanzt werden, sondern dadurch entstehen daß ein Theil der Vorgänge in unseren Gedanken zu Schlußfolgerungen Anlaß giebt, die wir mit jenen Bezeichnungen verdeutlichen. Du wirst einsehen daß Weisheit und Planmäßigkeit Eigenschaften sind welche du in deinen Gedanken geschaffen hast; sie sind nicht Gegenstände der unmittelbaren Beobachtung wie Formen und Farben, sondern sind Gedankenerzeugnisse zu denen der denkende Mensch gelangt, nachdem er an zahlreichen Vorgängen eine durchgehende Folge von Bewegungen entdeckt hat deren Ziel er zu erkennen glaubt.

V. Allerdings sind es Gedankenvorgänge, aber fest begründete. Es bleibt sich gleich ob ich sage: ich finde in der Welt Weisheit und Planmäßigkeit, oder ob ich es treffender ausdrückend sage: ich erkenne in der Fülle von Vorgängen die Bethätigungen, welche ich in meinen Gedanken als Weisheit und Planmäßigkeit zusammenfasse.

S. Richtig! Damit wird dir aber klar, daß die Vorgänge mit diesen Bethätigungen in Verbindung stehen, daß die Vorgänge und ihre Bethätigungen das selbe sind; daß also Weisheit und Planmäßigkeit nicht hineingelegt sind, sondern von dir herausgezogen wurden um sie in deinen Gedanken als Begriffe aufzustellen.

Der Freidenker beschränkt sich aber nicht auf die Vorgänge welche Anlaß geben zu den Vorstellungen der Planmäßigkeit, sondern beobachtet auch die übrigen und zieht aus der Gesammtheit seine Schlüsse.

V. Das mag er thun. Ich übersehe sie auch nicht, sage aber: ich erkenne in der Welt so viel Zweckmäßigkeit Ordnung und Schönheit, daß ich schließen muß, alles Andere was mir nicht so erscheint werde der Höchste ebenso eingerichtet haben, obgleich ich blödes Menschenkind es nicht erkenne. Wenn mir Jemand als weise und fest bekannt ist, wenn ich ihn in zahllosen Fällen als solchen erprobt habe, dann schließe ich daß er auch so verfahren sei in solchen Fällen, die mir vielleicht auf den ersten Anblick als unweise erscheinen. Wir Menschen sind mit unserer Erkenntniß noch nicht am Ziele und werden noch vieles lernen müssen.

S. Der Vergleich ist nicht zutreffend, denn von einem Menschen den du als weise und fest kennst weist du viel mehr als von den Weltvorgängen. Bei ihm magst du sagen seine Unweisheit sei geringe im Vergleiche zu seiner Weisheit; von den Weltvorgängen gilt dieses aber nicht, denn wir wissen verhältnißmäßig wenig davon, kennen aus den vielen Millionen sichtbarer Sterne nur unsere kleine Erde und von den Vorgängen auf der Erde nur einen kleinen Theil; auch sind in den erkannten Vorgängen die als zweckmäßig und schön bezeichneten so nahe an Zahl und Ausdehnung den anderen, welche dieses nicht erkennen lassen, daß noch fortwährend darüber gestritten wird ob das Gute oder Böse überwiege.

Daß du dich bescheidest in den bösen Fällen ist richtig. Aber warum sich nicht auch bescheiden in den guten Fällen? Der Mensch wagt sich mit seinen beschränkten Kräften daran das unermeßliche zu messen, zieht zu dem Ende eine Anzahl von Vorgängen heraus und bezeichnet deren gemeinsames als Weisheit Zweckmäßigkeit und Schönheit, weil er sie so bezeichnen würde wenn sie Menschenwerk wären. So weit ist er kühn und fest in seinem Urtheile; wird aber sofort schwach und bescheiden sobald er alles übrige betrachtet und begnügt sich mit der Vermuthung daß sie ebenso gut sein mögen. Wenn nun aber dieses überwöge, so müßte er vielmehr schließen: ich erkenne so viel Unzweckmäßiges und Häßliches, daß ich folgern muß das übrige werde ebenso sein, wenngleich es zweckmäßig und schön erscheint. Es wäre dann deinem Vergleiche mit einem guten Menschen der andere mit einem bösen Menschen gleichberechtigt zur Seite zu stellen; denn ein böser Mensch verrichtet auch häufig (aus Heuchelei Schwäche oder Tücke) gute Handlungen d. h. Handlungen, die gut scheinen aber im Grunde böse sind.

Die auffällig Frommen, welche die Welt im ganzen und die Menschen im besonderen als vorwaltend böse schildern, nähern sich in Wirklichkeit jenem Schlusse indem sie in der Weltregierung den Teufel und die Hölle voranstellen; wozu sie folgerichtig gelangen indem sie vorwaltend die Weltvorgänge auffassen welche du unberücksichtigt lässest. Du betrachtest den Theil als vorwaltend aus welchem auf Zweckmäßigkeit Schönheit und Güte gefolgert werden kann und gelangst zur Vorstellung von Gott und Himmel; sie dagegen betrachten den anderen Theil vorwaltend aus dem auf Zweckwidrigkeit Häßlichkeit und Bosheit gefolgert werden kann und gelangen zur Vorstellung vom Teufel und der Hölle. Der Grund liegt nicht in der Welt an sich sondern in dem Menschen, der je nach den Verhältnissen seines Eigenwesens einen ihm zusagenden Theil der Weltvorgänge auffaßt, daraus seine Vorstellungen, seine Innenwelt bildet und diese außer sich versetzend seine Außenwelt demgemäß gestaltet und eintheilt. Die Verschiedenheit der einzelen Menschen ist der Grund, warum die selbe Welt in ihrer Fülle von Vorgängen so ganz verschiedenartige Eindrücke macht, so weit abweichende Vorstellungen erregt und zu entgegengesetzten Bezeichnungen verführt. Während die Menschen darüber streiten sich verketzern und verfolgen, schweben sie immerdar in dem Irrthume als stritten sie sich über die Beschaffenheit der Welt und deren Lenkung; sie streiten sich aber lediglich um die Verschiedenheit der Eindrücke welche die von Jedem verschieden ausgewählten Vorgänge auf ihn gemacht haben. Jeder reißt seinen Theil heraus, läßt ihn gelten als Muster für die ganze Welt und will nicht einräumen, daß Andere zu verschiedenen oder gar entgegengesetzten Schlußfolgerungen gelangen können, indem sie andere Theile herausrissen und ebenso wie er als Muster betrachteten.

V. Das geht mir zu weit. Ich sehe die Freidenker ein frevelhaftes Spiel treiben. Sie leugnen nicht die Weisheit und Schönheit der Welt, sagen aber dabei es seien nur Bezeichnungen Gedankenvorgänge und Erfindungen der Menschen. In Wirklichkeit könnten sie da sein oder nicht da sein oder das Gegentheil überwiegen, je nach der Verschiedenheit des Maßstabes den der Einzele anlege, oder seines Theiles den er als Muster des Ganzen herausreiße. Es komme darauf an wo er messe: lege er die Elle an das eine Ende so finde er Alles weise und schön, am anderen Ende Alles unweise und häßlich. Es hange gänzlich von seiner Besonderheit ab, ob sein grübeln zur Vorstellung von der Weltregierung durch Gott oder durch den Teufel führe.

Es muß etwas Festes geben. Wir dürfen nicht alles in Ungewißheit schweben und schwanken lassen; denn besser ist ein mangelhafter

Glaube der fest stehet, als ein erleuchtetes Wissen welches nie zum Abschlusse kommt. Autorität ist nöthig, sonst nimmt die Verwirrung überhand.

S. Auf allen Gebieten des Wissens ertönt der Ruf nach Abschluß, erhoben von Solchen die Ruhe verlangen, ohne zu bedenken daß es nirgends Ruhe gibt, selbst nicht im Grabe. Man will daß der Glaube, die Religion feststehen solle, die Gesetzgebung Einrichtungen und Sitten unverändert bleiben, daß die Wissenschaften in ihren Grundlagen und Gerüsten festgestellt werden, daß die Sprachen und ihre Rechtschreibung nach unabänderlichen Regeln angewendet werden sollen. Ein ganzes Heer von Pedanten übernimmt den Polizeidienst auf den verschiedenen Gebieten des Wissens; Jeder verlangt um der Behaglichkeit willen daß die Wissenschaft auf der selben Stufe abschließen solle wo er seine Fortbildung zum Abschlusse brachte. Man erwägt nicht daß die ganze Welt im stäten Flusse sich befinde, daß das Einzige welches stätig ist, die Bewegung sei welche Alles durchzieht, also auch alle Gestaltungen des Menschenlebens unausgesetzt umgestaltet. Betrachte z. B. unsere Sprache: sie verändert sich täglich, indem neue Wörter hinzukommen und alte ausgeschieden werden; uns erscheint die Sprache unserer Vorfahren ebenso veraltet wie unsere Sprache den Nachkommen veraltet sein wird. Unsere Rechtschreibung ist im beständigen Flusse, und da wir glücklicher Weise keine Akademie haben die ihre Verknöcherung in die Sprache hinein tragen könnte: so arbeitet Jedermann daran mit mehr oder minderem Glücke sie zu vereinfachen, um durch Kürzungen und Ausscheidung unnützer Bestandtheile sie wirksamer zu machen, Zeit und Mühe zu sparen. Unzählige Versuche finden in allen Zweigen der menschlichen Entwicklung statt; viele gelingen, mehr noch mißlingen, haben aber dennoch ihren Nutzen geleistet, sei es daß der Widerstand das Bestehende befestigte oder zu anderen Verbesserungen zwang die eingeführt wurden. Berechtigt zum erstreben von Verbesserungen ist Jeder, aber das Gelingen hängt davon ab ob andere Menschen auf dem selben Wege folgen wollen.

Was ihr als Weisheit Zweckmäßigkeit und Schönheit der Welt auffasset liegt lediglich in den stattfindenden Veränderungen; wer also irgendwo Stätigkeit verlangt widerstrebt den Grundlagen der Welt. Ruhe gibt es nirgends und wir beide während wir uns bereden verändern uns unausgesetzt. Vielleicht erkennen wir morgen als unrichtig was uns heute richtig erschien oder umgekehrt, und sind in solchem Falle verpflichtet demgemäß unsere Erkenntniß abzuändern um weiser zu werden. Wir dürfen weder die Verpflichtung übernehmen noch von Anderen verlangen, daß sie eine gehegte Überzeugung oder

eine besondere Art der Geltendmachung monate- oder jahrelang folgerichtig durchführen sollen, nicht wanken oder schwanken in ihren Überzeugungen u. s. w. Denn solches begehren verleugnet die Fortbildung und könnte nur von dem genügend befriedigt werden welcher zum Stillstande gelangt in seiner Bildung und sich verknöchert in seinen Überzeugungen. Weder Christenthüm noch Reformation hätten entstehen können, wenn nicht Millionen Menschen den vordem feststehenden Glauben abgeworfen hätten um dem neuen zu folgen. Ebenso sollen auch wir nicht hartnäckig sein im festhalten von Vorstellungen oder Gewohnheiten, sondern im streben nach Weisheit durch Berichtigung. Wir sollen jede unserer Überzeugungen festhalten und vertheidigen, aber nur so lange wie sie es ist; dürfen also an keine Zeitfrist des festhaltens gebunden sein, da die Berichtigung schon in der nächsten Stunde erfolgen kann.

Alles und Jedes ist im Flusse, verändert sich stätig in Fortbildung und Rückbildung: die Erde im Ganzen wie in jedem einzelen ihrer Bestandtheile: die Menschen mit ihrem glauben und wissen, ihren Sitten und Sprachen. Was dem Einen richtig erscheint, nennt der Andere gleichzeitig Lebende unrichtig; worauf Jemand heute schwören mögte muß er morgen verleugnen, wenn er mittlerweile seine Erkenntniß in diesem Punkte berichtigte. Ruhen und beharren sind nirgends in der Welt als nur im begehren Derer, welche ihre Fortbildung abgeschlossen haben und im genießen nicht gestört und aufgerüttelt werden wollen durch andringende Veränderungen und Verbesserungen.

V. Es darf aber den Freidenkern nicht gestattet werden alle Begriffe umzukehren oder durch einander zu mengen, zu sagen recht könne unrecht sein u. s. w., je nachdem man die Sache betrachte. Die Grundlagen aller Ordnung dürfen nicht zum Gedankenspiele mißbraucht werden.

S. Der Freidenker behauptet solches nicht, sondern berichtet nur was andere in Wirklichkeit thun. Du und andere Gottgläubige messen einseitig und ihr gelangt zum Glauben an Gott; Andere messen ebenso einseitig und finden den Glauben an den Teufel; der Freidenker erwägt beide Seiten und gelangt zu Ergebnissen, die verschieden sind vom Gottesglauben wie vom Teufelsglauben. Die Freidenker treiben kein Spiel, auch die beiden Arten von Gläubigen nicht; jene zeigen nur wie die beiden Gläubigen durch Einseitigkeit zu einseitigen Ergebnissen gelangen, die zu ganz entgegengesetzten Spitzen (Gott oder Teufel) führen. Blicke um dich, erforsche die Vorstellungen anderer Menschen und du wirst finden daß diese Verschiedenheit in einer Reihe von Abstufungen vorhanden sei; daß auch die welche vor-

waltend das Böse (Unzweckmäßige Unordentliche und Häßliche) auffassen keineswegs eine geringe Minderheit bilden, sondern daß du und deine Mitgläubigen welche die Welt als gut und freundlich auffassen in der Minderheit sind.

V. Ich habe die feste Überzeugung, daß der gütige Gott die Welt regiert, und wenn es mir nicht gelingt nach allen Seiten zu überzeugen, so muß ich mich bescheiden und anstatt der wissenschaftlichen meine moralische Überzeugung geltend machen.

§. 258. Sohn. Wir haben in dieser Richtung eine der wesentlichsten Begründungen des Gottesglaubens zu erörtern, den **moralischen Beweis,** der von dem großen Denker Kant (1724—1804) herrührt und ihn doch nicht wider die Verfolgungen der Frommen und Priester schützen konnte. Nachdem er alle vorherigen Beweise als ungenügend erkannt hatte fand er diesen Beweis, den er als Forderung der Vernunft aufstellte in etwa folgenden Worten:

„Die praktische Vernunft fordert vollkommene Angemessenheit unserer Gesinnungen und Handlungen zum Sittengesetze;

Diese, in Verbindung mit angemessener Glückseligkeit bildet das höchste Gut nach welchem wir streben und streben müssen;

Das höchste Gut kann aber nur dann als erlangbar gedacht werden, wenn ein Wesen da ist welches jene Übereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit (das höchste Gut) in sich enthält;

Dieses Wesen, der Inbegriff des höchsten Gutes, ist Gott."

Vater. Der Grund mag sehr stark sein da er von Kant herrührt, allein für mich ist er zu hoch. Der Gott als höchstes Gut oder Inbegriff desselben ist mir kein persönlicher Gott, kommt mir vor als sei er ein Gedankenvorgang, wie wenn Jemand sagte: „denke dir Dieses oder Jenes und nenne es Gott; irgendwo muß er da sein."

S. Es ist auch nur ein Gedankenvorgang und eine Wiederholung der einseitigen Auffassung der Welt. Ein Theil der Gesinnungen und Handlungen der Menschen macht auf denkende Beobachter günstige Eindrücke, werden deshalb „sittliche" genannt und aus dem gemeinsamen der Begriff „Sittlichkeit" gebildet. In gleicher Weise wird der Begriff „Glückseligkeit" gebildet, indem wir das Gefühl der günstigen Eindrücke welche die Wirkungen sittlicher Handlungen auf uns machen, zusammenfassen und das gemeinsame zum bilden des Begriffes „Glückseligkeit" verwenden. Die beiden Begriffe faßte Kant zusammen in den Begriff „höchstes Gut", schuf also durch seinen Denkvorgang einen umfassenden Begriff, der aber nur als Begriff vorhanden war. Dadurch daß er aus dem Begriffe auf ein Wesen

schloß welches jenen Begriff verkörpern sollte, verfiel er dem bekannten Mangel des Menschenwesens seine Innenwelt in die Außenwelt zu setzen, das Wesen außer sich zu suchen während es in ihm war. Kant allein enthielt die Übereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit (das höchste Gut) in seinen Gedanken, war also selbst der Gott den er suchte.

Überdies war der Gedankenvorgang unzureichend; denn er ließ außer Acht was wir unsittlich und unglückselig nennen. Wer solches in gleicher Weise zu Begriffbildungen verwenden wollte würde aus den Begriffen „Unsittlichkeit" und „Unglückseligkeit" den umfassenderen des „höchsten Übels" zusammensetzen, welches er auf ein Wesen übertragend erkennen müßte als Inbegriff des höchsten Übels, als Teufel. Es kann in keiner Weise zum Ziele führen, wenn man nur einen Theil der Weltvorgänge oder eine Seite der menschlichen Betrachtung zusammen faßt, um aus derem gemeinsamen auf das Dasein Gottes zu schließen; denn dieses fordert zur nothwendigen Ergänzung daß aus dem anderen Theile auf das Dasein des Teufels gefolgert werde.

V. Giebt es noch andere Beweise?

§. 259. Sohn. Zu verschiedenen Zeiten, auch in der Gegenwart wiederholt, ist ein **Verzweiflungsgrund** geltend gemacht worden, indem nämlich Gläubige, welche einsehen daß die Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes allmälig zerfallen, auf das verzweifelte Mittel gerathen zu behaupten das Dasein Gottes als Persönlichkeit sei unumgänglich nothwendig, solle geglaubt werden und sei erforderlichen Falles durch Zwang zur Anerkennung zu bringen.

Vater. Es wäre ja traurig wenn dem lieben Gotte in solcher Weise geholfen werden müßte; so weit werden nur wenige hirnverbrannte Gläubige gehen.

S. Viel mehr als du denkst. Die Anwendung des Zwanges ist aber nicht mehr so schroff wie früher; denn man hat nicht mehr den Muth Männer einzukerkern wie Galilei oder mit Füßen zu treten wie Spinoza; man greift dazu den Andersgläubigen den Mund zu schließen. Man verleidete dem großen Kant (1794) die Fortsetzung seiner Vorlesungen und den scharfsinnigen Fichte zwang man (1799) seinen Lehrstuhl zu verlassen; man kerkert nicht mehr ein, raubt aber die Sprache oder die Gelegenheit zum lehren. Zwang dieser Art wird im Kreise eines jeden europäischen Volkes geübt, und zwar sind Priester der verschiedenen Statsreligionen die verfolgungsüchtigen Ketzerriecher, die sowol im eigenen Kreise spähen wie in dem aller Lehrer, von der Hochschule bis zur Kinderschule hinab, begierig zu

entdecken ob irgendwo eine Abweichung gelehrt werde. Da aber nur die Worte, nicht die innere Überzeugung erspähet werden kann: so findet die Gemeinheit des spähens ihre Ausgleichung durch die andere des heuchelns, die erfahrungmäßig dort am üppigsten wuchert wo am strengsten über die Rechtgläubigkeit gewacht wird.

Besondere Aufmerksamkeit wird den sogenannten Gotteslästerungen gewidmet, weil diese einer Bestrafung durch die Gerichte unterliegen, also der Verfolgungsucht Befriedigung bieten. Wie man Sokrates darauf hin zu Tode brachte, so mögte man an Jedem seine Rache üben der die Weltvorgänge nicht dem höheren Befehle gemäß auffaßt. Man stellt im Widerspruche mit der Gottesvorstellung die man stützen will, die Behauptung auf Gott könne gelästert werden, er werde durch das irrende lästernde Menschenkind beleidigt und die Obrigkeit sei berufen dieses zu rächen durch Einkerkerung Absetzung u. dergl. Im Alterthume konnte man den triftig scheinenden Grund anführen, daß die Götter jede Lästerung an dem ganzen Volke rächen würden; es also ein Gebot der öffentlichen Sicherheit sei den Lästerer als Sühnopfer zu töden um Pest Hungersnoth Niederlage und andere Übel vom Gemeinwesen abzuwehren. In neuerer Zeit fehlt aber dieser schlagende Grund, man erkennt Gottes Langmut und Barmherzigkeit an und nimmt dennoch keinen Anstand dem entgegen Rache zu üben in seiner Sache. Um diesem Vorwurfe zu entgehen ist man auf die Ausrede verfallen, das Gesetz solle nicht Gottes Ehre retten sondern das Ärgerniß bestrafen welches solche Lehre gebe, und schreitet zur Bestrafung auch wenn die Zuhörer erklären wollten sie seien nicht geärgert worden; es ist also lediglich der Ärger der Richter der in ihrem Urtheile sich ausprägt. Die Richter des States, zu denen auch die Priestergerichte gehören, werden Inquisitoren um ihrer besonderen Glaubensvorstellung Stützen zu geben oder um einen Glauben aufrecht zu halten den sie selbst nicht hegen, dessen Fortbestand sie aber vermeinen sichern zu müssen.

V. Ich bin ebenso sehr gegen Zwang und Verfolgungen, selbst in ihren geringsten Ausläufen. Wenn der Gottesglaube dadurch gehalten oder gerettet werden soll dann geht er um so sicherer zu Grunde. Der Richter braucht Gott nicht zu stützen oder seine Ehre zu retten, und wenn Jemand durch Gotteslästerung, wozu auch fluchen und schwören gehört, Ärgerniß erregt werden die Zuhörer entweder ihren Ärger zu erkennen geben zu seiner Beschämung oder ihn verachten, was zur Strafe und Warnung genügt. Ich denke wie Luther:

Ist es Gottes Werk dann wird's bestehn;
Ist es Menschen Werk wird's untergehn.

§. 260. Sohn. Wenn du den Zwang abweisest, so wird dir **der Willens-Grund** angemessener erscheinen, den Kant aufstellte in folgenden Worten:

„Ich will das Gute, Gott ist das Gute und kraft meines Willens ergreife ich den Glauben an Gott.

Damit hört jeder Versuch der Beweisführung auf, also auch jeder Streit und Zweifel. Der Gläubige sagt einfach: Ich will an Gott glauben! Damit hält er sich innerhalb des Gebietes wo jeder ein unbeschränktes Recht hat zu wollen was er will; er erkennt das gleiche Recht allen anderen Menschen zu, mögen sie den gleichen Glauben hegen oder einen änlichen oder ganz verschiedenen; sein Glaube steht fest, kann weder durch Gründe erschüttert noch durch Lästerungen angetastet werden, denn Alles prallt an dem Willen ab mit dem er den Glauben festhält.

Vater. Dieser Grund des ehrwürdigen Kant gefällt mir. Ich sehe ein daß es vergeblich sei den Unermeßlichen in eine Vorstellung, ein begrenztes Wesen zu fassen und Beweise durchzuführen die alle auf Endlichem begründet sein müssen, also jeder Vorstellung einen menschlich beschränkten Ausdruck geben. Wir können und dürfen aber mit vollem Rechte den Glauben an Gott zu einer That unseres Willens machen; dieses genügt dem Einzelen, stellt ihn sicher gegen Zweifel und schont die Freiheit Anderer. Ich wüßte nicht was dagegen sein könnte?

S. Die Gottesgläubigen wenden Mehreres dagegen ein was ihnen und anderen Gläubigen begründet erscheint und der Glaubensfreiheit gewaltsam entgegen tritt. Sie behaupten nämlich der Gottesglaube d. h. der Glaube an einen persönlichen Gott sei die unentbehrliche Grundlage unserer statlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Werde er dem freien Willen jedes Einzelen überlassen, so gehe diese Grundlage verloren und unsere Ordnung, die ganze erworbene Bildung werde in Rohheit zurücksinken. Der Glaube dürfe nicht beliebig sein sondern solle gehegt werden; wer ihn nicht habe sei ein versteckter oder offener Feind der statlichen und gesellschaftlichen Ordnung.

V. Das läuft ja wieder auf Inquisition hinaus und greift roher Weise in das Gebiet wo Jeder seinem freien Entschlusse überlassen bleiben muß. Es ist allerdings möglich Menschen zu zwingen, zu bekennen was man hören will; hat man doch früher durch die Folter Unschuldige gezwungen sich selbst todeswürdiger Verbrechen anzuklagen die niemals begangen worden waren. Man wird aber nur erreichen daß die Menschen heuchlerisch Etwas bekennen was sie nicht glauben, also nicht allein den Zweck verfehlen sondern auch die Menschen verschlechtern.

Übrigens ist die Voraussetzung falsch, daß der Gottesglaube zu Grunde gehen würde wenn man ihn dem freien Willen der Menschen überließe; die Behauptung grenzt an Gotteslästerung, denn es heißt Gott die Fähigkeit absprechen seinen eigenen Geschöpfen den Glauben einzupflanzen. Die Menschen sind nicht so gottlos und alle welche so roh sind der statlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu widerstreben, werden nicht durch Zwang sondern nur durch Belehrung davon zurückgeführt werden. Das Zuchthaus wird sie nicht vom Dasein Gottes überzeugen können.

Dagegen liegt Wahrheit in dem Satze daß der Gottesglaube so sehr mit unserer statlichen uud gesellschaftlichen Ordnung verwachsen sei, daß wenn er fiele könnte das ganze Gebäude unserer Ordnung und Bildung auseinander fallen. Was sollte alsdann noch Sitte und Ordnung aufrecht erhalten, was die große Menge verhindern ihren rohen Begierden Zügel schießen zu lassen und Alles in den Staub zu treten was ihnen entgegen steht? Wir würden in eine Rohheit zurückfallen ärger als die Barbarei der wilden Völker; denn es wüthete eine Barbarenhorde versehen mit allen Mitteln und Waffen der Civilisation.

S. Die Geschichte lehrt daß derartige Barbarenhorden inmitten gesitteter Völker stets unterlagen; weil ihnen die Mittel der Bildung fehlten und die Mehrheit des Volkes zu sehr betheiligt war bei der Aufrechthaltung der Ordnung, als daß die rohe Menge jemals die Übermacht erlangen konnte; sie vergeht längst vordem. Einen Erfahrungbeweis geben überdies die Japanesen, welche keinen Gottesglauben besitzen im europäischen Sinne und dennoch Sitte und Ordnung aufrecht erhalten in einem Grade wie keines der europäischen Völker es vermag.

§. 261. Vater. Zu jenen Heiden kann ich dir nicht folgen; bei uns Europäern ist der **Gottesglaube zur Erhaltung der Sitte und Ordnung** unumgänglich nötig und im Vergleiche zu diesem sind andere Mittel roh und herabwürdigend. Der Mensch welcher weiß daß das allwissende Vaterauge auch im Dunkeln über ihn wache, wird in seinen Gesinnungen und Handlungen tugendhafter verfahren als die welche nur das Auge der Menschen fürchten. Der Gläubige wird auch vertrauensvoller muthiger und fester sein im Unglücke, weil er auf die Allmacht und Allweisheit Gottes sich verlassen kann welche alles zum besten lenkt. Ein gottesgläubiges Heer ist von jeher ein tapferes und unverzagtes gewesen. Der Stat hat also triftigen Grund den Gottesglauben zu pflegen ohne jedoch zum Zwange zu greifen und Heuchler zu schaffen.

Sohn. Die gleiche Vorstellung hat schon vor mehr als 2000 Jahren bei den Hellenen geherrscht: sie glaubten ebenso, Sitte und Ordnung beruhe auf dem Glauben an die Götter, und die Denker welche in ihren Lehren diesen Glauben untergruben seien Feinde des States und der Ordnung. Die Römer erhoben den selben Vorwurf wider Juden und Christen, weil sie weder an die Statsgötter glaubten, noch andere verwandte Götter anbeteten welche die Stelle der Statsgötter vertreten konnten. Unter den Katholiken entstand die gleiche Befürchtung als die Reformation den herrschenden Glauben antastete, die allgemeine Kirche welche so innig verwachsen schien mit aller Sitte und Ordnung, daß mit ihrem Untergange alle Bande sich lösen müßten. Jene Befürchtungen haben sich jedesmal als unbegründet erwiesen; es müssen also Sitte und Ordnung nicht auf dem Glauben begründet gewesen sein sondern außerhalb ihre Stütze gehabt haben.

Die Überwachung des Menschen findet nicht durch den Gottesglauben statt sondern durch seine eigene Erkenntniß, sein Gewissen; dieses verläßt ihn nicht sei es hell oder dunkel; sich selbst kann kein Mensch entrinnen. Es gibt unter denen welche Gott bekennen unzählige Bösewichter; die Erfahrung lehrt, daß dort wo der Glaube am stärksten sich äußert (Rom Neapel u. a.) die Verderbtheit am größesten sein könne. Was jenen Menschen fehlt ist nicht der Glaube sondern die Erkennntniß; denn wäre diese geschärft würde sie als Gewissen der jederzeitige Wächter sein, es also des Gottesglaubens nicht bedürfen der als alleiniger Überwacher so ungenügend sich erweist. Das wirksame welches du als Bewußtsein der Allwissenheit bezeichnest, ist die Erkenntniß des bezüglichen Menschen, das Gewissen; welches mit jeder Art der Gottesvorstellungen verbunden sein kann und auch mit dem Gottesbegriffe.

Daß ein Glaube muthiger und unverzagt machen könne hat die Geschichte an vielen Orten bewiesen; jedoch haben ganz verschiedene Glaubensarten die gleiche Wirkung geäußert, so daß der im Christenthume herrschende nicht der allein geeignete ist. Die Hellenen leisteten im Vertrauen auf ihre Götter den zehnfach überlegenen Perserheeren muthigen Widerstand und erkämpften glänzende Siege. Die Römer vertraueten ihren Göttern und beherrschten damit den größten Theil der damaligen gebildeten Welt. Die in Europa einwandernden Teutonen warfen sich um so muthiger in den Kampf, weil sie glaubten jeder im Kampfe gefallene Edle gehe sofort ein zur Walhalla, zur Seligkeit in Wodens Nähe. Der Araber im Glauben an Allah und seinen Propheten stürzte sich kühn auf die Ungläubigen; denn der Tod im Kampfe für den Glauben führte ihn sofort in das Paradies, zur ewigen Wonne. Der Muhammadaner sieht sein Haus brennen, ver=

liert Alles was er hat und ruft unverzagt: „Allah will es, Allah ist groß.“ Im dreizigjährigen Kriege warfen Katholiken und Evangelische sich muthig auf einander zum mörderischen Kampfe: das Heer Gustav Adolfs wie das Pappenheimsche vertrauete auf Gott; jederseitig hielt man sich überzeugt der eigene Glaube müsse der richtige sein, weil er Kraft und Zuversicht verlieh und weil sein Untergang die Menschen verschlechtern würde so müsse der Andersgläubige getödet werden. Der Vortheil haftet also nicht allein an deinem sondern an jedem Glauben, der den Gläubigen auf ein Höheres hinweist als die beschränkten Vortheile seines Eigenwesens. Die Hinweisung auf ein Paradies oder eine Walhalla voll sinnlicher Wonne reicht bei rückständigen Völkern hin um sie zur Todesverachtung anzuspornen; Vorgeschrittene verlangen höhere Vorstellungen. Der Gottesglaube ist eine Vorstellung dieser Art jedoch nicht die einzige; denn es vermögen Vaterlandsliebe und streben für Menschenwohl die gleiche Wirkung zu üben; sogar die eitle Ruhmsucht oder der frevle Nationalhaß sind leider dazu ausreichend.

V. Ein Gottesgläubiger wird aber, im Vertrauen auf den allweisen Lenker, jedes Leiden standhafter ertragen und dem Tode ruhiger entgegen gehen.

S. Der Unterschied ist in Wirklichkeit nicht zu spüren; denn der Gläubige wendet ebenso wie der Ungläubige zur Abwehr oder Überwindung der Leiden jedes Mittel an von dem er gelingen erhofft. Er erträgt nicht die Leiden sondern kämpft wider sie; er verläßt sich nicht unbedingt auf den allweisen Lenker, sondern greift nach allen Seiten um Hilfe zu erlangen. Ist er krank, dann fleht er nicht allein zu Dem in dessen Hand sein Leben ruht uud von dem er die Sendung des Todes erwartet, sondern läßt den Arzt rufen, greift zu Heilmitteln, selbst zu Wunderkuren und Bezauberungen wenn ihm Hoffnung gemacht wird dadurch geheilt zu werden. Wenn der Gottesglaube ihn beherrschte müßte er solches unterlassen, denn Gottes Willen entgegen zu treten wäre Frevel; Gottes Willen und Allmacht als Beihilfe zu dienen dazu bedarf es menschlicher Mittel nicht. Der Gläubige verfährt ganz so als ob er den Gottesglauben nicht besäße; er sucht seine Hilfe bei Menschen.

Die Ruhe im Tode ist eigenthümlicher Weise um so größer je geringer die Bildung des Menschen; die selbe Wahrnehmung wird sogar an Thieren gemacht. Man hat beobachtet, daß Kühe welche an steilen Gebirgshängen weidend fielen und dem Abgrunde zuglitten, nachdem ihre Anstrengungen zur Rettung vergeblich sich erwiesen, die Augen schlossen und sich ruhig dem Tode ergaben. Die Indianer Nord-Amerikas gehen als Gefangene dem qualvollsten Tode ohne

Zucken entgegen, ertragen lachend alle Qualen von den marternden Feinden ohne irgend welche Hoffnung dem Tode entgehen zu können. Die Neger gehen mit größter Ruhe dem Opfertode entgegen, sehen ihre Genossen hinwürgen und beugen dann selbst den Nacken zum Beilhieb. Die indischen Rebellen wurden von den Engländern vor Kanonenmündungen gebunden und Reihenweise fortgeblasen; gingen dem Tode ruhig und selbst lachend entgegen, obgleich diese Todesart eigends ausgewählt worden war, um auf Grund ihres Glaubens die drückendste Wirkung auf sie auszuüben. Daß der christliche Gottesglaube nicht dazu erfordert wird erweist sich überdies auch bei höchster Bildung am Sokrates, der an die hellenischen Götter glaubend, mit bewundrungwürdiger Ruhe sich vorbereitete und sich den Tod empfing; wogegen Jesus im Tode, vom heftigsten Schmerze erregt, laut aufschrie (Matth. 27. 50): „Mein EL! mein EL! warum hast du mich verlassen!" Was du dem Gottesglauben zuschreibst, hat seinen Grund nicht darin sondern auf anderen Gebieten; hier kann es mit dem Gottesglauben zusammentreffen aber auch ohne ihn vorhanden sein.

§. 262. Vater. Der Gottesglaube ist aber am besten geeignet für die Fassuug der Menschen; denn die Persönlichkeit Gottes stellt ihn dem Menschen in seinen Gesinnungen und Gefühlen nahe, erklärt Alles so einfach und einleuchtend, daß man sagen muß: die **Faßlichkeit des Gottesglaubens** ist unübertrefflich. Das Zuspitzen der Begriffe bis zu einem Allsein begreift kein Mensch; zu verlangen daß das Volk auf euren Felsenpfaden hinauf klimmen solle zu jener Spitze grenzt an Unsinn, heißt ihm seinen faßlichen Glauben nehmen ohne ihm Ersatz zu bieten. Wollt ihr eure höheren Formen so nehmt sie und fühlt euch glücklich; aber laßt dem Volke seine einfachere Form die ihm zusagt und bei der es sich wohl befindet.

Wenn wir auch nicht den Unermeßlichen ganz begreifen können, so sehen wir ihn im Einzelen und fühlen ihn in uns in fröhlichen wie in trüben Stunden. Wem zur Bewunderung nicht der prangende Sternenhimmel ausreicht, dessen Größe der Mensch nicht ergründen kann mit seinen Millionen Meilen, der bereite sich Einblicke in die Einzelheiten des Erschaffenen, vom Riesenbaume bis zur Alge, vom kleinsten bis zum größten Thiere, blicke in sich in sein vielgestaltetes Seelenleben und wenn er dann den Glauben nicht auferbauen kann mit seinem Verstande, so überlasse er sich dem Drange seines Herzens und bekenne: ich fühle ihn! Heißt es nicht seine edelsten und erhabensten Gefühle Lügen strafen wenn man diesem Glauben sich verschließt?

Sohn. Du sagst Glauben meinst aber in Wirklichkeit Gefühl; denn das Gefühl der Bewunderung ist es welches dich beseligt, nicht der Glaube in welchem du dem Gefühle Worte verleihest. Du betrachtest den gestirnten Himmel und rufst: „Wie herrlich sind Gottes Werke!" Der Muhammadaner ruft: „Allah, wie erhaben ist deine Schöpfung!" Der Bramine preist den Brama dessen Weisheit die Sternenwelt schuf und lenkt; der Chinese ruft: „Tien, wie bist du groß und schön!" Jeder fühlt sich freudig durchschauert, aber nicht von seinem besonderen Glauben sondern von dem Gefühle welches ihn beim Anblicke des Sternenhimmels beseligt; sein besonderer Glaube gestaltet nur den Ausruf, leiht ihm das Wort in welches er sein Gefühl lautbar werden läßt. Es bleibt sich gleich ob er Gott Allah Brama oder Tien ruft oder ob er kein Wort redet; denn das Gefühl beseligt ihn in gleicher Weise, sobald seine Erkenntniß so hoch gebildet ist um beim Anblicke des Sternenhimmels Bewunderung fühlen zu können. Wer diese Stufe noch nicht erreichte fühlt sie nicht, möge sonst sein Glaube sein welcher er wolle; er geht gebeugten Hauptes seinen Weg und wenn er nach oben blickt, forscht er danach ob Regen heraufziehe oder Sturm im Anzuge sei der ihn belästigen könnte, oder ob angenehmes Wetter seinen Gang begleiten werde; der Sternenhimmel ist ihm lieb, denn er beleuchtet seinen Weg, aber Laternen würde das gleiche für ihn thun und das selbe Gefühl sicherer Leitung in ihm erregen. Deine edelsten Gefühle sind Früchte deiner Erkenntniß, deiner Fortbildung und sind nicht vom Glauben abhängig. Der Glaube möge sein wie er wolle, das Gefühl bleibt das selbe sobald nur die Bildungstufe erreicht ist welche zur Höhe und Tiefe des Gefühles der Bewunderung erfordert wird.

V. Es ist aber doch augenfällig und gar nicht zu verkennen, daß in Allem was geschieht Gottes Allmacht und Weisheit sich ausprägt. Im Sturme und Gewitter wie im lachenden Sonnenscheine, auf Bergeshöhen wie in den Meerestiefen ist der Allgegenwärtige zu erkennen. Daß die Heiden andere Namen nennen, beweißt nur daß auch in ihnen der Gottesglaube aufdämmert. Wer seine Augen und Ohren gebraucht muß es erkennen.

S. Wir wollen die Frage auf einem anderen Gebiete verdeutlichen, damit wir frei vom Einfluße der von Jugend auf eingeprägten Bezeichnungen unseren Glauben beurtheilen können.

Als die christlichen Glaubensverkünder im neunten Jahrhunderte nach Norden vordrangen um die Sachsen Friesen und Dänen zu bekehren fiel es ihnen schwer den Gewitterherrn Doner oder Thor aus dem Glauben der Heiden zu verbannen. Jene Völker hegten die Vorstellung im Gewitter durchfahre Thor die Wolken auf seinem rollen=

den Wagen, schleudere den Blitzhammer und sein rother Bart leuchte hell auf. Sie beriefen sich darauf daß wer Ohren habe zum hören, müsse das rollen des Wagens vernehmen, wer gesunde Augen habe könne den geworfenen Blitzhammer dahin fliegen sehen, so wie das deutliche aufleuchten des Bartes. Wer demungeachtet nicht an Thor glauben wolle könne nur ein Blödsinniger oder Lügner sein, verdiene also bedauern oder Verachtung aber keinen Glauben. Änliche Schwierigkeiten stellten dem zurückdrängen des Woden oder Odin sich entgegen, zu dem die Gläubigen alljährlich um Fruchtbarkeit und gedeihen fleheten und dem sie alles Gute zuschrieben. War er zufrieden mit den Menschen, dann sandte Allvater, der alte Gute, ihnen Sonnenwärme und Regen vom Himmel herab so daß jedes gedieh; hatten die Menschen zu sehr gesündigt, dann schmälerte er seine Gaben, demüthigte sie, um sie zur Reue und Besserung zu führen. Diese sichtbaren und unverkennbaren Thaten des Allvaters hatte das Volk seit unvordenklichen Zeiten erfahren und waren nicht abzuleugnen; wer nicht an den Allvater glauben wollte mußte nach ihrer Meinung entweder das Leben des Volkes, das Gedeihen des Landes nicht kennen oder seine Augen blödsinniger oder gar böswilliger Weise der Wahrheit verschließen. Sie konnten nicht begreifen wie Jemand so verblendet sein möge den Allvater zu leugnen, da die Beweise seiner Vaterhuld wie seiner mahnenden Strafe so sichtbar und deutlich zu erkennen seien.

Unsere Vorfahren verwechselten die sichtbaren Erscheinungen mit der Deutung welche ihre Einbildung geschaffen hatte. Jedermann konnte den Blitz sehen und den Donner hören, aber nur sie dachten dabei an Thors Wagen Blitzhammer und Bart, welche sie nicht sahen aber zur Erklärung den durch sehen und hören empfangenen Eindrücken unterlegten und zur Bezeichnung der Eindrücke anwendeten. Sie sahen nicht den Allvater, hörten auch nicht seine Stimme, aber sie deuteten die Erscheinungen freudiger oder trauriger Art als Gefühle und Thaten des Unsichtbaren, hielten diese Verbindung zwischen den Erscheinungen und ihrer Deutung so fest, daß sie beide nicht ohne einander zu denken vermogten.

Auf der selben Grundlage ist deine Gottesvorstellung erwachsen; es ist noch immer der himmlische Vater, der Allvater unserer Vorfahren, aber erweitert und vielgestaltiger in den Bethätigungen; es sind viel mehr Vorgänge erkannt worden die auf ihn gedeutet werden. Du schauest das Gewitter wie unsere Vorfahren, denkst aber dabei nicht an Thor mit seinem rollenden Wagen sondern an Gottes Allmacht; du empfindest Sonnenwärme und Regen, erkennst Gedeihen und Mißwachs und denkst hiebei gleich unseren Vorfahren an den

Allvater; im letzteren Falle ist die alte Deutung geblieben, im ersteren aber verschwunden. Die Vorgänge und deren Eindrücke auf die Sinne haben sich nicht verändert, sondern nur die Erklärung welche der Verstand der Menschen sich bildete; denn die Weltvorgänge mit ihren Eindrücken würden die selben bleiben wenn auch die Menschen ihre Deutungen hundertfach abänderten.

V. Verschone mich mit den heidnischen Götzen, die kein Wesen hatten sondern dem rohen Aberglauben entsprungen waren. Dergleichen ist nicht im entferntesten mit meinem Gottesglauben zu vergleichen, der nicht auf Deutung einzeler Naturerscheinungen beruht sondern —

S. Eine große Menge derselben zusammenfaßt, nämlich alle die welche der Mensch weise und gut nennt. Da du aber das Heidenthum verschmähest: so will ich einen Beweis aus dem christlichen Glauben wählen. Du glaubst nicht an den Teufel?

V. Nein! Kein gebildeter Mann der Jetztzeit wird an solche Fratze glauben.

S. Weise ihn nicht so strenge ab, denn der Teufelsglaube ist nicht so unsinnig wie du denkst; er entstammt der selben Verstandesthätigkeit wie der Gottesglaube. Die Gegenwart ist noch keineswegs darüber hinaus; denn die Frommen ahnen, daß mit dem Teufel das festeste Außenwerk des Gottesglaubens verloren gehe, und suchen zum wohlverstandenen Schutze den Teufelsglauben wieder aufzurichten. Uberdies weißt du daß Jesus an böse Geister und ihren Obersten (Belzebub) glaubte (§. 70), daß nicht allein die altchristliche (griechisch- und römisch-katholische) Kirche sondern auch die ehrwürdigen Reformatoren Luther Melanchthon Zwingli Calvin u. a. fest an ihn glaubten; daß es überhaupt sehr fraglich sei, ob du den Namen eines Christen beanspruchen darfst wenn du nicht an den Teufel glaubst.

V. Immerhin! Ich bin darüber hinweg und habe in meinem Glauben keinen Platz für den Teufel.

S. Du wirst aber nicht glauben, daß mit dem Teufel auch das ihm zugeschriebene Böse aus der Welt verschwunden sei?

V. Leider nein; den Bösen sind wir los, das Böse ist geblieben.

S. Du kannst dich aber überzeugt halten, daß wenn vor 300 Jahren Jemand gesagt hätte er glaube an keinen Teufel, die Gläubigen erstaunt und erzürnt gerufen hätten: „Wie? keinen Teufel? Verblendeter! kannst du das unzählige Böse in der Welt betrachten (Pest Seuchen Unfrieden Krieg Hexerei und die endlosen Versuchungen denen der Mensch ausgesetzt ist) ohne sofort grausend zu fühlen: das

sind die Werke des Teufels? Willst du solche Bosheiten dem himmlischen Vater, dem allgütigen Gotte zuschreiben, Verruchter? Solches könnte nur ein Blödsinniger oder ein verhärteter Bösewicht wagen wollen!" Läge es nicht ganz nahe so zu denken?

Die durch Abschaffung des Glaubens an den Teufel eingetretene Veränderung ist also nur gewesen, daß eine Fülle von Vorgängen, deren Ursprung der Mensch auf ein übermächtiges böses Wesen gedeutet hatte, bei der Abschaffung keineswegs verschwanden sondern seitdem nur anders gedeutet werden mußten. Das Gesammtbild schwand welches der Verstand des Menschen geschaffen hatte, aber die Anlaß gebenden Vorgänge blieben. Die Gläubigen werden dennoch ängstlich gefragt haben: „Wie können Sitte und Ordnung bestehen ohne Furcht vor dem Teufel? Werden nicht die Menschen in Sünde und Schande versinken wenn sie diese Furcht verlieren?"

V. Der Vergleich paßt nicht; denn der Teufel war kein persönliches Wesen sondern ein Schreckbild der Fantasie, dessen verschwinden nur die Ansichten der Menschen ändern konnte, nicht die Weltvorgänge.

S. Auch nicht ihre Gefühle; denn das Grausen vor den schädlichen Weltvorgängen blieb das selbe, nur wählte man künftig andere Ausdrücke zur Bezeichnung des unverändert gebliebenen Gefühles.

V. Das ist alles von keiner weiteren Bedeutung. Die Menschen wurden von einem Gespenste befreit und gestalteten seitdem ihre Vorstellungen einfacher. Gott dagegen ist ein persönliches wirklich daseiendes Wesen, ohne das die Welt nicht da sein könnte, sondern in Nichts zurückfallen würde.

S. Im Glauben der Menschen war das persönliche Dasein des Teufels über allen Zweifel erhaben. Tausende hatten ihn gesehen, seine Hand oder Kralle empfunden und Andere, die frömmsten Leute ihrer Zeit, hatten Jene gefoltert und verbrannt, um solches auch von ihnen geglaubten Verkehres willen. Dennoch konnte ein so handgreifliches Dasein wie es noch Niemand Gott zugeschrieben hat, dem Glauben an den Teufel die Dauer nicht sichern.

Wenn aber die Welt nicht dasein könnte ohne Gott sondern in Nichts zurückfallen müßte, dann wäre Gott Alles und außer ihm Nichts. Nimm dich in Acht! Die Gläubigen nennen dieses Pantheismus und verketzern aus tiefster Seele den Glauben daß Gott Alles sei.

V. So weit gehe ich nicht, sondern glaube daß Gott Alles erschaffen habe und erhalte.

S. Aber erschaffen aus Nichts. Du stehst auf dem selben

Grunde, auf dem der Pantheismus erwachsen ist; denn wenn Gott die Welt aus Nichts erschuf, dann ist die Welt, das Erschaffene nicht außer ihm sondern in ihm, weil außer ihm nur das Nichts vorhanden. Gott und Welt sind danach das Daseiende, gehören zu einander und können nicht dasein ohne einander; es gibt keine Scheidung in Gott und Natur, Schöpfer und Erschaffenes, sondern nur ein All und außer dem All ist Nichts; ein Schöpfer ohne Erschaffenes, Gott ohne Welt ist nicht denkbar.

§. 263. Vater. Das heißt falsch auslegen, wie der Teufel die Bibel liest; hineinlesen, nicht herauslesen. **Der Weltenbaumeister und sein Werk** sind verschieden. Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen vermöge seiner Allmacht; die Welt als Erschaffenes ist verschieden vom Schöpfer, wie jedes Werk von seinem Hersteller. Ich will daran glauben und festhalten; der Meister kann nicht das selbe sein mit seinem Werke.

Sohn. Zunächst mögte ich bemerken, daß dein Vergleich zwischen der Welt und den Menschenwerken nicht zutreffe; denn bei letzteren ist der Baumeister verschieden von seinem Werke, weil er den Stoff dazu nicht schafft sondern von außen her entnehmen muß und nur dessen Formen verändert um ein Werk daraus zu bilden. Sobald aber der Mensch den Stoff aus sich selbst entnimmt wie z. B. zu seinen selbstgeschaffenen Vorstellungen, dann ist er mit seinem Werke eines und das Selbe. Nach christlicher Lehre hat aber Gott den Stoff nicht außer sich fertig vorgefunden sondern in sich geschaffen; er setzte also seine Schöpfung nicht außer sich wie ein Baumeister sondern in sich wie ein Denker und wie es der höchsten Vernunft gemäß ist: die Schöpfung ist in ihm und er in der Schöpfung. Die Scheidung in Gott und Natur, Schöpfer und Geschaffenes ist nur eine Vorstellungweise des Menschen, das Erzeugniß seines Verstandes zum Zwecke der Verdeutlichung. Der Mensch bildet sie durch die unanwendbare Vergleichung der Welt mit menschlichen Bauwerken; ob er sie behält oder aufgibt bedingt weder das bestehen noch das vergehen der Welt; denn wenn er seine Vorstellungen tausendfach umändert wird die Welt deshalb nicht zerfallen; sie überlebt den Menschen mit seinen Gedanken. Du würdest die Eindrücke, welche die Betrachtung der Weltvorgänge auf dich macht, nicht verlieren wenn du den Glauben an die Persönlichkeit Gottes aufgäbest, sondern würdest nur deine Gefühle mit anderen Worten aussprechen.

V. Nein! nein! den Teufel gab ich willig auf, denn mit ihm ging eine schreckliche Vorstellung aus der Welt. Aber den persönlichen Gott gebe ich nicht auf, denn er ist keine Vorstellung sondern ein

Wesen. Diesen Unterschied bitte ich nicht zu vergessen, denn er ist wichtig.

S. Ein großer Unterschied ist allerdings vorhanden, wenn auch nicht der den du anführst. Der Teufel schwand dahin in Nichts; Gott dagegen wird erhoben zum Allsein, zum Gegentheile des Nichts. Der Mensch ist in seinem Glauben an höhere Gewalten allmälig fortgeschritten von den einzelen überlegenen (Thier-) Mächten zu den örtlich dem ganzen Verbande überlegenen (Waldbrand Wüstensturm u. a.) hat demnächst aus verschiedenen Übermächten Götterehen gestaltet (Himmelsvater und Erdmutter, Kriegsherr und Liebesherrin u. s. w.) und ist in höherer Gestaltung zum allumfassenden Gottesglauben gelangt. Gegenwärtig steht er bereit die Unterscheidung zwischen Gott und Welt fallen zu lassen, die Gottesvorstellung in den Gottesbegriff umzuwandeln, der die Bewegung und die Raumerfüllung der Welt in Eines faßt. Indem der Fortschritt stufenweise zu Höherem gelangte, hat das Gefühl des Menschen jedesmal nicht verloren sondern gewonnen; es ward auf jeder Stufe verfeinert und sein Gebiet erweitert. Der Mensch ward milder und glücklicher je mehr er fortschritt in der Erkenntniß; wenn auch der Krieg ihn zeitweilig zurück wirft in die Barbarei.

§. 264. Vater. Im Gegentheile sind die Menschen wilder und verruchter geworden; **die Verschlechterung der Menschen durch den Unglauben** ist unverkennbar. An die Stelle der ursprünglichen Unschuld sind teuflische Klugheit und kalte Menschenverachtung getreten; aus glücklichen und gläubigen Kindern des Paradieses und Naturlebens sind unglückliche und überkluge Menschen geworden, die ihr Leben der Genußsucht opfern, alle Zeit und Anstrengung darauf verwenden die Mittel zu erwerben welche zum befriedigen der Lüste und der hohlen Eitelkeit erfordert werden. Die geordnete Thätigkeit ist in rastlose Gier ausgeartet; Jeder rafft und scharrt athemlos zusammen bis der Tod ihn unterbricht.

Sohn. Im vorigen Jahrhundert ward sehr viel über den Urzustand der Menschen gedacht und geschrieben. Einentheils führte die zunehmende Verderbtheit der Sitten die Denker und Dichter zur Einbildung und Ausmalung von Zuständen, welche der herrschenden Verderbniß möglichst entgegen gesetzt seien. Da die bestehenden Übel mit dem höchsten äußeren Glanze zusammen trafen: so folgerte man daß Reinheit und Unschuld in den glanzlosen Verhältnissen der Urzeit geherrscht haben müßten. Andrentheils ward man darauf gebracht durch die Beschreibung des Lebens der Völker auf den damals neu entdeckten Inseln der Südsee, welche unbekannt mit der Verfeinerung der Europäer, gleich unseren Kindern unschuldig und glücklich dahin lebten.

Da alles mit der biblischen Beschreibung des Urzustandes im Paradiese übereinstimmte: so blühete die Vorstellung auf daß die Menschen ursprünglich besser gewesen und im Laufe der Zeit immer schlechter geworden seien.

V. Es mag von der Fantasie der Dichter übertrieben worden sein, aber die Thatsache steht fest daß die Menschen mit der Zeit schlechter geworden sind und zwar je mehr die sogenannte Civilisation oder Aufklärung zugenommen hat. Die Menschen lernen Alles nur nicht glücklich zu leben; sie meinen Alles zu wissen glauben aber Nichts. In früheren Zeiten waren die Menschen weniger gelehrt aber begnügten sich und waren bescheiden; sie erkannten an, daß fromme und angesehene Männer höhere Kenntnisse besaßen und folgten deshalb willig ihren Anforderungen, glaubten was ihnen gelehrt ward. Jetzt aber dünkt sich jeder klug, läßt keine Autorität gelten und will selbst forschen auf allen Wegen, sich selbst leiten im Glauben.

S. Je mehr die Kunde vom Leben der rückständigen Völker zunimmt, desto deutlicher wird es daß sie nicht allein an Kenntnissen sondern auch an Sittlichkeit weit zurückstehen gegen die Bildungvölker der Jetztzeit. Die Bewohner der Südseeinseln, deren engelreine Unschuld man im vorigen Jahrhunderte den verderbten Zeitgenossen zum spiegeln vorhielt, waren bei näherer Betrachtung behaftet mit Rohheiten und Lastern, die inmitten der Völker Europas vergleichsweise selten sind. Als ihnen die Versuchungen nahe kamen denen die Rückständigen unter den Europäern ausgesetzt sind, erwiesen sich die sogenannten Naturkinder in jeder Scheußlichkeit weit überlegen. Unter jenen Völkern finden sich Menschenfresserei und Kinderopferung, geschlechtliche Verwilderung gräulicher Art, Kindermord Fruchtabtreibung gegenseitige heimtückische Überfälle Diebstahl und Lüge; alles als Gewohnheit und ursprüngliches Leben derselben. Nachdem sie mit den Rohesten der Europäer bekannt geworden sind haben sie auch deren Laster angenommen, schwinden in Folge ihrer Sittenlosigkeit so sehr dahin daß ihr baldiges aussterben vorher zu sehen ist.

V. Aber unsere eigenen Vorfahren waren gesitteter und zuverlässiger als die jetzige verdorbene Menschheit.

S. Man dachte sich solches so lange man die Vorzeit nur wenig kannte. Je mehr aber die Kunde zunimmt desto stärker erweist sich der Irrthum. Daß die Europäer der Jetztzeit manche Fehler stärker offenbaren als unsere Vorfahren ist bekannt; mit zunehmender Erkenntniß wächst deren Verwendbarkeit im bösen wie im guten Sinne. Dagegen erweist sich aber auch daß sie auf dem selben Wege weit größere Fehler abgelegt oder gemindert haben, so daß eine Abwägung der Sittlichkeit im Ganzen erkennen lasse wie eine allmälige Ver=

besserung stattgefunden habe und noch jetzt fortschreite. Vor Jahrhunderten herrschten rohe Gewalt und blutige Befehdung bei allen Völkern Europas: die Kämpfe beschränkten sich nicht allein auf gegenseitiges ermorden der Krieger, sondern erstreckten sich auf verwüsten der Äcker, niederbrennen der Saten und Wohnungen, erstechen der Bevölkerungen jedes Alters; die Städte wie das flache Land waren Tummelplätze der Ruchlosigkeit; die Kirchen waren Versammlungörter für unsittliche Zwecke, dienten Liebeshändeln und blutigen Kämpfen; Mönchs= und Nonnenkloster waren Pflanzschulen der Unzucht, Priester gingen in den Lastern voran; die Adlichen waren so unwissend daß selten einer lesen und schreiben konnte, dabei so roh und gewaltthätig in ihren Handlungen daß Empörungen und Königsmord als Thaten des Adels ungewöhnlich oft vorfielen; Hinterlist und Eidbruch waren gebräuchlich in den Jahrhunderten die man früher als Zeiten der Mannhaftigkeit und des Treuwortes betrachtete. Je mehr man durch Vergleiche zur Erkenntniß gelangt, desto stärker erweist sich daß die Sittlichkeit der Gegenwart mit allen ihren Mängeln höher stehe als jemals bei unseren Vorfahren.

Allerdings mangelt es der Gegenwart in sehr vielen Richtungen: Erkenntniß und Sittlichkeit sind noch weit entfernt vom Ziele. Bei Beurtheilung der Zustände wirkt aber wiederum der bekannte Grundmangel des Menschenwesens, welcher dazu verleitet vorwaltend nur das aufzufassen was den Lauf des Gewöhnlichen unterbricht, darüber aber das Regelmäßige Stätige und Durchgehende der Vorgänge zu übersehen oder ungebürlich zurück zu setzen. Der Mensch läßt die Ausnahmen stärker auf sich einwirken als die Regel, fühlt sich erschüttert vom Bösen in der Welt, nicht aber vom weit überwiegenden Guten (§. 112). Dieser Mangel wirkt in der Gegenwart um so stärker, je mehr der Bereich unserer Kunde sich erweitert durch die erleichterte Verbindung und die zunehmende Zahl der Nachrichten aus den entferntesten Ländern; worunter mit besonderer Vorliebe grausenhafte Vorfälle und unerhörte Unthaten berichtet und gelesen werden. Der regelmäßige Verlauf im großen und ganzen wird wenig beachtet im Vergleiche zu den erschütternden Ausnahmen; und der bedächtige Hörer oder Leser verfehlt nicht auszurufen: „Dergleichen kannte man nicht in früheren Zeiten, die Menschen werden immer schlechter.“ Daß man in früheren Zeiten grauenhaftes seltener vernahm, rührte aber nur davon her daß die Kunden nicht weit reichten: Jeder hörte nur die Begebenheiten eines kleinen Bereiches und zog daraus seine Schlüsse, wogegen wir jetzt mindestens ebenso viele Nachrichten aus China und Japan erhalten wie unsre Vorfahren aus den nächstliegenden Ländern.

Überdies bringt die Öffentlichkeit jetzt tiefer hinein in die Verhältnisse des menschlichen Lebens, erforscht sie, bringt sie in Zahlenübersichten und führt dem Lernbegierigen die Gesammtzahlen der Verbrecher großer Völker zur Anschauung. Früher hörte man nur von der kleinen Zahl der Verbrecher der nächsten Umgebung und erschreckt deshalb jetzt vor den unerhört großen Zahlen der Gegenwart. Ebenfalls mehrt sich die Bewohnerzahl aller Länder und die Bevölkerungen großer Städte wachsen stärker heran als je zuvor. Die Zahl der Verbrechen muß dadurch zunehmen während das Verhältniß zur Bewohnerzahl sich bessert. Ferner zieht die Überwachung der Gesetze, so mangelhaft sie auch noch geführt wird, viele Verbrechen und Verbrecher an das Licht die früher unbeachtet blieben. Es vereinigen sich also mehrere Ursachen um das Verbrechen als gesteigert erscheinen zu lassen. So weit man aber aus den Gesammtzahlen im Vergleiche zu den Bevölkerungzahlen zu schließen vermag, zeigt sich eine allmälige Abnahme der Verbrechen, sowol in der Vergleichsmenge zur Bevölkerung wie auch in der zunehmenden Milderung der Arten des Verbrechens. Selbst die Verbrechen verfeinern sich: die der Rohheit und Gewalt schwinden und an ihre Stelle kommen andere deren Begehung List erfordert; diese richten sich überwiegend wider das Eigenthum während jene das Leben Anderer bedroheten. Auch die Entdeckung und Bestrafung wird jetzt mehr durch List verhindert, wogegen früher offene Gewalt diesem Zwecke dienen mußte. Die ermittelten Zahlenverhältnisse erweisen daß die Europäer im Allgemeinen besser geworden sind, und dieses würde noch überzeugender erkannt werden wenn die guten Handlungen ebenso gewissenhaft berichtet und aufgezählt würden wie die bösen.

Auch in der Duldsamkeit sind die Menschen augenscheinlich milder geworden, also in einer Richtung die in unmittelbarer Verbindung steht mit der Religion und dem Gottesglauben. Wenn demnach der Glaube abgenommen hat wie die Priester behaupten, so hat jedenfalls die Liebe zugenommen und da die Menschenliebe zum Wohle Aller erforderlich ist, so muß ihre Zunahme als eingreifende Verbesserung gelten. Von dem grimmigen Glaubenshasse und den blutigen Verfolgungen früherer Jahrhunderte sind nur noch geringe Spuren verblieben; denn die Katholiken und Evangelischen, Christen und Juden wohnen jetzt friedlich zwischen einander, verkehren und achten sich gegenseitig. Die zahllosen Unterscheidungen zwischen den Evangelischen führen nicht mehr die örtlich Minderzähligen auf das Blutgerüst ins Gefängniß oder in die Verbannung; selbst die Zurücksetzung der Andersgläubigen schwindet um gleiches Recht für Alle zur Herrschaft zu bringen.

V. Woher kommt das? Der Glaube schwindet, die Menschen werden gleichgiltig gegen die Religion und dieser Indifferentismus erstickt den Glaubenseifer, der wenigstens zeigte daß noch ein Glaube da war. Ich bin auch milde und duldsam gesinnt, mögte aber daß der feste Glaube geblieben wäre, der nur in seiner Verirrung zur Unduldsamkeit führte.

S. Die Geschichte lehrt daß der feste Glaube den du zurückwünschest sich bethätigte in der Unduldsamkeit, im hassen und verfolgen Andersgläubiger, übrigens aber von geringer Einwirkung auf die Sittlichkeit war. Die Menschen glaubten blindlings was die Priester lehrten, das war ihr fester Glaube; sie haßten grimmig jeden den ihre Priester als ketzerisch abgöttisch oder ungläubig bezeichneten, das war ihre Religion; sie verpflegten die Priester, opferten ihre Güter und Ersparnisse den Kirchen und Klöstern, befolgten die eingeführten Kirchengebräuche und Religionsübungen, das war ihr schöner Glaube der sie zu Musterbildern frommer Christen machte. Sie begingen dabei Schandthaten in Menge, äußerten aber hinterher um so heftiger ihre Zerknirschung und erkauften sich die Vergebung der Sünden für bares Geld. Der Priester nahm sie für die Kirche in Empfang als Kind, leitete sie durch das ganze Leben und gab ihnen im scheiden die Wegzehrung; die Verehrung ihrer Priester war ihr Glaube und hätte der Zufall es gefügt so wären sie ebenso gläubige d. h. ebenso hassende Muhammadaner geworden. Die Rückführung zum ehemaligen Glauben würde den Glaubenshaß zur neuen Blüte bringen oder die Menschen zur dumpfen Zerknirschung herabdrücken; wie sie noch hie und da hervorbricht wo katholische oder evangelische Priester auf kurze Zeit das Sündenbewußtsein oder die Höllenfurcht der Rückständigen aufstacheln. Glücklicher Weise ist die Zurückführung der Glanzzeit des Priesterthumes unmöglich geworden.

§. 265. Vater. Wir dürfen aber den Gottesglauben nicht verlieren, denn er ist die **Grundlage der europäischen Gesetzgebung;** wenn er schwände würde Alles wirkungslos sein und jede Achtung vor den Gesetzen aufhören.

Sohn. Laßt uns in Kurzem untersuchen in wie weit der Gottesglaube diese Grundlage bilde. Die europäische Gesetzgebung ist nicht zu einer bestimmten Zeit fertig geschaffen worden, sondern besteht aus einer Menge von einzelen Gesetzen, die seit Jahrtausenden allmälig sich angesammelt haben, von verschiedenen Seiten hergebracht zusammengeflossen und umgestaltet, so daß sie gegenwärtig ein unordentliches Gemenge bilden. Der Wust ist so unklar, daß zahlreiche Gelehrte keine andere Beschäftigung haben als in jedem streitigen Rechts-

fälle die Bestimmungen hervor zu suchen, welche Anhalt geben können zur Entscheidung zwischen den entgegengesetzten Deutungen beider Parteien. Nicht allein sind die Entscheidungen der gelehrten Richter einander widersprechend, sondern es wird auch Anwälten sehr leicht durch die Unbestimmtheit der Gesetze die Rechtsfrage zum Vortheile ihrer Auftraggeber so zu verdunkeln, daß es häufig eines langen Kampfes der Richter wider die Böswilligkeit von Anwälten bedarf bevor die Grundlagen der Entscheidungen ermittelt werden können. Unsere Gesetze stammen zum größten Theile aus der heidnischen Zeit, aus der Urheimat unserer Vorfahren und von den heidnischen Römern; es herrschte an beiden Stellen der Glaube an Götter, aber nicht was du Gottesglauben nennst.

Ebenso wenig liegt der fortgehenden Gesetzgebung der Gottesglaube zu Grunde: die Gesetzgeber lassen bei ihren Strafbestimmungen gänzlich außer Acht, daß Gott als allwissender Lenker alle Vergehungen überwache und als allgerechter Richter sie bestrafen werde; sie belegen jede Gesetzübertretung mit Strafen, welche sie geeignet halten von der Wiederholung des Vergehens abzuschrecken. Ließe man dabei vom Gottesglauben sich beherrschen, so müßte auf irdische Bestrafung verzichtet und der Sünder der Strafe des Allwissenden und Allgerechten überlassen werden. Unser Rechtswesen verneint jeden Gottesglauben (§. 157).

V. Das geht nicht, denn die Bosheit solcher Menschen kehrt sich nicht an Strafen die erst nach dem Tode erfolgen; die Strafe muß sie schon auf Erden treffen zur eigenen Besserung und zur Warnung für Andere.

S. Wenn die Furcht vor der unfehlbaren Entdeckung durch den Allwissenden und vor der unausbleiblichen ewigen Bestrafung durch den Allgerechten nicht als ausreichend erkannt wird um die Verbrechen zu verhüten, wenn die Richter es nöthig finden durch leibliche Strafen andere Menschen zu warnen, so liegt darin der doppelte Beweis daß die Gesetzgeber und Richter ihre Maßnahmen nicht auf den Gottesglauben gründen, sondern so einrichten als ob es keinen Gottesglauben gebe. Wenn also dieser schwände, würden die Gesetze und deren Handhabung unberührt und unverändert bleiben, bis auf tilgen der Bestimmungen in denen der Mensch sich aufwirft zum Vormunde und Rächer Gottes um sogenannte Gotteslästerungen zu bestrafen.

V. In unseren Gesetzen liegen aber die zehn Gesetze Mosis und diese beruhen auf dem Gottesglauben.

S. Auf Gottesvorstellungen, aber nicht auf dem was du Gottesglauben nennst; denn sie stammen vom altisraelischen Feuerherrn, der mit deinem arischen Gotte nichts gemein hat, den selbst die

Juden beseitigt haben als sie jenes grimmige Wesen durch den milden Sonnenherrn Adonai in ihrem Glauben ersetzten.

Die Gesetze des Orakelherrn eignen sich nicht zur allgemeinen Anwendung (§. 150) sind auch nicht in unsere Verhältnisse übergegangen und wo sie Einfluß hatten ist dieser längst zurückgedrängt worden. Unsere Eheverhältnisse sind arisch, unterscheiden sich stark von den altisraelitischen welche Vielweiberei erlaubten, grundlose Verstoßung des Weibes, Verkauf der Kinder zur Knechtschaft u. s. w. Die Bestimmungen zur Sicherstellung des Lebens und Eigenthumes stammen ebenfalls aus der arischen Urzeit, erweitert durch Bestimmungen der römischen Heidenzeit. Auch die übrigen Gesetze welche die gesellschaftlichen Verhältnisse regeln unterscheiden sich von den altisraelitischen wesentlich darin, daß sie den Einzelen freier halten von der Beeinflussung durch die Gesetzgeber, ihn als selbständigen Genossen anerkennen und gewähren lassen. Wenn ein Gottesglaube darin ruhen sollte, so könnte es nur der heidnische sein, den die alten Griechen Römer Romanen Teutonen und Slaven hegten als sie die Gesetze schufen, von denen die Europäer noch gegenwärtig beherrscht werden.

V. Unsere gesetzliche Ordnung beruht nicht lediglich auf geschriebenen Gesetzen, sondern auch auf den Sitten und dem sittlichen Bewußtseine der Menschen, welches vom Gottesglauben geleitet sie zügelt und von Übertretungen zurückhält. Sie gründet sich vornämlich auf die Hoffnung und Furcht des Menschen, den Haupttriebfedern seines Wesens die vom Gottesglauben rege gehalten werden; sie zwingen über das Erdenleben und den irdischen Richter hinaus auf ihr ewiges Heil Rücksicht zu nehmen. Wenn auch nicht die Schlechtesten dadurch geleitet werden, so doch die weit größere Zahl der Wankenden, die einer Stütze bedürfen um auf dem rechten Pfade sich zu halten.

S. Die Gesetzgeber welche das sittliche Bewußtsein ihres Volkes kennen und selbst hegen, nehmen keine Rücksicht darauf sondern suchen nur durch Strafen zu wirken. Die Hoffnung und Furcht bezüglich eines künftigen Lebens sind aber nicht Erzeugnisse des gegenwärtigen Gottesglaubens, sondern stammen aus dem Glauben der alten Ägüpter an den Osir (§. 88) den Sonnenherrn, welcher als Tagessonne die Menschen der Oberwelt überwache und als Nachtsonne in der Unterwelt die Seelen richte, sie zur Seligkeit eingehen lasse oder zur qualvollen Seelenwanderung verdamme. Wenn es der Hoffnung und Furcht bedürfte, so würde die Wiederbelebung des Osirglaubens am stärksten wirken können, weil die tägliche Überwachung durch die Sonne besonders faßlich und einleuchtend ist. Der Eid

welcher in unserem Gesetzleben in unmittelbarster Beziehung zum Gottesglauben zu stehen scheint, erweist ebenso wenig den Einfluß des Glaubens auf das sittliche Bewußtsein. Der Eid wird vor Gericht gefordert und geleistet bei geringfügigen wie bei schwierigen Streitfragen, worin der Mangel an Gottesfurcht sich hinlänglich offenbart; er wird leichtsinnig gefordert geleistet und gebrochen. Was die Schwörenden in den meisten Fällen leitet und zügelt ist die Furcht vor der ungewöhnlich schweren irdischen Strafe welche den Meineidigen bedroht; mit der die gläubigen Gesetzgeber es nothwendig finden ihn zu bedrohen und auch im Falle der Überführung zu peinigen statt ihn der Strafe Gottes zu überlassen. Die Eidesleistung haben wir aus dem arischen und semitischen Heidenthume ererbt, ist also nicht Frucht unseres Gottesglaubens; auch nicht des Christenthumes, denn sie widerstreitet Jesu Aussprüchen (§. 76). Die Furcht konnte in der heidnischen Welt um so stärker auf den schwörenden wirken, weil man ihn seinem Verehrungwesen (dem arischen Himmel oder dem israelitischen Orakel) gegenüber stellte; dem er wie seine Genossen die Fähigkeit und Neigung zutrauete den Meineidigen sofort zu durchschauen und zu zerschmettern. In Aussicht auf eine so nahestehende Entdeckung und Bestrafung konnte der Eid eine Stütze der Ordnung und des wankenden Menschen sein. Diese heidnischen Formen wünschest du aber nicht zurück, selbst wenn der Eid dadurch als Mittel der Hoffnung und Furcht wirksam gemacht werden könnte.

§. 266. Vater. Immerhin, er muß bleiben; denn er wirkt mit zu seinem Theile.

Sohn. Erforsche die Beweggründe der menschlichen Handlungen wie sie in ihren Äußerungen dargelegt werden, und du wirst auf allen Stufen den **geringen Einfluß des Gottesglaubens** erkunden.

Es zeigt sich, daß die edelsten Handlungen nicht geschehen in der Hoffnung oder Furcht welche der Glaube an einen Allgegenwärtigen und Allgerechten schaffen könnte, sondern in der Überzeugung daß es Pflicht sei für die Menschheit zu streben, der jeder Einzele das verdankt was er hat und ist. Wenn solchem Edlen jede Stütze durch den Gottesglauben verloren geht, wird er nichts desto weniger fortfahren für die Menschheit zu wirken, an welche das Gefühl der Dankbarkeit ihn bindet. Eine Stufe tiefer zeigt sich daß die guten der Menschheit dienlichen Handlungen zunächst bedingt werden durch Rücksichten auf den eigenen Vortheil, der wohlverstanden im engen Zusammenhange mit dem Vortheile Aller steht; man handelt recht und gut um das eigene Leben zu sichern, den eigenen Genuß zu mehren

und die eigene Fortbildung zu fördern. Der Nutzen Aller erfolgt daraus, denn er steht mit dem wohlverstandenen Nutzen der Einzelen in lebhafter Wechselbeziehung. Was dagegen die bösen der Gesammtheit wie dem Einzelen schädlichen Handlungen hindert, ist zunächst die Rücksichtnahme auf den Ruf, auf die Anerkennung der Mitmenschen, deren Urtheil einen Werth hat für den betreffenden; demnächst die Rücksicht auf die statlichen Gesetze und die voraussichtliche Bestrafung, die öffentliche Schande, die Qualen des Gefängnisses u. s. w.; alles Gründe die mit dem Gottesglauben nicht in Verbindung stehen, sondern die selbe Wirkung äußern würden auch wenn dieser Glaube verloren ginge.

Ich will es nicht als meine Überzeugung geltend machen, daß der Gottesglaube sehr geringen Einfluß äußere auf die Handlungen der Menschen, sondern verweise auf die unablässigen Klagen der Priester jeder Religion, deren Reden im Anfange und Ende fast jedesmal die Menschen beschuldigen daß sie nicht durch Gottesfurcht sich regieren lassen sondern durch eitle Weltlust. Überschaue die ganze Reihe der großen Männer des Juden- und Christenthumes, von Moses an durch die großen und kleinen Profeten bis zu Jesus und seinen Jüngern, darauf die Kirchenvater Päpste Kirchenversammlungen Reformatoren und ihre gottesgläubigen Nachfolger bis zu den alt- und neugläubigen Kirchenlichtern der Gegenwart: es hallt dir von allen Seiten und aus jedem Jahrhunderte, in der ganzen Stufenreihe des jammerns deren die menschliche Sprache fähig ist, das Wehklagen der Erleuchteten entgegen über die Verstocktheit der Menschen die nicht vom Gottesglauben sich beherrschen lassen wollten und die Drohungen der Priester verhallen ließen. Die Klagen wurden nicht erhoben von Männern die verblendet waren oder unbegründeter Furcht sich hingaben, sondern von den vorgeschrittensten und furchtlosesten Männern ihrer Zeit, denen reine Menschenliebe das niederbeugende Bekenntniß abpreßte. Es waren Männer die, so verschieden ihr Urtheil auch in anderer Beziehung sein mogte, doch hierin übereinstimmten, auch den Gottesglauben nicht herabwürdigen oder untergraben wollten, sondern im Gegentheile wünschten ihn hoch zu halten und siegreich über Alles zu machen.

V. Darin liegt das Unheil daß die Menschen auf Gotteswort nicht hören, weder Gottesglauben noch Gottesfurcht besitzen; ihr Mund spricht den Namen Gottes aus, aber ihre Handlungen zeigen daß sie ihn weder kennen noch verehren.

S. Diese beglaubigte Wahrnehmung zeigt zur Genüge welchen geringen Einfluß der Gottesglaube ausübt, daß also wenn er aufhörete die Menschen so gut oder so böse bleiben würden wie zuvor.

Stat und Priester können den Menschen zwingen einen Gottesglauben zu bekennen, irgend ein vorgeschriebenes oder eingelerntes Glaubensbekenntniß in sein Gedächtsiß aufzunehmen und auf Verlangen herzusagen; aber den Glauben auf seine Handlungen einwirken zu lassen, dazu gehört mehr als Zwang oder Gewohnheit, es bedarf der Erkenntniß, welche ihn aber meistens dahin führt die Beweggründe aus sich selbst und aus dem Nächstliegenden zu entnehmen, nicht aber in den unermeßlichen Gebieten der außersinnlichen Welt sie zu suchen. Wozu soll das erfolglose bekennen und heuchlerische aussprechen von Glaubensworten nützen? Wäre es ein Verlust wenn es unterbliebe?

V. Sicherlich wäre es kein Verlust wenn die Heuchelei unterbliebe, aber ein großer Verlust wenn der göttliche Keim vernichtet würde, dessen Dasein wir nicht verkennen können, auch wenn wir uns sagen müssen daß der Einfluß viel geringer sei als man denkt. Unter der Asche glimmt der göttliche Funke, den wir nicht ersticken sondern hegen und anfachen sollen, damit eine belebende Glut damit entzündet werden könne. Es handelt sich darum im Gottesglauben zu pflegen was auch im Heidenthume in rohen Formen lebte nämlich die Gottesfurcht, das Bewußtsein vom Allwissenden und Allgerechten dem kein Frevler entgehen könne.

S. Das ist seit Jahrtausenden erstrebt aber nicht erreicht worden. Am schönsten findest du diese ehrfurchtsvolle Scheu schon in den Trauerspielen der Hellenen ausgeprägt. Wenn die Furcht wirken könnte, dann hätte in den ältesten Zeiten der Erfolg am größten sein müssen als man die dunklen Götter am stärksten fürchtete, oder im Mittelalter als man den schrecklichen Glauben an den Teufel hegte. Die Menschen haben aber nach und nach die freundliche Seite der Weltvorgänge erkannt, haben ihre eigene Weltstellung verbessert und in Folge dessen der Furcht sich entledigt; allmälig so weit daß die Priester gewahren müssen ihre grausenhaften veralteten Gottesdarstellungen finden keinen Glauben mehr. Es fehlt das armselige beschränkte Wüstenvolk, welches vor dem Orakel und seinen Leviten zitternd in den Staub fiel und doch sich nicht besserte.

V. Wenn ich von Gottesfurcht rede meine ich damit nicht die Furcht vor einem schrecklichen rächenden Wesen, wie die alten Israeliten sie hegten, sondern das erhabene bewundernde Gefühl im Bewußtseine daß ein vollkommenes geistiges Wesen Alles weise lenkt, unsere Gedanken und Handlungen überwacht und zeitig und ewig vergelten wird. Dieses Gefühl, welches uns zwingt gottgemäß zu handeln, wird allerdings unpassend als Furcht, als Gottesfurcht bezeichnet; es würde zutreffender Gottesliebe zu nennen sein. Diese Liebe zu Gott ist höchste

Sittlichkeit, das größte und vornehmste aller Gebote, wie Jesus es so schön bezeichnet.

S. Wir könnten immerhin diese treffendere Bezeichnung wählen wenn sie größeren Erfolg hätte. Du wirst aber erkennen daß alle Grundlagen deines schönen Glaubens unfaßlich sind: von der Vollkommenheit kann der Mensch keine Vorstellung gewinnen; einen Geist kennt der Mensch nicht, weil derselbe in keiner Form erscheint welche Eindrücke auf ihn machen könnte; ein Unermeßliches in Raum und Zeit ist dem endlichen Menschen gänzlich unfaßbar. Es ist ein vergebliches bemühen ihm diesen Glauben einprägen zu wollen; jede Art der Belehrung muß scheitern, ist also verlorene Zeit und Mühe. Der Glaube welcher nicht erfaßt wird kann auch nicht auf die Handlungen der Menschen wirken. Daraus erklärt sich auch, daß diese Erfahrung so gleichmäßig durch alle Jahrhunderte gemacht wurde bei den verschiedensten Völkern und in allen Haupt-Religionen.

Es wäre allerdings unrichtig dem Gottesglauben die Gräuel beizumessen welche im Namen Gottes verübt worden sind. In den Kämpfen welche die Christen unter sich ausfochten wegen der Dreieinigkeit, zur Ausrottung der Waldenser u. A. zur Unterdrückung der Reformation einerseits wie des katholischen Glaubens andererseits oder der Evangelischen unter sich, war es die den Kämpfenden innewohnende Kampfgier oder Herrschsucht welche den Gottesglauben nur zum Anlasse nahm; in Ermanglung dessen unter irgend einem anderen vorgeben zum Ausbruche gekommen wäre. Dagegen muß dem Gottesglauben zugeschrieben werden, daß die Menschen so zuversichtlich und hartnäckig ihre Gräuel verübten; denn das Bewußtsein daß sie im Einklange handelten mit ihrem Gotte in dessen Befehlen ihr eigenes Wesen sich spiegelte, daß Gott genehmige was sie für Recht hielten, dieser Glaube bestärkte sie in ihren Gräueln, erstickte das bedenken welches den Menschen wiederholt heimsucht wenn er auf eigenes Urtheil hin verderblich handelt. Die ärgsten Gräuel wurden in der festen Überzeugung verübt: „So will es Gott!“ und dieses Bewußtsein war ein unmittelbares Ergebniß des Gottesglaubens.

Nachdem die Versuche Jahrtausende lang vergeblich angestellt worden sind fragt die neue Zeit mit Recht, ob es nicht eher zum Zwecke führen werde wenn statt der unfaßlichen Unermeßlichkeit die faßbaren Endlichkeiten zum Ausgangspunkte genommen würden, um den Menschen aufzuklären über seine Bezüge zur übrigen Welt. Wie der Gottesglaube vom Menschen durch Anwendung seines Verstandes erstrebt wird, so ließe sich auch die Erkenntniß des All aus der Erkenntniß des Einzelen aufbauen, und wenn man auf diesem leichteren Wege zum Gottesglauben gelangte könnte es nur ein Gewinn sein;

wenn man dagegen ihn nicht fände hätte man zum Ersatze erreicht was der Gläubige in seinen Gottesglauben zu fassen sucht. Da Gott kein Wesen der unmittelbaren Auffassung sei, sondern durch nachdenken aus den Weltvorgängen gefolgert werden müsse: so wäre es jedenfalls notwendig daß man sich bestrebe diese Vorgänge kennen zu lernen. Es biete größere Hoffnungen des gelingens wenn man den Menschen anweise auf das nahe liegende, ihn beherrschende oder von ihm beherrscht werdende; wenn man ihm zeige wie und wo er dem Ganzen sich einzufügen habe, welche Gesinnungen und Handlungen ihn in Einklang mit Anderen setzten und zu seinem eigenen Wohle führen könnten; wenn ihm gelehrt würde welche Gesetze den Stat, die menschliche Gesellschaft und die übrige Welt beherrschen und wie er sich unterzuordnen habe um durch Sittlichkeit glücklich zu werden. Solche Lehren könnten wir Menschen begreifen; sie vermögten demnach auf Alle zu wirken zum Wohle der Gesammtheit wie jedes Einzelen.

§. 267. Vater. Das hieße die **Wissenschaften an die Stelle der Theologie** setzen, die Religion bei Seite schieben und statt von Gott dem Allesumfassenden zu predigen die Kenntniß seiner Werke zu lehren. Solches wäre allerdings verständlicher, mögte auch gute Gesundheitregeln einprägen an deren Kenntniß es mangelt, so wie Gesetzkunde fördern die im Unterrichte so schändlich vernachlässigt wird, würde auch den Menschen mit den Naturgesetzen bekannt machen welche in seinem Geschäfte wie im ganzen Leben zu seinem Wohle oder Wehe thätig sind. Er könnte dadurch zu einem verständigen Menschen werden, zum guten Bürger und Familienvater; auch mögte es seinen Wohlstand, sein Behagen fördern. Allein sein Gemüth würde vom Höheren abgezogen, seinem Leben würden die Blüten abgestreift und er dahin geführt werden seinen Blick und alles streben auf das nächst liegende zu beschränken; wie das Thier des Feldes sein Auge vom Himmel ablenkt und zur Erde richtet um sein Futter zu suchen und auszuwählen. Wie das Mastvieh sein Leben damit zubringt Futter zu erlangen und zu verdauen, in Behagen dahin wandelt und prächtig gedeiht, würde es auch dem von Gott abgelenkten Menschen ergehen; es wäre unnütz für ihn ein Aufrechtgehender (Anthropos) zu sein, wie die Griechen so sinnig den Menschen nannten.

S. Das Thier des Feldes ist noch nicht so weit daß es die vorhin erwähnten Kenntnisse des Menschen erwerben könnte, wird auch schwerlich jemals dahin gelangen. Der Mensch würde also ohne Gottesglauben keineswegs zum Thiere hinabsinken, sondern seinen Vorzug noch höher entwickeln als bisher. Der Gläubige begnügt sich weit eher damit alles was nachdenken erfordert ohne weiteres auf

Gott anzuweisen und glaubt durch aussprechen des Namens genug gethan zu haben, geht seinen Weg durch das Leben, ißt trinkt erwirbt und überläßt alles übrige Gott dem Herrn. Der denkende dagegen forscht, sucht die Verbindungen und Ursachverhältnisse zu erkennen, bereichert sein Wissen und regelt danach seine Handlungen; um so viel er vermag mit der übrigen Welt also auch seinen Nebenmenschen im Einklange zu leben, das Wohl Aller zu fördern um selbst glücklich zu sein. Euer Glaube ist weit mehr dazu geeignet den Menschen in seiner Fortbildung und seinem Glücke zu hindern, ihn in größerer Nähe des Thierreiches zurück zu halten. Untersuche die Bildung der Priester welche den Glauben pflegen, du wirst finden wie sehr der Glaube die Fortbildung hindere, wie eng und rückständig der Bildungkreis sei in welchem die meisten verharren, wie sehr Futter suchen Verdauung und Behaglichkeit so wie Gelderwerb ihr leben und wirken ausfüllen. Die meisten derer welche ihre Gemeinde als die „von Gott anvertraute Herde" bezeichnen, lassen ihre Herde sofort im Stiche wenn ihnen aus der Ferne eine höhere Besoldung winkt.

V. Nur der Glaube vermag den Blick des Menschen auf Höheres zu richten, ihn zur wahren Sittlichkeit zu erheben.

S. Wenn der Glaube diese Fähigkeit besäße hätte er im Laufe der letzten 2000 Jahre sie genügend bethätigen können. Du bezeugst aber selbst mit den hervorragenden Gläubigen, daß trotz Jahrtausende langen bemühen es nicht möglich gewesen sei die Menschen durch den Glauben zu beherrschen und dem höheren sittlichen Leben zuzuwenden. Warum also nicht versuchen den selben Zweck auf einem näheren Wege zu erreichen? Warum den weiten Umweg durch die außersinnliche Welt einschlagen, um aus den Handlungen in der Sinnenwelt zu den wahrnehmbaren Folgen der selben Sinnenwelt zu gelangen? Warum nicht in der Sinnenwelt bleiben mit den Gedanken, um die Handlungen und ihre Folgen in ihrem unmittelbaren Ursachverhältnisse zu erkennen ohne Wesen der außersinnlichen Welt dazwischen zu drängen? Auch nach eurer Ansicht soll der Glaube nicht der Zweck sein sondern nur das Mittel zum höheren Leben, zur Glückseligkeit des Menschen. Wenn nun dieses Mittel bei allen Versuchen vergeblich und erfolglos sich erweist und der Mensch erkennt daß in der Unfaßlichkeit die Schwierigkeit liege, warum dann nicht das andere Mittel anwenden welches anerkannt zum gleichen Zwecke dienen kann und dabei faßlich ist? Die Theologie wie die übrigen Zweige der Wissenschaft wollen nur das Glück der Menschen, ihre Veredlung in allen Bezügen. Jene hat den Zweck nicht erfüllen

können wie die Priester selbst klagen, also versuchen wir es mit den übrigen Zweigen der Wissenschaft.

V. Zu dieser Wandlung werden die Priester sich nicht verstehen; denn sie klagen ohnedies darüber daß die weltliche Naturforschung und Klugheit ihrer geistlichen Theologie Licht und Luft raube, daß sie zur Naturanbetung verführe, auch mit ihren bunten Bildern und handgreiflichen Darlegungen viel leichter Zulauf und Anerkennung finde als die auf das geistige das ewige Heil der Menschen gerichteten Predigten und Schriften der Priester.

S. Sie haben weniger Grund über die Menschen zu klagen als über sich selbst, die es nicht verstanden haben den Menschen das Höhere faßlich darzustellen und einzuprägen. Sie könnten wenn sie wollten Natur= Gesetz= und Sittenlehrer sein ohne ihre Theologie zu verlassen; sie würden Gott in seinen Werken, in allen Einrichtungen der Menschheit zeigen können und würden die selbe Anerkennung finden wenn sie gediegene Kenntnisse und guten Vortrag besäßen. Allein die einseitige Bildung, die beschränkte Erkenntniß und angewöhnte Trägheit ist mit wenigen Ausnahmen das Hinderniß bei allen; die einmal erlernte und eingeprägte Theologie in ihrem beschränkten Umfange und der hergebrachten Darstellung genügt zum Broderwerbe; die unendliche Wiederholung der selben Lehren und Sprüche überhebt sie des mühsamen nachdenkens und beibringens von faßbaren Beweisen; man dünkt sich um so erhabener je unverstandener und unverständlicher die Reden sind, lebt auch weit bequemer als wenn man sich abmühen sollte die übrigen Zweige der Wissenschaft zu erforschen und zu lehren. Die Theologie ist seit Jahrhunderten erstarrt und verlangt daß man ihren engen Kreis nicht verlasse; die Wissenschaften dagegen schreiten fort, verlangen stete Anstrengung im forschen wie im überlegen dessen was man lehren will. Zu Anstrengungen sind aber die meisten Theologen wenig geeignet und geneigt.

Viele Priester machen sich auch noch von ihrem eigenen Stande aus beurtheilt der Gotteslästerung schuldig, indem sie die Welt unter dem Namen Natur herabsetzen und geringschätzig behandeln; denn jede Verachtung der Werke trifft den Schöpfer und jeder Tadel ihrer Beschaffenheit fällt auf ihn zurück. Die Lästerung ist allerdings das bequemste Mittel für die Trägheit um der Erforschung der Natur (der Werke Gottes) sich zu entziehen; denn was man verachtet braucht man nicht zu erforschen. Die Menschen sehnen sich aber danach theologisch zu reden ihren Gott von Angesicht zu Angesicht in seinen Werken zu schauen. Da die Priester es versäumen diesem berechtigten streben der Menschen zu genügen, so wenden sich jene an die Naturforscher, welche ihnen die Wahrnehmungen zugänglich machen, mit deren Hilfe die

Menschen ihren Gottesglauben aufbauen und ihr Glück begründen können. Der Priester lehrt ihnen wie sie dulden sollen, der Naturforscher und Denker dagegen wie sie sich schützen und helfen können.

V. Daß Trägheit und Beschränktheit der Priester viel verschulden mag richtig sein; denn leider sind die meisten nichts weiter als Geschäftstreibende, denen der Priesterstand für geringe Mühe große Einnahmen ergeben soll und die reichlich ernährt bei mangelnder Anstrengung oftmals auf Unwürdiges verfallen. Darum braucht aber nicht der Gottesglaube unter zu gehen; denn wenn er auch von seinen Pflegern nicht bewacht sondern schändlich vernachlässigt wird, so gibt dieses keinen Grund ab um ihn fortzuwerfen oder von Anderen vernichten zu lassen.

S. Die Priester selbst vernichten ihn durch Vernachlässigung, sie lassen ihn verkommen. Wären Andere da welche ihn vernichten wollten, so würden sie sich vielleicht rühren zur Vertheidigung ihres Gebietes; aber sie selbst klagen darüber daß ihre Lehren unberührt bleiben, daß die Menschen sie nicht beachten und der Einfluß den die Priester erwarten nicht erfolgt sei. Es wird kein Kampf wider sie und ihre Lehren geführt der sie anregen könnte, sondern man läßt sie unbeachtet zur Seite stehen und übergiebt sie der Verkümmerung. Die Kirchen leeren sich immer mehr.

Im Vorstehenden glaube ich gezeigt zu haben, daß der Gottesglaube die Menschen nicht beherrsche und derselbe Zweck auf einem näheren Wege als durch die Theologie erreicht werden könnte. Jetzt laßt uns deinem Wunsche gemäß den Unsterblichkeitglauben prüfen, um zu erforschen welches das Ergebniß sei.

§. 268. Vater. Es kann nach meiner Ansicht keinem Zweifel unterliegen, daß die **Seele als unsichtbares Lebenswesen** dem an sich leblosen Leibe des Menschen das Leben verleihe und im Tode den Leib verlassend sich zur himmlischen Heimat emporschwinge.

Sohn. Oder hinabfährt zur Hölle, mußt du hinzu fügen um die herrschende Ansicht vollständig zu geben. Wir wollen zunächst das Lebenswesen erörtern, späterhin das künftige fortleben.

Vom Lebenswesen, der Seele im Leibe, bekennt jetzt Niemand durch Augenschein überzeugt zu sein. Was noch an dahin gehörigen Vorstellungen im glauben des Volkes lebt, betrachtest du und die Gläubigen deiner Bildungstufe als Gespensterglauben, den ihr abweiset weil nach eurer Ansicht die Seele unsichtbar sei. Der Glaube an das Dasein von Seelen bildet sich aus der Wahrnehmung des Unterschiedes zwischen dem lebenden Menschen und der Leiche. Es läßt sich annehmen, daß wenn der Mensch unsterblich wäre würde er

nicht darauf verfallen sein das eigene Wesen als Leib und Seele sich zu denken; denn er würde nie den Menschen tod gesehen haben, also den Unterschied zwischen lebend und tod nicht haben erkennen können. Da aber dieser Unterschied an jedem gestorbenen Menschen beobachtet werden konnte, so zog man die einfache Folgerung: Mensch — Leiche = Seele. Da man die Seele weder im leben noch im sterben sichtbar erkennen konnte: so schloß man daß sie unsichtbar sei und da man nur die Leiche vergehen sah: so schloß man daß die Seele unvergänglich sei.

Diese höchste Gestaltung ist aber nur im Glauben einer Minderheit vorhanden; die Mehrheit der Europäer denkt sich die Seele als sichtbare Gestalt, nimmt an daß die Seelen der verstorbenen den lebenden erscheinen können, daß sie Hunger Durst Kälte wie Hitze empfinden gleich lebenden Menschen, daß sie Freude wie Schmerz zu äußern vermögen und durch Worte oder Gebärden sich verständlich machen können. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Annahme sie seien das getreue Abbild des ehemals lebenden Menschen aus feinerem Stoffe gestaltet, weit faßlicher sei als die Vorstellung eines stofflosen unsichtbaren Geistes ohne Gestalt und Form; daß ferner wenn die stoffliche Art sich erweisen ließe die Vorstellung viel überzeugender wäre. Allein der Beweis durch wirkliche Erscheinung von Geistern kann nicht geführt werden und du wirst deinen Glauben nicht darauf stützen wollen.

V. Gewiß nicht! Der Gespensterglaube ist roher Aberglaube aus der Heidenzeit. Das Christenthum lehrt uns geläutertes glauben an die unsichtbare Seele, als rein geistiges Wesen von ewiger Dauer, den vergänglichen Leib des Menschen, den todten Stoff beseelend damit er als Mensch leben und handeln könne.

S. Dein Geisterglaube wie der aller gebildeten Europäer ist aber nicht der christliche sondern das Erzeugniß eures eigenen Verstandes. Jesus glaubte an das unmittelbar sinnlich wahrnehmbare dasein der Geister; denn er hat sie beschworen mit ihnen geredet und sie aus den Besessenen vertrieben. Nach seiner Überzeugung und der Lehre seiner Jünger konnten Geister hören sehen und sprechen, gestaltig ein= und ausfahren als flüchtige stoffliche Wesen, mit allen Fähigkeiten des lebenden Menschen ausgerüstet.

Nach den mosaischen Gesetze liegt leben des Menschen im Blute (3. Mose 17. 14) und nach den Vorstellungen der Israeliten wie der meisten alten Völker war die Seele ein hauch= oder dunstartiges Schattenwesen. Du und Deinesgleichen erhebt euch über diesen Kreis indem ihr dem Geiste die Sichtbarkeit wie jede sinnliche Wahrnehmbarkeit absprecht. Damit schwindet aber die Faßlichkeit des Glaubens,

die Seele ist dann kein Wesen keine erkennbare Gestalt, sondern das Ergebniß einer Schlußfolgerung, der das walten und wirken des lebenden Menschen zur Grundlage dient; dieses wirken bildet ihr zu einem besonderen Wesen und nennt es Seele.

V. Aus dem Leben des Menschen folgert das Dasein der Seele. Wir sehen am Gestorbenen, daß der Leib nicht fähig ist die Thätigkeiten zu offenbaren welche den lebenden Menschen auszeichneten. Daraus ergiebt sich unmittelbar daß vor seinem Tode ein Lebenswesen ihn beseelt haben mußte, mit dessen ausscheiden die Lebensthätigkeit aufhörte.

S. Diese Erklärung steht höher als die im Alterthume, auf entfliehen des Blutdunstes und auf Traumerscheinungen beruhende (§. 86); im Grunde ist sie aber die selbe nur vom Stoffe befreiet. Du schließest ebenso wie Jene daß der Unterschied zwischen dem lebenden und dem toden Menschen ein trennbares flüchtiges Wesen sei, welches dem begrenzten Leibe innewohnen könne, aber auch ein getrenntes unbegrenztes Leben zu führen vermöge. Du nimmst für jeden Menschen eine besondere Seele an wie die Gespenstergläubigen, nur sprichst du ihr die Eigenschaft ab sinnlich wahrnehmbar zu sein; übrigens lässest du ihr alle stofflichen Eigenschaften des vorherigen Lebens, die Fähigkeit Wonnen und Leiden zu fühlen, Gedächtniß und Verstand um höhere Einsicht zu gewinnen, Gewissen und Reue um Qualen zu empfinden u. s. w. Der Glaube hat also im Grunde nur wenig sich verändert, aber sehr vieles verloren an Faßlichkeit durch aufgeben der Stofflichkeit der Seele.

V. Du gehst zu weit indem du den Unterschied zwischen den sichtbaren Gespenstererscheinungen und dem unsichtbaren Geiste geringe schätzest; denn dem Gespensterglauben haftet alles irdische an. Der unsichtbare Geist dagegen ist göttlicher Art und besitzt alle Eigenschaften des höheren Lebens.

S. Sobald du die Eigenschaften des höheren Lebens untersuchst, wirst du finden daß sie nur irdischer Art sind, nämlich die höchst entwickelten Eigenschaften welche wir zur Zeit am lebenden Menschen erkennen können. Du wirst entdecken daß sie Bethätigungen sind die wir nur am lebenden Menschen erforschen, die es ganz unmöglich ist in unseren Vorstellungen als Lebensäußerungen eines stofflosen unkörperlichen Wesens uns zu denken. Allerdings sind auch die Gase unsichtbar und äußern sich als Ursachen nachfolgender Wirkungen, haben also Eigenschaften; allein sie sind Stoffe, können abgesondert eingeschlossen gewogen gedrängt oder gedehnt werden, lassen sich durch Druck Kälte oder Verbindungen sichtbar machen und gestaltig formen; was alles der Seele nach eurer Vorstellung unmöglich ist. Um

Eigenschaften und Dasein mit der Vorstellung von einem stofflosen Wesen zu verbinden, dazu mangelt uns jeder Anhalt zum vergleichen, weil nur möglich wenn die Seele aus feinem Stoffe und in geschlossener Gestalt gedacht werden könnte. Deine Vorstellung vom stofflosen Lebenswesen kann geglaubt aber nicht erwiesen werden durch anschauen oder Zeugniß.

V. Auf dem Wege der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung kann das gesonderte Lebenswesen allerdings nicht erwiesen werden; denn ich kann dir keinen Geist in die Hand geben oder vor den Augen halten. Du wirst aber den Geist sofort erkennen, wenn du bedenkst wie der lebende Mensch so herrliche Eigenschaften offenbart, die ihm nach dem Tode gänzlich fehlen. Was war das Leben Äußernde? Die Seele, der Geist des Menschen.

S. Wenn man die Entwicklung des einzelen Menschen erforscht, findet sich daß dessen Eigenschaften einen vollen Bildunglauf durchleben, daß sie mit dem Menschen entstehen aufblühen und absterben, darin ihre Fortbildung und Rückbildung vollenden. Der Mensch mit allen Eigenschaften wächst aus den kleinsten Anfängen heran und jede Fähigkeit ist im Beginne unentwickelt; es ist augenscheinlich keine fertige vollendete Seele in den kleinen Leib gefahren, sondern die Eigenschaften welche du Seele nennst sind im Säuglinge auf der selben rückständigen Stufe der Entwicklung wie die anderen Eigenschaften, welche du Leib oder Körper nennst. Allmälich wächst jeder Mensch mit allen seinen Eigenschaften und Lebensäußerungen heran bis er den Gipfelpunkt seiner Fortbildung erreicht; er ist alsdann zur größten Höhe entwickelt welche er in seinem Verhältnisse zur übrigen Welt erreichen konnte. Darauf beginnt die Rückbildung: alle Lebensäußerungen nehmen ab, seine Eigenschaften gewöhnlich die höchsten zuerst werden allmälig schwächer; zuletzt sinkt der Greis zur Hilflosigkeit und Bewußtlosigkeit des Säuglings herab, bis er den selben allgemeinen Mangel an Fähigkeiten offenbart wie in den ersten Augenblicken seines Lebens. Will man also die Fähigkeiten, die Eindrücke welche wir von den Lebensäußerungen des Menschen empfangen als Seele zusammen fassen, dann liegt die Folgerung am nächsten daß die Seele mit dem Menschen entstehe wachse und vergehe, daß sie fortbildend aus den kleinsten Anfängen zur höchsten Stufe ihres Daseins sich entwickele und rückbildend von der Höhe zum kleinsten Ende hinabsinke; von der Geburt bis zum Tode des Menschen ihren steigenden und sinkenden Bildunggang vollende und abschließe.

§. 269. Vater. Der Leib stirbt, auch die Seele wird im Alter umdämmert weil ihre Hülle, ihr Werkzeug abstirbt; aber der

Geist stirbt nicht, denn der **göttliche Kern der Seele** ist unvertilgbar und muß ewig fortleben.

Sohn. Als göttlichen Kern denkst du die höchsten Eigenschaften welche das Menschenleben äußert. Diese sind es aber welche in der Fortbildung am spätesten sich entwickeln und in der Rückbildung am ehesten schwinden, wogegen die niederen Eigenschaften am frühesten da sind und bis zum letztem Athemzuge aushalten. Die Menschen welche ihren Lebenslauf wirklich vollenden, hochbejahrt an Alterschwäche sterben, werden im Alter nicht allein hinfällig an Muskelkraft sondern verlieren auch die Fähigkeit Sinneseindrücke zu empfangen, sie im Gedächtnisse aufzubewahren, Vorstellungen und Begriffe daraus zu bilden; sie verlieren den Muth die Festigkeit selbst Ehrgefühl und Sittlichkeit nehmen ab; der Verstand in allen seinen Anwendungen, auch als Einbildung und Vernunft wird so schwach daß zuletzt alles denken mehr oder weniger in Blödsinn sich verliert. Die höchste Entwicklung des Verstandes stirbt zuerst, die niedere folgt mit dem Gedächtnisse, die Sinnesempfänglichkeit weicht nächstdem zurück und es verbleibt nur noch das Schlummerleben des Säuglings. Zuletzt sind die rückständigsten Äußerungen des Lebens, atmen und verdauen das einzige welches verblieb, der einfache Stoffwechsel mit dessen aufhören das Leben abschließt.

Wenn der Mensch stürbe auf der Höhe seiner Entwicklung, so läge die Schlußfolgerung nahe daß seine weitere Fortbildung folgen werde; weil aber sein zerfallender Leib nicht höher sich entwickele so müsse diese Fähigkeit einem Kerne anhaften, der demnach unabhängig von ihm da sein könne. Der Mensch vollendet aber im vollständigen Bildunggange den Aufgang und Niedergang; es läßt sich nicht erkennen daß bei seinem Tode noch ein Kern übrig sei von dem was man in seinem Leben die Seele nannte. In dieser Beziehung zuerst ging der Mensch dem Tode entgegen.

V. Was du anführst sind die Mängel des Leibes, dessen Abnahme die Seele nicht trifft sondern nur ihre äußere Bethätigung schmälert. Erst nach dem Tode, nach abschütteln der hemmenden rohen Hülle kann sie ungefesselt sich entwickeln, ihren Kern zur höchsten Stufe der Bildung führen.

S. Welches ist ihr Kern und wie groß ist der Bereich der Seele im Menschenleben? Es zeigt sich z. B. am Neugeborenen keine weitere Lebensäußerung als die der Stoffumsetzung, wie sie auch im Thierleben vorhanden ist; ebenso bei blödsinnigen Menschen. Da sie aber leben also mit einer Seele begabt sind: so muß geschlossen werden daß die Stoffumsetzung, also atmen und verdauen Thätigkeiten der Seele seien, daß unter Umständen die Seele gänzlich daraus bestehen könne.

Es zeigt sich an blind- und taubgeborenen Menschen, wie die Bildung der Fähigkeiten von den Sinnen abhänge; es entwickelt sich nur notdürftig das zum Fortbestande des Lebens erforderliche; der arme Krüppel lebt und stirbt ohne einen Geist zu entwickeln d. h. den Kern den du als Geist bezeichnest. Wir erfahren häufig an uns selbst wie unsere höchsten Fähigkeiten vom leiblichen befinden abhängen, wie wir vom höchsten Schwunge zur drückendsten Erschlaffung herabgestimmt oder umgekehrt erhoben werden können durch Hunger oder Sättigung, abspannende oder aufregende Genüsse; daß wir dabei nicht vermögen Geistiges und Körperliches zu unterscheiden, nicht etwa fühlen wie denken im höchsten Schwunge sei während der Leib ermattet, sondern deutlich erkennen wie der ganze Mensch erhoben oder herabgestimmt werde. Wir wissen, daß es möglich wäre durch einfachen Druck auf das Hirn den erhabensten Weisen zum Blödsinnigen zu verändern ohne sein Leben zu enden, können auch in sehr vielen Fällen deutlich nachweisen wie durch Steigerung der Muskelkraft und des Behagens auch die Fähigkeiten zunehmen welche du als Geist zusammen fassest.

Einen Kern kann man nicht aus dem Leben des Menschen scheiden, denn alle seine Fähigkeilen hängen eng zusammen; sie liegen nicht neben einander sondern sind ein Ganzes dessen verschiedene Bethätigungen wir Menschen durch Namen unterscheiden. Es sind z. B. die niedrigen Thätigkeiten des atmens und verdauens so wesentlich im Menschenleben, daß ohne sie der Mensch nicht denken könnte; sie müssen also zu den Fähigkeiten gehören welche du Seele nennst. Die Sinne sind so unumgänglich nothwendig zur Entwicklung der höheren Fähigkeiten, daß diese nicht ohne Sinne da sein könnten; wie die Krüppel lehren denen von der Geburt her die Hauptsinne gestört sind. Das Gedächtniß muß zur Seele gehören, denn sein verschwinden würde sicherlich allem denken vorstellen und begreifen, dem Verstande mit der Einbildung und Vernunft ein Ende machen. Es erscheint nicht möglich einen Kern herauszuschälen, vielmehr würden in den Begriff Seele, dem Ursprunge der Vorstellung gemäß, alle Fähigkeiten zusammen gefaßt werden müssen welche den lebenden Menschen unterscheiden von dem toden.

Die Gegenwart steht hierin noch immer auf dem Standpunkte der alten Völker (Ägypter und Semiten), die ebenfalls den Unterschied zwischen dem lebenden und toden Menschen nicht erklären konnten und verleitet durch sinnliche Wahrnehmungen im sterben, mit Hilfe ihrer Einbildung die Vorstellung von einem flüchtigen Wesen schufen, welches als Inwohner die Lebensäußerungen hervorbringe und durch sein entfliehen die Bewegunglosigkeit, den Tod herbeiführe. Durch fortschreitende Erkenntniß ist die Gegenwart dazu gelangt, das Irr-

thümliche der Folgerungen des Alterthumes zu erkennen und muß nach Maßgabe der Forschungen jetziger Zeit an die Stelle der schönen Gebilde welche die Einbildung vor Jahrtausenden schuf, die Erklärungen setzen welche die Erkenntniß herausstellt.

V. Die Schlußfolgerungen eurer Erkenntniß erscheinen mir voreilig. Einzele Menschen vollenden ihren Lebenslauf, die meisten aber nicht; alle aber gehindert durch Eines oder das Andere gelangen bei weitem nicht zu der Stufe der Bildung, zu welcher der menschliche Geist befähigt ist. Es wird also ein künftiges Leben erfordert um die Seelen durch weitere Fortbildung zur höchsten Stufe zu führen, damit sie ihre augenscheinliche Bestimmung erfüllen.

§. 270. Sohn. Die Vorstellung es bedürfe des **Fortlebens zur Vollendung der Entwicklung der Seele,** beruht auf den Grundsätzen der Sparsamkeit, von denen der Mensch sich leiten läßt bei seinen Herstellungen. Was der arbeitende Mensch heute nicht vollenden kann, setzt er morgen fort bis es fertig ist, und schließt daraus daß die Weltordnung ebenso wol das Unvollendete fertig machen müsse um verständig zu handeln wie er. Es liegt hierin eine neue Äußerung des oft erläuterten Grundmangels, der den Menschen verleitet bei jeder Gelegenheit sich selbst als Maßstab für die ganze Welt zu betrachten, die Welt in Gedanken menschlich zu formen, mit menschlichen Rücksichten und Beweggründen auszustatten und die Weltordnung als erhöheten menschlichen Verstand zu deuten.

Die Weltvorgänge zeigen daß die menschlichen Sparsamkeitgründe keineswegs leitend sind, daß jene vielmehr in ganz verschiedener Weise sich ordnen. Der einzele Mensch von beschränkter Lebensdauer muß verständiger Weise seine Kräfte sparsam ausnutzen und seine Werke vollenden so weit er vermag; wenn er absichtlich unvollendetes liegen läßt, so gehen der bearbeitete Stoff und die verwendete Zeit für ihn verloren und die Menschheit muß den Nutzen entbehren den das vollendete hätte gewähren können. Sehr verschieden davon sind die Zustände der Weltordnung: sie ist nicht kurzlebig hat also keine Eile; sie verliert nichts in allen Wandlungen, sondern wechselt nur ihre Verbindungen und Bewegungen, Kraft und Stoff bleiben unverloren: sie verleiht jedem Wesen die Fähigkeiten und den Trieb zur Fortbildung nach allen Seiten, überläßt es aber seinen Beziehungen zur übrigen Welt wie weit es sich fortbilden werde. Jeder Mensch schreitet fort wenn auch nur in einem Theile seines Lebens, dadurch wird die Gesammtheit fortgebildet wenn auch der Einzele nur theilweis ausgenutzt wird. Was wir Zweck nennen liegt in der Gesammtheit: so weit es

den Menschen betrifft in der Menschheit und so weit die Fülle aller Einzelheiten betrachtet wird in der gesammten Welt.

Der Vergleich zwischen den Weltvorgängen und den Verstandesregeln des Menschen stellt heraus wie verschieden die leitenden Rücksichten sind. Die Erdachse ist geneigt zur Erdbahn und dadurch sind an beiden Polen dem Menschen wie dem Pflanzenreiche weite Gebiete entzogen; mehr als zwei Drittel der Erdoberfläche werden vom Meere bedeckt und dadurch dem Menschen unbewohnbar; millionen Jahre hat die Erde bestanden ohne von Menschen bewohnt zu sein; Jahrtausende hindurch mußte die Menschheit in Unwissenheit und Noth heranwachsen bevor sie hoch über das Thier sich erhob; die Weltordnung ließ die Menschen gegenseitig sich hinwürgen zu hunderten von millionen, sendete Pest Krankheiten Erdbeben und Stürme welche die Menschen ohne Unterschied herdenweise hinrafften; sie läßt noch jetzt, durch Dürre oder Überschwemmungen, Hungersnot und Seuchen entstehen die millionen Menschen vor ihrer Zeit tödet. Die Weltordnung ist also sehr verschieden von den Grundsätzen und dem Verfahren der Menschen; sie ist dem menschlichen Verstande in mancher Beziehung nahezu entgegen gesetzt.

Denkt man sich ein verständiger Mensch hätte nach den Grundsätzen seines Lebens die Erde geschaffen und eingerichtet, so würde er sie ohne Zweifel aus dem Nichts sofort höchst vollendet hergestellt haben. Er hätte die Achse senkrecht auf die Bahn gestellt damit ein ewiger Frühling herrsche; er hätte entweder weniger Wasser geschaffen oder die Meeresbecken so sehr vertieft daß möglichst wenig Fläche davon bedeckt werde; er hätte die Meere derartig vertheilt daß alle Landflächen ihr zuträgliches Maß an Regenmenge empfingen und von buchtenreichen Küsten eingefaßt würden: er hätte Alles in Fülle erschaffen, sofort statt eines Menschenpares einige tausend millionen Menschen, im richtigen Verhältnisse über die Erde vertheilt; er hätte sie mit ewiger Jugend ausgerüstet und in der höchsten Entwicklung deren das Menschenwesen fähig sei; die Menschen würden alle in Frieden leben ohne von Ihresgleichen oder Raubthieren und Schlangen Ungeziefer und Unkraut gefährdet zu werden; aus den Quellen würden Milch Wein Bier u. s. w. rinnen, auf allen Bäumen und Gesträuchen die schönsten Früchte in unermeßlicher Fülle wachsen; der Mensch würde sorglos genießend in steter Wonne leben, ohne Ahnung daß Krieg Zank Schmerz Krankheit Sorgen und Leiden möglich seien oder befürchtet werden könnten. Man braucht nur die Beschreibungen der Paradiese der Völker zu lesen, um zu erkennen wie die Menschen zu verschiedenen Zeiten ihre Musterwelt sich dachten d. h. wie die Welt nach ihrem Verstande hätte sein sollen und aus irgend einer Ursache

nicht geworden sei. Es läßt sich nicht verkennen, daß die Welt nach menschlichem Verstande eingerichtet und regiert so wie nach menschlichen Grundsätzen beurtheilt, hunderttausende, ja millionen Jahre erspart hätte, also die Zeit und Kräfte viel ausgiebiger benutzt haben würde, daß unsägliches Elend vermieden und dem Menschen ein Leben bereitet worden wäre wie es die kühnste Einbildung als das Schönste erkannt hätte.

Die Weltordnung verschmäht aber diese menschenartige Sparsamkeit; sie schont nicht Stoff Kraft und Zeit, denn ob Etwas heute oder erst nach millionen Jahren geschehe, ist für die Ewigkeit gleich und ob zehn oder tausend Wandlungen vorgehen bevor ein Ziel erreicht werde, erscheint im Ganzen von geringem Gewichte. Ist diese auffällige Verschiedenheit ein Fehler der Welt oder unseres Verstandes? Ich denke Letzteres und glaube, daß kein ausreichender Grund vorliege um unsere Grundsätze als maßgebend für die Weltordnung geltend zu machen.

Wenn demnach der Mensch voraussetzt daß die Fähigkeiten eines Jeden auf alle Fälle bis zur höchsten Grenze entwickelt werden sollten, weil er es verständig finde, und daß wenn die Grenze nicht in diesem Leben erreicht werde müsse die Fortsetzung in einem künftigen Leben solches herbeiführen, so folgt er Voraussetzungen die für seine eigenen Handlungen verständig sind, aber für die Weltordnung nicht gelten; er mißt seiner Besonderheit und seinen besonderen Zwecken einen allgemein giltigen Werth bei den sie nicht besitzen. Er verfährt im entschuldbaren Irrthume wenn er seine eigenen Gründe der Weltordnung unterlegt, so lange er keinen anderen Maßstab kennt als sich selbst, keinen höheren Verstand als seinen eigenen; er zeigt aber unverkennbar eine große Selbstüberhebung, wenn er als kleines Erdenwesen verlangt die Welt solle so ergänzt werden wie es nach menschlichem Verstande nöthig sei und wie der Mensch sie einrichten würde wenn er Schöpfer und Erhalter wäre. Es sind bekanntlich die Gläubigen welche in solche Unbescheidenheit verfallen, sich selbst mit ihrem Verstande an die Stelle der Weltordnung setzen, um die Welt so zu ergänzen wie sie es nöthig finden. Sie klagen über die gegenwärtige Welt als mangelhaft und ungenügend, stellen nach den Beweggründen ihrer Begierden ein Verlangen an die außersinnliche Welt, unter der unbezweifelten Voraussetzung daß die Erfüllung nicht ausbleiben dürfe und solle, weil sie es sind die solches verlangen.

Die Freidenker dagegen bescheiden sich und suchen die Welt zu erkennen wie sie ist, verlangen nicht daß die Weltordnung nach ihnen sich gestalte, daß ihre Beweggründe und Wünsche maßgebend sein sollen sondern suchen sich in die bestehende Weltordnung zu fügen; sie

ordnen sich unter, setzen sich in Einklang mit dem was auf sie einwirkt und benutzen ihren Verstand ihre Einbildung wie ihre Vernunft, nicht um in der außersinnlichen Welt nach einer Ergänzung und ein künftiges Glück zu suchen, sondern um thätig in die Sinnenwelt einzugreifen und in dieser das eigene Glück zu begründen. Sie tragen bei zur Fortbildung und zum Wohle der Gesammtheit, indem sie auf die Sinnenwelt einwirkend ihr eigenes Glück aufbauen; verlieren nicht ihre Zeit und Kräfte um das dunkle Gebiet der außersinnlichen Welt mit Gestalten der Einbildung zu bevölkern zum ausgleichen der vermeintlichen Fehler der Weltordnung.

§. 271. Vater. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß unser **Erdenleben voll Trübsal** sei und unsere Bestimmung nicht darin gefunden werden dürfe unser Leben in Leiden zuzubringen; daß also ein künftiges Leben folgen müsse um Ersatz zu bieten.

Sohn. Die Klagen über das leidenvolle Erdenleben sind alt aber ungerecht, sie werden kurzsichtiger Weise erhoben und unmäßig übertrieben; sie finden ihren Grund wie auch ihren Ersatz im Erdenleben.

V. Du willst doch nicht behaupten daß die Erde ohne Leiden sei? Wo ist das Paradies von dem du träumst?

S. Ich denke an kein Paradies. Wer hat dem Menschen ein Paradies versprochen auf Erden? Die kindischen Wünsche und das kurzsichtige begehren spiegeln dem Menschen Bilder vor und der Unzufriedene klagt, daß die Bilder seiner Einbildung sich nicht verwirklichen; er vergißt daß seiner Unersättlichkeit niemals Genüge geleistet werden könnte.

V. Blicke um dich und vernimm den Jammer der Menschen, so wirst du erfahren daß es nicht Trugbilder sind unter denen die Menschen leiden sondern harte heftige Trübsal, daß die nackte Wirklichkeit ihnen das Leben verbittert. Kann es des Menschen Bestimmung sein, unter Sorgen Entbehrungen Krankheiten Ärger und zahllosen anderen Plagen sein Leben zuzubringen? Wenn es euch gelänge den Menschen ihre Leiden auszureden, so besäßet ihr wirklich eine neue Filosofie mit der ich mich befreunden könnte.

S. Das vermögen wir nicht, hoffen aber daß es gelingen werde dem Menschen die ungerechte Beurtheilung der Leiden auszureden, zu zeigen daß er unbedachtsam urtheile und feiger Weise klage statt seine Leiden in ungeahnter Weise zu mindern, dadurch daß er sein denken schärft und sein handeln kräftigt.

Der klagende Mensch wird auch hierin irre geführt durch den Mangel seines Wesens, in Folge dessen er den regelmäßigen Verlauf

des Lebens als selbstverständlich hinnimmt ohne es im angemessenen Verhältnisse zur Bildung seiner Vorstellungen mitwirken zu lassen. Dagegen läßt er jede zeitweilige Unterbrechung des gewohnten Verlaufes übermächtig und unverhältnißmäßig auf sich einwirken; sie erschüttert ihn preßt ihm Klagen aus und haftet in seinem Gedächtnisse längst nach dem aufhören. Die großen Zwischenräume welche frei von Leiden dahin flossen, verschwinden in der Erinnernng weil sie sich nicht heftig eingeprägt haben; aber die zeitweiligen Unterbrechungen haften um so eindringlicher und fügen sich im Laufe der Zeit an einander im Gedächtnisse, so daß sie ihm in der Erinnerung wie eine ununterbrochene Kette von Leiden erscheinen. Laß dir von Jemandem seine Leiden herzählen, so wirst du in den meisten Fällen erkennen daß sie vergleichsweise kurze Unterbrechungen eines glücklichen Lebens sind und daß sein endloses klagen sofort eine Ende finden würde, wenn der Klagende unbefangen und einsichtig genug wäre die langen Zeiträume des freudigen Lebens wider die Unterbrechungen durch Leiden angemessen in Anrechnung zu bringen. Der Mensch klagt über Sorgen und vergißt daß diese es sind die ihn in Thätigkeit halten, also sein Glück schaffen; er vergißt daß die meisten Sorgen eingebildete sind oder daß er ihrer sich entledigen könnte, wenn er statt nutzlos zu klagen herzhaft angriffe. Er klagt über Krankheiten. nennt das von Schmerzen heimgesuchte Erdenleben ein wandeln im Jammerthale und vergißt daß er vordem und zwischendurch viel mehr Tage der Gesundheit genossen habe. Die Mutter beweint den Tod ihres Kindes, beklagt deshalb ihr Leben als ein jammervolles, weil sie die zahllosen Freuden vergessen hat welche das Kind ihr bereitete; sie denkt nur an die Freuden welche sie noch hätte genießen können wenn das Kind lebend geblieben wäre, und weil diese vermutheten Freuden nunmehr nicht eintreten können bejammert sie ihr Leben als leidenvoll. Wenn wir Menschen die Abschätzung der Freuden und Leiden unserer Lebenszeit unbefangen vornehmen könnten und wollten, würde sich zeigen daß mit geringen Ausnahmen der Überschuß auf der glücklichen Seite sich befinde. Die Klagen würden sich wesentlich mindern, sie würden nur auf Augenblicke ertönen wenn der Schmerz ungewöhnlich stark erregte. Die Kette von schmerzlichen Erinnerungen würde zerrissen werden und das Leben im ganzen dem Menschen als ein glückliches erscheinen.

Zudem ist in Betracht zu ziehen, daß erfahrungmäßig den Menschen ein unausgesetzt freudenvolles oder auch nur behagliches Leben nicht glücklich macht, daß es vielmehr eines der stärksten und sichersten Mittel sei ihn zu verderben. Göthe sagt zutreffend: „Alles kann der Mensch ertragen; nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Erfährt nicht Jeder an sich selbst, daß jede Freude um so höher empfunden werde wenn man sie mit erlebten Leiden vergleichen könne die in der selben Richtung liegen? Und ist nicht diese Steigerung des Genusses, des Glückes schon ein Ersatz für die Leiden deren Erinnerung diese Steigerung erzeugt? Das angenehme eines Labetrunkes kann nur der durstige empfinden; der Schlaf erquickt nur den müden; nur wer der täglichen Arbeit, dem Getreibe des Lebens sich entreißt, genießt die Waldeinsamkeit, den Spaziergang durch Felder und Fluren; nur wer Sorgen kennt weiß nach ihrer Überwindung das Glück zu schätzen und den Genuß des siegreichen kämpfens wider die Sorgen; der Genesende weiß das Gefühl der Gesundheit um so höher zu schätzen, wie der arm gewesene den Genuß eines wohlerworbenen Vermögens. Nimmt man den Freuden die unangenehme dunkle und trübe Unterlage der Unterbrechung durch Leiden, dann schwinden sie zur Unbedeutendheit und führen zur Übersättigung, zum Unglücke. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die welche zu wenig von Leiden heimgesucht werden, durch Geburt Besitz oder Glücksfälle der Sorgen und Leiden überhoben sind, der allgemeinen Voraussetzung nach überaus glücklich sein sollten, dieses Glück nicht empfinden und erst genießen nachdem sie es selbst im Übermut unterbrochen haben durch Leiden.

Die Leiden sind in den meisten Fällen nicht Schmerzen oder Hinderungen unseres Lebens, sondern nur ausbleiben der Freuden die wir genießen mögten; die übrigen welche uns wirklich treffen sind erfahrungmäßig Hauptmittel zur Erhaltung und Veredlung der Menschheit. Hunger Hitze Frost Todesfurcht sind es gewesen die den Menschen zur Thätigkeit zwangen, seine Fähigkeiten steigerten und ihn höher entwickelten bis er höhere Beweggründe fassen lernte. Die allgemeinen Leiden stählten und läuterten den Menschen, zwangen ihn zur Erlangung höherer Erkenntniß um ihnen vorbeugen oder entgehen zu können. Der undankbare haßt den Stachel der das ganze Geschlecht vorwärts trieb, dem er es verdankt daß er Mensch ist, ohne den die Entwicklung soweit unterblieben wäre, daß statt der aufrechtgehenden millionen Beherrscher aller Länder und Meere, nur dürftige Rudel kriechender oder kletternder Waldmenschen in den wenigen Gegenden hausen würden, welche dem Menschenthiere rohe Nahrung für sein stumpfsinniges Dasein zuwachsen ließen.

V. Ein mäßiges Verhältniß der Leiden mag gut sein für den Menschen, denn wir sehen wie die welche Leiden nicht kennen, mit fester Gesundheit gesegnet sind, wohlhabend durch Geburt oder Glücksfall, angesehen und glücklich in jeder Beziehung, sich selbst die Leiden schaffen durch Übermuth Übersättigung oder schiere Einbildung. Aber nur zu

Viele werden von einem Übermaße betroffen welches nicht zu ihrer Veredlung führen kann, weil es sie erdrückt oder wie z. B. langjähriges Siechthum, mit dem Tode endigend jede Gelegenheit abschneidet die etwa erlangte Veredlung auszunutzen.

S. Allerdings gibt es Fälle des erdrückenden Übermaßes an Leiden, wie es Fälle des verderbenden Übermaßes an Freuden gibt. Beides sind aber Ausnahmen von der Regel, nur deshalb ungebürlich hervor gehoben weil der Eindruck den sie machen heftiger ist und deshalb dem Gedächtnisse stärker sich einprägt. Nach Ausnahmen darf man aber nicht die Beurtheilung des Ganzen gestalten, sondern nur nach dem regelmäßigen Verlaufe unter abrechnen der Ausnahmen. Wir werden also nicht sagen dürfen: „Des Menschen Leben ist eine Kette von Trübsal", sondern „das Leben der Menschen ist für den größten Theil ein freudiges unterbrochen durch Leiden, welche dem Menschen zur Steigerung seiner Genüsse und zur Veredlung dienen; für den kleinsten Theil der Menschen also ausnahmsweise trifft den Menschen ein verderbliches Übermaß der Freuden oder ein erdrückendes Übermaß der Leiden."

Untersucht man genauer die einzelen Fälle der erdrückenden Leiden, so findet sich meistens daß sie natürliche Folgen der eigenen Handlungen sind, die nur deshalb zum erdrückenden Maße sich steigern konnten weil der betroffene Mensch die ersten Anfänge seiner Leiden nicht verstand; weil er das Ursachverhältniß nicht erkannte und sein schädlich wirkendes thun unverändert fortsetzte bis die Leiden zu erdrückenden sich steigerten: er büßte für seine Unkenntniß. In anderen Fällen kommen seine Leiden der Menschheit zu Nutze, er ist zu Gunsten des Gemeinwohles ein geplagter Mann wenn auch widerwillig. Woher sollen die Menschen lernen ungesunde Gegenden zu meiden, wenn nicht die hohläugigen Bewohner oder die ungewöhnliche Zahl der Todesfälle abschreckend wirken? Sehen wir nicht wie selbst diese Abschreckung häufig nicht stark genug ist um die Menschen abzuhalten an solchen Orten sich anzusiedeln, wenn ihrer Habsucht dort Befriedigung geboten wird? Würden nicht Millionen auf ihre Gesundheit losstürmen, wenn nur ein kurzes leichtes Unwohlsein die Folge wäre und nicht die vorzeitig an Schwindsucht und anderen Übeln sterbenden Genossen zur richtigen Einsicht leiteten? Wie oft hören wir, daß die Abspannung welche der durchschwärmten Nacht folgt oder dem übermäßigen Genusse aufregender Getränke, als rühmenswerthe Beigabe bezeichnet wird die keineswegs von der Wiederholung der selben Unmäßigkeit abschreckt? Der Mensch genießt seine Freuden scheffelweise und jammert wenn späterhin die Leiden scheffelweise folgen. Er verschleudert in zehn Jahren das Lebenscapital mit dem er sechszig

Jahre lang bequem hätte haushalten können, und beklagt sich sobald die selbst herbeigeführte Bettelarmuth hereinbricht.

V. Dieses gilt aber nur für einen Theil der Leidenden; die meisten Leiden treffen im ungebürlichen Maße höchst achtungswerthe untadelhafte Menschen, denen man keine Ausschweifungen zur Last legen kann. Viele Leiden stehen auch in keiner Beziehung dazu.

S. Allerdings; aber in den meisten Fällen wirst du die Unkenntniß der Lebensverhältnisse also Unwissenheit als Ursache entdecken. Krankheiten entstehen nicht allein durch Ausschweifungen und Zerrüttung der Kräfte sondern auch durch unterlassene Übung oder durch verharren unter schädlichen äußeren Einflüssen. In allen Fällen tritt vorzeitig die Rückbildung ein und beschleunigt das Ende. Solches erweist sich vornämlich bei den höchst achtungswerthen untadelhaften Menschen von denen du redest, deren Schlaffheit sie zum Bösen wie zum Guten unfähig macht und deshalb als Güte gedeutet wird. Sie werden von den Leiden heimgesucht welche sie durch ein schlaffes Leben herbeigeführt haben, und büßen in ihrer Harmlosigkeit für die Unkenntniß der Lebensbedingungen, deren Nachlebung den Menschen gegen diese besonderen Leiden schützen kann. Andere Leiden hängen mit dieser Ursache in anderer Weise zusammen; mit Unkenntniß der Verhältnisse des Handels und Verkehres, der Betreibung des Geschäftes dem der Leidende sich gewidmet hat, Unkenntniß der Kindererziehung der Geldverwendung des Haushaltens u. s. w. Selten wird die eingehende Untersuchung fehl gehen, wenn sie die Ursache der Leiden in der Unkenntniß des Leidenden sucht. Genau genommen giebt es keine Bosheit sondern nur Unkenntniß, welche fast alle Leiden herbeiführt. Unwissenheit ist die Wurzel der Übel, sie ist der Teufel welcher die Menschen plagt; aber meist nur durch seine Leiden gelangt der Mensch zu der Erkenntniß die ihn von seinen Übeln befreien kann.

V. Um ihm neue Übel aufzubürden.

S. In gewisser Beziehung ist es so; denn jemehr die Erkenntniß zunimmt, desto mehr erkennt der Mensch Leiden die vordem ihn entweder nicht trafen oder keinen unangenehmen Eindruck auf ihn machten. Das selbe Leben welches unsere Vorfahren vor 2000 Jahren als ein glückliches genossen, würden die jetzigen verfeinerten Nachkommen als ein leidenvolles beklagen; Vieles was wir genießen oder mit Gleichgiltigkeit betrachten, werden unsere Nachkommen als herbe Leiden auffassen. Es ist die unausbleibliche Folge des fortbildens der Menschheit; die im Wesentlichen darin besteht daß sie Alles zu überwinden sucht was sie als Leiden erkennt, aber in diesem Kampfe die Fähigkeiten schärft durch welche sie neue Leiden entdeckt und überwindet. Indem der Mensch unausgesetzt nach höheren Zielen strebt und sie

erkämpft, schreitet er fort in der beglückenden Erkenntniß zu neuen Freuden aber auch zu neuen Leiden.

V. Zugegeben, daß die Leiden nicht so zahlreich und gefährlich sind wie aus den Klagen der Menschen geschlossen werden müßte, daß sie ferner zur Erziehung der Menschheit dienen und von dem Allweisen dazu bestimmt wurden die Bildung der Menschheit zu fördern, so wirst du dennoch einräumen müssen daß Freuden und Leiden nicht im angemessenen Verhältnisse zu den Handlungen der Menschen vertheilt sind, vielmehr sehr oft böse Menschen im Genusse und Überflusse leben während die Guten und Besten in Sorgen und Unglück ihre Tage zubringen und beschließen müssen. Es muß ein fortleben der Seelen geben um solches Mißverhältniß auszugleichen; die Gerechtigkeit fordert es.

§. 272. Sohn. Die Vorstellung von der **Nothwendigkeit der Vergeltung in einem zukünftigen Leben** dürfen wir als die Hauptstütze des Glaubens an das ewige fortleben der Seele ansehen; denn alles andere aus Sinneswahrnehmungen gedeutete (§. 88) konnte nur auf den Weg leiten, aber nicht zu diesem Ziele führen.

Die Beobachtung daß im Tode ein flüchtiges Wesen entfliehe konnte nur zu der Vorstellung führen, welche die alten Israeliten und die Hellenen älterer Zeit hegten, daß nämlich das flüchtige Wesen fortlebe während der Körper tod sei; allein mit diesem fortleben wußten sie nichts zu beginnen, es war ein gespenstisches öde und leer. Auch die Ansicht vom Leidenvollen des Erdenlebens konnte nur zu der Vorstellung führen, daß es eitel und nichtig sei (Pred. Salomonis) oder zur schlaffen Hingebung, zum Einsiedler- und Klosterleben, zum ertöden des Gefühles oder zum Selbstmorde, um entweder den Leiden zu entgehen sie zu vergessen oder zu enden. Erst als der Mensch (§. 88) zur Vorstellung gelangte, daß es einer Vergeltung bedürfe für die Verschiedenheit der Menschenlose, begann er das zukünftige Leben der Seele menschenwürdig und nach dem Erdenleben abgemessen zu gestalten. Die Ägüpter, welche zuerst diese Vorstellungen schufen, dachten sich die nächtige Sonne in der Unterwelt (den Nacht-Osir) als Richter über die Seelen der gestorbenen, das fortleben der Seelen abmessend je nach der Art des Erdenlebens.

V. Von diesem heidnischen Unsinne mag ich nicht hören. Wir haben Gotteswort in den erleuchteten Lehren der heiligen Schrift, die uns nicht solche Märchen sondern Wahrheit verkünden.

S. Willst du das Alte Testament einschließen, so wird sich ergeben daß solche Lehren nicht vorhanden sind. Abraham wie Moses David wie Salomo kannten nur irdische Vergeltung: das Gute wie

das Böse ward dem begehenden oder seinen Nachkommen auf Erden vergolten und nirgends wird auf die Ergänzung durch ein künftiges Leben hingewiesen.

Zur Zeit Jesu war dagegen die ägüptische Vorstellung eingedrungen, dem Anscheine nach von Osten her in chaldäischer Gestalt; sie findet sich deutlich ausgeprägt in dem Gleichnisse vom armen Lazarus (Luc. 16. 19) welches die irdischen Leiden des Lazarus durch himmlische Wonne ergänzen läßt und das irdische Wohlergehen des reichen Mannes durch Qualen der Hölle. Eine geistreiche und noch schärfer ausgleichende Erklärung gaben auch die jüdischen Rabbiner späterer Zeit und der große Muhammad, indem sie lehrten daß es auf Erden bösen Menschen gut gehe, weil sie einiges Gute thäten was ihnen noch auf Erden belohnt würde, damit sie nachher gänzlich der Hölle verfallen könnten; den Guten ergehe es auf Erden theilweise übel, damit das wenige Böse welches sie gethan noch auf Erden abgebüßt werde und sie rein in den Himmel eingehen könnten.

V. Was Rabbiner und falsche Profeten sagen hat keinen Werth für uns Christen. Wir halten uns an Gottes Wort und können uns daran genügen lassen. Euer weitläuftiges wissen verwirrt nur den Sinn und lenkt ab von dem einfachen und erhabenen Inhalte der heiligen Schrift, verdreht die deutlichen Aussprüche der Profeten und Evangelisten.

S. Die gläubigen Christen haben sich zu hunderttausenden hingewürgt weil sie über den Inhalt der Bibel stritten. Die Einfachheit und Deutlichkeit wie die Erhabenheit ihres Inhaltes ist demnach nicht so unzweifelhaft wie du annimmst. Jede der 70 oder 80 Sekten des Christenthumes begründet ihre unterscheidenden Lehren auf Aussprüche der Bibel, und die Übersetzungen aus denen die Christen schöpfen sind so mangelhaft, daß der Gottesglaube sämmtlicher europäischer Völker dadurch verwirrt worden ist. Deine Bibel ist keine so sichere Stütze wie du annimmst.

Die Menschen verlangen daß Lohn und Strafe für die irdischen Thaten, soweit sie im Erdenleben nicht erfolgten im fortleben der Seele nachgeholt werden sollen, damit dem Rechtsgefühle der Menschen (der Gerechtigkeit) Genüge geleistet werde.

V. So ist es. Das Rechtsgefühl empört sich dagegen daß der gute Mensch ein Leben voller Entbehrungen erdulde, dagegen der Bösewicht bis an sein Lebensende im Überflusse verbleibe. Es ist nicht denkbar daß damit Alles zu Ende sein sollte, sondern es muß eine Ausgleichung stattfinden damit nicht der Mensch verzweifle. Warum sollte Jemand gut handeln wenn er durch Böses noch eher zum Wohlergehen gelangen kann?

S. Das Rechtsgefühl unterliegt den Mängeln des Menschenwesens und verkennt in den meisten Fällen gut und böse (§. 116), wie auch Lohn und Strafe (§. 159). Es verlangt Wohlergehen für den Guten, Leiden für den Bösen in dieser Welt; sonst aber in einer künftigen Welt und ewig andauernd.

Untersucht man näher, welcher Art die Befriedigung sein sollte um dem Rechtsgefühle der Meisten genügen zu können, so findet sich daß solche alle Menschen verderben würde. Der vergnügen- oder habsüchtige Mensch verlangt für jede gute Handlung oder solche die er gut nennt eine Belohnung auf der Stelle, zudem reichlich und in solcher Art daß sie ihm einleuchte, auch seinen besonderen Gelüsten sich anpasse, so beschaffen sei wie er sich wünsche. Erfolgt sie später oder in einer Weise die er nicht als besonderen Lohn auffassen kann, dann nimmt er an es habe keine Vergeltung stattgefunden; glaubt eine begründete Forderung an die Weltordnung zu besitzen die zu irgend einer Zeit befriedigt werden müsse. Andererseits verlangt er, daß jeder bösen That, namentlich solcher durch welche andere ihm Schaden zufügten, sofort eine harte und auffällige Strafe folge; so hart wie er in seiner Rachsucht sie über den Bösewicht verhängen würde wenn er die Macht dazu besäße. Er ersehnt das tröstende Bewußtsein jenes Methodistenpredigers, der von seinen Zuhörern verspottet ihnen zurief: „Mich tröstet die erhebende und innige Überzeugung daß ihr dereinst alle zur Hölle fahren werdet."

Der Mensch klagt über Ungerechtigkeit weil seine unersättliche Habgier oder Rachsucht auf Erden nicht befriedigt wird; er verlangt daß die Weltordnung so handeln solle wie er es fordert, und was sie nach seiner anmaßenden Meinung an ihm im Erdenleben versäume solle sie in einem künftigen Leben nachholen. Seine Erkenntniß ist noch nicht dahin gelangt einzusehen daß jede gute Handlung ihren Lohn auf Erden finde, in der Freude des Entschlusses, im Bewußtseine des vollbringens und in der Befriedigung der Erinnerung an die Handlung beim anschauen ihrer wohlthätigen Früchte. Er begnügt sich noch nicht mit der Überzeugung, daß jeder der wissentlich eine böse Handlung verrichte seine Strafe sofort empfängt in der Scham beim Entschlusse, der Angst im Vollbringen, sowie der nachherigen Furcht vor Entdeckung und der bleibenden Last seiner Bosheit welche ihm jeden edleren Genuß vergällt. Beides ist den gläubigen Menschen nicht derb genug: sie verlangen für jede gute Handlung einen goldenen Regen oder Sorgenfreiheit für die ganze Lebensdauer, so wie andrerseits für jede böse Handlung sofort einen Blitzstral oder mindestens eine Lähmung Blindheit Aussatz o. dergl.; etwa in der Art wie Mirjam der Aussatz traf als sie Moscheh zweite Heirat mit einer Morin tadelte (4. Mose 12),

oder die 42 Knaben von Bären zerrissen weil sie Elisa einen Kahlkopf genannt hatten (2. Kön. 2) oder den Ananias welcher tod niederstürzte (Apost. 5) als er der Gütergemeinschaft der ersten Christen sich entziehen wollte. Derartiges leuchtet den rohen Menschen ein stellt ihr Rechtsgefühl zufrieden. Wenn aber die Weltordnung ihre Ursachverhältnisse nicht plump genug gestaltet damit der Mensch sofort die Verbindungen erkennen kann, dann vermißt er sich zu verlangen daß ein künftiges Leben vorhanden sein solle, um auszugleichen was er auf Erden nicht erkannte weil es zu fein für ihn war. Es ist wiederum sein Grundmangel der ihn irre leitet: er setzt sich zum Maßstabe für die ganze Welt, wendet nicht allein seinen Verstand als Leitfaden an um Vorstellungen zu erlangen, sondern verlangt auch daß demgemäß alles eingerichtet werden solle; er setzt sich an die Stelle des Höchsten und bildet mittelst seiner Einbildung die Welt wie sie nach seiner Meinung sein sollte. Nach seinem ermessen sei es auf Erden ungerecht eingerichtet, es trete nicht die rechte Vergeltung ein wie er sie für nöthig erachte; ausbleiben dürfe sie nicht weil sein Rechtsgefühl es verlange, und da sie nicht auf Erden stattfinde müsse sie später nachgeholt werden. Es müsse also ein künftiges Leben zur Ausgleichung vorhanden sein, das verlange er für sein Rechtsgefühl und was er verlange das müsse geschehen. So denkt der aufgeblasene trotzige Erdenwurm.

§. 273. Vater. Der Glaube an die Unsterblichkeit läßt sich allerdings nicht so handgreiflich erweisen wie ihr Materialisten es verlangt: man kann euch nicht einführen in den Himmel oder in den Aufenthalt der unseligen Geister, um euch zu überzeugen wie ihr es nöthig findet. Wenn ihr aber in euch kehrt, ernstlich in eurem Inneren forschet, so werdet ihr finden was in jedes Menschen Brust gepflanzt ist sobald er einige Stufen der Bildung erreichte, nämlich die unauslöschliche **Sehnsucht nach der Unsterblichkeit.**

Sohn. Unleugbar liegt im Menschen die Sehnsucht nach höheren vollkommneren Zuständen; es ist ein köstliches Gefühl, von millionen empfunden gehegt und fortgepflanzt. Es liegt aber darin kein Beweis daß diese Sehnsucht jedenfalls in der verlangten Weise erfüllt werden müsse; denn des Menschen Leben birgt eine endlose Reihe von Hoffnungen die alle der Erfüllung harren und doch nur zum geringsten Theile erfüllt werden. An das erste lächeln des Neugeborenen knüpfen sich die unerschöpflichen Hoffnungen der Eltern, die je nach ihrer Begabung aus ihren Wünschen und Hoffnungen ein schönes Lebensgebäude für ihren Sprößling errichten. Läßt sich daraus folgern das ersehnte Glück müsse in Erfüllung gehen, weil millionen

Mütter das gleiche sehnen an der Wiege ihres Lieblinges empfinden? Und doch ist diese Sehnsucht weit allgemeiner als die nach der Unsterblichkeit; sie hält sich auch weit mehr an erreichbaren Dingen, verlangt Gesundheit langes Leben Wohlergehen Ehre Zufriedenheit u. s. w. alles Güter die wirklich auf Erden vorhanden und erreichbar sind. Aber wie selten und wie dürftig wird die Sehnsucht des liebenden Mutterherzens befriedigt?

Der Mensch im Hochgefühle seiner Kraft sehnt sich fliegen zu können, wenn von der Bergeshöhe über Kuppen und Thäler das Auge schweift, die weiten Ebenen wie das fernerhin sich breitende Meer überschauend. Es ist ihm peinlich mit den Sohlen an der Erde zu haften; er wünscht sich Flügel um gleich dem Vogel die Lüfte zu durchsegeln; er mögte nicht schneckenartig von Ort zu Orte kriegen, allenthalben gehemmt und beschränkt durch Hindernisse der Oberfläche. Im Luftmeere schwimmend würde er über Land und Meer dahineilen und wie die Götter der alten Welt von oben her das treiben überschauen, eingreifen wo es dessen bedürfte, helfend oder strafend dazwischen fahren wie die Laune oder das Rechtsgefühl es eingeben mögte. Die Sehnsucht ist groß wir aber bleiben flügellos.

V. Ich entsinne mich nicht jemals solche Vogelgedanken gehegt zu haben. Für euch mag es passen; ich aber verzichte gern darauf, denn ich weiß daß ich dereinst erlöst von den Fesseln des Leibes mich besser als irgend ein Erdengeschöpf werde frei und unbegrenzt durch alle Weltenräume bewegen können und dürfen.

S. Also die gleiche Sehnsucht zum fliegen nur in anderer Form. Ich beschrieb sie in irdischer sinnlicher Beschränkung, du denkst die Erfüllung in überirdischer außersinnlicher Weise. In beiden Fällen die Sehnsucht nach Befreiung vom haften am Grunde; hinauf nach oben wollen wir beide, nur du fliegst weiter verlangst mehr.

In beiden Fällen müssen wir fragen: was berechtigt uns zu verlangen daß unsere Sehnsucht erfüllt werde? Die Sehnsucht ist ein Grund auf den wir nicht pochen dürfen; denn wenn Alles erfüllt werden sollte wonach wir Menschen uns sehnen, dann reichte die ganze Welt nicht aus um der menschlichen Unersättlichkeit zu genügen. Was ihm erreichbar ist genießt er nicht, weil er seine Sehnsucht auf fernes oder unerreichbares richtet; wie ein Kind die angebissene Frucht fortwirft um nach dem Monde zu greifen. Wird die Sehnsucht nicht erfüllt dann schreit und strampelt oder trauert still das Kind wie der Erwachsene; aber dieser verlangt als sein Recht die Erfüllung seiner Ansprüche, die er mit keinem anderen Grunde als dem Gefühle seiner Sehnsucht zu belegen weiß.

Das sehnen ist nichts desto weniger uns tief eingepflanzt und

gründet sich auf die richtige Wahrnehmung, daß unsere Wünsche unsere Ziele unsere Vorausbilder (Ideale) nicht verwirklicht werden. Wir sehen wie weit unser eifrigstes bemühen von den fernleuchtenden Zielen zurückbleibt und sehnen uns deshalb nach einer Fortsetzung unseres Erdenlebens, um das hier unerreichte dort im leichteren und längeren fortleben um so sicherer zu erlangen. Der Einzele übersieht dabei, daß die vorschwebenden edlen Ziele nicht seine besonderen sind sondern der gesammten Menschheit vorschweben; daß sie also nicht verlassen sind wenn er fernab vom Ziele hinsinkt und das Auge schließt, sondern daß Andere das gleiche streben mit neuen Kräften weiter führen, von der selben Sehnsucht erfüllt ihre Strecke zurücklegen und fallend von anderen Kämpfern gefolgt werden die weiter dringen. Der ganze Zug gelangt allmälig weiter, ob auch die Einzelen fallen sobald sie ihre Strecke beendet haben; die Menschheit nähert sich dem vorschwebenden Ziele und darin liegt die Erfüllung der Sehnsucht jedes Einzelen.

Auch in dieser Richtung macht der Mensch sein Einzelleben ungebürlich geltend, kann nur schwer dazu gelangen sich aufzufassen als einen Theil der Menschheit. Er vermag selten zu begreifen daß sein Leben sein Wesen seine Bildung und Menschenwürde nur in der Menschheit ruhe, aus ihr hervorgegangen sei und ohne sie nicht da sein könnte; daß auch die Unsterblichkeit welche er ersehnt in der Menschheit sich erfülle, welche das streben des Einzelen fortsetzt und erreicht was er nicht erreichen konnte. Diese Überzeugung liegt den meisten Menschen zu fern, sie können es nicht über sich gewinnen ihr Einzelwesen in die Gesammtheit aufgehen zu lassen, ihre unerfüllte Sehnsucht auf ihre Mitmenschen zu übertragen, selbige zu Erben des eigenen Lebens einzusetzen. Sie verlangen vielmehr ein fortleben lediglich um als besonderes Wesen in der Welt ihre Ziele zu erreichen und die dadurch zu erlangenden Güter selbst zu genießen; dabei verlangen sie auch die Ewigkeit des fortlebens damit der Genuß möglichst lange andauere. Es ist der Mensch in seiner Beschränktheit der sein Eigenwesen als bestimmend für die Weltordnung geltend macht, das Verlangen stellt daß alles so eingerichtet sein solle wie er es für sein besonderes streben und seine besonderen Genüsse für notwendig hält.

V. Ihr handelt unrecht, wenn ihr den Unsterblichkeitglauben erschüttert, denn er ist unumgänglich notwendig zur Zügelung der Menge des Volkes. Der Aufgeklärte mag durch sein sittliches Bewußtsein geleitet werden, also den schönen Glauben entbehren können wenn er nicht anders will. Die Menge aber ist dessen nicht fähig, sie muß solche Hoffnung haben die sie antreibt gut zu handeln, oder wenn dieses nicht wirksam genug ist, eine Furcht welche sie mindestens

abhält Böses zu thun. Fehlt der Zügel, dann brechen alle wilden Leidenschaften hervor und unser Stat wie unsere Familie der Glaube wie die Gesittung gehen in Barbarei unter.

§. 274. Sohn. Die **sittliche Notwendigkeit des Unsterblichkeitglaubens** ist zu verschiedenen Zeiten und von Männern geltend gemacht worden die im Übrigen weit aus einander standen; sie waren aus gleichartigen Gründen zu der Vorstellung gelangt daß dieser Glaube als Zügel unschätzbare Dienste leiste.

Zunächst will ich einen Gegengrund geltend machen der bei mir selbst von geringem Gewichte ist, den aber du wie jeder andere Gläubige als vollgültig anerkennen mußt. Die alten Israeliten, das auserwählte Volk Gottes wie ihr es nennt, haben diesen Glauben niemals besessen und der JHOH des Moses den ihr Gott nennt, hat es niemals notwendig befunden diesen Glauben zu offenbaren, obwol es eines Zügels für das wilde Volk sehr bedurfte. Die Bibel zeigt aber bei seinem endlosen klagen und drohen wie bei allen Versprechungen und Hoffnungen die er dem Volke offenbart, keinerlei Hinweisung auf ewige Höllenqualen oder Himmelsfreuden: er will ihnen Pest Niederlage und Hungersnot senden so daß sie ihrer Kinder Fleisch fressen sollen, oder verheißt ihnen Sieg reiche Ernten und zahlreiche Nachkommenschaft; aber niemals Hinweisung auf die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung in einem künftigen Leben. Es reden Abraham Isaak und Jakob ebenso wenig davon wie Moses Josua David und Salomo. Doch muß jeder Gläubige zugestehen daß die Allweisheit nicht ermangelt haben würde diesen Glauben zu offenbaren, wenn es desselben zur Zügelung und Besserung der Menschen bedürfte; um so mehr als dieser Zweck in allen Offenbarungen und Weissagungen vorangestellt ward. Wenn dieser Glaube unter den Israeliten in irgend einer Form geherrscht hätte so würde er sich gezeigt haben; es fehlt aber nicht allein an jeder Spur sondern es finden sich auch ausdrückliche Behauptungen des Gegentheiles (§. 88).

V. Wir wollen von der Gegenwart reden, denn unser Volk ist ein anderes. Die Zügelung ist gar zu nötig und wenn die Menge die Vorstellung von der Seligkeit nicht genügend auf sich wirken läßt, so muß die Furcht vor den Höllenqualen sie zum Vortheile des Guten erschüttern.

S. Du denkst, brennen eines Pech- und Schwefelpfules sei dem Volke bekannt genug um schreckhaft wirken zu können, die Furcht vor dieser Pein werde stärker wirken als die Aussicht auf den Himmel dessen Freuden es nicht verstehe. Deine Voraussetzung ist in sofern richtig als die Vorstellung von den Höllenqualen faßlicher und ein-

dringlicher ist; allein ihre Wirksamkeit würde nur dann sich erweisen lassen, wenn sich zeigte daß alle Völker in deren Mitte der Unsterblichkeitglaube gehegt wird, dem Bösen keinen Raum geben, also von der Aussicht auf Himmel oder Hölle sich leiten lassen. Ist dieses der Fall? Die Priester aller Bekenntnisse die den Glauben an himmlischen Lohn und höllische Strafen in allen Weisen einzuprägen suchen, sind einstimmig im klagen darüber daß die Menschen sich nicht dadurch beherrschen lassen, daß weder der Himmel noch die Hölle sie bewegen könne gut zu handeln; daß die Welt voll des Bösen sei und das Gute nur spärlich und schüchtern aus dem Wuste der Sünde emporkeime; daß man die Guten und Untadeligen emsig suchen müsse wenn man sie finden wolle, wogegen das Böse allenthalben üppig emporwuchere und ungesucht sich aufdränge oder einschleiche. Die Priester aller Bekenntnisse so uneinig in anderen Punkten bekennen einmüthig, daß die Menschen weder auf die Hölle noch auf ihr ewiges Seelenheil Rücksicht nehmen, von den Vortheilen und Genüssen des Augenblickes oder der Furcht vor den Statsgesetzen beherrscht würden, aber nicht von der Hoffnung oder Furcht des ewigen Lebens. Wenn also die Priester selbst eingestehen, daß trotz aller Lehren die sie seit 1800 Jahren den auf einander folgenden Geschlechtern einzuprägen suchten, die Rücksicht auf eine künftige ewige Vergeltung nicht herrschend geworden sei, so dürfen wir nicht annehmen, daß diesem Glauben eine hervorragende sittliche Kraft innewohne, daß er nothwendig sei für unsere sittliche Ordnung oder daß sein verschwinden große Gefahren herbeiführen könne.

V. Der Glaube hat zu allen Zeiten zum Guten gewirkt aber nur langsam; wir dürfen hoffen daß er in Zukunft zur Herrschaft gelange, wenn er nur sorgsam erhalten und emsig eingeprägt wird.

S. Wir würden diese Hoffnung hegen dürfen, wenn sich erweisen ließe daß der Glaube nützlich gewirkt und diese Wirkung allmälig zugenommen habe. In solchem Falle dürfte man folgern, daß die Zukunft stätig wachsende Erfolge bringen werde und man dürfte die Zuversicht hegen daß die Pflege und Verbreitung des Glaubens ein Schritt auf der richtigen Bahn sei, die über kurz oder lang zum Ziele führen werde. Die Priester behaupten jedoch im Gegentheile daß die Menschen nicht besser geworden seien, daß auch der Glaube keine Fortschritte mache. Wer sollte aber nach Ansicht der Gläubigen besser im Stande sein zu urtheilen als die Priester, deren Beruf es ist den Glauben zu verbreiten einzuprägen und seine Wirkungen zu überwachen? An Bemühungen lassen sie es nicht fehlen; denn in ihren Predigten ist die Beschreibung der außersinnlichen Welt und

deren Verhältnisse vorherrschend; in den Bußpredigten werden die Qualen der Hölle so eindringlich geltend gemacht daß den Zuhörer Schaudern ergreifen muß. Dennoch klagen die Priester am stärksten über unzureichende Wirkung.

Wenn Hoffnung und Furcht einer künftigen Vergeltung günstig wirkten, so müßte der Erfolg am deutlichsten sich zeigen beim vergleichen der Bildungvölker welche ihn besitzen, mit solchen die den selben nicht kennen; Letztere müßten durch größere Rohheit und Sittenlosigkeit sich auszeichnen. Man hat diesen Vergleich in neuester Zeit anstellen können zwischen den gläubigen Europäern und den ungläubigen Japanern; deren Sitten man nicht so genau kennt wie die der Europäer, aber hinreichend genug um zu wissen daß sie nicht von der Aussicht auf himmlischen Lohn und höllische Strafe beherrscht werden; daß aber dagegen ihre statlichen und sittlichen Einrichtungen ausreichen um sie gesitteter und friedlicher leben und fortschreiten zu lassen als die meisten der europäischen Völker. Sie sind menschlich unvollkommen wie wir, haben auch Gewohnheiten die von unseren Sitten weit abweichen; allein im Ganzen steht das japanische Volk mindestens auf gleicher Stufe mit den vorgeschrittenen europäischen Völkern, denen der Glaube an Himmel und Hölle seit einem Jahrtausend gelehrt worden ist in lieblichster wie in schreckhafter Weise, durch Reden Gesänge Tonwerke und Gemälde entzückender wie erschütternder Art.

Der selbe Vergleich kann auch im Kreise der europäischen Völker angestellt werden. Es sind eine Menge sittlich hochstehender Männer bekannt, die den Glauben an eine dereinstige Vergeltung im fortleben des Einzelwesens nicht hegten und im begründeten Verdachte standen oder stehen ihn nicht zu besitzen, dabei aber zu den begabtesten und edelsten gehören. Es reicht auch aus wenn wir sittlich hochstehenden Männern, welche den Unsterblichkeitglauben hegen, die Frage vorlegen ob sie in ihren Entschlüssen durch die Hoffnung auf die Seligkeit oder die Furcht vor der Hölle geleitet würden, ob darin der Beweggrund zu ihrem thun liege. Sie werden ohne Ausnahme verneinend antworten und erläutern daß sie nur von ihrem sittlichen Bewußtseine sich lenken lassen, daß sie nicht anders handeln könnten und auch nicht anders handeln würden wenn Himmel und Hölle fehlten, denn beide seien ohne Einfluß auf ihre Entschlüsse. Frage dich selbst und du wirst finden, daß du sittlich handelst weil du nach deiner festen Überzeugung sittlich handeln mußt um im Frieden mit dir selbst zu leben; du läßt dich dabei weder vom Himmel locken noch von der Hölle schrecken.

V. Ich darf nicht widerstreiten; allein es gibt einen großen Haufen für den der Glaube an Himmel und Hölle notwendig ist, der

durch stärkere Zügel beherrscht werden muß als das sittliche Bewußtseine welches er nicht besitzt und unfähig ist zu erwerben.

S. Die Fähigkeit zum Höchsten dürfen wir Niemandem absprechen; denn die Erfahrung hat tausendfältig gelehrt, daß aus der großen Menge des Volkes, aus den Hütten der Armuth hochbegabte und sittlich hochstehende Männer hervor gegangen sind; fast alle deren Leben von tiefstem Einflusse war auf das Leben der Menschheit. Ich vermuthe, daß du als großen Haufen die Menge bezeichnest welche auf rückständigen Stufen der Bildung verblieben sind, abgesehen davon ob sie arm oder reich, hoch oder niedrig gestellt seien. Aber auch hier gilt das Gleiche: von rückständigen in jeder Beziehung rohen Eltern stammen Kinder, die anfangs rückständig wie die Eltern zu Mustern der Menschheit wurden. Wir dürfen deshalb den sogenannten großen Haufen nicht als eine besondere Menschenart ansehen, für welche besondere Vorkehrungen getroffen werden müßten weil sie der Fortbildung nicht fähig sei.

Auch abgesehen davon läßt sich erkennen, daß der sogenannte große Haufe sich ebenso wenig zügeln läßt durch die Hölle wie der Vorgeschrittenste, daß ihm wenn auch aus anderen Gründen jener Glaube ebenfalls gleichgiltig sei. Der gesittete Mensch bedarf dessen nicht weil sein sittliches Bewußtsein ihn besser leitet; der minder entwickelte gibt dem Glauben keinen Raum weil andere näherliegende Beweggründe ihn gänzlich beherrschen. Wenn er aber sich oder in seinen Nachkommen zu höheren Stufen entwickelt, gehört er wiederum zu denen die durch ihr sittliches Bewußtsein sich leiten lassen. Wo ist der Raum für den Glauben und wo zeigt sich die Notwendigkeit zu seiner Einschaltung?

Laßt uns stufenweise die herrschenden Beweggründe der Menschen erforschen um zu sehen wo es fehlt und ob der Unsterblichkeitglaube das Fehlende ergänzen könne. Zunächst die Rückständigsten, der rohe oder blinde Haufen wie er genannt wird. Was leitet seine Mitglieder? Sie offenbaren freiwillig ihre Gründe im täglichen Leben und zeigen oder sagen daß zuerst die Sicherung ihres Daseins, der Broderwerb sie leite, dann die Furcht vor den gesetzlichen Strafen und zum höchsten die Scham vor anderen Menschen, namentlich ihren Vorgesetzten. Auf höheren Stufen offenbaren sich die selben Beweggründe in anderen Formen: man will standesgemäß leben und das dazu Nötige erwerben, richtet sich also ein nach den dafür herrschenden Gewohnheiten; man legt Gewicht auf das Urtheil der Standesgenossen und sucht deshalb alles zu vermeiden was Schande bringen könnte, d. h. von den Standesgenossen oder Leuten auf deren Urtheil Gewicht zu legen ist, ungünstig oder verächtlich beurtheilt werden würde; dem=

nächst beachten sie die herrschenden Gesetze, suchen im Einklange damit zu bleiben und nötigenfalles nur dann sie zu verletzen wenn die Gefahr der Entdeckung und Bestrafung geringe ist im Vergleiche zu dem Nutzen den die Verletzung bringen wird. In jeder Richtung stellen sie ihren eigenen Nutzen voran, suchen diesen in Besitzthümern, äußerer Ehre u. dergl. und fühlen sich hinlänglich befriedigt wenn ihr streben diese Erfolge herbeiführt.

V. Das sind die Weltklugen ohne festen Glauben an Gott und Unsterblichkeit; ihr Mund bekennt was verlangt wird oder vortheilhaft ist, aber ihr Herz ist auf Geld und Ehre gerichtet; sie nennen es anständig rechtgläubig und religiös zu sein, damit man das Vertrauen Anderer gewinnen und ausbeuten könne; aber ihr Glaube kennt nur den Gott Mammon, den „allmächtigen Dollar“ wie der Amerikaner den Götzen nennt.

S. Wir müssen die Verhältnisse berücksichtigen wie sie sind, nicht wie wir uns einbilden daß sie sein könnten oder sollten. Du bist mit mir einverstanden darüber daß sie so sind und dieses genügt.

Der Satz geht aber noch weiter. Es läßt sich durch Zahlen erweisen, daß in Gegenden wo die Christen am gläubigsten sind und am öftersten über Himmel und Hölle gepredigt wird, auch die Hörer am wenigsten bezweifeln was die Priester reden, dennoch die meisten Verbrechen begangen werden. Die Gläubigen welche jeden steinigen oder erdolchen mögten, der an der Wahrheit dessen zweifelte was der Priester sagt, die auch unzählig oft seine Lehren nachbeten, lassen sich am wenigsten dadurch leiten. Nicht allein die unabläßigen klagen und Bußpredigten der Priester geben überzeugende Beläge sondern auch die Thaten der Gläubigen, die Überhäufung der Strafgerichte und Gefängnisse. Es kommen einzele Beispiele vor welche auf Einwirkungen der Höllenfurcht hindeuten, wie z. B. die Reue welche Verbrecher vor ihrer Hinrichtung erfaßt, so wie die Zerknirschung von der alte Leute ergriffen werden wenn sie auf die Irrungen ihres vergangenen Lebens zurückblicken. Dergleichen Fälle offenbaren aber ausnahmweise Schwächezustände, die jeder Art von Furcht zugänglich machen und das erwachen des sittlichen Bewußtseines fördern, dessen Geltendmachung in Reue und Zerknirschung sich erweist. Der Verbrecher um dessen sittliches Bewußtsein früherhin Niemand sich bekümmerte, wird vor seiner Hinrichtung sorgfältig und unermüdlich belehrt über das Unrecht welches er begangen, über die Beleidigung der Gesetze welche durch Verhängung der Todesstrafe sich räche. Es wird ihm klar, daß die übrigen Menschen eine solche That nicht dulden dürfen, sein sittliches Bewußtsein erlangt durch verspätete Belehrung die Herrschaft über die niederen Beweggründe seines Eigenwesens und

von dem der ihm das Verständniß eröffnete nimmt er willig den Glauben an Himmel und Hölle an, prägt seine Reue in dessen Formen aus. Bei den alten oder durch Krankheit geschwächten Menschen ist es ebenfalls das sittliche Bewußtsein, welches das Übergewicht erlangt über die vordem übermächtigen jetzt aber geschwächten Triebe. Sie erkennen daß sie unrichtig gehandelt haben, und suchen dieses auszugleichen so weit wie möglich. Sind sie gläubig so kleidet sich ihr Unbehagen in Höllenfurcht, sie sind bereit jedes zu thun was sie von dieser Furcht erlösen könnte; sterben auch nur dann ruhig wenn der Priester ihnen irgendwie die Furcht abnimmt und dagegen Hoffnung oder Zuversicht einflößt.

V. Wir dürfen nicht bei dem großen Haufen auf eintretende Schwächezustände warten um die Wiedergeburt und Besserung zu erzielen, sondern müssen ein Mittel haben welches sie in ihrer Kraft zügelt; dazu ist die Höllenfurcht sehr geeignet. Sie muß erhalten und gepflegt werden auch wenn das Dasein der Hölle in Zweifel steht.

S. Das hieße einen Glaubenssatz, einen Theil der Religionslehre auf gleiche Stufe stellen mit der Peitsche, den Gefängnißqualen und anderen rohen Mitteln, deren die Menschen sich bedienen um die zu bessern welche man in der Jugend wild aufwachsen ließ, welche man vergaß im biegsamen Alter zu formen und erst dann beugen will wann sie erwachsen und verhärtet sind. Wo früher ein Druck der Finger genügt hätte, setzt man aber später vergeblich die stärksten Schrauben an. Statt den Fehler darin zu erkennen daß man die Jugend des Menschen gewissenlos vernachlässigt habe, glaubt man es liege nur daran daß die Schrauben nicht kräftig genug seien um den Erwachsenen zu beugen; man brauche sie nur immer schärfer und zwingender zu machen darin liege die Weisheit und das richtige Mittel zum Erfolge. Die Erfahrung lehrt wie vergeblich es sei die Höllenfurcht als Knute oder neunschwänzige Katze zu verwenden. Überdies erscheint es unwürdig einen Glaubenssatz zum peitschen zu mißbrauchen wie die meisten Bußprediger es thun.

Man hat in früheren Zeiten schreckhafter Todesarten sich bedient, um durch deren öffentliches anwenden den Zuschauern einen heilsamen Schrecken einzujagen: Verbrecher wurden gerädert, mit glühenden Zangen gezwickt, durch Pferde auseinander gerissen, langsam verbrannt, lebendig geschunden u. s. w. Der Zweck ward verfehlt; man erkannte daß es nicht allein nutzlos sei sondern auch die Rohheit fördere. Sollte nicht die Höllenfurcht in änlicher Art wirken? Wie sehr muß sie nicht dem Gottesglauben schaden durch die niederen Vorstellungen welche dem rückständigen Menschen in diesem Glauben eingeprägt werden; wenn er denken soll, daß Gott dereinst die Seelen

stärker quälen werde als irgend ein Mensch sich überwinden könnte es zu thun? Ich behaupte daß die Höllenfurcht selbst als Zuchtruthe als Peitsche unbrauchbar also überflüssig sei, weit entfernt Böses zu hindern vielmehr zur Beförderung der Rohheit und zur Verwilderung des Glaubens führe.

V. Ich räume ein, daß die Höllenfurcht etwas Rohes und Verwilderndes in sich trage, gebe auch gern den Pech- und Schwefelpful auf um die Höllenqualen in der reuigen Rückerinnerung zu erkennen, welche die vom rohen Leibe und dessen Trieben befreieten Seelen der Bösen quälen muß und wird. In gleicher Weise erkenne ich die himmlische Seligkeit der Guten in dem freudigen Rückblicke auf ein segensreich vollendetes Erdenleben und in dem Besitze der höheren Entwicklung. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Unsterblichkeitglaube in dieser Gestalt tröstend und erhebend wirkt auf den der unschuldig leidet, wie er die Leichtsinnigen und Boshaften zu warnen vermag. Die Form mag sich ändern nach Zeit und Umständen; aber der Glaube sollte erhalten werden selbst wenn er unerweisbar wäre, denn

Viel besser ist ein Wahn der uns beglückt,
Als eine Wahrheit die uns niederdrückt.

§. 275. Sohn. Der **Unsterblichkeitglaube als Tröster und Warner** verdiente allerdings Schonung und Förderung, wenn sich erweisen ließe daß er als solcher überwiegend günstig wirke. Selbst die welche ihn nicht hegen würden ihn gelten lassen können, wie die lehrreichen Gleichnisse welche man Kindern erzählt um ihnen nützliche Lehren einzuprägen, die nur in dieser Gestalt vom Kinde aufgefaßt werden können. Wir würden die erwachsenen Rückständigen in gleicher Weise behandeln wie die unerwachsenen, was mit den änlichen Bildungszuständen beider im Einklange stünde. Der Glaube würde die Stütze der Schwachen und Rückständigen; der höher Gebildete und Voranschreitende bedurfte der Stütze nicht, ließe sie aber schonend bestehen und bediente sich sogar der Lehre um die zu leiten welche noch nicht gereift seien zur höheren Erkenntniß, vielleicht gar durch die Wahrheit erdrückt würden, wogegen der Wahn sie beglückt, wie dein Spruch lautet.

Theilweise ist das hierher Gehörige bereits erledigt worden, als wir erkannten daß die Menschen mit wenigen Ausnahmen den Glauben nicht auf sich wirken lassen, weder tröstend noch mahnend. Wenn man also auch Schonung anwenden wollte würde es vergeblich sein, denn es fehlt das zu Schonende. Die Einzigen welche um Schonung des vorhandenen bitten könnten wären die Priester; denn die ewige

Vergeltung, namentlich aber die Hölle ist die ergiebigste Quelle ihres Einflusses und ihrer Einnahmen. Es gelingt ihnen von Zeit zu Zeit einem Theile der Gläubigen die Furcht einzuflößen und wenn auch nicht nachhaltig genug um eine dauernde Besserung zu erzielen, so doch mächtig genug um ihren Einfluß zu sichern. Verschwindet der Glaube, die Furcht vor ewiger Vergeltung dann wird man die meisten Priester zum überflüssigen rechnen und verkümmern lassen. Teufel und Hölle sind noch die wirksamsten Mittel um die verschiedenen Priesterschaften zu retten vor dem Untergange, mit dem die fortschreitenden Zweige der Wissenschaft ihre veraltete Mutter Theologie bedrohen. Die Rücksichtnahme hierauf ist aber nicht angemessen, denn die Menschheit ist nicht da um der Priester willen; es bedarf der Schonung auch nicht, denn derartige Wandlungen geschehen so langsam daß die zur Zeit lebenden Priester keiner überwältigenden Gefahr ausgesetzt sind.

Untersuchen wir ob der Glaube zur Tröstung und Warnung geeignet oder mindestens unschädlich sei; denn in letzterem Falle könnte er ungeachtet seiner geringen bisherigen Wirksamkeit erhalten bleiben wie anderes aus der Vorzeit Überkommene, welches man bestehen läßt aus Scheu oder Pietät bis eine zwingende Nothwendigkeit die Abschaffung bedingt. Das Tröstende des Glaubens an die Unsterblichkeit sucht man in der Hinweisung auf einen Ersatz im künftigen Leben für die, welche im Erdenleben unschuldig leiden oder zu leiden vermeinen. Solcher vermeintlich unschuldig Leidenden giebt es unzählige; sie sind in jedem Palaste wie in jedem Hause und jeder Hütte zu finden: die Sorge wirkt unter Kronen wie in Lumpen. Wenn man aber die Gründe ihrer Klagen erforscht, so findet sich mit seltenen Ausnahmen daß ihre Leiden allerdings nicht aus eigener Bosheit entstanden, wol aber aus eigener Unwissenheit, aus der Unkenntniß der stattfindenden Ursachverhältnisse welche aus bestimmten Thaten oder Unterlassungen der Menschen Leiden hervorgehen lassen. Sobald die Quelle ihrer Leiden aufgesucht wird, findet sich meistens daß in ihnen selbst die Ursache liege, daß sie unvorsichtig unmäßig oder sonst den Weltverhältnissen zuwider gelebt haben und für diese Fehler büßen, die aber keineswegs unschuldig sind weil keine bewußte Bosheit zum Grunde liegt. Frauen haben z. B. leichtsinnig oder unwissend ohne Liebe und Achtung geheiratet und glauben späterhin daß sie unschuldiger Weise in verhaßten Ehebanden schmachten. Weichherzige Mütter die ihre Söhne verzogen und haben verwildern lassen klagen über unverschuldete Leiden, Prüfungen Gottes, wenn sie lebenslang Schande und Gram erleiden. Eltern klagen über unmäßiges Kindersterben und nennen es unerforschliche Rathschläge Gottes, während es klar zu Tage liegt daß ihre Unkenntniß oder Nachlässigkeit in der Kinderpflege die Ursache sei.

Wer sein Geschäft ohne ausreichende Kenntniß betreibt oder nachlässig leichtsinnig betrügerisch und in Folge dessen verarmt, klagt über unverschuldete Leiden, weil er glaubt es ebenso betrieben zu haben wie Andere die reich dabei wurden. Noch zahlreicher sind die klagenden denen nicht alle Wünsche erfüllt werden, oder mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben statt nach ihrem Begehren mühelos vom Segen überschüttet zu werden. Fast jeder klagt über unverschuldetes Leiden sobald ihn unangenehmes oder schädliches trifft und er dessen Ursache nicht erkennt und nicht im eigenen thun zu finden vermag, weil Unkenntniß oder Eitelkeit ihn hindern das richtige Ursachverhältniß aufzufinden.

Wird auf solchen Leidenden der Hinweis auf die ewige Vergeltung nützlich oder schädlich einwirken? Er kann ihn auf Augenblicke trösten aber nicht ihm dauernd helfen, denn der Glaube hebt weder die Leiden auf noch beugt er ihrer Wiederkehr vor durch aufhellen des Ursachverhältnisses. Er läßt den leidenden Menschen in seiner Unwissenheit, verhüllt ihm die Wahrheit, verhindert ihn und Andere zu erkennen auf welchem Wege die Leiden hätten vermieden werden können oder künftig zu vermeiden seien. Der Schmerz kann auf kurze Zeit besänftigt oder vergessen werden, aber der Mensch bleibt niedergebeugt unter seinen Leiden, brütet in seinem Grame statt zu lernen wie er seine Leiden abschütteln und in Freuden umwandeln könnte. Trösten durch Hinweis auf ein künftiges Leben bietet also nicht allein keine nachhaltige Hilfe sondern steht auch der dauernden Abhilfe im Wege, lenkt den Blick ab vom wirklichen Sachverhalte, um in ferner Zukunft einen Ersatz zu zeigen den der Tröstende nicht kennen kann und der zu Tröstende nicht zu schätzen vermag.

Der Unterschied ist deutlich sobald man z. B. die Trostspenden am Krankenbette eines arbeitsamen Familienvaters sich vergegenwärtigt, der in einer dumpfen feuchten Werkstätte durch übermäßiges arbeiten in schädlicher Anstrengung seine Atmung und Verdauung zerrüttete und das Übel noch durch Tabakrauchen und Branntweintrinken verschlimmert hat; so daß die eigenen Schmerzen und der Anblick der hungernden Familie ihn zu endlosen Klagen über seine unverschuldeten Leiden aufregen. Der christliche Priester, der jüdische Arzt und ein menschenfreundlicher Freidenker treten an sein Lager. Der Priester bestärkt ihn in seinem Irrthume daß er unschuldig leide, tröstet ihn aber durch den Hinweis darauf „daß der Herr nach seinem unerforschlichen Rathschlusse Leiden über die Menschen verhänge zur Prüfung und Läuterung; denn es stehe geschrieben der Herr prüfe die Seinen und werde alles wohl zum Ende führen. Das Erdenleben sei die Vorbereitung für die schöne himmlische Heimat; der Leidende solle

Vertrauen haben zu Dem der die Sterne lenke und wenn er auch unverschuldet leide möge er sich getrösten daß im künftigen Leben Alles vergolten werde. Nur solle er sich nicht abziehen lassen von Gott und Gotteswort, sondern die Prüfungen des Herrn vertrauensvoll bestehen als frommer Christ, um sich würdig zu zeigen des allliebenden Vaters im Himmel und des ewigen Lebens der unsterblichen Seele." Du wirst das Tröstende solcher Rede erkennen.

V. Gewiß; sie ist der Stellung des Priesters am Krankenbette angemessen.

S. Der jüdische Arzt folgt und untersucht die Krankheit als Gegenstand der Sinnenwelt, wendet die richtigen Mittel an um der Zerrüttung Einhalt zu thun und das Heilbestreben des kranken Menschen zu unterstützen. Er erläutert dem Leidenden wie aus seinem eigenen thun oder unterlassen die Krankheit entstanden sei, wie er durch gesundes arbeiten ohne Tabak und Branntwein sich derartig stärken könne, daß er nach der Krankheit ein gesünderes und glücklicheres Leben zu führen vermöge als je zuvor.

Nächstdem tritt der Freidenker hinzu und verdeutlicht ihm wie er außerdem für Tabak und Branntwein nicht allein das Geld verschwendet habe wofür er eine gesunde Wohnung und Werkstätte hätte benutzen können, sondern auch den Sparpfennig der bei eintretender Krankheit seine Familie gegen Hungersnot gesichert hätte. Er bringt ihn zum Entschlusse künftighin ein richtiges Leben zu führen, verhilft ihm durch Vorschüsse zum überwinden der Leiden, rüstet den Geheilten aus und leitet ihn bis er durch eigene Kraft ein neues glückliches Leben sich geschaffen hat.

Ward der Mann glücklich durch den Priester als Tröster? Nein! Die schöne Rede half nichts, schadete vielmehr, denn sie bestärkte den Leidenden in seinem Irrthume daß er unschuldig leide, lenkte seine Erkenntniß ab von der Wahrheit, von den wirklichen Ursachverhältnissen um die Schuld in seinen Gottesglauben zu legen. Sie war nur geeignet den richtigen Entschluß und die helfende That zu verhindern, den leidenden Mann mit ihren Tröstungen in Krankheit und Armut verkümmern zu lassen. Was ihm half seine Leiden in Freuden umzuwandeln, war nicht der Unsterblichkeitglaube sondern die bessere Erkenntniß, welche nicht auf jenem Glauben beruhete sondern mit voller Wirkung von einem Juden oder Heiden bewirkt werden konnte, die dazu keiner Religion bedurften. Die Tröstungen des Glaubens waren nicht allein überflüssig und unnütz sondern schädlich; denn sie führten die Erkenntniß irre von den wirklichen Ursachen der Sinnenwelt ab zu den unrichtig gedeuteten Beweggründen der außersinnlichen Welt.

Als Warner ist der Glaube an dereinstige Vergeltung unzuverlässig: für die Vorgeschrittenen bedarf es desselben nicht weil sie von ihrem sittlichen Bewußtseine beherrscht werden, welches ausreichender wirkt als die Hoffnung oder Furcht gerichtet auf ein künftiges Leben; auf den Rückständigen dagegen verfehlt er seine Wirkung weil die Erfüllung weder bekannt noch gesichert ist. Die ewige Vergeltung steht nicht so nahe bevor, daß sie Eindruck machen könnte auf Menschen die sich nicht einmal durch den Hinblick auf nahe bevorstehende Übel abhalten lassen; viel weniger also durch solche die erst in einer zukünftigen Welt eintreten sollen, weder durch Augenschein noch durch berichtete Erlebnisse dort gewesener Menschen im voraus Eindruck machen können. Kein Priester kann dem Zuhörer faßlich erläutern wie die überlebende Seele beschaffen sein werde, wie sie mit Strafen und Qualen belegt werden könne, deren Pein der lebende Mensch zu beurtheilen vermöge; es sei denn daß er den Gespensterglauben als Grundlage benutze, um die Seele als ein Wesen aus feinem Stoffe darzustellen und die Hölle oder das Fegefeuer als wirkliche Feuersglut aus Pech und Schwefel, welche die stofflichen Seelen brennend martere und durchglühend reinige. Selbst in dieser Gestaltung bleibt der Vergeltungglaube wirkunglos, wie die Erfahrung an allen Stellen erweist wo die Priester der sinnlichsten Beschreibungen sich bedienen einem strenggläubigen Volke gegenüber und dennoch erleben müssen daß ihre Gläubigen sich auszeichnen durch Laster und Verbrechen.

Als Warner ist jener Glaube nicht allein wirkunglos sondern auch schädlich; denn er lenkt den forschenden Blick der Menschen ab von den nächstliegenden Bezügen und den Ursachverhältnissen die in seinem thun liegen im Bereiche seines Willens, um ihn auf entfernte Zustände eines künftigen Lebens hinzuweisen die der Lehrende ebenso wenig kennt wie der Lernende. Was dem Menschen nahe liegt greifbar und faßlich, also auf ihn wirken kann und seinem Einflusse untersteht, entzieht oder verhüllt man seinem Blicke, um ihn auf unfaßliches hinzuweisen welches seinem Willen entzogen ist. Man richtet seine Augen nach oben in die außersinnliche Welt hinaus, verhindert aber dadurch daß er die Hindernisse erkenne die in der Sinnenwelt vor seinen Füßen liegen und die ihn im fortschreiten nur zu oft zum stolpern und fallen bringen.

§. 276. Vater. Es kann nicht sein, es darf nicht sein! Es müssen **Geist und Unsterblichkeit unfehlbar** in der Welt existiren! Alles Schöne und Gute hängt damit zusammen.

Sohn. Was ihr euch unter diesen Namen denkt ist in der

Außenwelt nicht da. Was euch aber veranlaßt zu diesen Begriffen, die Eindrücke die ihr empfinget sind vorhanden; wenigstens glauben wir Freidenker es wie ihr, weil wir die gleichen Eindrücke von unserer Außenwelt empfangen.

Es hält allerdings schwer die Fülle der schönen und erhebenden Bilder und Vorstellungen aufzugeben, welche mit dem Glauben an die Unsterblichkeit, an die Fortdauer des einzelen Menschen über den Tod hinaus verbunden sind. Sie entstammen den Deutungen welche der Mensch den empfangenen Eindrücken unterlegte und zu deren Gestaltungen er unbeschränkt seine Einbildung verwenden konnte weil sie der außersinnlichen Welt angehören, jenseit der Grenzen liegen, die nicht allein über sondern auch unter und nach allen Seiten den Bereich seiner Sinne umfassen. Diese Vorstellungen sind vergleichbar der schönen Götterwelt der Hellenen, ebenfalls durch Deutung der Eindrücke der Außenwelt von der Einbildung geschaffen, unbegrenzt gestaltet und geschmückt wie es die Unermeßlichkeit der außersinnlichen Welt ermöglicht. Seitdem die Götterwelt der Hellenen geschwunden haben alle Künste den reichsten Stoff verloren; ein ganzes Reich der schönsten lebensfrischen Gestaltungen ist den Dichtern und Bildnern zertrümmert worden und die Klagen Schillers um die verlorenen Götter Griechenlands sind begründet. Doch wirst du nicht wünschen daß dieser Götterglaube wieder auflebe.

V. Niemals, denn die einfache Wahrheit meines Gottesglaubens ist mir tausendfach mehr werth als der schöne Götzendienst der Hellenen mit ihren prunkenden und künstlerisch ansprechenden Formen.

S. Daß der Glaube an Geist und Unsterblichkeit zu schönen Gestaltungen geführt habe darf also keinen zwingenden Grund abgeben, um sich zu scheuen von den Vorstellungen zurückzuweichen, wenn die Erkenntniß der Wahrheit es erfordert. Mit den Göttern Griechenlands ist nicht das Schöne aus der Welt geschwunden, weder was Eindrücke auf den Menschen macht die er schön nennt, noch der Sinn des Menschen durch den er die Eindrücke empfängt, oder die Bildung deren es bedarf um die Eindrücke zu gestalten. Was verschwand war das mühsam und künstlerisch schön gestaltete Werk seiner Einbildung, welches die Hand des Künstlers zertrümmerte um ein vollkommeneres Werk an die Stelle zu setzen. Wir beklagen gefühlvoll das zertrümmerte schöne Werk; aber der Künstler lebt fort um schöneres zu schaffen, wenn auch auf anderen Bahnen.

V. Ich kann mich nicht davon trennen, den Geist zu erkennen und zu bewundern in allem was ich so wunderbar leben sehe; kann auch nicht glauben daß der Geist nach kurzem Leben mit dem rohen

toden Stoffe vergehen solle, der heute im Gehirne des besten Menschen und morgen im Straßenschmutze enthalten sein kann.

S. Was du Leben nennst kennen auch wir, denn die in uns selbst und Anderen vorgehenden Bewegungen und Änderungen machen auf uns die selben Eindrücke; nur unsere Deutung ist verschieden von der eurigen.

Ihr stellt immerfort Geist und Stoff einander gegenüber, als ob es geschiedene Wesen seien, die je nach Umständen mit einander sich vereinen oder auseinander gehen können; ihr beschreibt beide als ob ihr sie getrennt von einander genau kennet. In Wirklichkeit gibt es aber keinen Stoff wie ihr ihn beschreibt, denn es ist nirgends ein regungsloser Stoff vorhanden, sondern alles und jedes ist in Bewegung, wird bewegt und überträgt die Bewegung auf anderes, verändert auch unausgesetzt seine Gestaltung je nach den Einflüssen denen es ausgesetzt ist. Was euch veranlaßt einen toden theilnahmlosen Stoff zu denken, ist der Umstand daß die meisten Bewegungen zu fein sind um von unseren Sinnen erfaßt zu werden, daß unsere Sinne zu grob sind um die Eindrücke jener Bewegungen aufzufassen und zum Gehirne fortzupflanzen. Eure Unterscheidung in Stoff und Geist ist keine sachliche außer euch vorhandene, sondern eine innere in euch vorgenommene; sie ist das Erzeugniß eines Gedankenvorganges, die Frucht eures bemühens die verschiedenen Eindrücke, welche die Weltvorgänge und darunter das Leben des Menschen auf euch machen in euren Gedanken zu unterscheiden.

Ich bin weder Stoff (Materie) noch Kraft (Geist) sondern ich bin Mensch; weder bin ich Leib noch Seele sondern Mensch. Durch jene Namen unterscheiden wir lediglich die verschiedenen Eindrücke welche der lebende Mensch auf unsere Sinne macht; das Wesen des Menschen ist und bleibt aber Eines, ist nur Mensch und nicht getrennt in sich. Das Wort Materie oder Stoff, ebenso wie Seele oder Geist, bezeichnet ein Denkerzeugniß, ein Gedankending, dessen man sich bedient zur Erklärung der unterschiedlichen Eindrücke die wir von der Außenwelt empfangen. Es verhält sich damit wie mit den Bezeichnungen Atom Monade Moleküle Äther u. a. die zu verschiedenen Zeiten erdacht und angewendet wurden um ein Gedankending zu bezeichnen, aber kein sinnlich erkanntes Dasein besitzen.

Du sagst du erblickst den Geist in allem was so wunderbar lebe. Dieses wunderbare Leben erblicken auch wir, nur bleiben wir stehen bei dem was wir als Eindruck empfangen und nennen es wunderbares Leben, ohne mit dir in die außersinnliche Welt zu fliegen um daraus ein gesondertes Wesen als Geist herbeizuholen. Wir begnügen uns mit dem erkannten, wogegen du in das unerkenn-

bare unermeßliche All schweifest, um das erkannte in ein Wesen umzugestalten; das ist der Unterschied.

Denke dir ein Hirte finde auf der weiten Haide eine Taschenuhr, deren er nie vorher gesehen. Er hebt sie auf betrachtet und behorcht sie, sieht daß die Zeiger langsam vorrücken und hört pickern im Innern. Mit diesen Sinneseindrücken begnügt er sich nicht, sondern sein Verstand zieht den Schluß, es müsse in der Uhr etwas befindlich sein welches die Bewegung hervorbringe. Es gelingt ihm die Uhr zu öffnen und er sieht ein Getriebe von Rädern die sich gegenseitig drehen, kann aber das Wesen nicht entdecken welches sie in Bewegung hält; er spähet in allen Zwischenräumen so weit er kann, schaut aber nirgends das Wesen und denkt es müsse noch tiefer im Inneren sein. Er will es finden und schlägt die Uhr mittelst eines Steines aus einander. Jetzt bewegt sie sich nicht mehr, Räderwerk und Zeiger sind aus einander; er sieht ein Haufwerk von bewegunglosen Theilen aber kein Lebenswesen. Er schließt daraus es sei unsichtbar vorhanden gewesen und entflohen, der Geist befinde sich jetzt am anderen Orte; was er zurückgelassen sei der tode Stoff, der nur dann sich bewegen könne wenn der Geist hinein fahre und das Räderwerk in Gang halte. Würdest du zu ihm treten und ihn fragen ob er das Wesen gesehen habe, so wird er antworten daß er es nicht habe entdecken können, aber er denke es sich; denn vorher sei alles im Gange gewesen und jetzt lägen Zeiger und Räder da und bewegten sich nicht mehr. Es wäre auch ganz natürlich, denn sie seien aus Messing und Eisen und diese Metalle seien ihm bekannt als unbeweglich, wohin man sie werfe blieben sie liegen und rührten sich nicht; auch daß er den Geist nicht habe entdecken können sei erklärlich, denn Geister seien unsichtbar.

Würdest du darauf ihm erläutern, daß die Uhr sich selbst in Bewegung erhalten habe dadurch daß Messing und Eisen in besonderen Formen (Rädern u. d.) zu einander in Verbindung gesetzt wurden; daß die Bewegung von einem Menschen herrühre der gestern mittelst seiner Finger eine in der Uhr befindliche sichtbare Stahlfeder einrollte, deren streben nach ausrollen das sie daran hindernde Uhrwerk getrieben habe: so könnte es geschehen daß der Hirte dich auslachte und sagte solches sei (materialistischer) Unsinn, denn ein Stück Stahl könne weder ein streben haben noch den Zweck verfolgen dem Menschen die Zeit anzugeben, und ein Mensch hätte wohl gestern die Räder drehen können als er die Uhr in der Hand hatte, aber nicht heut: aus meilenweiter Entfernung. Sein Glaube stehe fest und sei unschütterlich der, daß in der Uhr ein unsichtbares Wesen sich aufgehalten habe, welches das an sich bewegunglose Räderwerk und die Zeiger in Bewegung

hielt, denn nur ein Geist vermöge solches; jetzt aber sei dieser entflohen und dort liege der tode Stoff ohne sich rühren zu können.

V. Was der Hirte sagte enthielt Wahrheit, denn es war ein Unsichtbares in der Uhr thätig, nämlich der Gedanke des Uhrmachers der den toden Stoff, die Metalle formte und zusammen setzte damit sie zur Uhr wurden. Dieser Gedanke war es der die Uhr beseelte und das Trümmerwerk toder Stoffe überlebte, wie unser Geist die toden Stoffe aus denen unser vergängliche Leib besteht.

S. Der Gedanke überlebt allerdings die Uhr, aber wie? als unabhängiges Wesen, als Geist? Nein, denn er lebt nur fort im Gedächtnisse des Uhrmachers neben tausend anderen Gedanken und sobald dieser Uhrmacher stirbt lebt der Gedanke, die Vorstellung einer Uhr und deren Anfertigung, fort im Gedächtnisse und Verstande der übrigen Uhrmacher. Der Gedanke lebt fort, aber nicht als Wesen sondern als Gebilde des Verstandes und zwar so lange wie Uhrmacher da sind, die solche Uhren machen, oder Menschen welche die Kunde vom Wesen solcher Uhren aufbewahren.

Die vorgeschrittenen Gläubigen haben zudem die Vorstellung vom Geiste des Menschen im Gegensatze zum stofflichen Leibe, so sehr verfeinert, daß sie selbst das schöne und hochpoetische davon abgestreift haben welches an der älteren Vorstellung haftete. Alle Schönheit lag in der Vorstellung daß die Seele aus feinem Stoffe bestehe, in der Gestalt des lebenden Menschen fortlebe, fähig menschlich zu fühlen und zu wirken, wie auch mit den Nachlebenden durch Erscheinung Sprache und Geberden in Verbinduug zu treten und mittelst höherer Einsicht auf ihre Gedanken und Handlungen einzuwirken. Nur dieses Menschenänliche war es was der Sehnsucht der Lebenden Narung bot, was auch uns in dem Glauben anheimelt. Seitdem aber das stoffliche als Gespensterglaube ausgeschieden und verleugnet ward um den Geist immer feiner zu gestalten, verlor der Glaube das ansprechende, das menschlich schöne und verfeinerte sich zu einem Gedanken, einem Begriffe, der nur im Verstande der Menschen da sein kann. Seitdem der ausgeschiedene Geist als unsichtbares Wesen ohne menschliche Form vorgestellt wird, aller Eigenschaften ledig die dem Leibe anhaften, ohne Verkehr mit den Nachlebenden und ohne Einwirkung auf ihre Sinne, ist er dem Menschen so fern gerückt, daß dem Verstande des Gläubigen der Geist nur noch als Frucht seines nachdenkens erscheint, als ein Geschöpf seines Verstandes, dessen er nur dann inne wird wenn er darüber nachdenkt. Alles gefühlvolle und anheimelnde ist aber dahin; der fortlebende Geist als Wesen steht so fern den nachlebenden Menschen als ob er nicht da wäre. Wenn also die Vorstellung schwände ginge dem Reiche des Schönen

nichts verloren. Dieser Verlust hat aber schon vor Jahrhunderten innerhalb des Glaubens der gebildeten sich vollzogen, als sie in ihren Vorstellungen dem Geiste die Stofflichkeit abstreiften.

V. Des Menschen Leben kann nicht so zu Grunde gehen wie eine zeitweilige Erscheinung, eine Sternschnuppe, die plötzlich aufleuchtet dahin fährt und zerstiebt. Es muß ein fortleben stattfinden, denn der Mensch ist keine Sandwelle die der Wind verweht. Es wäre trostlos zu denken der Mensch sinke mit dem letzten Athemzuge dahin in Nacht und Vergessenheit, verschwinde wie das in einen Sumpf geworfene Kleinod und von allem mühen allen Gefühlen allem hoffen und streben verbleibe nichts als eine Hand voll Asche.

S. Bei Untersuchung dieser Seite der Frage muß zunächst auffallen, daß die Trauer sich beschränkt auf die, deren Leben als Kleinod aufgefaßt wird welches im Tode verloren gehe, daß sie aber alle übrigen Menschen ausschließt deren Leben wenig Gewinn ergibt. Sollte nicht etwas Eitelkeit oder Selbstsucht im Spiele sein, welche die Gläubigen verleitet sich selbst als so köstliche Wesen und Kleinode zu betrachten, daß sie für ewige Zeiten erhalten zu werden verdienten?

Worin liegt die Köstlichkeit, die überirdische Würde des Menschenlebens? Etwa in seiner Entstehung oder in seiner Fortbildung oder in seinem Tode? Sehen wir auch ab von dem Zufalle d. h. der Unabsichtlichkeit oder gar dem Frevel der über die Entstehung so vieler Menschen waltet, die Geringschätzung oder Unlust mit der das Menschenleben vielfältig geschaffen und erhalten wird, so können wir doch selbst in allergünstigsten Fällen der Entstehung nichts entdecken was nicht den Menschen ganz und gar als Erdenwesen erkennen ließe. Betrachtet man dann wie die Mehrzahl aller entstandenen lebt, wie die Erhaltung ihres Erdenlebens alle ihre Kräfte in Anspruch nimmt, alle ihre Sorgen ihre Freuden und Leiden, ihre Mühen und Hoffnungen an der Erde haften, so kann man nichts weiter erkennen als daß sie Erdenwesen seien, deren Leben auf Erden seinen Abschluß finden kann ohne daß ein Kleinod verloren gehe; in ihrem Wesen ist nichts zu entdecken dessen ewige Forterhaltung notwendiger Weise angenommen werden müsse. Es bleibt dann noch eine Minderzahl solcher Menschen deren ableben jedermann als einen Verlust für die Menschheit anerkennen muß, denen wir ein ewiges Leben wünschen möchten, weil ihr Leben in fortschreitender Bildung zum unschätzbaren Kleinode werden müßte. Wir finden aber bei näherem betrachten, daß der Wunsch dahin sich richtet ihnen ein ewiges Leben auf Erden zu wünschen und zwar zum Vortheile der Menschheit, also ein Leben welches den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht stützt; denn der Wunsch richtet sich nur auf die irdische Unsterblichkeit

des ganzen Menschen zum Vortheile der auf Erden mitlebenden Genossen.

Dieser Wunsch ist aber kein vergeblicher; denn die Blätter der Menschengeschichte verewigen nicht allein die glänzenden Namen der verdienstlichen Genossen, sondern prägen auch jedem geeigneten der nachlebenden den Entschluß ein das streben der geschiedenen fortzusetzen. Sie leben jedenfalls fort in dem was sie schufen, in den Entschlüssen der tausende und millionen Menschen die in ihrem Andenken sich aufrichten, auf ihren Pfaden wandeln und nach ihren Zielen weiter streben. Ihr Unsterbliches ruht in dem was sie wirkten, was sie errungen oder erstrebt haben; es lebt fort in der Veredlung der Menschheit, möge man ihrem Andenken Denkmäler weihen oder ihre Namen der Vergessenheit übergeben. Ihr fortleben ist gesichert wenn sie Unsterbliches schufen, möge es im verborgenen geschehen sein oder auf dem Markte des Lebens; und wenn ihr Name verloren ging, so lebt ihr wirken und eigentliches Wesen in dem geschaffenen fort, im leben und streben der Menschheit, im Kreise derer denen der verstorbene sein wirken liebend widmete.

Überblicke die Menschheit in der Fülle ihres Besitzes an Kenntnissen und Genüssen! Ist nicht der Schatz der Menschheit entstanden aus der Anhäufung des Kernes unzähliger Geschlechter die vor uns lebten? aus dem besten was die edelsten ihrer Zeit der Menschheit vererbten, was sie durch die höchste Entwicklung ihres Wesens aus sich schufen und der Menschheit als ihr Unsterbliches übergaben? Steht nicht Moses hehre Gestalt ernst gebietend vor uns wenn wir seine Worte lesen? herrschte er nicht Jahrtausende über seinen Tod hinaus in hunderten von millionen? Jesu milde mahnende Stimme tönt für alle Zeit den Menschen entgegen aus den dürftigen Überlieferungen der Evangelien; sein liebendes Herz schlägt noch in den Worten seiner begeisterten Hoffnungen und Klagen; sein Unsterbliches verblieb Jahrtausende der Menschheit und wird auch fernerhin aufmunternd leben im denken und wirken von Millionen. Muhammads Glaubenseifer für den einigen Allah durchleuchtet Jahrtausende das Morgenland; sein Wort durchschauert den gläubigen in den Wüsten Afrikas wie auf den Hochgebirgen Indiens, seine Befehle vollstreckt der dürftige Beduine wie der mit Edelsteinen bedeckte Padischah; die Schar der millionen neigt täglich ihr Haupt dorthin wo der Profet ruhet, und betet zum einigen Allah dessen Lob der Profet ihnen lehrte. Ist nicht dem weisen Sokrates die Unsterblichkeit gesichert? Sind Plato Aristoteles und die übrigen großen Hellenen verschollen und spurlos verschwunden? Ist nicht die Unsterblichkeit des Kong (Confucius) und des Sakjamuni (Buddha) größer und wichtiger als es ein fortleben

in fremden Welten sein würde? Wer zählt die Reihen der unsterblichen Lehrer Entdecker und Künstler welche der Walhalla der Menschheit angehören! Würde nicht jeder von ihnen wenn er lebend sehen könnte wie die Verständigsten an derem Urtheile ihm gelegen, durch seine Thaten und seine Gedanken sich erfüllen und leiten lassen, selbst erkennen daß seine Unsterblichkeit gesichert sei? Wie reich ist die Zahl der Unsterblichen deren Namen wir nicht kennen, der Helden welche Völker aus Unwissenheit zur Bildung führten, welche den umherstreifenden Jäger zum Hirten bildeten, dem Hirten lehrten Furchen ziehen um aus gepflegten Saten reichliche Ernten zu gewinnen; oder durch Vereinigung der Wanderfamilien die Keime statlicher Ordnung legten, den Menschen lehrten ihr Leben zu sichern ihre Genüsse zu erhöhen ihre Stellung zu veredeln! Sie liegen ungenannt und ungekannt im Erdenschoße, aber ihr wirken als Kern ihres Lebens besteht so lange die Menschheit fortschreitet und in ihrem Bildungsschatze auch die alten Kleinode hegt welche jene Unbekannten hinterließen. Wer sich sehnt nach der Unsterblichkeit der bemühe sich darum in seinem thun; sie wird ihm werden so weit er ihrer sich würdig macht. Trage er bei zum Schatze der Menschheit sei es wenig oder viel, dann wird der Kern seines Lebens fortbestehen in den vererbten Früchten seines wirkens. Lasset uns jedem zurufen: „Erringe die Unsterblichkeit dann wird sie dir!"

§. 277. Vater. Ich theile in so weit deine Ansichten, daß ich es unrichtig finde dem Menschen immerfort den Glauben zu predigen, im übrigen aber ihn in Unwissenheit fortwandeln zu lassen. **Glauben und Wissen** gehören zusammen. Dadurch wird aber nicht bedingt daß der Glaube aufhören solle um nur die Wissenschaft zu pflegen, vielmehr kann beides neben einander gefördert werden. Der Mensch braucht nicht unwissend und roh zu sein um glauben zu können, ebenso wenig wie er ungläubig sein müsse um der Wissenschaft anzugehören. Unsere Priester könnten über den engen Bereich ihrer Theologie hinausgehend Kenntnisse der Weltvorgänge (der Natur und des Menschenlebens) sich erwerben und Anderen lehren ohne aufzuhören den Glauben zu pflegen. Man kann gläubig und kenntnißreich sein zu gleicher Zeit, den Glauben haben für das höhere überirdische, das Wissen für das niedere irdische Leben. Hätte in deinem vorhin angeführten Beispiele am Krankenbette der christliche Priester etwas mehr gekonnt als seine hergebrachten Trostgründe zum hundertsten Male anzubringen, dann würde er auch als Arzt und Menschenfreund haben wirken können; er hätte alle Rücksichten des Lebens umfassend den kranken Mann nicht allein durch Hinweis auf Gott erhoben und getröstet,

sondern ihm auch gezeigt wie er seine Leiden selbst verschuldete und ihnen in Zukunft entgehen könne.

Sohn. Das geht nicht wol an, denn wenn er das wissen, das erkennen pflegen wollte läuft er Gefahr ungläubig zu werden. Wenn die Priester, die Ursach-Verhältnisse der Welt erkennend, die Wissenschaften lehren wollten, so würden sie finden wie wenig die Religion enthalte und wie leicht sie entbehrt werden könne. Theologie ist die alte rückständig gewordene Wissenschaft, welche nur bestehen kann wenn sie die seitdem fortgeschrittene Wissenschaft abweist. Wer etwa sich gelüsten ließen die Ergebnisse neuerer Erkenntnisse sich anzueignen, würde zuerst unmerklich späterhin fühlbar die Theologie als abgestorben ausscheiden. Theologie und Weltkunde vertragen sich nicht, weil die wichtigsten Sätze des Glaubens Ergebnisse der Naturbeobachtungen früherer Jahrtausende sind. Jener christliche Priester am Krankenbette hätte seine Trostrede nicht gehalten und halten können, wenn seine Erkenntniß weiter gereicht hätte als sie durch die hergebrachte Theologie geführt worden war. Will der Priester forschen dann läßt er den Glauben hinter sich und entdeckt sehr bald daß seine frühere Eintheilung in Übernatürliches und Natürliches, Höheres und Niederes, Geistliches und Weltliches, Geistiges und Stoffliches verloren gehe; daß alles erkennbare zusammen hänge bilde und daß die Scheidungen welche er bisher machte nirgends außer ihm zu entdecken seien, sondern lediglich in seinem eigenen Inneren gestaltete Gedankenvorgänge seien, deren Berichtigung seine ganze Theologie zerstöre. Was die meisten Priester von den Wissenschaften zurückhält ist eine begründete Scheu; sie wollen den Zwinger der Theologie nicht verlassen weil der freie Athemzug sie belästigt und darüber belehrt daß sie in anderer Luft sich befinden als der gewohnten. Sie ziehen es vor ihr Gebiet abzusperren für sich und ihre Genossen und auf Alles zu verzichten was außerhalb vorgeht; sich zu beschränken das eingehegte Gebiet zu bearbeiten und davon alles außerhalb Liegende abzuwehren; denn ihre Erkenntniß erweitern wäre vom Übel. Was dir die Priester der Jetztzeit predigen hast du schon in deiner Jugend in änlicher Weise hundertmal gehört; du bist fortgeschritten aber die Theologie ist stehen geblieben, also rückständig geworden zu deinem wissen und glauben. Du bist nicht Schuld an dem Abstande, denn du hast dich im Einklange gehalten mit der ganzen Welt indem du fortschrittest; die Theologie ist es welche die Schuld trägt, weil sie in ihrer Erstarrung zurückbleibt hinter dem fortschreiten der ganzen Welt und in Folge dessen immer mehr der Rückbildung anheim fällt.

Dabei ist die Religion sehr kostspielig; denn nicht allein daß die europäischen Völker nach ungefährer Schätzung jährlich 180 Millionen

Thaler für ihre Priester und Kirchen ausgeben, sondern sie lassen auch einen übergroßen Theil des Schulunterrichtes der Religion widmen; der ägüptischen Wissenschaft von der außersinnlichen Welt, die der Lehrer ebenso wenig faßt wie seine Schüler und über deren unverständliche und unverstandene Mittheilung der Unterricht der faßlichen und zur Veredlung wirksamen Wissenschaften versäumt wird. Der Religions=unterricht dient zur Erhaltung der Unwissenheit, aber wenig der Ein=sicht und Besserung.

V. Was soll daraus werden? Die Religion schwindet zusehends, der Glaube verkehrt sich in Unglauben und die Priester legen die Hände in den Schoß. Statt den Glauben zu pflegen treiben sie meistens nur ein theologisches Geschäft, sorgfältig bemüht ihre Einnahme zu mehren, aber gleichgiltig gegen die Mehrung des Glaubens. Ihre Reden so leer und nüchtern, ihre Verrichtung der Religions=Gebräuche so stumpf, sie selbst mit wenigen Ausnahmen ohne höhere Kenntniß flache Menschen, beschränkt das auswendig erlernte tausendfach wieder=holend oder in hochtrabenden theologischen und filosofischen Redens=arten sich ergehend; die sie weder selbst verstehen noch Anderen ver=ständlich zu machen wissen, von denen sie auch nicht erwarten daß sie verstanden werden, sondern nur daß sie ihnen den Ruf eines tiefen Theologen verschaffen. Der Glaube sinkt in den Händen der Priester zum alltäglichen, zum Nahrungzweige herab. Die Laien dagegen denken, daß sie nicht als gebildete gelten können wenn sie nicht einigen Unglauben hegen. Die Wissenschaft sollte sich mit der Religion ver=söhnen; denn wenn die Religion untergeht, was dann?

S. Dann tritt die fortgebildete Wissenschaft an ihre Stelle, welche auf gleichem Grunde beruht und den selben Inhalt hat wie die Religion, aber vollständiger reicher und in höher entwickelten Formen. Die veraltete Gestalt der Wissenschaft früherer Zeiten welche Religion genannt wird gibt Raum der endlos fortschreitenden Er=kenntniß; die Mutter stirbt an Altersschwäche und überläßt ihr Haus den blühenden Töchtern. Der Mensch wird alsdann nicht beständig seinen Blick nach den Wolken richten und stolpern über das was vor seinen Füßen liegt; sondern wird seinen Blick nach allen Richtungen schweifen lassen, mehr und mehr erkennen was auf ihn wirkt und wirken kann, welche Ursachverhältnisse ihn mit der übrigen Welt ver=binden, durch deren Kenntniß er sein Leben bereichern seine Vortheile mehren und seine Leiden mindern könne. Er wird weniger seine Ein=bildung in der außersinnlichen Welt umher irren lassen, dagegen desto mehr in der Sinnenwelt sich umschauen, sein Glück nicht suchen in einer ferner Zukunft sondern in der Gegenwart; er wird sein Erden=leben auffassen als ein Glück welches ihm verliehen ward, nicht als

ein wandeln im Jammerthale aus dem er sich fortwünschen solle. Dem Menschen wird die Welt freundlicher lachen und er seine Bestimmung in der selben finden, im wirken für den Fortschritt der Menschheit der er alles verdankt.

V. Ja, die Welt werden sie sehr schön finden, das Paradies an allen Orten! Jubeln werden sie, lustig leben, für heute sorgen nicht für morgen und zuletzt wie wilde Thiere über einander herfallen in unersättlicher Gier nach Genuß und sei es auch nur der Genuß des mordens.

§. 278. Sohn. Wie es in den Blütezeiten der Religion geschah? Nein, sie werden friedlicher wohnen, weil Keiner sein Erdenglück wird auf das Spiel setzen wollen um die himmlische Seligkeit zu erlangen. Was du Religion nennst hat die Menschheit von jeher geschieden und in gegenseitiger Feindschaft erhalten; je stärker der Glaube sich ausprägte desto mehr hat **die Religion menschenfeindlich** gewirkt. Schau um dich! Trennen sich Christ und Mosait Katholik und Evangelischer weil etwa die eine oder andere Genossenschaft aus Mördern Räubern Giftmischern und Brandstiftern bestehe? Nichts weniger als dieses. Oder ist etwa die gemiedene Genossenschaft mit ekelhaften Fehlern ansteckenden Krankheiten behaftet, oder folgt sie widerlichen Gewohnheiten die ihre Nähe unerträglich macht? stirbt Alles wohin ihr Fuß tritt? Nichts von alledem; sie trennen sich nur im Glauben in der Religion. Ist das nicht ein großes Übel?

Vater. Das ist einmal so. Wir haben den wahren Glauben und es ist schlimm genug, daß die Anderen es vorziehen im Irrthume zu wandeln statt sich zu bekehren. Wir nähmen sie gern auf, aber wenn sie nicht wollen dann mögen sie zum Teufel gehen. Wir brauchen nicht allgemeinen Unglauben einzuführen um einig zu werden; denn ein gemeinsamer Glaube erfüllt den selben Zweck und unser Glaube erfüllt mehr als jeder andere den Zweck der Vereinigung aller Menschen, weil in ihm die Religion ihren höchsten und alleinig wahren Ausdruck findet.

S. Unglücklicher Weise behauptet dieses jede Genossenschaft und weil sie meint den wahren Glauben zu besitzen, dünkt sie sich berechtigt die Anderen hochmüthig zu betrachten und zu behandeln, sie zu verachten zu hassen zu unterdrücken oder mindestens zurück zu setzen. Jede Genossenschaft glaubt mehr oder weniger ihren besonderen Gott zu haben oder auf den allgemeinen Gott den ersten Anspruch zu besitzen. Seine Sonne bescheine allerdings auch die anderen, wie überhaupt die bösen neben den guten, aber gemacht sei sie wie jedes Gut in der Welt eigentlich nur für die Rechtgläubigen und „diese Recht=

gläubigen sind wir" sagt jede der Genossenschaften. Sie denken aber nicht allein so, sondern handeln auch auf Grund dessen als hassende und verfolgende.

Was trennt den Christen und Mosaiten? Nichts weiter als die Deutung des Messiasglaubens, der aus der altsemitischen Vorstellung hervorging daß der Höchste (der Herr) in der Unmöglichkeit seinen Willen, seine Gebote durchzusetzen, einen Haß gegen die Menschheit hegte, den er in ältester Zeit durch Vertilgung des ganzen Geschlechtes geäußert habe, späterhin in oftmaligen Drohungen und Strafen, aber erfolglos, so daß sein Rachegefühl unausgesetzt gesteigert worden sei. Nachdem alle nach semitischer Ansicht erforderlichen Sühnopfer als unzureichend sich erwiesen hätten, also das Sündenmaß wie man sich dachte immer höher anschwelle, steigerte das Volk vor mehr als 2000 Jahren die Opfer-Vorstellung dahin, daß nur durch ein gottgesandtes Sühnopfer höchster Art die Schuld getilgt werden könne. Der gläubige Mosait hofft, daß dieser gottgesandte Gesalbte (Maschiach) noch erscheinen werde; der gläubige Christ dagegen behauptet der gesalbte (Messias oder Christus) sei bereits vor etwa 1800 Jahren als Jesus, Sohn der Maria, erschienen, habe die Sühne durch seinen Opfertod vollbracht und die Vergebung jedem Sünder erwirkt der den festen Glauben an diese Thatsache hege.

Wenn nun die fortschreitende Wissenschaft die Grundlage dieser Scheidung beseitigt, nämlich die Vorstellung vom altsemitischen rachsüchtigen Feuerherrn, der nur durch blutige qualvolle Opfer versöhnt werden konnte, erzeigt sie dann nicht der Menschheit und der Menschenliebe einen Dienst, indem sie den angehörigen des selben Volkes den Grund der vorherigen Abneigung entzieht, ihnen den Frieden bringt und die gleiche Nächstenliebe für Alle? Ist der altsemitische Rache- und Opferglaube so wichtig, daß wir Anstand nehmen sollten durch seine Hingabe einen wichtigen Schritt vorwärts zu thun auf der Bahn der Sittlichkeit?

Was trennt die Katholiken und Evangelischen? Die Vorstellung von der fortgesetzten Wirksamkeit des heiligen Geistes.

V. Ich denke das Papstthum scheide sie.

S. Nur scheinbar, denn die evangelischen Priester würden längst einen gleichen Priesterverband mit gleichen Kirchenversammlungen und deren Beschlüssen schaffen und benutzen, wenn ihnen der Glaube an die fortgesetzte Begabung mit dem heiligen Geiste zu Gebote stände. In der evangelischen Kirche Englands kannst du die gesammte päpstliche Einrichtung (Oberhaus und Unterhaus der Priester) antreffen, mit Oberhaupt und höchstem Rathe gleich dem Papste und seinen Kardinälen; aber ohne den Glauben an Mittheilungen durch den heiligen

Geist und deshalb als eine verfehlte Copie des Papstthumes kümmerlich fortlebend. Ebenso verfehlt sind die Sünoden (Priester-Versammlungen) der Lutheraner; da sie keine Glaubenssätze schaffen dürfen. Die Katholiken und Evangelischen sind darüber einig, daß nach Jesu ableben auf Gottes Geheiß der heilige Geist zur Erde herabfuhr und die Jünger Jesu befähigte den wahren Glauben zu erkennen und zu lehren, Wunder zu verrichten und durch Hände auflegen den heiligen Geist anderen Menschen mitzutheilen. Die Katholiken glauben, daß der heilige Geist von den Jüngern und deren Schülern auf die Priesterschaft übertragen worden sei, in derem Verbande er durch gegenseitige Begabung sich erhalten habe und noch gegenwärtig wirke; in der Art daß die Priesterschaft durch das Innewohnen des heiligen Geistes befähigt werde den Glauben auszubilden, dunkles zu erläutern, fehlendes zu ergänzen und ein allen Christen gemeinschaftliches Glaubensgebäude, die allgemeine (katholische) Kirche zu gestalten. Die Evangelischen dagegen glauben daß die Wirksamkeit des heiligen Geistes in einzelen Menschen längst erloschen sei mit dem Leben der Apostel und wollen deshalb die weitergehenden Beschlüsse der ehemaligen Priesterschaft, der Päpste Concilien und Sünoden nicht anerkennen.

Wenn nun die Wissenschaft erweist, daß dieser Glaube auf der altsemitischen Vorstellung vom Geiste der Weissagung beruhe (§. 49) die späterhin durch den Einfluß chaldäischer Vorstellungen vom Schöpferworte sich erweiterte zum Glauben an den Logos, den Geist des Theos, der im Anfange der Welt neben diesem gewesen sei, aber mit ihm gleich und in der Erscheinung Jesu sich menschlich gestaltet habe. Wenn er zeigt wie dieser Glaube das Werk des denkens der Menschen sei, erweist dann nicht die Wissenschaft der Menschenliebe einen Dienst, indem sie die Schranke zwischen Katholiken und Evangelischen niederwirft und Bruderliebe an die Stelle der Abneigung und Geringschätzung setzet? Heißt es nicht die Sittlichkeit fördern wenn Achtung und Zuneigung den Haß und die Anfeindung verdrängen? Ist der altsemitische Glaube an den heiligen Geist wichtig genug, um Völker Volksgenossen ja die Glieder der Familien zu trennen durch eine Abneigung, die keinen anderen Grund hat als diesen ursprünglich heidnischen Glauben, aus dem Alles sich ableitet was sie unter sich und von anderen Menschen scheidet? Denke dir die altsemitischen Vorstellungen vom Menschenopfer und der Gabe der Weissagung als geschwunden und du siehst Katholiken und Evangelische Christen und Juden vereinigt im Glauben an die allgemeine Menschenliebe, welche sie an einander kettet als Glieder der großen Menschenfamilie. Daß die alten Wüstenvölker solchen Glauben schufen war menschlich; daß wir ihn aber gewaltsam beibehalten wollen ist unmenschlich.

V. Leider haben die Genossen aller Religionen durch Glaubenshaß und Verfolgung sich entwürdigt und ich würde gern den ohnehin streitigen Glaubenssatz der Dreieinigkeit hingeben, wenn damit wie du hoffest allgemeine Menschenliebe zu erreichen wäre. Allein du kannst an den Muhammadanern erkennen die an ihren ewigen Allah glauben, daß der Glaubenshaß in der Bosheit der Menschen liege und die Form des Glaubens nur den Namen oder die Gestaltung darleihe.

S. Um die Muhammadaner einzuschließen in den Bruderbund müssen wir tiefer greifen und zwar in dem Gottesglauben die Schranke erkennen. Jener glaubt wie Christ oder Mosait nicht an einen allen Menschen zugewandten Gott, sondern an seinen besonderen in dessen Wesen er sich selbst spiegelt; sobald er glaubt mit seinem Allah im Einklange zu sein führt er ungescheut jede Missethat aus zu der sein eigenes Wesen ihn antreibt; fehlte ihm dieser Glaube an das göttliche Spiegelbild seines eigenen Wesens, dann würde die mangelnde Zuversicht seinen Glaubenshaß und seinen Eifer schwächen.

V. Deshalb sollte aber nicht der Gottesglaube untergraben sondern gepflegt werden, damit durch ihn alle zur richtigen Erkenntniß sich vereinen.

S. Wie aber, wenn sich erweist daß der wahre Gottesglaube unfaßlich sei, daß der Mensch vergeblich sich bemühe das unermeßliche in Zeit und Raum, das ewige und allgegenwärtige als ein gestaltetes Wesen in seine Vorstellungen aufzunehmen? Ist es nicht das vergebliche dieses bemühens, welches den Menschen verleitet an die Stelle des unfaßlichen ein Bild zu setzen welches ihm selbst gleiche, und darüber zu vergessen was sein wirkliches Wohlergehen bedingt? Jeder glaubt weil er sich im Einklange fühle mit seinem Gotte, seinem Ebenbilde, so müsse dieser der wahre Gott sein; alle anderen seien also falsch, müßten ausgerottet werden und ihre Bekenner seien Betrüger welche Strafe verdieneten oder verblendete welche man bezwingen müsse.

Keine einzige unter allen Vorstellungen, sei sie christlich jüdisch oder muhammadanisch, kann das Unermeßliche fassen und deshalb waren von jeher alle Gestalten Namen Bezeichnungen ungenügend und irreleitend. Sie waren enger oder weiter je nach dem Wesen und der Fassung des gläubigen Einzelen, wurden nebensächlich gedeutet je nach dem erlernten Bekenntnisse oder den örtlichen Lebensverhältnissen. Muhammad lehrte daß Allah's Augen 9000 Tagereisen von einander entfernt seien; wogegen Moses Feuerherr auf einer Bergspitze Raum genug hatte; Ares (Kriegswalter der Helenen) bedeckte vor Troja nieder fallend nur 7 Acker Land. Die Götter wuchsen im Laufe der Jahrhunderte mit den Verhältnissen der Men=

schen. Selbst die weitesten Vorstellungen können nicht das Unermeßliche einschließen; sie sind wie alle anderen vergebliche Versuche das Grenzenlose zu umgrenzen. Ob das Menschenwesen welches den Maßstab anlegte den größten oder kleinsten der zur Zeit vorhandenen wählte blieb dem Unermeßlichen gegenüber gleich; denn das größte Maß reicht ebenso wenig aus wie das kleinste. Seitdem der Mensch in Fortbildung seines Gottesglaubens von den sichtbaren Übermächten sich erhob um die Vollkommenheit zu erfassen, hat er eine unlösliche Aufgabe sich gestellt; die erhabenste Gottesvorstellung aller Zeiten kann nichts sein als ein Versuch die edelste Menschenform, die höchsten Eigenschaften des Menschenwesens in das Unendliche zu erweitern und diese unabsehbare Vergrößerung als ein unabhängiges Wesen sich zu denken. Ist es rathsamer dieses augenfällig vergebliche und stets vergeblich bleibende bemühen unter gegenseitiger Anfeindung fortzusetzen oder zum Vortheile der Gesittung und allgemeinen Menschenliebe aufzugeben?

§. 279. Vater. Wir dürfen und können den göttlichen Keim nicht ausrotten; die Religion wird als ein ursprüngliches übernatürliches übersinnliches Wesen der Welt bestehen bleiben, dem alles Menschenwerk sich unterordnen und einfügen muß.

Sohn. Wie aber, wenn die **Religion als Menschenwerk** sich erweist, als das unermüdliche bemühen der Menschen das jenseit seiner Sinne Liegende, die außersinnliche Welt mittelst seiner Einbildung zu erforschen? (§. 62). Ein Übernatürliches (Metafüsisches nach griechischen Wurzelwörtern oder Supernaturalistisches nach lateinischen) kann es nicht geben; denn sobald es da ist und wirkt gehört es der Natur, der Welt an. Ebenso wenig ist es ein Übersinnliches sondern ein Außersinnliches; denn der Bereich unserer Sinne erstreckt sich nach allen Seiten und seine fortgehende Erweiterung schiebt die Grenzen seiner Sinnenwelt hinaus, zieht das jenseit der Sinnesgrenzen liegende Außersinnliche hinein, dringt vor in das dunkle Gebiet und erhellt mit dem Lichte der Wissenschaft die Räume wo vordem die Einbildung im Dunkeln umher flattern mußte. Die Folge ist daß der Mensch seine Scheu vor dem Außersinnlichen ablegt, daß er nicht länger seiner Einbildung vertraut und mit deren Ergebnissen sich begnügt, sondern auf das Erkannte sich stützend in erprobter Weise langsam aber sicher vorzudringen sucht, rastlos und vorsichtig weiter gelangend. Er erkennt was seine Vorfahren nur ahneten, berichtigt was sie zu erkennen glaubten; der fliegenden Einbildung mißtrauend der unsere Vorfahren sich überlassen mußten, gelangt er auf den schwierigen Pfaden des forschens zu Ergebnissen aus Thatsachen.

Die Pfade auf denen die alten Völker zu ihrer Erkenntniß gelangten, zu ihrem Glauben und zu dem was wir Religion nennen, lagen in der selben Richtung. Ihr streben war kein höheres sondern das gleiche; denn sie suchten ebenso wie wir zur Erkenntniß der Weltvorgänge zu gelangen. Weil ihnen aber die Vorkenntnisse fehlten welche die größeren Bildungschätze der Gegenwart zu unserer Verfügung stellen, so griffen sie zu anderen Mitteln um die Erscheinungen zu erklären, überreizten ihre Nerven und wendeten ihre Einbildung an um durch Auffindung äußerer Änlichkeiten den übermächtigen Erscheinungen Gestalten zu verleihen und die Welt mit Geistern zu beleben (§. 17) oder durch Erregungen Eindrücke in sich hervorzurufen welche scheinbar nicht der Sinnenwelt angehörten (§ 63). Durch diese Mittel schufen sie sich das Reich der Vorstellungen welche wir gewohnt sind als Religion zu bezeichnen; was uns als Geheimniß Offenbarung Weissagung u. s. w. gelehrt wird und uns um so wunderbarer erscheint, je mehr wir vergessen wie einfach und rückständig die Mittel waren deren man sich bediente zur Erlangung dieser Vorstellungen (§. 66) die man vor Jahrtausenden empfing und verbreitete in der ehrlichen Überzeugung daß sie unmittelbar der außersinnlichen Welt entstammeten. Was haben aber wir Europäer mit dem alten heidnischen Semitenthume zu schaffen?

V. Es läßt sich doch nicht verkennen daß die Glaubenssätze unserer Religion schon in ihrer Gestaltung den übermenschlichen Ursprung verrathen; sie sind einfach und stehen seit Jahrtausenden fest wie Granitfelsen.

S. Im Gegentheile tragen sie auch das Gepräge ihres menschlichen Ursprunges in den vielfachen Abänderungen welche sie erlitten haben und die nur durch ihre menschliche Art erklärt werden können; ferner in ihrer Vieldeutigkeit die von keiner Vollkommenheit zeugt, zu endlosen Zwisten und blutigen Kriegen führte; endlich in der nachweisbaren stufenweisen Heranbildung in dem Verhältnisse zur allmälig fortgeschritten Erkenntniß der Menschen welche sie hegten. Betrachtet man die einzelnen Glaubenssätze, so ergibt sich Folgendes:

daß der Gottesglaube im Laufe der Jahrtausende von den Menschen entwickelt ward, beginnend aus den kleinsten Anfängen der Erkenntniß persönlicher Übermächte, fortschreitend zur Ehrfurcht vor örtlichen Übermächten, darauf zur Anerkennung außerirdischer, bis die Steigerung zur versuchten Vorstellung von einem vollkommenen Wesen führte welches die ganze Welt erfülle (§. 61);

daß der Glaube an die Dreieinigkeit im 4. Jahrh. nach Ch. G. durch Menschen erschaffen sei, auf Grund altsemitischer Vorstellungen, die aus den örtlichen Verhältnissen des Stammvolkes entstanden

waren (§. 49) und im Verkehre mit andern Völkern die Gestalt gewonnen hatten welche im Christenthume sich vorfindet;

daß der Unsterblichkeitglaube aus rein menschlichen Beobachtungen der Ägüpter gebildet worden sei (§. 88), und vom einfachsten Gespensterglauben herangebildet ward in dem Verhältnisse wie die Erkenntniß der Menschen sich erweiterte und berichtigte (§. 98);

daß die Vorstellungen von gut und böse aus der allgemein waltenden Weltstellung des Menschengeschlechtes erwuchsen, in Folge welcher die Weltvorgänge theils günstig theils ungünstig auf den Menschen wirkend ihm Anlaß gaben, seine Eindrücke außer sich versetzend die Welt in gut und böse einzutheilen, diese Eintheilung in rein menschlicher Weise umzugestalten (§. 100) und bis zum äußersten, zur Weltspaltung verfolgten (§. 120) immer dem Verhältnisse gemäß in welchem seine Erkenntniß sich bereicherte und schärfte;

daß die Vorstellungen von Pflicht und Sünde erwuchsen aus den menschlichen Beobachtungen, zu denen die eigenen Handlungen wie die anderer Menschen Anlaß gaben (§. 125), so wie das Gewissen die besondere Art sei in welcher die menschliche Erkenntniß das pflichtmäßige oder pflichtwidrige eigene thun ermißt und beurtheilt (§. 134) menschenartig irrend und sich berichtigend;

daß die Vorstellung von Lohn und Strafe entstanden sei aus der Vergleichung menschlicher Handlungen mit wiederholt darauf folgenden günstigen oder ungünstigen Begebenheiten (§. 139), die je nach den Ursachverhältnissen welche die menschliche Erkenntniß zur Zeit zu entdecken glaubte, als Lohn oder Strafe für die vorher gegangenen Handlungen gedeutet wurden; je nach den Ergebnissen der fortschreitenden Forschungen von den Menschen beliebig verändert in sich wie auch in ihrer gegenseitigen Stellung (§. 159);

daß in gleicher Weise die untergeordneten Glaubenssätze entstanden, die sogenannten Religionsgeheimnisse wie: der Messiasglaube (§. 163), die Heilsmittel (Sakramente) der Taufe und des Abendmahles (§. 186) und andere; die Verehrung der Seelen der Heiligen so wie deren Überreste (Reliquien) und Bilder (§. 193) der Begabung mit dem heiligen Geiste und der Eingebungen durch den heiligen Geist (§. 188) der wunderbaren Träume und Erscheinungen (§. 63) der Weissagungen und Vorausblicke in die Zukunft (§. 66) u. s. w. zahllos verschieden gedeutete Vorgänge der Welt.

In allen diesen Bezügen des Menschen zur außersinnlichen Welt ist nachgewiesen worden, daß die Vorstellungen deren gemeinsames in den Begriff der Religion zusammengefaßt wird, menschlich entstanden und fortgebildet wurden, daß ihre einzige Quelle und Stütze zu suchen sei im Menschenwesen mit seinen Fähigkeiten und Mängeln.

Daß also der Mensch nicht allein berechtigt sondern verpflichtet sei, sie fernerhin fortzubilden zu verändern oder der Rückbildung zu übergeben um richtigeres an ihre Stelle zu setzen.

V. Zerstören könnt ihr aber nicht besseres an die Stelle setzen. Unsre Zeit hat weder Kraft noch Beruf neues zu schaffen; denn alles ist in Gärung und Auflösung und ob aus dem Gebräue etwas werden könne wer mag das wissen. Das bestehende wollt ihr nicht gelten lassen und vermögt doch nicht festes an die Stelle zu setzen.

§. 280. Sohn. Das Neue braucht nicht erst erfunden oder geschaffen zu werden, denn es ist schon längst da, ist bereits übermächtig und drängt durch sein auftreten alles veraltete zurück: **die Setzung der Wissenschaft an die Stelle der Religion** ist längst geschehen und vollendet sich in der Gegenwart.

Vater. Das heißt ihr wollt das Sinnliche an die Stelle des Übersinnlichen, das Niedere an die Stelle des Höheren setzen, die Materie zum Gott machen und den Genuß zum Erlöser von allen Erdenleiden. Für euch ist nichts da als Stoff, glauben wollt ihr nur was sich mit Augen sehen und mit Händen greifen läßt oder den Magen zu füllen vermag. Die Wissenschaften sind brauchbar in ihren irdischen Bereichen, aber sie müssen sich nicht auf das Gebiet der Religion begeben. Jedem das Seine. Das Sinnliche hat seine Rechte, aber das Übersinnliche noch mehr.

S. Wie bereits erwähnt gibt es kein Übersinnliches sondern nur Außersinnliches, nämlich zur Zeit außerhalb der Grenzen unserer Sinne liegendes, dessen erforschen die Menschen sich angelegen sein lassen.

V. Ist es aber nicht Pflicht eines jeden Menschen, wenn seine Erkenntniß bis an die Grenze gelangt ist welche seine Beschränktheit setzt, dort an der Schranke Halt zu machen und das jenseit liegende unerforschliche Geheimniß demuthvoll zu betrachten und gläubig zu verehren? Bieten nicht Ehrfurcht und Glauben eine genügende Ergänzung für die Freude des erkennens diesseit der Schranken und sind jene nicht die schönsten Bethätigungen der Menschenseele, die uns am höchsten erheben?

S. Die Ehrfurcht hat den Menschen seit Jahrtausenden geleitet und wird ihm auch ferner verbleiben; es wechseln nur die Gegenstände oder Vorgänge welche Anlaß dazu geben. Die Israeliten erblickten ihr Verehrungwesen in einer wirbelnden Wüstenwolke oder als Feuer herabfahrend und wurden gläubig von Ehrfurcht durchschauert. Wir erkennen die geröthete wirbelnde Sandwolke als Wirkung der Luft-

strömung und wissen daß Feuer die Erscheinung vorgehenden verbindens von Stoffen sei, würden also beim Anblicke keine Ehrfurcht empfinden. Sind wir deshalb gottlos geworden oder haben wir das Höhere durch das Niedere ersetzt? Ehrfurcht ist auf allen Stufen der Bildung vorhanden; denn sie ergreift jeden der einem verborgenen unerklärten wirken gegenübersteht. In ihrer rückständigsten Form ist sie lediglich Furcht, denn der rückständige Mensch erwartet Unheil von jedem was er nicht kennt; für ihn ist die Welt voll von schädlichen Fetischen bösen Geistern Ungeheuern schlechten Menschen u. s. w. und alles Unbekannte rechnet er zum furchtbaren, denn das Böse ist nach seiner Vorstellung die Regel in der Welt, das Gute nur die Ausnahme. Die Ehrfurcht erhebt sich in dem Verhältnisse wie die Menschen fortschreiten in ihrer Bildung; sie nähert sich um so mehr der Bewunderung je freundlicher die Ansichten von der Welt sich gestalten. Allein selbst in den höheren Äußerungen der Gläubigen der Gegenwart liegt noch viele Furcht am Grunde; der Mensch kann sich des Gedankens nicht erwehren daß das verborgene, das Außersinnliche ihm ebenso wol Unheil wie Glück bringen könne.

V. Du erkennst also auch die Ehrfurcht an, welche den Menschen befällt sobald er mit seiner Erkenntniß an die Schranke gelangt welche der allweise Schöpfer dem Menschen gesetzt hat. Du wirst also auch anerkennen müssen, daß das jenseitige nur durch den Glauben erfaßt werden könne.

S. Darin stimmen wir nicht überein. Wir erkennen beide an daß die menschlichen Fähigkeiten begrenzt sind, daß unsere Erkenntniß auf allen Seiten Schranken vorfindet, jenseit derer das dunkle liegt. Allein du betrachtest diese Schranken als unverrückbar vom Schöpfer gesetzt; ich dagegen betrachte sie als verschiebbar, als Schranken die für jeden Menschen verschieden sind je nachdem seine Stufe der Erkenntniß ihn befähigte vorzudringen; als eine zeitweilige Abgrenzung, die jeder hinausschiebt sobald er den Bereich seiner Erkenntniß ausdehnt, so oft er für seine Sinnenwelt etwas erobert was ihm vordem außersinnlich war.

Hierin unterscheiden sich vornehmlich die Gläubigen von den Denkern. Erstere nehmen an die Schranken seien auf einer bestimmten Grenze ein für alle mal festgestellt; der Mensch könne nur bis dorthin vordringen mit seinem Wissen und solle alles jenseit Liegende mit Ehrfurcht so betrachten und gestalten, wie vor Jahrtausenden die alten Aegypter und Kaldäer es gethan und in ihrer damaligen Vorstellung uns vererbt haben. Letztere erkennen ebenfalls an daß Schranken da seien, aber nicht unverrückbar festgesetzt sondern unabläßig vorgeschoben und jederzeit an der Stelle befindlich bis wohin

zur Zeit die menschliche Erkenntniß vordringen konnte, auch bisher so oft hinaus geschoben wie diese Erkenntniß sich erweitert habe.

V. Ihr müßt aber ebenso Ehrfurcht vor dem jenseit der Grenze liegenden Geheimnisse empfinden, möge eure Schranke auch noch so beweglich und lose sein?

S. Das jenseit Liegende ist uns dunkel wie euch. Nur suchen wir mit unserer Erkenntniß hinein zu dringen, während ihr eure Einbildung hinein sendet; wir tappen und forschen weiter um Licht zu gewinnen, ihr dagegen durchfliegt das Dunkel mit geschlossenen Augen und füllt es aus mit Gestalten eurer Einbildung oder der Einbildung der Ägüpter und Semiten früherer Jahrtausende. Weil die Gläubigen nichts erkennen können und doch finden daß die außersinnliche Welt auf sie einwirke, so versetzen sie diese Eindrücke, also ihr eigenes Wesen, über die Schranken hinaus in das dunkle Reich. Da aber dort keine Grenzen sie beengen: so erweitern sie ihr eigenes denken und fühlen um sich selbst als unermeßliches Wesen zu erkennen. Was die meisten hochgebildeten Gläubigen ihren Gottesglauben nennen ist mehr oder weniger Selbstvergötterung.

V. Daß menschliche Schwächen den Glauben trüben ist unvermeidlich, denn jeder Glaube muß menschlich ausgesprochen werden um anderen verständlich zu sein. Du wirst aber erkennen, daß allen Formen, also auch dem forschen der Wissenschaften, ein Gottesstreben zum Grunde liege, das Bewußtsein daß jenseit der Schranke das unermeßliche vollkommene Geheimniß walte. Diese gemeinschaftliche Überzeugung ist viel wichtiger als alle Verschiedenheiten der Form des Glaubens, denn sie bleibt bestehen wenn auch die Menschen mit ihren getrübten Vorstellungen wechseln. Mit dem streben lebt auch der Glaube, der das jenseitige mit ehrfurchtvoller Scheu bewundert und als religiöses Gefühl auf sich wirken läßt.

S. Allen gemeinschaftlich ist nur das streben nach Erkenntniß des All, welches du in deiner Weise Gottesstreben nennst. Es wird hoffentlich der Menschheit verbleiben so lange sie lebt. Jeder an die Grenzen seiner Erkenntniß gelangend will weiter vordringen; wenn er aber nicht im Stande ist die Schranken vorzurücken oder zu überspringen, dann richtet er sein blödes Auge hinaus in die dunkle Unermeßlichkeit: der Denker um Vermuthungen anzustellen die seinen Forschungen und Versuchen zum Anhalte dienen sollen; der Gläubige dagegen um mittelst seiner Einbildung Gestalten zu schaffen, die er zu schauen wähnt und über die er mit seinen Nebenmenschen streitet, weil deren Einbildung andere Gestalten schafft. Der Gläubige haßt verfolgt und tödet diese als falschgläubige Ketzer, obgleich sie nur das selbe thaten wie er; aber in dem selben vergeblichen bemühen das Uner-

meßliche auszumessen und das Unbegrenzte zu umgrenzen, durch ihre besondere Einbildung zu anderen Gestaltungen gelangten.

Ist es nicht viel besser die Erkenntniß nach Kräften zu erweitern und, vor der jedesmaligen Schranke stehend, nicht die Einbildung hinein zu senden in das Dunkel, sondern zu streben mit der Erkenntniß dort hinein zu dringen, um Licht zu schaffen wo vordem Finsterniß herrschte? Gehen wir nicht sicherer, wenn wir unsere Sehnsucht zügeln bis die Erkenntniß uns festes schafft, statt durch die Einbildung schwankende und Streit erregende Bilder herbei zu ziehen die jeder nach seinem eigenen Wesen formt? Wir können mit der selben Andacht auf die Wohlthaten blicken welche die Welt dem Menschen bietet, mit dem selben unerschütterlichen Vertrauen die feste Ordnung betrachten welche die Weltvorgänge regelt, mit der selben Zuversicht den Lohn unserer Handlungen erwarten, wenn wir uns bemühen sie in Einklang mit der übrigen Welt zu setzen. Ist es nicht bescheidener das zur Zeit Unerkannte auf sich beruhen zu lassen bis wir es erkennen lernen, als mit unseren Nebenmenschen zu streiten über das was wir selbst als Geheimniß bezeichnen, welches die lehrenden Priester als unerforschlich bezeichnen und ebenso wenig begreifen wie die Lernenden? Alle Menschen würden darüber einig sein oder viel leichter darin geeinigt werden können, wenn wir uns darauf beschränkten das erkennbare zu erfassen. Jeder Mann würde in dem anderen einen Bruder erkennen der mit ihm den selben Weg wandelt, strebt wie er, irrt wie er, aber auch findet und schafft zum Wohle Aller.

V. Richtig! im Unglauben würden Alle einig sein, denn jede Null ist gleich Null.

S. Nicht im Unglauben, sondern im streben nach wissen. Wir Menschen sollten uns bescheiden wie es unserem beschränkten Wesen angemessen ist; wir sollten uns bemühen die faßlichen Einzelheiten der Welt zu erkennen; aus der wiederholten Aufeinanderfolge von Vorgängen die Ursachverhältnisse zu erforschen; aus diesen Ursachverhältnissen das gemeinsame als Gesetze und das wirkende als Kräfte ausscheiden in unseren Gedanken; aus dem gemeinsamen der Vorstellungen Begriffe bilden, um in immer weiteren Kreisen die Weltgestaltungen und Vorgänge in ihren Einzelheiten wie in ihrem gemeinsamen zu erkennen, soweit die Grenzen unserer Fähigkeiten es ermöglichen. Auf diesem Wege würde uns auch verständlich, welche Stellung die Menschheit in der Welt einnimmt und der einzele Mensch in seiner Umgebung. Jedem könnte sein Bereich und dessen Bezüge zur übrigen Welt um so deutlicher werden, je mehr seine Erkenntniß auf das sich beschränken wollte was er zu erfassen vermag. Dem beschränkten Menschenwesen ist es doch weit angemessener, wenn man sich bescheidet

auf das begrenzte und dagegen das zur Zeit verborgene Gebiet außerhalb der Sinne auf sich beruhen läßt, als wenn der Mensch sich vermißt das ihm zur Zeit Unmögliche möglich machen zu wollen, das Unbegrenzte Unermeßliche Verborgene in eine Gestalt zu zwängen, in die Vorstellung von einem persönlichen Wesen welches jeder zum Ebenbilde seines eigenen Wesens macht. Ist es nicht besser durch Bescheidenheit Frieden zu stiften und Menschenglück zu fördern, als durch Unbescheidenheit und vermessenes verfahren Unfrieden zu schaffen und Glaubenshaß? Der vergebliche Versuch das Unbegrenzte zu erfassen, der fromme Glaube, ist reiner Materialismus; wir Freidenker sind, dem Sprachgebrauche gemäß, als echte Spiritualisten zu bezeichnen; denn wir wollen das Geistige, d. h. das Unerkannte vor der Verkörperung schützen, wollen verhindern daß die menschliche Einbildung ihr Spiel treibe mit dem was zur Zeit jenseit der Grenzen unserer Erkenntniß liegt. Wir wollen die Fähigkeiten des Menschenwesens, die Erkenntniß, als berechtigt anerkennen und fördern, aber die Mängel desselben in ihren Schranken halten. Der gläubige schließt seine Augen und schauert voll Ehrfurcht vor dem Dunkel; der wissende hält sie offen und erfreut sich des Lichtes der Erkenntniß.

V. Forscht ihr nur immer weiter. Ich begleite euch nicht in das Gebiet des Unglaubens. So lange ich noch lebe halte ich meinen Glauben fest, meinen Trost im leben, meine Hoffnung im sterben.

S. Wie in uns zwei Zeitfolgen der selben Familie sich scheiden, so trennt sich überhaupt in der Gegenwart eine alte und neue Welt. Das Alte hat seinen Dienst geleistet, seine Bestimmung erfüllt, hat zu seiner Zeit gewirkt und genützt, geht aber jetzt in den Tod; das folgende Neue keimt und blühet an seiner Statt zum schöneren Leben.

Inhalt des zweiten Bandes.

Lohn und Strafe.

Erlösung.

Christenthum.

*) S. 208, Zeile 3 von oben ist die Bezeichnung § 208 irrthümlich ausgelassen

Wissenschaft und Religion.

Vater und Sohn. Gespräche über Gott und Unsterblichkeit.

Druck von G. Reusche in Leipzig





